FESTSCHRIFT

ZUR

FEIER DES HUNDERTFÜNFZIGJÄHRIGEN BESTEHENS

DER

KÖNIGLICHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU GÖTTINGEN

BEITRÄGE
ZUR
GELEHRTENGESCHICHTE GÖTTINGENS

MIT EINEM TITELBILDE UND 13 TAFELN

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1901



Weidmannsche Buchhandlung Berlin. Gravure Meisenbach Riffarth & Co. Berlin.

C. F. GAUSS.
(Nach dem Bilde von Schwarz vergl. pag. 8-9.)

Inhalt.

Gauss' wissenschaftliches Tagebuch
1796—1814.

Mit Anmerkungen herausgegeben

von

Felix Klein.

Hierzu ein Portrait von Gauss aus dem Jahre 1803 und ein Facsimile.

—×—

Inhaltsübersicht

zum

Gaussischen Tagebuche.

Vorbemerkungen.

Die tagebuchartigen Aufzeichnungen von Gauss, welche im Folgenden zum ersten Male zusammenhängend zur Veröffentlichung kommen, füllen 19 kleine Oktavseiten in einem unscheinbaren Heftchen, welches sich seit Gauss' Tode in der Familie weiter vererbt hat und uns durch Vermittelung von Herrn Stäckel im Sommer 1898 seitens des Enkels von Gauss, des Herrn C. Gauss in Hameln, zur Benutzung bei der Weiterführung der Gesamtausgabe von Gauss' Werken zur Verfügung gestellt wurde. Herr C. Gauss hat später — unter Wahrung seines persönlichen Eigentumsrechts — in dankenswerter Weise verfügt, daß besagtes Heftchen dauernd im hiesigen Gauss-Archiv aufbewahrt werden soll.

Die außerordentliche wissenschaftliche Bedeutung dieses Tagebuchs oder Notizenjournals (wie es Gauss selbst gelegentlich in einem Brief an Olbers nennt; siehe Nr. 88 des folgenden Abdrucks) ist von mir bereits im zweiten derjenigen Berichte, welche ich der K. Gesellschaft der Wissenschaften alljährlich über den Stand der Herausgabe von Gauss' Werken erstatte, unter Mitteilung einiger charakteristischer Stellen hervorgehoben worden,*) — sie tritt nicht minder in dem neuerschienenen Band VIII von Gauss' Werken hervor, wo wir vielfach auf die Angaben des Tagebuches recurrieren konnten. Nach dem von der K. Gesellschaft angenommenen allgemeinen Plane für die Weiterführung der Gesamtausgabe soll dasselbe mit dem gesamten sonstigen in Betracht kommenden biographischen Material zusammen in Band X der Werke ausführlich publiziert und bearbeitet werden. Aber es ist bis dahin noch ein langer Weg, dessen Ende

*) Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1899, Geschäftliche Mitteilungen, Heft 1.

noch nicht mit Sicherheit abzusehen sein dürfte. Ich glaube also auf allgemeine Zustimmung rechnen zu dürfen, wenn ich das Tagebuch hier vorab als Beitrag zu der von der K. Gesellschaft der Wissenschaften anläßlich ihres 150 jährigen Bestehens geplanten historischen Festschrift in vorläufiger Form veröffentliche. Die endgültige Bearbeitung in Band X wird damit nichts an ihrem Werte verlieren, sie wird aber dadurch, daß das Material schon jetzt zur öffentlichen Kenntnis und öffentlichen Diskussion kommt, erleichtert werden.

Zwei Dinge dürfen ja wohl gleich hier vorab hervorgehoben werden, welche dem Tagebuch einen unvergleichlichen biographischen Wert verleihen.

Das eine ist der unmittelbare, sozusagen persönliche Einblick, den wir gerade für die entscheidenden Jahre 1796—1800 in den wissenschaflichen Werdegang des jungen Gauss gewinnen*). Da ist noch keine Spur der abgeschlossenen Reife des wissenschaftlichen Urteils oder auch der vornehmen Zurückhaltung, wie sie Gauss in späteren Lebensjahren zu eigen waren. Wichtiges und Unwichtiges wechselt ab; neben Entdeckungen von der größten Tragweite finden sich Trivialitäten, wie sie der Anfänger zu überwinden hat; überall aber tritt der persönliche Anteil, den Gauss an seinen Mühen und Erfolgen nimmt, in überquellender Weise zu Tage. Und dabei immer wieder die Eigenart seines mathematischen Genius: induktiv, an der Hand von Zahlenrechnungen, die Resultate zu finden, um hinterher langsam, in härtester Arbeit, die Beweise zu zwingen.

Das andere ist die Verknüpfung der einzelnen wissenschaftlichen Fortschritte, die Gauss gelingen, und die genaue Datierung bestimmter Entdeckungen. Man kann allerdings den Wunsch nicht unterdrücken, Gauss möchte bei seinen Aufzeichnungen mit größerer Konsequenz vorgegangen sein und sich außerdem nicht so vielfach mit bloßen Andeutungen begnügt haben. Manche Frage nach der Entstehung von Gauss' späteren mathematischen Auffassungen und Ideen wird sich auch mit Hilfe des Tagebuches niemals beantworten lassen und andererseits wird uns manche Tagebuchnotiz dauernd unverständlich bleiben. Trotzdem ist der Fortschritt, der sich aus einem genauen Vergleich der einzelnen Nummern des Tagebuches mit den erhaltenen Stücken des Nachlasses ergeben muß, zweifellos ein sehr bedeutender. Ich habe

---

*) Gauss ist am 30. April 1777 geboren, war also, als er das Tagebuch am 30. März 1796 begann, noch nicht ganz 19 Jahre alt.

bei der folgenden Publikation als meine Hauptaufgabe angesehen, in dieser Hinsicht die Wege nur erst zu ebnen, und bin nur nach einer Seite weiter gegangen, indem ich nämlich das Material aus den Jahren 1797—1800 heranzog, welches sich auf die Theorie der elliptischen Funktionen bezieht. Das Hauptergebnis meiner betreffenden Studien findet sich in einer Fußnote zu Nr. 111 des Tagebuches (pag. 34 unten); die Fachgenossen müssen entscheiden, wie weit sie dasselbe als gesicherten Besitz acceptieren und dementsprechend die bisher geltende Auffassung abändern wollen.

Hinsichtlich der Art der im folgenden gegebenen Veröffentlichung und der hinzugefügten Bemerkungen mögen übrigens folgende Angaben vorausgeschickt werden.

Zunächst, was die Notizen des Tagebuchs selbst betrifft, so habe ich mich bei deren Wiedergabe keineswegs genau an die Äußerlichkeiten des Originals gebunden. Vor allen Dingen habe ich im Interesse der Übersichtlichkeit und der bequemeren Bezugnahme die sämtlichen Sätze durchlaufend numeriert (siehe auch das auf pag. 43 bis 44 abgedruckte Sachregister). Die Angaben über Ort und Zeit wurden möglichst gleichförmig gestaltet, und auch dem Text, wo es wünschenswert schien, hin und wieder ein Wort oder eine Silbe (die dann in eckige Klammern [—] eingeschlossen sind) hinzugefügt. Leicht erkennbare sprachliche Unrichtigkeiten wurden kurzweg verbessert. Die Formeln wurden herausgehoben und in moderner Weise gedruckt. Einer Anzahl Nummern wurden horizontale Striche zugesetzt; dieselben sollen in freier Form gewisse Marken von wechselnder Gestalt reproduzieren, welche Gauss den einzelnen Notizen vorangestellt hat, um deren Wichtigkeit hervorzuheben. Eine große Zahl der Notizen, insbesondere derjenigen zahlentheoretischen Inhalts, ist im Original unterstrichen; ich habe im Druck diese Unterstreichungen weggelassen, weil es scheint, als seien dieselben erst hinterher angebracht und darauf bezüglich, ob Gauss die einzelne Notiz bei späteren Arbeiten benutzt hat oder nicht. Im übrigen wolle man das unten zwischeu S. 30 und 31 folgende Facsimile einer Seite des Tagebuchs vergleichen, welche die Nummern 92—100 der weiterhin eingehaltenen Zählung enthält.

Dann aber, was die Bemerkungen angeht, die ich einzelnen Nummern zugesetzt habe, so haben sie sämtlich den Zweck, den aktenmäßigen Wert des mitgeteilten Materials zu erhöhen. Hierzu schien mir vor allen Dingen der Hinweis auf parallellaufende Zeitangaben in den bisherigen Veröffentlichungen von Gauss' Werken

oder Briefen erwünscht. Die Bände der Gesamtausgabe werden dabei durch bloße römische Ziffern zitiert; sonst finden sich noch abgekürzte Hinweise auf die Festrede, welche Schering 1877 gelegentlich der Feier von Gauss' hundertjährigem Geburtstage hielt (Abhandlungen der K. Gesellschaft der Wissenschaften, 22. Band), auf den Briefwechsel von Gauss mit W. Bolyai (herausgegeben von Fr. Schmidt und P. Stäckel, Leipzig 1899) und auf den Briefwechsel von Gauss mit Olbers (Wilhelm Olbers, sein Leben und seine Werke, herausgegeben von C. Schilling, zweiter Band, Berlin 1900). Besonderen Dank habe ich Herrn Dedekind für einige erläuternde Bemerkungen zu sagen, die ich mit der Chiffre D. versehen den in Betracht kommenden Nummern hinzufügte. Hierüber hinaus habe ich verschiedentlich auf den handschriftlichen Nachlaß von Gauss, wie er z. Z. im hiesigen Gauss-Archiv aufbewahrt wird, Bezug genommen und insbesondere bei denjenigen Nummern, die sich auf die elliptischen Funktionen in den Jahren 1797—1800 beziehen, solche Stücke des Nachlasses abgedruckt, die nun erst an der Hand des Tagebuches ihre volle Bedeutung gewinnen. Für die Jahre 1796, 1797 ist in dieser Hinsicht ein mit Schreibpapier durchschossenes Exemplar des Lehrbuches von Leiste: Die Arithmetik und Algebra, Wolfenbüttel 1790, (114 pag.), besonders wertvoll, indem Gauss damals auf dessen freie Seiten eine Reihe der interessantesten Eintragungen gemacht hat (wie er ja überhaupt in die Bücher seiner Bibliothek vielfach Notizen eintrug, gleich als wollte er jedes leere Blatt ausnutzen, das Dauer zu besitzen schien) *). Für die Jahre 1798—1800 kommen dann neben losen Zetteln, die sich zufällig erhalten haben, insbesondere die sogenannten Schedae in Betracht, d. h. Notizheftchen, welche in ungeregelter Aufeinanderfolge Zahlenrechnungen und Bemerkungen der verschiedensten Art, vielfach auch die Ansätze zu zusammenhängenden Darstellungen enthalten; das Nähere hierüber ist unten bei den einzelnen Nummern mitgeteilt. —

Ich habe noch nach verschiedenen Seiten hin für vielfache Unterstützung, die ich bei meiner Arbeit fand, Dank auszusprechen. Das Portrait des 26 jährigen Gauss, dessen Reproduktion an die Spitze dieser Veröffentlichung gestellt werden konnte, geht auf das Original zurück, welches im Sommer 1803 von Schwarz in Bremen angefertigt

---

*) Die Notizen aus Leiste werden in der Folge so citiert, daß jedesmal die Druckseite angegeben wird, neben der sie sich in dem durchschossenen Exemplare befinden.

und von Gauss an Olbers geschenkt wurde, der darüber am 21. August jenes Jahres an Gauss schreibt: „Vor allen Dingen meinen wärmsten, innigsten Dank für das mir so angenehme, unschätzbare Geschenk Ihres Portraits, das mir unser Schwarz gebracht hat. Es ist glücklicher Weise ganz zum Erstaunen ähnlich und frappiert alle sogleich, die es nur sehen und Sie gekannt haben. Schwarz hat sich selbst übertroffen: keiner Ihrer Züge ist verfehlt.“ Es ist uns leider nicht möglich gewesen, die Wiedergabe nach dem Original selbst anzufertigen, vielmehr wurde hierzu eine Photographie des Originals benutzt, die sich auf der hiesigen Sternwarte befindet und die zu ihrer Beglaubigung folgende Unterschrift trägt:

„Auf seinen Wunsch bezeuge ich dem Navigationslehrer Herrn Dr. Breusing, daß obige Photographie ein getreues Abbild einer Kreidezeichnung des Astronomen Prof. Dr. Gauss in Göttingen ist. Als Ehemann von Marie geb. Focke, einer Enkelin des Astronomen Dr. Olbers, bin ich im Besitze des Hauses, der Sternwarte und einer kleinen Sammlung näherer Freunde des seligen Großvaters, unter denen sich auch das obige Bild des verstorbenen Prof. Gauss befindet. Fräulein Sophie Hepke, eine 86 jährige noch lebende Nichte des seligen Astronomen Dr. Olbers, rühmte noch kürzlich diese Zeichnung als ein sehr gelungenes Bild des Professor Gauss in jüngeren Jahren, den sie im Hause ihres Onkels öfter gesehen und kennen gelernt hatte.“

„Bremen, Nov. 27. 1865.“ „J. L. Tölken, Dr. med.“

Die Reproduktion der in Rede stehenden Photographie hat Herr Ambronn dahier freundlichst vermittelt. Das Facsimile einer Seite des Tagebuches, welches am Schlusse folgt, ist von Herrn Brendel dahier (dem jetzigen Generalredaktor der Gaussausgabe) besorgt worden; derselbe hat mich durch seine große Kenntnis des Nachlasses auch sonst weitgehend unterstützt. Nicht minder bin ich den Bearbeitern von Bd. VIII der Gaussischen Werke, den Herren Börsch, Fricke und Stäckel, sowie den Herren Fueter und Sommer dahier für vielfache Bemerkungen und sonstige Hilfe verpflichtet. Der Mitwirkung von Herrn Dedekind gedachte ich schon oben; dieselbe erstreckte sich schließlich auf fast alle Teile des Tagebuches und ist mir besonders wertvoll gewesen.

Göttingen, den 3. Juli 1901.

F. Klein.

Gauss' Tagebuch 1796—1814.

1796.

1) Principia quibus innititur sectio circuli, ac divisibilitas eiusdem geometrica in septemdecim partes etc.

Mart. 30. Brunsvigae.

Das gleiche Datum in I, p. 476 (nach dem Vermerk in Gauss' Handexemplar der Disquisitiones Arithmeticae, Anm. zu Art. 365), ebenso in Sartorius v. Waltershausen, Gauss zum Gedächtnis, p. 16*); v. Waltershausen bemerkt dort:

„Diese Entdeckung" [der Konstruktion des Siebzehnecks], „welche Gauss bis zum Ende seines Lebens sehr hoch schätzte, ist es vornehmlich gewesen, welche seinem Leben eine bestimmte Richtung gegeben hat, denn von jenem Tage an war er fest entschlossen, nur der Mathematik sein Leben zu widmen."

2) Numerorum primorum non omnes numeros infra ipsos residua quadratica esse posse demonstratione munitum.

Apr. 8. Brunsvigae.

---

*) Die bald hernach erfolgte erste Veröffentlichung des Resultats (auf die bereits Schering in seiner Festrede von 1877 hinweist) ist seither noch nicht in extenso abgedruckt worden und mag daher hier reproduziert werden. Dieselbe findet sich im „Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung", Nr. 66, vom 1. Juni 1796 (p. 554 des Jahrgangs), und hat folgenden Wortlaut:

„Es ist jedem Anfänger der Geometrie bekannt, daß verschiedene ordentliche Vielecke, namentlich das Dreieck, Viereck, Fünfzehneck, und die, welche durch wiederholte Verdoppelung der Seitenzahl eines derselben entstehen, sich geometrisch konstruieren lassen. So weit war man schon zu Euklids Zeit, und es scheint, man habe sich seitdem allgemein überredet, daß das Gebiet der Elementargeometrie sich nicht weiter erstrecke: wenigstens kenne ich keinen geglückten Versuch, ihre Grenzen auf dieser Seite zu erweitern.

Desto mehr, dünkt mich, verdient die Entdeckung Aufmerksamkeit, daß *außer jenen ordentlichen Vielecken noch eine Menge anderer, z. B. das Siebenzehneck, einer geometrischen Konstruktion fähig ist.* Diese Entdeckung ist eigentlich nur ein Korollarium zu einer noch nicht ganz vollendeten Theorie von größerem Umfange und sie soll, sobald diese ihre Vollendung erhalten hat, dem Publikum vorgelegt werden."

„C. F. Gauss a. Braunschweig, Stud. der Mathematik zu Göttingen."

„Es verdient angemerkt zu werden, daß Herr Gauss jetzt in seinem 18. Jahre steht und sich hier in Braunschweig mit ebenso glücklichem Erfolg der Philosophie und der klassischen Litteratur als der höheren Mathematik gewidmet hat."

Den 18. April 96. „E. A. W. Zimmermann, Prof."

Vergl. I, p. 475, wo die Worte des Artikels 130 der Disquisitiones arithmeticae: „Postquam rigorose demonstravimus, quemvis numerum primum formae $4n+1$ et positive et negative acceptum alicujus numeri primi ipso minoris non-residuum esse . . ." mit folgender Bemerkung begleitet werden: *hanc demonstrationem deteximus 1796 Apr. 8.* Im Anschluß an diesen Satz giebt Gauss in Art. 131 seiner Disq. a. den ersten seiner sechs Beweise des quadratischen Reciprocitätsgesetzes, bezüglich dessen in I, p. 476 (Anm. zu Art. 131) des weiteren mitgeteilt wird: *Theorema fundamentale per inductionem detectum 1795 Martio. Demonstratio prima, quae in hac sectione traditur, inventa 1796 Apr.*

3) Formulae pro cosinibus angulorum peripheriae submultiplorum expressionem generaliorem non admittent nisi in duab[us] periodis.

Apr. 12. Brunsvigae.

4) Amplificatio normae residuorum ad residua et mensuras non indivisibiles.

Apr. 29. Gottingae.

Wegen des Datums vergl. I, p. 476 (Bem. zu Art. 133 der Disq. a.).

5) Numeri cuiusvis divisibilitas varia in binos primos.

Mai. 14. Gottingae.

6) Coefficientes aequationum per radicum potestates additas facile dantur.

Mai. 23. Gottingae.

Bezügliche Formeln finden sich in Leiste neben der Druckseite 6.

7) Transformatio seriei

$$1-2+8-64+\cdots$$

in fractionem continuam:

$$\cfrac{1}{1+\cfrac{2}{1+\cfrac{2}{1+\cfrac{8}{1+\cfrac{12}{1+\cfrac{32}{1+\cfrac{56}{1+\cfrac{128}{\cdots}}}}}}}}$$

$$1-1+1\cdot 3-1\cdot 3\cdot 7+1\cdot 3\cdot 7\cdot 15-\cdots=\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{2}{1+\cfrac{6}{1+\cfrac{12}{1+\cfrac{28}{\cdots}}}}}}$$

et aliae.

Mai. 24. Gottingae.

Vergl. unten No. 58.

8) Scalam simplicem in seriebus variatim recurrentibus esse functionem similem secundi ordinis scalarum componentium.

Mai. 26.

Als Scala einer recurrenten Reihe bezeichnen die älteren Mathematiker die Koeffizienten des linearen Gesetzes, welches die aufeinanderfolgenden Reihenglieder verbindet.

9) Comparationes infinitorum in numeris primis et factoribus cont[entorum].

Mai. 31. Gottingae.

10) Scala ubi seriei termini sunt producta vel adeo functiones quaecunque terminorum quotcunque serierum.

Jun. 3. Gottingae.

11) Formula pro summa factorum numeri cuiusvis compositi f[actor] gener[alis] $\frac{a^{n+1}-1}{a-1}$.

Jun. 5. Gottingae.

12) Periodorum summa omnibus infra modulum numeris pro elementis sumtis fact[or] gen[eralis] $\big((n+1)\,a-na\big)\,a^{n-1}$.

Jun. 5. Gottingae.

Der Ausdruck $\big((n+1)\,a-na\big)\,a^{n-1}$ ist hier genau so abgedruckt worden, wie er im Original zu stehen scheint, trotzdem er in dieser Form ersichtlich keinen verständlichen Sinn giebt.

13) Leges distributionis.

Jun. 19. Gottingae.

14) Factorum summae in infinito $=\frac{\pi^2}{6}\cdot$ sum[ma] num[erorum].

Jun. 20. Gottingae.

Vergl. No. 31 unten.

15) Coepi de multiplicatoribus (in formis divisorum form[arum] qu[adraticarum]) connexis cogitare.

Jun. 22. Gottingae.

Vergl. I, p. 476, wo zur Überschrift der sectio quinta der Disq. a. „de formis aequationibusque indeterminatis secundi gradus" vermerkt ist: *Inde a Jun. 22. 1796.*

16) Nova theorematis aurei demonstratio a priori toto coelo diversa eaque haud parum elegans.

Jun. 27.

Vergl. I, p. 476 (Bem. zu Art. 262 der Disq. a.), wo indes als Datum für die Auffindung dieses „zweiten Beweises" des quadratischen Reciprocitätsgesetzes, in Übereinstimmung mit Gauss' eigener Notiz in seinem Handexemplar der Disq. a., *1796 Juli 27* angegeben ist. Es handelt sich dabei offenbar um einen Schreibfehler.

17) Quaeque partitio numeri a in tria □ dat formam in tria □ separabilem.

Jul. 3.

□ ist so viel wie „quadrata".

18) ***ΕΥΡΗΚΑ*** num[erus] $= \Delta + \Delta + \Delta$.

Jul. 10. Gottingae.

$\Delta + \Delta + \Delta$ bedeutet ersichtlich: Summe dreier Dreieckszahlen.

19) Determinatio Euleriana formarum in quibus numeri compositi plus unâ vice continentur.

20) Principia componendi scalas serierum variatim recurrentium.

Jul. 16. Gottingae.

21) Methodus Euleriana pro demonstranda relatione inter rectangula sub segmentis rectarum sese secantium in sectionibus conicis ad omnes curvas applicatum.

Jul. 31. Gottingae.

22) $a^{2^{\overline{n}}+1}(p) \equiv 1$ semper solvere in potestate.

Aug. 3. Gottingae.

Der Exponent von a ist nicht recht verständlich; er ist aber möglichst genau nach dem Original wiedergegeben.

23) Rationem theorematis aurei quomodo profundius perscrutari oporteat perspexi et ad hoc accingor supra quadraticas aequa-

tiones egredi conatus. Inventio formularum qui semper per primos: $\sqrt[n]{1}$ (numerice) dividi possunt.

Aug. 13. Gottingae.

Ansatz zum dritten und vierten Beweise des Reciprocitätsgesetzes quadratischer Reste; siehe unten, No. 30.

24) Obiter $(a + b\sqrt{-1})^{m+n\sqrt{-1}}$ evolutum.

Aug. 14.

25) Rei summa iamiam intellecta. Restat ut singula muniantur.

Aug. 16. Gottingae.

26) $(a^p) \equiv (a)$ mod. p, a radix aequationis cuiusvis quomodocunque irrationalis.

[Aug.] 18.

Wahrscheinlich bedeutet (a) eine Funktion von x, die für $x = a$ verschwindet, und entsprechend (a^p) die Funktion, deren Wurzeln die p^{ten} Potenzen von den Wurzeln der ersten Funktion sind; p Primzahl (D).

27) Si P, Q functiones alg[ebraicae] quantitatis indeterminatae fuerint inc[ognitae]. Datur:

$$tP + uQ = 1$$

in algebra tum speciata tum numerica.

[Aug.] 19. Gottingae.

Algebra speciata = Buchstabenrechnung.

28) Exprimuntur potestates radicum aequationis propositae aggregatae per coefficientes aequationis lege perquam simplici (cum aliis quibusdam geometr[icis] in Exercc:).

[Aug.] 21. Gottingae.

29) Summatio seriei infinitae

$$1 + \frac{x^n}{1\ldots n} + \frac{x^{2n}}{1\ldots 2n} + \cdots$$

eod[em] [die].

30) Minutiis quibusdam exceptis feliciter scopum attigi scil[icet] si

$$p^n \equiv 1 \ (\text{mod } \pi)$$

fore $x^\pi - 1$ compositum e factoribus gradum n non excedentibus et proin aequationem conditionalem fore solubilem; unde duas theor[ematis] aurei demonstr[ationes] deduxi.

Sept. 2. Gottingae.

Siehe oben, No. 23, und No. 68 unten. Die aequatio conditionalis ist vermutlich dieselbe, die sonst von Gauss aequatio auxiliaris genannt wurde, man vergl. in II, p. 229, 233, 234 die Artikel 360, 365, 366 der Analysis residuorum, sowie die Fußnote zu No. 68 (D).

31) Numerus fractionum inaequalium quarum denominatores certum limitem non superant ad numerum fractionum omnium quarum num[eratores] aut denom[inatores] sint diversi infra eundem limitem in infinito ut $6:\pi^2$.

Sept. 6.

Vergl. No. 14 oben.

32) Si $\int \frac{dx}{\sqrt{1-x^3}}$ stat[uitur] $\Pi(x)=z$ et $x=\Phi(z)$

erit

$$\Phi(z)=z-\frac{z^4}{8}+\frac{z^7}{112}-\frac{z^{10}}{1792}+\frac{3\cdot z^{13}}{1792\cdot 52}-\frac{3\cdot 185\cdot z^{16}}{1792\cdot 52\cdot 14\cdot 15\cdot 16}+\cdots$$

Sept. 9.

Auf vorstehende Notiz nimmt Fricke in VIII, p. 95, ausdrücklich Bezug.

33) Si:

$$\Phi\left(\int\frac{dx}{\sqrt{1-x^n}}\right)=x$$

erit:

$$\Phi(z)=z-\frac{1\cdot z^{n+1}}{2(n+1)}\cdot A+\frac{(n-1)\,z^{2n+1}}{4\,(2n+1)}B-\frac{(n^2-n-1)\,z^{3n+1}}{2\,(n+1)\,(3n+1)}C+\cdots$$

Die Exponenten von z sind im Original unrichtig angegeben.

34) Methodus facilis inveniendi aeq[uationem] in y ex aeq[uatione] in x, si ponatur:

$$x^n+ax^{n-1}+bx^{n-2}+\cdots=y.$$

Sept. 14.

35) Fractiones quarum denominator continet quantitates irrationales (quomodocunque?) in alias transmutare ab hoc incommodo liberatas.

Sept. 16.

36) Coefficientes aeq[uationis] auxiliariae eliminationi inservientis ex radicibus aeq[uationis] datae determinati.

eo[dem] [die].

37) Nova methodus qua resolutionem aequationum universalem investigare forsitanque invenire licebit. Scil[icet] transm[utare] aeq[uationem] in aliam cuius radices:

$$\alpha\varrho' + \beta\varrho'' + \gamma\varrho''' + \cdots$$

ubi:

$$\sqrt[n]{1} = \alpha, \beta \text{ etc.}$$

et n numerus aequationis gradum denotans.

Sept. 17.

38) In mentem mihi venit radices aeq[uationis] $x^n - 1$ ex aeq[uationibus] communes radices habentibus elicere ut adeo plerumque tantum aequationes coefficientibus rationalibus gaudentes resolvi oporteat.

Sept. 29. Brunsvigae.

39) Aequatio tertii gradus est haec:

$$x^3 + x^2 - nx + \frac{n^2 - 3n - 1 - mp}{3} = 0$$

ubi $3n + 1 = p$ et m numerus resid[uorum] cubic[orum] similes sui excipientes. Unde sequitur si $n = 3k$ fore $m + 1 = 3l$; si $n = 3k \pm 1$ fore $m = 3l$.

Sive

$$z^3 - 3pz + (p^2 - 8p - 9pm) = 0$$

hoc [modo] m penitus determinatum, $m + 1$ semper $\square + 3 \cdot \square$.

Oct. 1. Brunsvigae.

Statt „excipientes" muß es vermutlich „excipientium" heißen. — In Leiste finden sich neben der Druckseite 8 Einzelbeispiele. Vergl. übrigens No. 67.

40) Aequationis

$$x^p - 1 = 0$$

radices per integros multiplicatae aggregatae cifram producere non possunt.

⊙ *Oct. 9. Brunsvigae.*

41) Quaedam sese obtulerunt de multiplicatoribus aequationum ut certi termini eiiciantur, quae praeclara pollicentur.

⊙ *Oct. 16. Brunsvigae.*

42) Lex detecta: quando et demon[stra]ta erit, systema ad perfectionem evexerimus.

Oct. 18. Brunsvigae.

43) Vicimus GEGAN.

Oct. 21. Brunsvigae.

Auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels des Tagebuchs steht:
GEGAN
WAEGEGAN.

44) Formula interpolationis elegans.

Nov. 25. Gottingae.

45) Incepi expressionem:

$$1 - \frac{1}{2^\omega} + \frac{1}{3^\omega} - \cdots$$

in seriem transmutare secundum potestates ipsius ω progredientem.

Nov. 26. Gottingae.

46) Formulae trigonometricae per series expressae.

ver Dec.

47) Differentiationes generalissimae.

Dec. 23.

48) Curvam parabolicam quadrare suscepi cuius puncta quotcunque dantur.

Dec. 26.

Hierher gehörige Formeln finden sich bei Leiste neben Druckseite 13.

49) Demonstrationem genuinam theorematis Lagrangiani detexi.

Dec. 27.

Vergl. den „Neuen Beweis des Lagrangischen Lehrsatzes“ in VIII, p. 76—79, bei welchem Fricke (p. 79) ausdrücklich auf vorstehende Tagebuchnotiz verweist. In Leiste findet sich neben den Druckseiten 10 und 11 eine etwas andere Darstellung des betreffenden Beweises (mit weniger Text).

1797.

50)
$$\left.\begin{aligned}\int\sqrt{\sin x}\,dx &= 2\int\frac{y^2\,dy}{\sqrt{1-y^4}}\\ \int\sqrt{\operatorname{tang} x}\,dx &= 2\int\frac{dy}{\sqrt[4]{1-y^4}}\\ \int\sqrt{\frac{1}{\sin x}}\,dx &= 2\int\frac{dy}{\sqrt{1-y^4}}\end{aligned}\right|\; y^2 = \frac{\sin}{\cos}\,x.$$

Jan. 7.

51) Curvam (elasticam) lemniscatam a

$$\int\frac{dx}{\sqrt{1-x^4}}$$

pendentem perscrutari coepi.

Jan. 8.

Dasselbe Datum in III, p. 493. Das Wort „elasticam" ist im Original durchstrichen und an seine Stelle „lemniscatam" gesetzt. In Leiste stehen neben den Druckseiten 16, 17, 18 einige Notizen, in denen das Additionstheorem der lemniscatischen Funktion und die Multiplikation mit 2 und 3 behandelt wird; *in der dazugehörigen Überschrift findet sich genau dieselbe Korrektur.*

52) Criterii Euleriani rationem sponte detexi.

Jan. 10.

53) Integrale complet[um]

$$\int\frac{dx}{\sqrt[n]{1-x^n}}$$

ad circ[uli] quadr[aturam] reducere commentus sum.

Jan. 12.

54) Methodus facilis

$$\int\frac{x^n\,dx}{1+x^m}$$

determinandi.

Bezügliche Formeln stehen in Leiste neben der Druckseite 27.

55) Supplementum eximium ad polygonorum descriptionem inveni. Sc[ilicet] si $a, b, c, d \ldots$ sint factores primi numeri primi p unitate truncati tunc ad polygoni p laterum [descriptionem] nihil aliud requiri quam ut:

1.º arcus indefinitus in $a, b, c, d \ldots$ partes secetur.
2.º ut polygona $a, b, c, d \ldots$ laterum describantur.

Jan. 19. Gottingae.

56) Theoremata de res[iduis] $-1, \mp 2$ simili methodo demonstrata ut cetera.

Febr. 4. Gottingae.

Dasselbe Datum in I, p. 476 (Anmerkung zu Art. 145 der Disq. a.).

57) Forma:

$$a^2 + b^2 + c^2 - bc - ac - ab$$

quod ad divisores attinet, convenit cum hac:

$$a^2 + 3b^2.$$

Febr. 6.

58) Amplificatio prop[ositionis] penult[imae] p[aginae] 1 scilicet

$$1 - a + a^3 - a^6 + a^{10} - \cdots = \cfrac{1}{1 + \cfrac{a}{1 + \cfrac{a^2 - a}{1 + \cfrac{a^3}{1 + \cfrac{a^4 - a^2}{1 + \cfrac{a^5}{1 + \text{etc.}}}}}}}$$

Unde facile omnes series ubi exp[onentes] ser[iem] sec[undi] ordinis constituunt transformantur.

Febr. 16.

Vergl. oben, No. 7.

59) Formularum integralium formae:

$$\int e^{-t^{\alpha}} dt \quad \text{et} \quad \int \frac{du}{\sqrt[\beta]{1 + u^{\gamma}}}$$

inter se comparationem institui.

Mart. 2.

60) Cur ad aequationem perveniatur gradus nn^{ti} dividendo curvam lemniscatam in n partes.

Mart. 19.

61) A potestatibus integr[alis]

$$\int_0^1 \frac{dx}{\sqrt{1 - x^4}}$$

pendet

$$\sum\left(\frac{m^2+6mn+n^2}{(m^2+n^2)^4}\right)^k.$$

Es muss jedenfalls heissen:

$$\sum\frac{m^4-6m^2n^2+n^4}{(m^2+n^2)^4},$$

(was soviel ist, wie

$$\frac{1}{2}\sum\left(\frac{1}{(m+ni)^4}+\frac{1}{(m-ni)^4}\right)\right).$$

In dieser Form steht die Summe bei Leiste neben Druckseite 88 und 89. Im Übrigen mögen hier folgende Formeln aus Leiste aufgenommen werden, welche zeigen, wie weit Gauss zu der in Betracht kommenden Zeit in die Theorie der lemniscatischen Funktionen eingedrungen war.

Neben Druckseite 62 steht:

$$\text{Sehne von } x = \left\{\frac{\begin{array}{l} x\left(1+\frac{x^4}{\pi^4}\right)\left(1+\frac{x^4}{16\pi^4}\right)\left(1+\frac{x^4}{81\pi^4}\right)\cdots\left(1-\frac{x^4}{\pi^4}\right)\left(1-\frac{x^4}{16\pi^4}\right)\cdots \\ \cdot\,\text{Prod. ex}\left(1-\frac{2(m^4-6m^2n^2+n^4)}{(m^2+n^2)^4}\left(\frac{x}{\pi}\right)^4+\frac{1}{(m^2+n^2)^4}\left(\frac{x}{\pi}\right)^8\right) \\ \text{sumtis pro } m,\ n \text{ omnibus numeris integris inaequalibus} \end{array}}{\begin{array}{l} \left(1+\frac{4x^4}{\pi^4}\right)\left(1+\frac{4x^4}{81\pi^4}\right)\left(1+\frac{4x^4}{625\pi^4}\right)\cdots\cdots\cdots \\ \cdot\,\text{Prod. ex}\left(1-\frac{2(m^4-6m^2n^2+n^4)}{(m^2+n^2)^4}\left(\frac{2x}{\pi}\right)^4+\frac{1}{(m^2+n^2)^4}\left(\frac{2x}{\pi}\right)^8\right) \\ \text{sumtis pro } m,\ n \text{ omnibus numeris imparibus inaequalibus} \end{array}}\right\}$$

und gleich dahinter neben der Druckseite 63:

$$\sin x = x\cdot\frac{1-\frac{1}{60}x^4-\frac{1}{10080}x^4+\frac{1}{10080\cdot 11700}x^{12}+\cdots}{1+\frac{1}{12}x^4-\frac{1}{10080}x^8+\frac{1}{1296000}x^{12}-\cdots}$$

(wo die Koefficienten von x^{12} unrichtig sind).

Dann wieder neben Druckseite 89:

$$\cos x = \frac{\left(1-\frac{4x^2}{\pi^2}\right)\left(1-\frac{4x^2}{9\pi^2}\right)\left(1-\frac{4x^2}{25\pi^2}\right)\cdots}{\left(1+\frac{4x^2}{\pi^2}\right)\left(1+\frac{4x^2}{9\pi^2}\right)\left(1+\frac{4x^2}{25\pi^2}\right)\cdots}$$

$$\cdot\,\text{Prod. ex}\left(\frac{1-\frac{2(m^2-n^2)}{(m^2+n^2)^2}\frac{x^2}{\pi^2}+\frac{1}{(m^2+n^2)^2}\frac{x^4}{\pi^4}}{1+\frac{2(m^2-n^2)}{(m^2+n^2)^2}\frac{x^2}{\pi^2}+\frac{1}{(m^2+n^2)^2}\frac{x^4}{\pi^4}}\right)$$

positis pro $\binom{m}{n}$ omnibus numeris $\binom{\text{imparibus}}{\text{paribus}}$,

und unmittelbar dahinter:

$$\frac{1 - \frac{1}{2}x^2 - \frac{1}{24}x^4 - \frac{1}{240}x^6 - \dots}{1 + \frac{1}{2}x^2 - \frac{1}{24}x^4 + \frac{1}{240}x^6 - \dots}.$$

In diesen Formeln ist π dieselbe Größe, wie in No. 63 π', nämlich die später mit $\tilde{\omega}$ bezeichnete lemniscatische Periode

$$\int_0^1 \frac{dx}{\sqrt{1-x^4}}.$$

Man wolle übrigens die ältesten Stücke, betreffend lemniscatische Funktionen, vergleichen, welche Schering in III, p. 404—406, in den Nummern 1—4 des Artikels: „Elegantiores Integralis $\int \frac{dx}{\sqrt{1-x^4}}$ Proprietates" von losen Blättern, die sich im Nachlaß finden, abgedruckt hat. Die Potenzentwickelungen für den Zähler und Nenner der $\sin x$ und $\cos x$ sind dort weiter ausgeführt, dagegen fehlen die doppelt unendlichen Produkte*). (Diese Potenzentwickelungen decken sich für den Fall der lemniscatischen Funktionen sowohl mit den *Al*- wie mit den σ-Reihen von Weierstrass.)

62) Lemniscata geometrice in quinque partes dividitur.

Mart. 21.

In Leiste finden sich bezügliche Notizen neben den Druckseiten 102 und 100. Zunächst wird die Gleichung der Fünfteilung, deren Wurzel coslemn. 36⁰ ist, in der Form mitgeteilt:

$$\frac{9 - 36x^4 + 30x^8 + 12x^{12} + x^{16}}{1 + 12x^4 + 30x^8 - 36x^{12} + 9x^{16}} = \frac{4(1-x^4)}{1+2x^4+x^8},$$

die dann zu

$$5 - 62x^4 - 105x^8 + 300x^{12} - 125x^{16} + 50x^{20} + x^{24} = 0$$

zusammengezogen wird. Es folgen Näherungsrechnungen zur Auffindung der Wurzeln; zwischendurch treten auch Quadratwurzelausdrücke auf; schließlich kommt $\cos 36^0 = 0{,}52047024$.

63) Inter multa alia curvam lemniscatam spectantia observavi: Numeratorem sinus decompositi arcus duplicis esse $= 2 \cdot$ num. denom. sinus $\times$ num. den[om]. cos arcus simpl[icis]. Denominator[em] vero $=$ (num. sin)$^4 +$ (denom. sin)^4.

*) In Leiste findet sich neben p. 39 im Anschlusse an allerlei Rechnungen, die sich auf das Integral $\int \frac{dx}{\sqrt{1-x^3}}$ beziehen, auch noch folgender Ansatz zu einer Produktentwickelung:

$$\frac{x\left(1-\frac{x^6}{729\cdot u^6}\right)\left(1-\frac{x^6}{729\cdot 2^6\cdot u^6}\right)\left(1-\frac{x^6}{729\cdot 3^6\cdot u^6}\right)\cdots}{\left(1-\frac{x^3}{2^3\cdot u^3}\right)\left(1-\frac{x^3}{5^3\cdot u^3}\right)\left(1-\frac{x^3}{8^3\cdot u^3}\right)\cdots\left(1+\frac{x^3}{u^3}\right)\left(1+\frac{x^3}{4^3\cdot u^3}\right)\cdots}$$

Iam si hic denominator pro arcu π^l ponatur Θ erit denom[inator] sin arcus $k\pi^l = \Theta^{k^2}$. Iam

$$\Theta = 4{,}810\,480$$

cuius numeri logarithmus hyperbolicus est =

$$1{,}570\,796 \text{ i. e.} = \frac{\pi}{2},$$

quod maxime est memorabile, cuiusque proprietatis demonstratio gravissima analyseos incrementa pollicetur.

Mart. 29.

Die Einzelheiten der hier angedeuteten Rechnung finden sich in Leiste neben Druckseite 71. Zunächst wird vermöge der bei No. 61 mitgeteilten Reihenentwickelungen der Zähler M und Nenner N für $x = 45^0$ berechnet und hieraus dann $N\pi$ nach der allgemeinen Formel $N4 = (M^4 + N^4)^4$. Die Rechnung schließt mit der charakteristischen Wendung:

$$4{,}81048 = N\pi$$

$$\text{log. hyp. dieser Zahl} = 1{,}5708 = \frac{1}{2}\,\pi \text{ Circuli?}$$

Offenbar kommt diese Berechnung von Θ darauf hinaus, daß für den besonderen Wert $x = 0$ der Exponentialfaktor bestimmt wird, der dem Nenner (oder Zähler) von sinlemn. x zutritt, wenn x um eine Periode vermehrt wird.

Übrigens finden sich in Leiste neben Druckseite 26 Multiplikationsformeln allgemeinerer Art, z. B.

$$Pnx = nQ^{n^2-1}P - \frac{n(n^2-1)(n^2+6)}{60}Q^{n^2-5}P^5 - \frac{n^6-13n^4+36n^2+420n(n^2-1)}{10\,080}Q^{n^2-9}P^9 - \cdots$$

64) Demonstrationes elegantiores pro nexu divisorum formae $\square - \alpha$, $+1$ cum -1, ± 2 inveni.

Jun. 17. Gottingae.

Das $+1$ ist nicht recht verständlich, steht aber im Original.

65) Deductionem secundam theoriae polygonorum excolui.

Jul. 17. Gottingae.

66) Per utranque methodum monstrari potest p u r a s tantum aequationes solvi oportere.

67) Quod Oct. 1. per ind[uctionem] invenimus demonstratione munivimus.

Jul. 20.

Siehe oben, No. 39.

68) Casum singularem solutionis congruentiae

$$x^n - 1 \equiv 0$$

(scilicet quando cong[ruentia] auxi[liaria] radices aequales habet), qui tam diu nos vexavit felicissimo successu vicimus ex congruentiarum solutione si modulus est numeri primi potestas.

Jul. 21.

Vergl. eine Bemerkung von Dedekind in II, p. 241 (Erläuterung zu § 251 der Analysis residuorum)*).

69) Si

$$x^{m+n} + ax^{m+n-1} + bx^{m+n-2} + \cdots + n \quad \text{(A)}$$

per

$$x^m \quad + \alpha x^{m-1} \quad + \beta x^{m-2} \quad + \cdots + m \quad \text{(B)}$$

dividatur atque omnes coefficientes in (A) a, b, c etc. sint numeri integri coefficientes vero omnes in (B) rationales etiam hi omnes erunt integri ultimumque n ultimus m metietur.

Jul. 23.

Vergl. I, p. 475, Anmerkung zu Art. 42 (wo das Datum als *1797 Juli 22* angegeben ist).

70) Forsan omnia producta ex

$$(a + b\varrho + c\varrho^2 + d\varrho^3 + \cdots)$$

designante ϱ omnes radices prim[itivas] aeq[uationis] $x^n = 1$ ad formam

$$(x - \varrho y)(x - \varrho^2 y) \ldots$$

reduci potest. Est enim:

$$(a + b\varrho + c\varrho^2)(a + b\varrho^2 + c\varrho) = (a - b)^2 + (a - b)(c - a) + (c - a)^2$$

$$(a + b\varrho + c\varrho^2 + d\varrho^3)(a + b\varrho^3 + c\varrho^2 + d\varrho) = (a - c)^2 + (b - d)^2$$

$$(a + b\varrho + c\varrho^2 + d\varrho^3 + e\varrho^4 + f\varrho^5)(\quad) = (a + b - d - e)^2$$
$$- (a + b - d - e)(a - c - d + f) + (a - c - d + f)^2$$
$$= (a + b - d - e)^2$$
$$- (a + b - d - e)(b + c - e - f) + (b + c - e - f)^2.$$

Vid. Febr. 4.

*) Diese „Analysis residuorum" wird von Dedekind, II, p. 240, als ein „umfangreiches Manuskript" bezeichnet, „welches vermutlich aus dem Jahre 1797 oder 1798 stammt; durch eine gänzliche Umarbeitung sind aus demselben später die Disquisitiones arithmeticae entstanden". In II sind davon nur diejenigen beiden Abschnitte (auf p. 199–240) abgedruckt, welche in den Disquisitiones arithmeticae, sowie dieselben schließlich publiziert wurden, fehlen; diese Abschnitte tragen die Überschriften: *Solutio congruentiae* $x^m - 1 \equiv 0$ und: *Disquisitiones generales de congruentiis.* Es wird interessant sein, einen genauen Vergleich des Gesamtmanuskripts mit den Angaben des Tagebuchs vorzunehmen.

Falsum est. Hinc enim sequeretur e binis numeris in forma pr[oductum] e $(x - \varrho y)$ contentis productum in eadem forma esse quod facile refutatur.

In den Formeln sind beim Abdruck einige Einzelheiten verbessert.

71) Radicum aeq[uationis] $x^n = 1$ periodi plures eandem summam habere non possunt demonstratur.

Jul. 27. Gottingae.

Vergl. No. 73.

72) Plani possibilitatem demonstravi.

Jul. 28. Gottingae.

Vergl. die Angaben in VIII, p. 162, 194, 199, 200. (Abschnitt: Grundlagen der Geometrie.)

73) Quod Jul. 27. inscrips[imus] errorem involvit: sed eo felicius nunc rem exhausimus, quoniam probare possumus nullum periodum esse posse numerum rationalem.

Aug. 1.

Vergl. oben, No. 71.

74) Quomodo periodorum numerum duplicando signa adornare oporteat.

75) Functionum primarum multitudinem per analysin simplicissimam erui.

Aug. 26.

In Leiste findet sich neben der Druckseite 5 der Anfang einer bez. Tabelle; man vergl. auch II, p. 218 (Analysis residuorum, Art. 343, 344) (D).

76) Theorema: Si

$$1 + ax + bx^2 + \text{etc} \cdots + mx^\mu$$

est functio secundum modulum p prima, erit:

$$d + x + x^p + x^{p^2} + \cdots + x^{p^{\mu - 1}}$$

per hanc f[un]ct[io]nem s[e]c[un]d[u]m hunc modulum divisibilis etc. etc.

Aug. 30.

77) Demonstratum, viaque ad multa maiora per introd[uctionem] modulorum multiplicium strata.

Aug. 31.

Zu No. 76 gehörig.

78) Aug. 1. generalius ad quosvis modulos adaptatur.

Sept. 4.

Vergl. oben, No. 73.

79) Principia detexi, ad quae congruentiarum secundum modulos multiplices resolutio ad congruentias secundum modulum linearem reducitur.

Sept. 9.

80) Aequationes habere radices imaginarias methodo genuina demonstratum.

Oct. Brunsvigae.

Prom[ulgatum] in dissert[atione] pecul[iari] mense Aug. 1799.

Vergl. den Abdruck der Dissertation in III, p. 1—30, wo zum Schluß aus einem der drei im Nachlasse erhaltenen Exemplare von Gauss' Dissertation die handschriftliche Bemerkung aufgenommen ist: *Principia quibus haecce demonstratio innititur deteximus initio Octobr. 1797.*

81) Nova theorematis Pythagoraei dem[onstratio].

Oct. 16. Brunsvigae.

Im Nachlaß vorhanden. Ein ganz elementarer Beweis mit Hilfe von ähnlichen Dreiecken, der nichts Charakteristisches hat.

82) Seriei

$$x-\frac{x^2}{2}+\frac{x^3}{12}-\frac{x^4}{144}+\cdots$$

summam consideravimus invenimusque eam $=0$, si

$$2\sqrt{x}+\frac{3}{16}\frac{1}{\sqrt{x}}-\frac{21}{1024}\frac{1}{\sqrt{3x}}+\cdots=\left(x+\frac{1}{4}\right)\pi.$$

Oct. 16. Brunsvigae.

In Leiste finden sich neben der Druckseite 58 u. a. folgende Formeln:

$$1-x+\frac{x^2}{4}-\frac{x^3}{36}+\cdots=\varphi, \qquad x-\frac{x^2}{2}+\frac{x^3}{12}-\cdots=\psi,$$

$$\varphi'=-\frac{\psi}{x}, \quad \psi'=\varphi.$$

1798.

83) Positis:

$$l(1+x) = \varphi'(x);\quad l(1+\varphi' x) = \varphi''(x);\quad l(1+\varphi'' x) = \varphi'''(x) \text{ etc.}$$

erit

$$\varphi^{(i)}(x) = \sqrt[3]{\frac{1}{\frac{3}{2}i}} + \cdots$$

Apr. Brunsvigae.

84) Classes dari in quovis ordine; hincque numerorum in terna quadrata discerpibilitas ad theoriam solidam reducta.

Apr. Brunsvigae.

Vergl. die Angabe in I, p. 476, zu Art. 287, III der Disq. a. *(Demonstratione primum munita sunt Mense Aprili 1798.)*

85) Demonstrationem genuinam compositionis virium eruimus.

Mai. Gottingae.

Dieser Beweis wird in einem Brief von Wachter an Gauss vom 16. Dez. 1814 erwähnt.

86) Theorema Lagrange de transformatione functionum ad functiones quotcunque variabilium extendi.

Mai. Gottingae.

87) Series

$$1 + \frac{1}{4} + \left(\frac{1\cdot 1}{2\cdot 4}\right)^2 + \left(\frac{1\cdot 1\cdot 3}{2\cdot 4\cdot 6}\right)^2 + \text{etc} = \frac{4}{\pi}$$

simul cum theoria generali serierum involventium sinus et cosinus angulorum arithmetice crescentium.

Jun.

88) Calculus probabilitatis contra Laplace defensus.

Jun. 17. Gottingae.

Vergl. einen Brief von Gauss an Olbers vom 24. Januar 1812 (Gesamtausgabe des Briefwechsels No. 255, p. 493; die hier in Betracht kommende Stelle ist in VIII, p. 140, abgedruckt). Es wird dort ausdrücklich auf die vorliegende Nummer des „Notizenjournals“ Bezug genommen.

89) Problema eliminationis ita solutum ut nihil amplius desiderari possit.

Jun. Gottingae.

90) Varia elegantiuscula circa attractionem sphaerae.

91a)

$$1+\frac{1}{9}\cdot\frac{1\cdot3}{4\cdot4}+\frac{1}{81}\cdot\frac{1\cdot3\cdot5\cdot7}{4\cdot4\cdot8\cdot8}+\frac{1}{729}\cdot\frac{1\cdot3\cdot5\cdot7\cdot9\cdot11}{4\cdot4\cdot8\cdot8\cdot12\cdot12}+\cdots=1{,}02220\cdots$$

$$=\frac{1{,}3110\cdots}{3{,}1415\cdots}\cdot\sqrt{6}.$$

Jul.

Das Datum „Juli" gehört möglicherweise zu No. 90; No. 91a würde dann (was Tinte und Schreibweise anzudeuten scheinen) eine spätere Eintragung sein. In der That findet sich die betreffende Formel (siehe III, p. 423, Art. 15) in dem weiter unten zu nennenden Notizheft Ac von 1799, dazu mit dem Fehler, dass statt $\sqrt{6}$ geschrieben ist $\sqrt{\frac{3}{2}}$, was ursprünglich auch im Tagebuche stand, dort aber von Gauss selbst später verbessert ist.

Umgekehrt ist die folgende Nummer 91b, so viel zu erkennen, wahrscheinlich älteren Ursprungs, was auch dadurch bestätigt wird, daß die betreffenden Rechnungen in Leiste weiter ausgeführt sind. (Die Aufzeichnungen in Leiste gehen im allgemeinen nicht über das Jahr 1797 hinaus.) Jedenfalls liegt der charakteristische Unterschied gegen No. 92 vor, dass dort Zähler und Nenner von sinlemn. getrennt in trigonometrische Reihen entwickelt werden, hier aber nur erst der sinlemn. selbst.

91b) $\text{arcsinlemn. } \sin\varphi - \text{arcsinlemn. } \cos\varphi = \tilde{\omega} - \frac{2\varphi\tilde{\omega}}{\pi}.$

$$\begin{aligned}\text{sinlemn. }\varphi = {} & 0{,}955\,005\,99 \sin 1\varphi \\ & -0{,}043\,049\,50 \sin 3\varphi \\ & +0{,}001\,860\,48 \sin 5\varphi \\ & -0{,}000\,080\,40 \sin 7\varphi \\ & +0{,}000\,003\,47 \sin 9\varphi \\ & -0{,}000\,000\,15 \sin 11\varphi \\ & +0{,}000\,000\,01 \sin 13\varphi\end{aligned}$$

$$\begin{aligned}\sin^2 \text{lemn.} = {} & 0{,}456\,947\,2 \quad \left(=\frac{\pi}{\tilde{\omega}^2}\right) \\ & - \ldots\ldots\ldots \cos 2\varphi.\end{aligned}$$

$$\begin{aligned}\text{arcsinlemn. } \sin\varphi = {} & \frac{\tilde{\omega}}{\pi}\varphi \\ & +\left(\frac{\tilde{\omega}}{\pi}-\frac{2}{\tilde{\omega}}\right)\sin 2\varphi \\ & +\left(\frac{11}{2}\cdot\frac{\tilde{\omega}}{\pi}-\frac{12}{\tilde{\omega}}\right)\sin 4\varphi\end{aligned}$$

$$\begin{aligned}\sin^5\varphi = {} & 0{,}477\,503\,1\ldots \sin\varphi \\ & +0{,}03\ldots\ldots\ldots \sin 3\varphi\ldots\end{aligned}$$

Die vorstehende Formel für sinlemn. φ ist nach den Angaben, die sich in Leiste neben Druckseite 92 finden, vervollständigt worden. Ebenda, neben Druckseite 93, steht:

$$\begin{aligned}\text{arcus cuius sinus lemn.} &= \sin\varphi \\ &= \varphi + 4^0{,}933\,559 \sin 2\varphi \\ &+ 0^0{,}317\,820 \sin 4\varphi \\ &+ 0^0{,}030\,313 \sin 6\varphi \\ &+ 0^0{,}003\,414 \sin 8\varphi \\ &+ 0^0{,}000\,422 \sin 10\varphi \\ &+ 0^0{,}000\,055 \sin 12\varphi \\ &+ 0^0{,}000\,007 \sin 14\varphi \\ &+ 0^0{,}000\,001 \sin 16\varphi\end{aligned}$$

92) De lemniscata elegantissima omnes exspectationes superantia acquisivimus et quidem per methodos quae campum prorsus novum nobis aperiunt*).

Jul. Gottingae.

Unter dem gleichen Datum (Juli 1798) beginnt Gauss die im Nachlaß noch vorhandenen von ihm als Schedae bezeichneten Notizheftchen, von denen das hier in Betracht kommende erste z. Z. mit Aa bezeichnet ist. Aus diesem Heftchen hat Schering einen Teil der lemniscatischen Entwickelungen entnommen, die er in III, p. 413–432, unter dem Titel: „De curva lemniscata" zusammengestellt hat; siehe seine Einzelangaben in III, p. 494. Der wesentliche Fortschritt ist, daß Gauss jetzt sinlemn. φ und coslemn. φ als Quotienten einfach unendlicher trigonometrischer Produkte darstellt und diese Produkte dann in Reihen umsetzt, welche nach den trigonometrischen Funktionen der Multipla von φ fortschreiten. Es handelt sich also (immer nur erst für den speziellen Fall der Lemniscate) um die Einführung der Thetafunktionen. Gauss scheint auch diesen entscheidenden Schritt zunächst induktiv, auf Grund numerischer Rechnungen, vollzogen zu haben. So findet sich auf p. 25 des Heftchens Aa für den Zähler von sinlemn. φ zuerst folgende Formel:

$$\begin{aligned}P\varphi = 0,\ &839\,329\,0109\,2669\,1403 \sin\varphi \\ - &\quad 1\,567\,3988\,6096\,6741 \sin 3\varphi \\ + &\qquad 54\,6605\,6449 \sin 5\varphi \\ - &\qquad\qquad 37 \sin 7\varphi,\end{aligned}$$

und dann erst kommt inmitten von allerlei Zahlenrechnungen, die sich auf e^{π}, $e^{-\pi}$, $e^{-\frac{1}{4}\pi}$ und $\frac{\pi}{\tilde{\omega}}$ beziehen und die zum Teil in III, p. 431—432 abgedruckt sind, auf p. 27 die Formel:

$$\text{sinlemn.}\,\varphi = \sqrt{\frac{4}{e^{\frac{\pi}{2}}}}\cdot\frac{\sin\varphi - \frac{1}{e^{2\pi}}\sin 3\varphi + \frac{1}{e^{6\pi}}\sin 5\varphi\ldots}{1 + \frac{2}{e^{\pi}}\cos 2\varphi + \frac{2}{e^{4\pi}}\cos 4\varphi\ldots},$$

*) Zu den hier abgedruckten Nummern 92—100 wolle man das unten folgende Facsimile vergleichen.

endlich auf p. 28 das Schlußresultat:

$$P\varphi = 2^{3/4}\sqrt{\frac{\pi}{\tilde{\omega}}}\left(\frac{\sin\varphi}{e^{1/4\pi}} - \frac{\sin 3\varphi}{e^{9/4\pi}} + \frac{\sin 5\varphi}{e^{25/4\pi}} - \cdots\right),$$

$$Q\varphi = \frac{\sqrt{\frac{\pi}{\tilde{\omega}}}}{2^{1/4}}\left(1 + \frac{2\cos 2\varphi}{e^{\pi}} + \frac{2\cos 4\varphi}{e^{4\pi}} + \cdots\right).$$

(Diese neuen $P\varphi$, $Q\varphi$ unterscheiden sich von den früher so bezeichneten Größen, also den *Al* der Lemniscate, um einen Exponentialfaktor; vergl. III, p. 416, letzte Zeile. Wegen der Zahlenrechnungen betr. e^{π} u. s. w. siehe No. 112.)

93) Solutio problematis ballistici.

Jul. Gottingae.

94) Cometarum theoriam perfectiorem reddidi.

Jul. Gottingae.

In dem bei No. 92 genannten Heftchen Aa findet sich auf p. 16 als Überschrift einer bald abbrechenden Entwickelung:

Scheda secunda, De motu cometarum.

95) Novus in analysi campus se nobis aperuit scilicet investigatio functionum etc.

Oct.?

In die Zwischenzeit zwischen No. 95 und No. 96 fallen zwei Briefe von Gauss an W. Bolyai (vom 29. Nov. 1798, bez. 9. Jan. 1799), in denen er über seine Arbeit an den Disquisitiones arithmeticae berichtet, bez. über die Langsamkeit klagt, mit welcher der kurz vorher begonnene Druck derselben fortschreitet (siehe Gesamtausgabe des Briefwechsels, p. 11, 12, 15). — Die Disq. a. sind erst im Sommer 1801 erschienen (Datum der Widmung an den Herzog Carl Wilhelm Ferdinand: Juli 1801). Übrigens ist das Datum (Oct.) bei No. 95 im Original kaum erkennbar.

1799.

96) Formas superiores considerare coepimus.

Febr. 14. Brunsvigae.

Das Datum auch in I, p. 476 (Bemerkung zu Art. 266 der Disq. A.). Es handelt sich um die ternären quadratischen Formen. Man vergl. das im Nov. 1798 begonnene Heftchen Ab des Nachlasses, wo p. 9 eine Reihe auf diese Formen bezüglicher Notizen folgendermaßen beginnt:

„Hujusmodi functiones:

$$ax^2 + a'x'^2 + a''x''^2 + 2bx'x'' + 2b'xx'' + 2b''xx'$$

formas superiores vocamus."

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdr.-Anst., Berlin.

De lemniscata, elegantissima omnes exspectationes superantia acquisivimus et quidem per methodos quae campum prorsus novum nobis aperiunt. Gott. Jul.

Solutio problematis ballistici Gott Jul.

Cometarum theoriam perfectiorem reddidi Gott Jul.

Novus in analysi campus se nobis aperuit, scilicet investigatio functionum etc.

Formas superiores considerare coepimus Br. Febr. 14 1799

Formulas novas <u>exactas</u> pro parallaxi eruimus ——————— Br. Apr. 8.

Terminum medium arithmetico-geometricum inter 1 et $\sqrt{2}$ esse $= \frac{\pi}{\varpi}$ usque ad figuram undecimam comprobavimus, qua re demonstrata prorsus novus campus in analysi certo aperietur Br. Mai 30.

In principiis Geometriae egregios progressus fecimus Br. Sept.

Circa terminos medios arithmetico-geometricos multa nova deteximus. Br. Novemb.

Facsimile zu Gauss' Tagebuch
(Dreizehnte Seite des Originals, Nr. 92—100).

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdr.-Anst., Berlin.

97) Formulas novas exactas pro parallaxi eruimus.

Apr. 8. Brunsvigae.

98) Terminum medium arithmetico-geometricum inter 1 et $\sqrt{2}$ esse $=\frac{\pi}{\varpi}$ usque ad figuram undecimam comprobavimus, quare demonstrata prorsus novus campus in analysi certo aperietur.

Mai. 30. Brunsvigae.

Vergl. die Berechnung in III, p. 364.

99) In principiis Geometriae egregios progressus fecimus.

Sept. Brunsvigae.

Auf diese Notiz wird in VIII, p. 162, Bezug genommen. Ebenda, p. 159—160, findet sich die in Vergleich kommende Stelle aus dem berühmten Briefe von Gauss an W. Bolyai vom 16. Dec. 1799 abgedruckt (Gesamtausgabe des Briefwechsels, p. 34, 35).

100) Circa terminos medios arithmetico-geometricos multa nova deteximus.

Nov. Brunsvigae.

101) Medium arithmetico-geometricum tamquam quotientem duarum functionum transcendentium repraesentabile esse iam pridem inveneramus: nunc alteram harum functionum ad quantitates integrales reducibilem esse deteximus.

Dec. 14. Helmstadii.

102) Medium arithmetico-geometricum ipsum est quantitas integralis. Dem[onstratum].

Dec. 23.

Zu den Nummern 100—102 kommen als Belege insbesondere die ersten Seiten eines jetzt mit Ac bezeichneten Notizbuches in Betracht, das im November 1799 begonnen wurde und dessen Titelblatt die Aufschrift trägt: „Varia, imprimis de integrali $\int\frac{d\varphi}{\sqrt{1-\mu\mu\sin\varphi^2}}$"; in Bd. III sind diesem Notizbuch einerseits eine Reihe lemniscatischer Entwickelungen, andererseits die Grundformeln für die Inversion des allgemeinen elliptischen Integrals entnommen, wovon sogleich noch (bei No. 111) die Rede sein wird; siehe die Angaben in III, p. 494. Was speziell No. 102 angeht, so wolle man p. 10 und 11 des genannten Notizbuches vergleichen. Es heißt dort p. 10:

„Medium arithmetico-geometricum inter 1 et x per hujusmodi formulam exhiberi potest, apprime utilem quoties x est numerus satis magnus:

$$Mx = \frac{C(x - \alpha x^{-1} - \beta x^{-3} - \gamma x^{-5} - \ldots)}{\log(4x - ax^{-1} - bx^{-3} - cx^{-5} - \ldots)}.$$

Hic factor constans $C = \frac{\pi}{2}$, $\alpha = \frac{1}{4}$, $\beta = \frac{5}{64}$, $\gamma = \frac{11}{256}$, $\delta = \frac{469}{36\,384}$,

$\varepsilon = \frac{1\,379}{2^{16}}$, $a = 1$, $b = \frac{9}{32}$, $c = \frac{19}{128}$, $d = \frac{4\,769}{49\,152}$."

und eine Seite später:

„Posito numeratore $= \frac{C}{Q}$ erit

$$Q = \frac{1}{x} + \left(\frac{1}{2}\right)^2 x^{-3} + \left(\frac{1\cdot 3}{2\cdot 4}\right)^2 x^{-5} + \left(\frac{1\cdot 3\cdot 5}{2\cdot 4\cdot 6}\right)^2 x^{-7} + \cdots$$

$=$ pars ipsius $(x^2 - \cos\varphi^2)^{-1/2}$, quae a φ est libera,

$$= \frac{1}{4\pi} \cdot \text{valor integralis} \int_0^1 \frac{dr}{\sqrt{(1 - r^2)(x^2 - r^2)}}.“$$

Dieselbe Methode der Vergleichung der Potenzentwickelungen führt Gauss dann auf p. 12 zu dem einfacheren in No. 103 bezeichneten Resultate:

„Posito termino constante expressionis $(1 + \mu \cos\varphi^2)^{-1/2} = A$ erit $M\sqrt{1+\mu} = \frac{1}{A}$."

In Band III ist statt dieser vorläufigen Notizen die zusammenhängende Darstellung aufgenommen, welche Gauss (wie es scheint, bald hernach; siehe III, p. 492—493) in einem 1800 begonnenen Handbuche (welches z. Z. mit Ba bezeichnet ist) unter dem Titel:

De origine proprietatibusque generalibus numerorum
mediorum arithmetico-geometricorum

niedergeschrieben hat; siehe III, p. 361—371; der Zusammenhang zwischen dem arithmetisch-geometrischen Mittel und dem bestimmten elliptischen Integral wird dort ebenfalls aus der Identität der Potenzentwickelungen erschlossen (p. 370—371).

1800.

103) In theoria formarum trinariarum formas reductas assignare contigit.

Febr. 13.

Dasselbe Datum in I, p. 476 (Bemerkung zu Art. 272 der Disq. a.).

104) Seriem:

$$a\cos A + a'\cos(A + \varphi) + a''\cos(A + 2\varphi) + \text{etc.}$$

ad limitem convergit, si a, a', a'' etc. constituunt progressionem sine mutatione signi ad 0 continuo convergentem. Demonstratum.

Apr. 27. Brunsvigae.

105) Theoriam quantitatum transcendentium:

$$\int \frac{dx}{\sqrt{(1-\alpha x^2)(1-\beta x^2)}}$$

ad summam universalitatem perduximus.

Mai. 1. Brunsvigae.

106) Incrementum ingens huius theoriae invenire contigit, per quod simul omnia praecedentia nec non theoria mediorum arithmetico-geometricorum pulcherrime nectuntur infinitiesque augentur.

Mai. 22. Brunsvigae.

107) Jisdem diebus circa (Mai. 16) problema chronologicum de festo paschalis eleganter resolvimus. (Promulg[atum] in Zachii Comm. liter. Aug. 1800 p. 120, 299.)

Abgedruckt in VI, p. 73—79.

108) Numeratorem et denominatorem sinus lemniscatici (universalissime accepti) ad quantitates integrales reducere contigit; simul omnium functionum lemniscaticarum quae excogitari possunt evolutiones in series infinitas ex principiis genuinis haustae; inventum pulcherrimum sane nullique praecedentium inferius.

Praeterea iisdem diebus principia deteximus secundum quae series arithmetico-geometricae interpolari debent ita ut terminos in progressione data ad indicem quemcunque rationalem pertinentes per aequationes algebraicas exhibere iam in potestate sit.

Mai. ultim. Jun. 2. 3.

Der „Sinus lemniscaticus universalissime acceptus" ist jedenfalls die Umkehr des allgemeinen, in No. 105 genannten Integrals. Demgegenüber werden die in No. 110 genannten „transcendentes ellipticae" (dem heutigen Sprachgebrauch entgegen) als diejenigen Transcendenten aufzufassen sein, welche bei der Ellipse als solcher auftreten.

109) Inter duos numeios datos semper dantur infinite multi termini medii tum arithmetico-geometrici tum harmonico-geometrici, quorum nexum mutuum ex asse perspiciendi felicitas nobis est facta.

Jun. 3. Brunsvigae.

Das harmonische Mittel zwischen zwei Größen a und b ist nach der Ausdrucksweise der älteren Mathematiker diejenige Größe x, welche durch die Gleichung $\frac{1}{x} = \frac{1}{2}\left(\frac{1}{a} + \frac{1}{b}\right)$ gegeben ist.

110) Theoriam nostram iam ad transcendentes ellipticas immediate applicavimus.

Jun. 5.

111) Rectificatio Ellipseos tribus modis diversis absoluta.

Jun. 10.

Auch für die Nummern 105—111 bietet das soeben genannte Heftchen Ac die interessantesten Belege. Schering hat davon in III, p. 433—435, abgedruckt, was sich auf die Inversion des allgemeinen elliptischen Integrals erster Gattung bezieht (indem er dabei den Gesamttitel des Heftchens „Varia, imprimis de integrali $\int\limits_0 \frac{d\varphi}{\sqrt{1-\mu\mu\sin^2\varphi}}$" als Spezialüberschrift wählte); man kann die von ihm mitgeteilten Formeln kurz dahin zusammenfassen, daß Gauss nunmehr für die allgemeinen elliptischen Integrale erster Gattung dieselben Entwickelungen findet, die er früher nur erst für den lemniscatischen Fall besessen hatte, wobei er die allgemeinen elliptischen Thetafunktionen sowohl in Produktform wie in Reihenform benutzt. Das Heftchen enthält aber insbesondere auch Formeln für die Nullwerte der Theta (welche Schering in seine zusammenfassende Darstellung des arithmetisch-geometrischen Mittels III, p. 375—403, eingearbeitet hat). So findet sich auf p. 34 folgende Aussage:

$$„\text{Sit } \frac{1}{e^{\frac{\pi}{2}\frac{M\cos\varphi}{M\sin\varphi}}} = z,$$

$$1 + 2z^4 + 2z^{16} + 2z^{36} + \cdots = p,$$

$$2z + 2z^9 + 2z^{25} + \cdots = q,$$

eritque

$$\frac{\cos\frac{1}{2}\varphi}{\sqrt{M\cos\varphi}} = p, \quad \frac{\sin\frac{1}{2}\varphi}{\sqrt{M\cos\varphi}} = q, \quad \tilde{\omega} = \frac{\pi\cos\varphi}{M\cos\varphi}, \quad \tilde{\omega}' = \frac{\pi\cos\varphi}{M\sin\varphi}\text{“.*)}$$

*) Über den Zusammenhang des arithmetisch-geometrischen Mittels mit den „Potenzreihen, in denen die Exponenten mit den Quadratzahlen fortschreiten", giebt Schering in III, p. 493 oben, an, daß Gauss ihn „nach Mitteilungen über eine mündliche Äußerung desselben schon im Jahre 1794 gekannt zu haben scheine". Es ist mir nicht gelungen, über diese mündliche Äußerung Genaueres zu erfahren; aber es kann kaum anders sein, als daß sich hier ein Mißverständnis eingeschlichen hat (wie denn ja auch Schering die ganze Angabe nur in sehr unsicherer Form macht). In der That scheint aus der Reihenfolge der Tagebuchnotizen mit Sicherheit hervorzugehen, daß Gauss die vorstehenden Formeln frühestens im Mai 1800 gefunden hat. Man überlege nur dieses: Gauss besaß die Thetafunktionen im lemniscatischen Falle seit Juli 1798 (siehe oben No. 92); hätte er nun andererseits den Zusammenhang des arithmetisch-geometrischen Mittels mit den Thetanullwerten vorher gekannt, so wäre No. 98 nach Inhalt und Form gleich unbegreiflich. —

Ich bringe diese Einzelheit hier zur Sprache, weil dieselbe für die Beurteilung der historischen Entwickelung von Gauss' Theorie der elliptischen Funktionen von entscheidender Bedeutung sein dürfte. Bisher war die Meinung die, daß Gauss zuerst von seiten des arithmetisch-geometrischen Mittels in die Theorie eingedrungen sei (vergl. III, p. 492—494, VIII, p. 102—105, sowie insbesondere den Aufsatz von P. Günther in den Nachrichten der K. Ges. d. Wiss., 1894). Demgegenüber scheint sich aus den aufeinanderfolgenden Tagebuchnotizen folgende Auffassung zu ergeben: Den Anfang machen in jedem Betracht die lemniscatischen Funktionen. Dann wird Gauss (Ende 1799) sozusagen zufällig auf die Beziehung zum arithmetisch-geometrischen Mittel aufmerksam, die ebensowohl im lemniscatischen Falle, wie im allgemeinen Falle statt hat. Und hierin liegt für ihn die Veranlassung, die Theorie der allgemeinen elliptischen Funktionen aufzunehmen und genau nach dem Muster der lemniscatischen Funktionen durchzuführen, — andererseits aber den Algorithmus des arithmetisch-geometrischen Mittels theoretisch zu vertiefen und nach allen für die Theorie der elliptischen Funktionen in Betracht kommenden Richtungen auszugestalten. —

Übrigens sind außer dem Heftchen Ac im Nachlasse noch einige andere auf elliptische Funktionen bezügliche Stücke vorhanden, deren Entstehung auf Frühjahr und Sommer 1800 zu setzen sein dürfte, nämlich erstens ein Heftchen Ad, wesentlich Zahlenrechnungen enthaltend, und dann eine Reihe loser Blätter. Es muß einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben, aus der Menge dieser zusammenhangslosen und sich dabei häufig wiederholenden Notizen vielleicht doch noch einiges Interessante herauszufinden, was nicht schon in III oder VIII Aufnahme gefunden hat. Hier beschränke ich mich auf folgendes Detail. In VIII, p. 97, hat Fricke unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Tagebuchnotiz No. 105 eine Entwickelung, betreffend die Umkehrung des allgemeinen elliptischen Integrals erster Gattung, zum Abdruck gebracht, die in der Einführung der später von Weierstrass als Al_1 und Al_0 bezeichneten Potenzreihen gipfelt; diese Entwickelung wurde von Gauss auf die letzte Seite des Einbandes des in seiner Bibliothek befindlichen Buches: Maupertuisiana, Hamburg 1753, eingetragen, und es ist darum ihre Entstehungszeit nicht ohne weiteres anzugeben. Ich möchte hier ergänzend zufügen, daß sich die Reihenentwickelungen der Al in der That an einer Stelle der vorgenannten losen Blätter vorfinden, und zwar merkwürdigerweise gerade die beiden in VIII, p. 97, nicht genannten Reihen Al_2 und Al_3. Wegen der Al im Falle der Lemniscate vergl. die Bemerkung zu No. 61 oben.

Vielleicht kann man den bedeutsamen Inhalt der Nummern 105—111 in moderner Ausdrucksweise folgendermaßen resumieren: In No. 105 handelt es sich um die doppelte Periodicität des dort genannten allgemeinen elliptischen Integrals erster Gattung, aber nur erst in der Form, daß eine reelle und eine imaginäre Periode und damit eine Einteilung der komplexen Ebene in Periodenrechtecke gefunden werden. No. 106 bezieht sich auf die bei diesem Ausgangspunkte sich zunächst darbietenden Transformationen höherer Ordnung (bei denen ebenfalls nur erst rechteckige Figuren in Betracht gezogen werden). Nr. 108 bringt sodann die Reihenentwickelungen für Zähler und Nenner der Umkehrfunktion, insbesondere die allgemeinen Θ, ferner aber die Existenz der Teilungsgleichungen. In No. 109 hat Gauss die Prinzipien der allgemeinen linearen Periodentransformation gefunden (bei der die Rechtecke durch irgendwelche Parallelogramme ersetzt werden). Endlich folgt in Nr. 110, 111 die Anwendung auf Integrale der zweiten Gattung.

112) Calculum numerico-exponentialem omnino novum invenimus.

Jun. 12.

Es handelt sich vermutlich um die numerischen Berechnungen von Potenzen der Zahl e (mit Hilfe der Primzahllogarithmen, insbesondere der 48-stelligen Wolframschen), wie sie in III, p. 426—431, aus dem Nachlasse abgedruckt sind.

113) Problema e calculo probabilitatis circa fractiones continuas olim frustra tentatum solvimus.

Oct. 25.

114) Felix fuit dies quo multitudinem classium formar[um] binar[iarum] per triplicem methodum assignare largitum est nobis; puta:

1. per prod[uctum] infin[itum]
2. per aggregatum infinitum
3. per aggregatum finitum cotangentium seu logarithm[orum] sinuum.

Nov. 30. Brunsvigae.

115) Methodum quartam ex omnibus simplicissimam deteximus pro det[erminantibus] negativis ex sola multit[udine] numeror[um] ϱ, ϱ', etc. petitam, si $Ax+\varrho$, $Ax+\varrho'$ etc. sunt formae lineares divisor[um] for[mae] $\square + D$.

Dec. 3. Brunsvigae.

Mit diesen Nummern 114, 115 wolle man in I, p. 476, die Anmerkung zu Art. 306, X der Disq. a. vergleichen:

Ex voto nobis ac sic successit ut nihil amplius desiderandum supersit. Nov. 30 — Dec. 3. 1800.

In einem Additamentum zu Art. 306, X der Disq. a. äußert sich Gauss (I, p. 466) über denselben Gegenstand folgendermaßen: *Quaestionem hic propositam plane solvere nuper successit.*

1801.

116) Impossibile esse ut sectio circuli ad aequationes inferiores quam theoria nostra suggerit reducatur demonstratum.

Apr. 6. Brunsvigae.

Vergl. Disq. a., Art. 365 (I, 462), die gesperrten Worte: Omnique rigore demonstrare possumus, has aequationes elevatas nullo modo nec evitari nec ad inferiores reduci posse.

117) Jisdem diebus Pascha Judaeorum per methodum novam determinare docuimus. *(Apr. 1.)*

Vergl. die Veröffentlichung in Zach's monatlicher Korrespondenz, Mai 1802 (abgedruckt in VI, p. 80—81).

118) Methodus quinta theorema fundamentale demonstrandi se obtulit adiumento theorematis elegantissimi theoriae sectionis circuli. Puta

$$\sum \begin{matrix} \sin \\ \cos \end{matrix} \Big\} \frac{n^2}{a} P = \begin{matrix} +\sqrt{a} \\ +\sqrt{a} \end{matrix} \Big| \begin{matrix} 0 \\ +\sqrt{a} \end{matrix} \Big| \begin{matrix} 0 \\ 0 \end{matrix} \Big| \begin{matrix} +\sqrt{a} \\ 0 \end{matrix}$$

prout: $a \equiv$ 0 1 2 3 (mod. 4)

substituendo pro n omnes numeros a 0 usque ad $(a-1)$.

Mai. medio. Brunsvigae.

Vergl. unten, Nr. 123.

119) Methodus nova simplicissima expeditissima elementa orbitarum corporum coelestium investigandi.

Sept. m[edio]. Brunsvigae.

Zu den von hier an immer zahlreicher werdenden astronomischen Notizen des Tagebuchs wolle man außer Bd. VI. der Werke und der Theoria Motus vor allen Dingen den Briefwechsel von Gauss und Olbers vergleichen, der mit dem 18. Januar 1802 beginnt.

120) Theoriam motus Lunae aggressi sumus.

Aug.

Im Nachlasse vorhanden.

121) Formulas permultas novas in Astronomia theorica utilissimas eruimus.

Oct.

1802. 1803. 1804.

122) Annis insequentibus 1802, 1803, 1804 occupationes astronomicae maximam otii partem abstulerunt, calculi imprimis circa planetarum novorum theoriam instituti. Unde evenit, quod hisce annis catalogus hicce neglectus est. Dies itaque, quibus aliquid ad matheseos incrementa conferre datum est, memoriae exciderunt.

In die vorgenannten Jahre fallen nicht nur Gauss' Bahnbestimmungen von Ceres, Juno und Pallas, sondern auch der Beginn seiner Störungsrechnungen. Genauere Angaben über Gauss' Arbeiten zur Störungstheorie findet man im „Vierten Bericht über den Stand der Herausgabe von Gauss' Werken" in den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen, 1901, Geschäftliche Mitteilungen.

1805.

123) Demonstratio theorematis venustissimi supra 1801. Mai. commemorati quam per 4 annos et ultra omni contentione quaesiveramus tandem perfecimus. Comment[ationes] rec[entiores], I.

Aug. 30.

Vergl. oben, No. 118. — Die zugehörige Abhandlung (Summatio serierum quarundam singularium) wurde der K. Ges. d. Wiss. am 24. August 1808 überreicht. Siehe II, p. 9 ff. sowie p. 155—158. — Vergl. weiter einen Brief von Gauss an Olbers vom 3. September 1805 (Gesamtausgabe des Briefwechsels No. 133, p. 268, — die in Betracht kommende Stelle ist auch in Scherings Festrede von 1877 abgedruckt), wo Gauss seine fortgesetzten vergeblichen Bemühungen um den Beweis des Theorems und seinen endlichen Erfolg in lebhaftester Weise schildert.

124) Theoriam interpolationis ulterius excoluimus.

Nov.

Vergl. die in III, p. 265—327, abgedruckte Abhandlung aus dem Nachlaß: Theoria interpolationis methodo nova tractata, deren ersten Entwurf Schering, ebenda p. 328, auf Oktober 1805 setzt.

1806.

125) Methodum ex duobus locis heliocentricis corporis circa solem moventis eiusdem elementa determinandi novam perfectissimam deteximus.

Jan.

126) Methodum e tribus planetae locis geocentricis eius orbitam determinandi ad summum perfectionis gradum eveximus.

Mai.

127) Methodus nova ellipsin et hyperbolam ad parabolam reducendi.

Apr.

128) Eodem circiter tempore resolutionem functionis $\frac{x^p - 1}{x - 1}$ in factores quatuor absolvimus.

1807.

129) Methodus nova e quatuor planetae locis geocentricis, quorum duo extremi sunt incompleti, eius orbitam determinandi.

Jan. 21.

130) Theoria residuorum cubicorum et biquadraticorum incepta.

Febr. 15.

Gauss setzt in seiner ersten Kommentation über die Theorie der biquadratischen Reste (1828, siehe II, p. 67, 165), wie auch in dem unten bei No. 144 abgedruckten Satze eines Briefes an Dirichlet, den Anfang seiner Beschäftigung mit den biquadratischen Resten auf 1805.

Vergl. übrigens zu den Nummern 130–133 des Tagebuchs die in VIII, p. 3—11 und p. 15–19 abgedruckten Stücke des Nachlasses, sowie die Erläuterungen von Fricke auf p. 11—14 und p. 19—20 daselbst.

131) Ulterius exculta et completa reddita. Demonstratione adhuc eget.

Febr. 17.

132) Demonstratio huius theoriae per methodum elegantissimam inventa ita ut penitus perfecta sit nihilque amplius desideretur. Hinc simul residua et non residua quadratica egregie illustrantur.

Febr. 22.

133) Theoremata, quae theoriae praecedenti incrementa maximi pretii adjungunt, demonstratione eleganti munita (scilicet pro quibusnam radicibus primitivis statuere oporteat ipsum b positivum pro quibusque negativum, $a^2+27b^2=4p$, $a^2+4b^2=p$).

Febr. 24.

134) Demonstrationem omnino novam theorematis fundamentalis principiis omnino elementaribus innixam deteximus.

Mai. 6.

Vergl. den Brief von Gauss an Olbers vom 12. Mai 1807 (No. 173 der Gesamtausgabe, p. 360). — Nach der durch das Tagebuch gegebenen Zählung handelt es sich bei der vorliegenden Nummer um den sechsten Gaussischen Beweis des Reciprocitätsgesetzes quadratischer Reste. Da aber die zugehörige Abhandlung (siehe II, p. 1 ff, sowie p. 151—154) der K. Gesellschaft d. W. am 15. Januar 1808 vorgelegt wurde, also früher als die „Summatio serierum quarundam singularium" (No. 123), so wird dieser Beweis häufig als fünfter citiert. Vergl. Gauss' eigene Angaben in II, p. 153.

1808.

135) Theoria divisionis in periodos tres (art. 358.) ad principia longe simpliciora reducta.

Mai. 10.

Die Artikelnummer bezieht sich auf die Disquisitiones arithmeticae.

136) Aequationem

$$X - 1 = 0,$$

quae continet omnes radices primitivas aequationis

$$x^n - 1 = 0,$$

in factores cum coefficientibus rationalibus discerpi non posse demonstr[atum] pro valoribus compositis ipsius n.

Jun. 12.

Die Gleichung sollte wohl $X = 0$ heißen. (D.)

137) Theoriam formarum cubicarum, solutionem aequ[ationis]

$$x^3 + ny^3 + n^2z^3 - 3nxyz = 1$$

aggressus sum.

Dec. 23.

Vergl. die Ausführungen bei Fricke in VIII, p. 24—26, sowie eine Bemerkung von Schering in II, p. 398. (Die dort citierte, in II, p. 243—265, abgedruckte Abhandlung: „Disquisitionum circa aequationes puras ulterior evolutio", soll nach der Bemerkung von Dedekind auf p. 265 in der That aus dem Jahre 1808 stammen.)

1809.

138) Theorema de residuo cubico 3 per methodum specialem elegantem demonstratum per considerat[iones] valorum $\frac{x+1}{x}$ ubi terni semper habent a, $a\varepsilon$, $a\varepsilon^2$ exceptis duobus qui dant ε, ε^2, hi vero sunt

$$\frac{1}{\varepsilon - 1} = \frac{\varepsilon^2 - 1}{3}; \quad \frac{1}{\varepsilon^2 - 1} = \frac{\varepsilon - 1}{3}$$

adeoque productum $= \frac{1}{3}$.

Jan. 6.

Hier ist ε nicht als dritte Wurzel aus 1, sondern als rationale Wurzel der Kongruenz $\varepsilon^2 + \varepsilon + 1 \equiv 0$ (mod. p) aufzufassen (wo p eine natürliche Primzahl von der Form $3n + 1$ bedeutet). (D.)

139) Series ad media arithmetico-geometrica pertinentes fusius evolutae.

Jun. 20.

140) Quinquesectionem pro mediis arithm[etico]-geom[etricis] absol[vimus].

Jun. 29.

Man vergl. hierzu die Abhandlung „Zur Theorie der neuen Transcendenten", die in III, p. 446—460, abgedruckt ist. Das betr. Manuskript findet sich (wie auch Schering in III, p. 494, hervorhebt) in einem Handbuche unmittelbar nach einer astronomischen Rechnung, der die Bemerkung beigefügt ist: „geendigt den 28. April 1809", (dieses Handbuch trägt z. Z. die Bezeichnung Bd). Dem Datum nach kann also die Abhandlung mit den vorstehenden beiden Tagebuchnotizen in Zusammenhang gebracht werden; und in der That scheint auch inhaltlich eine Beziehung vorzuliegen. Übrigens ist nach den Darlegungen von Schering in III, pag. 494 anzunehmen, daß Gauss bereits 1808 zu den elliptischen Funktionen zurückgekehrt ist und diejenigen Entwickelungen begonnen hat, die sich auf Identitäten zwischen Θ-Funktionen stützen.

1812.

141) Catalogum praecedentem per fata iniqua iterum interruptum initio anni 1812 resumimus. In mense Nov. 1811 contigerat demonstrationem theorematis fundamentalis in doctrina aequationum pure analyticam completam reddere; sed quum nihil chartis servatum fuerit, pars quaedam essentialis memoriae penitus exciderat. Hanc per satis longum temporis intervallum frustra quaesitam tandem feliciter redinvenimus.

Febr. 29.

Es handelt sich um den sogenannten „zweiten" Beweis des Fundamentalsatzes der Algebra, den Gauss der K. Gesellschaft d. W. am 7. Dezember 1815 vorlegte. Vergl. III, p. 31 ff, sowie p. 105—106.

142) Theoriam attractionis sphaeroidis elliptici in puncta extra solidum sita prorsus novam invenimus.

Sept. 26. Seebergae.

Gemeint ist Sternwarte Seeberg bei Gotha.

143) Etiam partes reliquas eiusdem theoriae per methodum novam mirae simplicitatis absolvimus.

Oct. 15. Gottingae.

Die Abhandlung über die Attraktion der elliptischen Sphäroide wurde der K. Gesellschaft d. W. am 18. März 1813 überreicht. Vergl. V, p. 1 ff und p. 279—286.

1813.

144) Fundamentum theoriae residuorum biquadraticorum generalis, per septem propemodum annos summa contentione sed semper frustra quaesitum tandem feliciter deteximus eodem die quo filius nobis natus est.

Oct. 23. Gottingae.

Hiermit wolle man eine Stelle in dem Briefe von Gauss an Dirichlet vom 30. Mai 1828 vergleichen, der in II, p. 516—518 abgedruckt ist. Es heißt dort p. 516 im Anschluß an die 1825 publizierte erste Commentatio über die biquadratischen Reste:

„Die ganze Untersuchung, deren Stoff ich schon seit 23 Jahren vollständig besitze, die Beweise der Haupttheoreme aber (zu welchen das in der ersten Commentation noch *nicht* zu rechnen ist) seit etwa 14 Jahren — (obwohl ich wünsche und hoffe, an letzteren, den Beweisen, noch einiges vereinfachen zu können) — etc. etc."

Siehe übrigens die Bemerkung zu No. 130.

145) Subtilissimum hoc est omnium eorum quae umquam perfecimus. Vix itaque operae pretium est, his intermiscere mentionem quarumdam simplificationum ad calculum orbitarum parabolicarum pertinentium.

1814.

146) Observatio per inductionem facta gravissima theoriam residuorum biquadraticorum cum functionibus lemniscaticis elegantissime nectens. Puta si $a + bi$ est numerus primus, $a - 1 + bi$ per $2 + 2i$ divisibilis, multitudo omnium solutionum congruentiae

$$1 \equiv x^2 + y^2 + x^2y^2 \text{ (mod. } a + bi)$$

inclusis $x = \infty,\ y = \pm i;\ x = \pm i,\ y = \infty$ fit $= (a - 1)^2 + b^2$.

Jul. 9.

Schlußbemerkung: Hinter der Nummer 146, mit der die Aufzeichnungen des Tagebuchs als solche schließen, sowie auch zwischendurch eingeheftet, finden sich im Original noch einige Blätter, die mit verschiedenartigen, vielfach nicht mathematischen Notizen bedeckt sind; eine besondere Bedeutung scheinen dieselben nicht zu besitzen. Auf der Rückseite des Umschlags endlich stehen (in eine Falte hineingeschrieben) die folgenden Sentenzen:

„Nil Desperare"
„Habeant sibi"
„QUA EXEAS HABES".

Sachregister.

III. Analysis.

A) Kettenbrüche: No. 7, 58, 113.

B) Interpolation und mechanische Quadratur: No. 44, 48, 124.

C) Differentialrechnung: No. 47.

D) Integralrechnung: No. 32, 33, 50, 53, 54, 59.

E) Reihen.
a) Lagrangesches Theorem: No. 49, 86.
b) Skalen von Reihen: No. 8, 10, 20.
c) Specielle Reihenentwickelungen: No. 24, 32, 33, 45, 46.
d) Summierung specieller Reihen: No. 29, 82, 87.
e) Trigonometrische Reihen: No. 87, 104.

F) Lemniscatische Funktionen: No. 51, 60, 61, 62, 63, 91 a, 91 b, 92, 98, 112, 146.

G) Arithmetisch-geometrisches Mittel: No. 98, 100, 101, 102, 106, 108, 109, 139, 140.

H) Allgemeine elliptische Funktionen: No. 105, 106, 108, 110, 111.

IV. Geometrie.

A) Elemente der Geometrie: No. 72, 81, 99.

B) Algebraische Kurven: No. 21.

V. Wahrscheinlichkeitsrechnung: No. 88, 113.

VI. Mechanik.

A) Zusammensetzung von Kräften: No. 85.

B) Anziehung von Kugel und Ellipsoid: No. 90, 142, 143.

C) Ballistisches Problem: No. 93.

VII. Astronomie.

A) Kometenbahnen: No. 94, 121, 127, 145.

B) Planetenbahnen: No. 119, 121, 122, 125, 126, 129.

C) Mondbewegung: No. 120.

D) Parallaxe: No. 97.

E) Osterfestberechnung: No. 107, 117.

(In dieses Register nicht mit aufgenommen sind die Nummern: 13, 25, 42, 43, 83, 95, deren Bedeutung unklar blieb).

Gauss in seiner Vorlesung über die Methode der kleinsten Quadrate.

Erinnerungen

von

R. Dedekind.

Hierzu ein Portrait von Gauss aus dem Jahre 1840.

—— ⁎ ——

Als geborener Braunschweiger habe ich schon früh von Gauss sprechen hören, und ich glaubte gern an seine Grösse, ohne zu wissen, worin sie bestand. Um so tieferen Eindruck machte es auf mich, als ich zuerst von seiner geometrischen Darstellung der imaginären oder, wie man zu jener Zeit wohl noch sagte, der unmöglichen Grössen hörte. Ich war damals als Student auf dem Collegium Carolinum (der heutigen technischen Hochschule) ein wenig in die höhere Mathematik eingedrungen, und bald darauf, als Gauss im Juli 1849 sein 50jähriges Doctor-Jubiläum feierte, sandte unser Lehrkörper einen von dem geistreichen Philologen Petri verfassten Glückwunsch an ihn, worin mir der Passus, er habe das Unmögliche möglich gemacht, ganz besonders gefiel. Zu Ostern 1850 kam ich nach Göttingen, und hier wuchs mein Verständniss schon etwas mehr, als ich im Seminar durch eine kurze, aber sehr interessante Vorlesung von Stern in die Elemente der Zahlentheorie eingeführt wurde und den Reciprocitätssatz kennen lernte. Auf meinen Wegen nach oder von der Sternwarte, wo ich eine Vorlesung des trefflichen Professors Goldschmidt über populäre Astronomie hörte, begegnete ich zuweilen Gauss und erfreute mich des Anblicks seiner stattlichen, Ehrfurcht gebietenden Erscheinung, und sehr oft sah ich ihn in grösster Nähe auf seinem festen Platze im Litterarischen Museum, das er regelmässig besuchte, um Zeitungen zu lesen.

Zu Anfang des folgenden Wintersemesters hielt ich mich für reif, seine Vorlesung über die Methode der kleinsten Quadrate zu hören, und so betrat ich, mit dem Testirbuch ausgerüstet und nicht ohne Herzklopfen, zum ersten Male sein Wohnzimmer, wo ich ihn an seinem Schreibtisch sitzend fand. Meine Meldung schien ihn wenig zu erfreuen, ich hatte auch wohl gehört, dass er sich ungern entschloss, Vorlesungen zu halten; nachdem er seinen Namen in das Buch eingetragen hatte, sagte er nach kurzem Schweigen: „Sie wissen

vielleicht, dass es immer sehr zweifelhaft ist, ob meine Vorlesungen zu Stande kommen; wo wohnen Sie? bei dem Barbier Vogel? Nun, das trifft sich ja glücklich, denn der ist auch mein Barbier, durch ihn werde ich Sie benachrichtigen."

Einige Tage darauf trat dann Vogel, eine stadtbekannte Persönlichkeit, ganz erfüllt von der Wichtigkeit seiner Mission bei mir ein, um zu bestellen, dass sich noch mehrere Zuhörer gemeldet hätten, und dass Herr Geh. Hofrath Gauss die Vorlesung halten würde.

Wir waren neun Studenten, von denen ich A. Ritter (später Professor der Mechanik in Hannover und Aachen) und Moritz Cantor (später Professor in Heidelberg) nach und näher kennen lernte; wir alle kamen sehr regelmässig, es hat wohl selten einer von uns gefehlt, obgleich der Weg nach der Sternwarte im Winter bisweilen nicht angenehm war. Das Auditorium war durch ein Vorzimmer von Gauss' Arbeitszimmer getrennt und ziemlich klein. Wir sassen an einem Tisch, dessen Längsseiten für je drei, aber nicht für vier Personen bequemen Platz darboten. Der Thür gegenüber am oberen Ende sass Gauss in mässiger Entfernung vom Tische, und wenn wir vollzählig waren, so mussten zwei von uns, die zuletzt kamen, ganz in seine Nähe rücken und ihr Heft auf den Schooss nehmen. Gauss trug ein leichtes schwarzes Käppchen, einen ziemlich langen braunen Gehrock, graue Beinkleider; er sass meist in bequemer Haltung, etwas gebeugt vor sich niedersehend, mit über dem Leib gefalteten Händen. Er sprach ganz frei, sehr deutlich, einfach und schlicht; wenn er aber einen neuen Gesichtspunkt hervorheben wollte, wobei er ein besonders charakteristisches Wort gebrauchte, so erhob er wohl plötzlich den Kopf, wandte sich zu einem seiner Nachbaren und blickte ihn während der nachdrücklichen Rede ernst mit seinen schönen, durchdringenden blauen Augen an. Das war unvergesslich. Seine Sprache war fast ganz dialektfrei, nur bisweilen kamen Anklänge an unsere stadt-braunschweigische Mundart; beim Zählen z. B., wobei er auch den Gebrauch der Finger nicht verschmähte, sagte er nicht eins, zwei, drei, sondern eine, zweie, dreie u. s. f., wie man es noch jetzt bei uns auf dem Markte hören kann. Ging er von einer principiellen Erörterung zur Entwicklung mathematischer Formeln über, so erhob er sich, und in stattlicher, ganz aufrechter Haltung schrieb er an einer neben ihm stehenden Tafel mit der ihm eigenen schönen Handschrift, wobei es ihm immer durch Sparsamkeit und zweckmässige Anordnung gelang, mit dem ziemlich kleinen Raume auszukommen. Für die Zahlenbeispiele, auf deren sorgfältige Durch-

[illegible] d. K. Ges. d. Wiss. z. Göttingen



CARL FRIEDRICH GAUSS

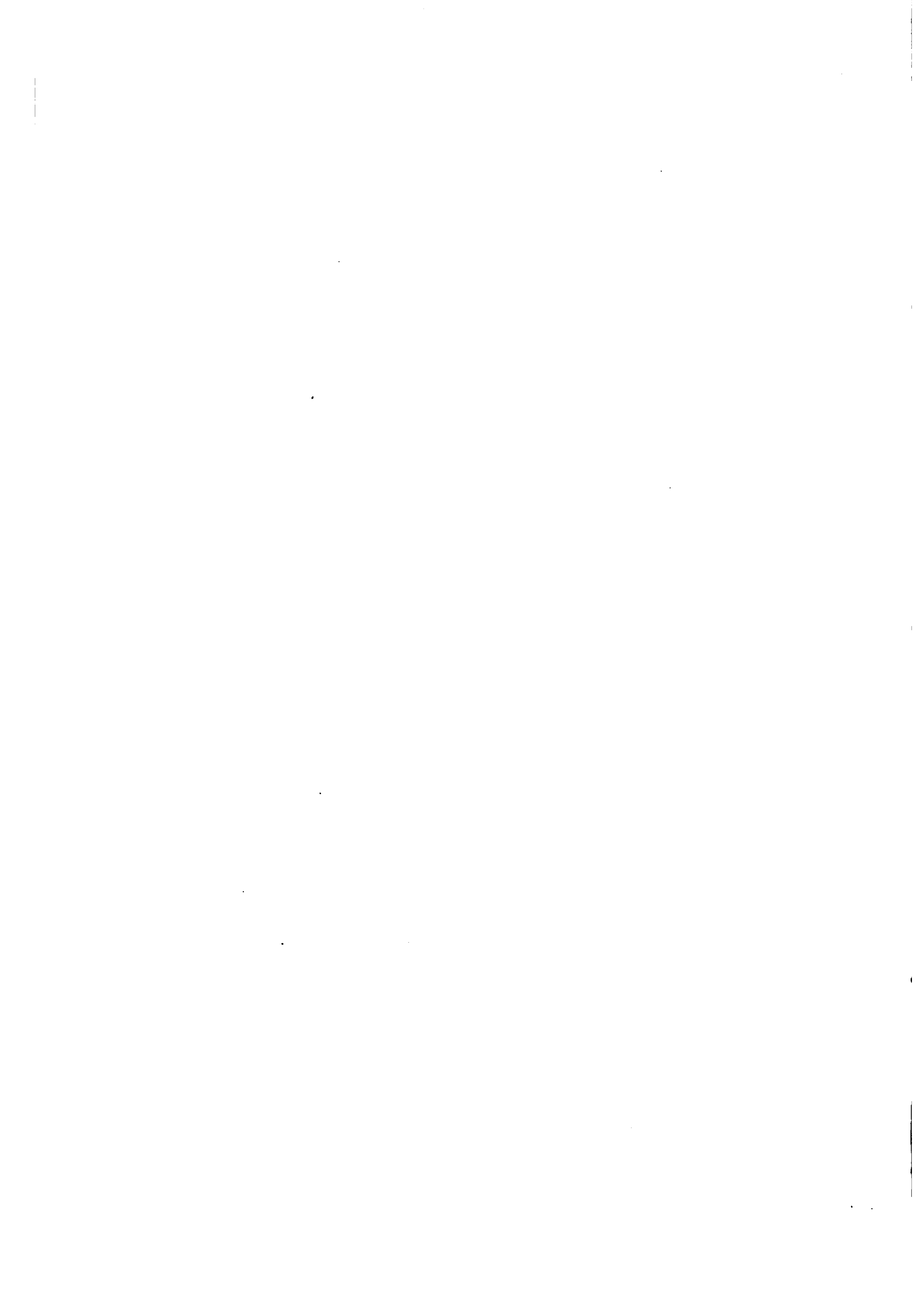
nach Ritmüllers Lithographie des Jensenschen Bildes



Weidmannsche Buchhandlung in Berlin. Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin W.

CARL FRIEDRICH GAUSS

nach Ritmüllers Lithographie des Jensenschen Bildes.



führung er besonderen Werth legte, brachte er die erforderlichen Data auf kleinen Zetteln mit.

Indem ich nun zu dem Inhalt der (wöchentlich dreistündigen) Vorlesung übergehe, beziehe ich mich auf einen Brief von Gauss an Schumacher aus dem Jahre 1844, welcher im Band VIII von Gauss' Werken (S. 147—148) abgedruckt ist; er berichtet dort, dass seine Vorlesung aus drei Theilen besteht, von denen der erste eine nur auf Principien der Zweckmässigkeit basirte Begründungsart und die eigentliche praktische Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate giebt, während der zweite und dritte Theil die beiden wesentlich verschiedenen Begründungsarten der Methode durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung behandelt, wie sie in der Theoria motus corporum coelestium und in der Theoria combinationis observationum dargestellt sind. Denselben Weg schlug Gauss auch zu meiner Zeit ein, und ich möchte hier Einiges aus dem ersten Theile mittheilen, was, wie ich glaube, weniger bekannt ist als der Inhalt der anderen Theile; freilich kann ich es auch hierbei nicht vermeiden, sehr bekannte Dinge mit einzuflechten. Den Zweck der Methode der kleinsten Quadrate und ihre elementare Begründung stellte Gauss ungefähr so dar.

Es liegt eine Reihe von Beobachtungen (Messungen) vor, die dazu dienen sollen, gewisse unbekannte Grössen $x, y, z \ldots$ zahlenmässig zu bestimmen; die unmittelbaren Gegenstände dieser Beobachtungen können diese Unbekannten selbst, allgemeiner aber gewisse Functionen von ihnen sein, d. h. Grössen $V, V', V'' \ldots$, welche sich streng berechnen lassen würden, wenn die Werthe von $x, y, z \ldots$ schon bekannt wären. Werden nun für diese Functionen durch unmittelbare Beobachtungen die Werthe $M, M', M'' \ldots$ gefunden, so erhält man ein entsprechendes System von sogenannten Beobachtungsgleichungen $V = M, V' = M', V'' = M'' \ldots$, aus denen die unbekannten Elemente $x, y, z \ldots$ ermittelt werden sollen; dies ist natürlich nur dann möglich, wenn die Anzahl der Beobachtungen mindestens eben so gross ist, wie die der unbekannten Elemente. Da aber alle unsere Messungen nur einen begrenzten Genauigkeitsgrad besitzen, also Fehlern unterworfen sind, so sucht man deren schädlichen Einfluss durch Vermehrung der Anzahl der Beobachtungen zu bekämpfen, und dann fragt sich, wie soll man ein solches, mit unbekannten Fehlern $M-V, M'-V', M''-V'' \ldots$ behaftetes, überzähliges System von Beobachtungsgleichungen $V = M, V' = M', V'' = M'' \ldots$ behandeln, um die unvermeidlichen Widersprüche zwischen ihnen auszugleichen und so die plausibelsten Werthe der unbekannten Elemente $x, y, z \ldots$

zu finden? Hierbei wird vorausgesetzt, dass diese Beobachtungen gleiche Zuverlässigkeit besitzen, d. h., dass wir keinen Grund haben, einer von ihnen grösseres Zutrauen zu schenken als den übrigen. Macht man eine bestimmte Hypothese über die Werthe $x, y, z \dots$ und berechnet daraus die entsprechenden Werthe der Functionen $V, V', V'' \dots$, so erhält man ein entsprechendes System von Fehlern $M-V, M'-V', M''-V'' \dots$, aber es fragt sich, welchen Maassstab soll man zu Grunde legen, um nach Beschaffenheit dieser Fehler einer solchen Hypothese den Vorzug vor einer anderen zuzuerkennen?

Hier könnte man, da die Beobachtungen wegen ihrer gleichen Zuverlässigkeit eine gleichmässige Behandlung verdienen, zunächst an die algebraische Summe der Fehler denken, um nach ihrer Kleinheit die Brauchbarkeit einer Hypothese zu beurtheilen, und dies würde geradezu dahin führen, die Hypothese für die beste zu erklären, für welche diese Summe gleich Null wird. Allein man sieht sofort, dass dies nicht als allgemeines Princip gelten kann, weil, sobald die Anzahl der unbekannten Elemente mindestens gleich zwei ist, unendlich viele verschiedene Hypothesen dieser Forderung genügen würden, und ausserdem würde eine Hypothese, bei welcher grosse Fehler durch die entgegengesetzten Vorzeichen sich in der Summe aufheben, für ebenso gut gelten, als eine andere, in welcher die einzelnen Fehler absolut genommen kleiner sind.

Dies kann uns veranlassen, nur die absoluten Werthe der Fehler zu betrachten und die Hypothese für die beste zu erklären, für welche deren Summe so klein wie möglich ausfällt. Allein auch gegen dieses Princip lassen sich mehrere triftige Einwände erheben, nämlich:

a) Es verstösst gegen den mathematischen Sinn, dass hierbei die negativen Fehler auf andere Weise in die Rechnung eintreten sollen als die positiven.

b) Die Behandlung wird bei einer grösseren Anzahl unbekannter Elemente $x, y, z \dots$ bald sehr verwickelt.

c) Selbst im einfachsten Falle, wo nur eine einzige unbekannte Grösse auftritt, und diese zugleich der unmittelbare Gegenstand der sämmtlichen Beobachtungen ist, führt dieses Princip zu Resultaten, denen wir unseren Beifall nicht schenken können. Hätte man z. B. vier Beobachtungen $x = 900$, $x = 903$, $x = 917$, $x = 921$ gemacht, so würde jeder zwischen 903 und 917 liegende Werth x für gleich brauchbar gelten müssen, weil für alle diese Werthe x die Summe der absoluten Fehler denselben kleinsten Werth $(x - 900) + (x - 903) + (917 - x) + (921 - x) = 35$ erhalten würde; dieselbe Erscheinung tritt immer auf,

wenn die Anzahl der Beobachtungen gerade ist, während bei einer ungeraden Anzahl immer der in der Mitte liegende Werth x für den besten gelten müsste, so dass die übrigen Beobachtungen auch hier gar keinen Einfluss auf die Bestimmung von x ausüben würden.

d) Von besonderem Gewicht ist endlich der Einwand, dass nach diesem Princip bei einer grösseren Anzahl von Beobachtungen ein grosser Fehler keinen stärkeren Einfluss auf das Resultat ausüben würde, als eine Reihe kleiner Fehler, deren absolute Werthe dieselbe Summe besitzen, während doch die Hypothese, welcher die letztere Erscheinung entspricht, nach unserem Gefühl gewiss den Vorzug vor der ersteren verdient.

Aus allen diesen Gründen ist dieses Princip zu verwerfen, und wir müssen einen anderen Maassstab suchen, durch welchen diese Mängel beseitigt werden, zumal die Wahl dieses Maassstabes ganz unserer Willkür überlassen ist. Hierzu führt uns von selbst der letztgenannte Einwand; die Rücksicht darauf, dass ein Fehler, welcher a-mal so gross ist als ein Fehler, der a-mal vorkommt, stärker ins Gewicht fallen muss, als diese a einzelnen Fehler, veranlasst uns, statt der Fehler selbst ihre Quadrate zu nehmen und die Brauchbarkeit einer Hypothese nach der Kleinheit der ihr entsprechenden Summe der Fehlerquadrate zu schätzen. So gewinnen wir den Grundsatz der sogenannten Methode der kleinsten Quadrate, nach welchem diejenige Hypothese über die Werthe der unbekannten Grössen $x, y, z \ldots$ als die beste gelten soll, für welche die Summe der Fehlerquadrate so klein wie möglich wird. Durch die Wahl dieses Maassstabes weichen wir den obigen Einwänden a und d aus, ebenso gestaltet sich der unter b erwähnte Uebelstand weit besser, und die unter c bemerkte Erscheinung wird ganz unmöglich. Wollte man, um den Einwand d zu beseitigen, eine noch höhere Potenz der Fehler einführen, so müsste dieselbe jedenfalls eine paare sein, um dem ersten Vorwurfe zu begegnen; aber dann werden die Rechnungen so ausserordentlich verwickelt, dass diese Behandlung die Mühe nicht lohnen würde.

Nach dieser sehr einleuchtenden, nur auf Principien der Zweckmässigkeit beruhenden Begründung der Methode ging Gauss sofort zur Bildung der sogenannten Normalgleichungen über, die durch partielle Differentiation der Summe

$$\Omega = (V - M)^2 + (V' - M')^2 + (V'' - M'')^2 + \ldots$$

der Fehlerquadrate in Bezug auf jede der unbekannten Grössen $x, y, z \ldots$ gewonnen werden. Der Kürze wegen will ich hier

$$d\Omega = 2\,(Xdx + Ydy + Zdz + \ldots)$$

setzen, dann giebt die Forderung des Minimums von Ω die auf x, y, z . . . bezüglichen Normalgleichungen

$$X = 0, \quad Y = 0, \quad Z = 0 \ldots,$$

die von Gauss vollständig entwickelt dargestellt wurden.

Der zunächst behandelte und wichtigste Hauptfall ist der, wo die Grössen V, V', V'', . . ., also auch X, Y, Z . . . lineare Functionen von x, y, z . . . sind. Zuerst wurde natürlich der specielle Fall vorgeführt, wo eine einzige unbekannte Grösse x durch wiederholte unmittelbare Messungen bestimmt werden soll, und wo die entsprechende Normalgleichung zu der altbekannten Regel des arithmetischen Mittels führt. Ein dazu gehöriges Zahlenbeispiel — Bestimmung der Polhöhe von Lauenburg aus 11 Beobachtungen — benutzte Gauss, um uns auf gewisse Rechnungsvortheile aufmerksam zu machen. Da alle beobachteten Werthe natürlich dieselbe Anzahl 53 der Grade aufwiesen und erst in den Minuten zwischen 21 und 22 schwankten, so wäre es ja thöricht, bei der Bildung des arithmetischen Mittels diese, so weit mit einander übereinstimmenden Werthe wirklich zu addiren und ihre Summe nachher durch ihre Anzahl zu dividiren; statt dessen ist es offenbar vortheilhafter, etwa $53^\circ\, 21'$ oder $53^\circ\, 22'$ als genäherten Werth von x anzusehen, also $x = 53^\circ\, 21' + t''$ oder $x = 53^\circ\, 22' + u''$ zu setzen, und nur das arithmetische Mittel dieser Correctionen t oder u in Sekunden zu berechnen. Das war freilich sehr einleuchtend, aber Gauss verschmähte es nicht, eine solche scheinbare Kleinigkeit hervorzuheben, weil in ihr der Keim eines allgemeinen Princips enthalten war, und ebenso verfuhr er in den folgenden Aufgaben mit einer oder mehreren Unbekannten; immer wurde die allgemeine Regel an bestimmten Zahlenbeispielen durchgeführt, die zu ähnlichen Bemerkungen Veranlassung gaben. Von allen diesen Aufgaben glaube ich hier die letzte (fünfte) mittheilen zu dürfen, weil sie wohl auch heute noch einiges Interesse darbietet.

Es handelt sich um die als nahezu gleich zuverlässig anzusehenden Messungen der Höhendifferenzen (in Metern) von den folgenden fünf Punkten: P (Boden der Göttinger Sternwarte), Q (Meridianzeichen der Wehnder Papiermühle), R (Fläche des Postamentes auf dem Hohenhagen), S (östlicher Abhang des Hils, eine Viertelstunde von Ammensen), T (Brocken, Marmorplatte des vormaligen, im Hause gelegenen Thurms). Bedeuten diese Zeichen zugleich die Höhen der entsprechenden Punkte, so liegen folgende sieben Beobachtungen vor:

$$
\begin{aligned}
Q &= P + 64{,}334\\
R &= P + 349{,}366\\
R &= Q + 283{,}596\\
S &= Q + 206{,}580\\
S &= R - 76{,}108\\
T &= R + 648{,}427\\
T &= S + 719{,}612
\end{aligned}
$$

In diesen Gleichungen treten thatsächlich nur vier Unbekannte auf, nämlich die relativen Höhen $Q-P$, $R-P$, $S-P$, $T-P$ über Göttingen; denn absolute Höhen können natürlich hieraus nicht gefunden werden. Nun wird man sich zunächst durch geschickte Combinationen genäherte Werthe für diese Unbekannten verschaffen und hierauf

$$
\begin{aligned}
Q &= P + 64{,}334 + q\\
R &= P + 348{,}648 + r\\
S &= P + 271{,}727 + s\\
T &= P + 994{,}207 + t
\end{aligned}
$$

setzen, wo q, r, s, t die Correctionen dieser Näherungswerthe bedeuten. Führt man sie als neue Unbekannte ein und drückt sie in Millimetern aus, so nehmen die obigen sieben Beobachtungsgleichungen folgende Form an:

$$
\begin{aligned}
0 + q \phantom{{}+r} &= 0\\
-718 + r \phantom{{}+r} &= 0\\
+718 - q + r &= 0\\
+813 - q + s &= 0\\
-813 - r + s &= 0\\
-2868 - r + t &= 0\\
+2868 - s + t &= 0
\end{aligned}
$$

und die vier Normalgleichungen lauten:

$$
\begin{aligned}
0 &= -1531 + 3q - r - s\\
0 &= +3681 - q + 4r - s - t\\
0 &= -2868 - q - r + 3s - t\\
0 &= - r - s + 2t
\end{aligned}
$$

Nach einigen Bemerkungen über die direkte Auflösung dieser Gleichungen durch zweckmässige Anordnung der successiven Eliminationen theilte uns Gauss eine indirekte Auflösungsmethode mit, einen Kunstgriff, durch den man sich die beschwerliche Eliminations-

arbeit, wie er sagte, oft erleichtern könne. Derselbe besteht wesentlich darin, die constanten Glieder durch fortgesetzte Substitutionen auf immer kleinere absolute Werthe herabzudrücken, und dieser Process beginnt in unserem Beispiele auf folgende Weise. Ignorirt man in der zweiten Gleichung, welche das grösste constante Glied (3681) enthält, die Unbekannten q, s, t neben dem Gliede $4r$, welches den grössten Coefficienten (4) hat, und vernachlässigt Bruchtheile, so erhält man für r den Werth -920; man betrachtet ihn als eine Annäherung und führt eine Correction r' als neue Unbekannte ein, indem man $r = -920 + r'$ setzt; die unbekannten Glieder werden hierdurch nur insofern berührt, dass r' an Stelle von r tritt, während die constanten Glieder in -611, $+1$, -1948, $+920$ übergehen. Indem man nach derselben Regel fortfährt, wird man in der dritten Gleichung die Unbekannten q, r', t ignoriren und $s = +649 + s'$ setzen, wodurch die constanten Glieder in -1260, -648, -1, $+271$ übergehen. Offenbar kommt es immer nur darauf an, die neue Substitution zu notiren, wobei man die Accente der neuen Unbekannten füglich unterdrücken darf, und die neuen Werthe der constanten Glieder zu berechnen; den ganzen Mechanismus kann man in leicht verständlicher Weise durch eine Tabelle darstellen, deren Anfang hier folgen mag:

	r -920	s $+649$	q $+420$	r $+267$	s $+229$
-1531	-611	-1260	0	-267	-496
$+3681$	$+1$	-648	-1068	0	-229
-2868	-1948	-1	-421	-688	-1
0	$+920$	$+271$	$+271$	$+4$	-225

Hat man 73 solche Operationen gemacht, so sind die constanten Theile so klein geworden, dass sie durch eine neue Substitution nicht mehr vermindert werden können, und es genügt dann, jede der ursprünglichen Unbekannten durch Addition ihrer successiven Näherungswerthe zu berechnen:

$$\begin{aligned} q &= +420\ldots \\ r &= -920+267\ldots \\ s &= +649+229\ldots \\ t &= \ldots \end{aligned}$$

Noch viel kürzer wird die Arbeit, wenn man mit diesem Kunstgriff einen zweiten verbindet, welcher in Folgendem besteht. Man führt noch eine neue Unbekannte p ein, indem man den Anfangspunkt verlegt und q, r, s, t durch $q-p$, $r-p$, $s-p$, $t-p$ ersetzt; behandelt man die hierdurch umgeformten Beobachtungsgleichungen wieder nach der Methode der kleinsten Quadrate, so erhält man die folgenden fünf Normalgleichungen:

$$\begin{aligned}
0 &= +\ 718 + 2p - q - r \\
0 &= -1531 - p + 3q - r - s \\
0 &= +3681 - p - q + 4r - s - t \\
0 &= -2868 \quad - q - r + 3s - t \\
0 &= \quad - r - s + 2t,
\end{aligned}$$

von denen die vier letzten in die früheren übergehen, wenn $p=0$ gesetzt wird. Sie haben zwei merkwürdige Eigenschaften, deren Grund man leicht erkennt: erstens ist die Summe der constanten Glieder, und ebenso die Summe der Coefficienten jeder einzelnen Unbekannten gleich Null, und zweitens ist auch die Summe der Coefficienten aller Unbekannten in jeder einzelnen Gleichung gleich Null. Zufolge der ersten Eigenschaft ist jede Gleichung eine identische Folge der vier anderen, und es ist daher unmöglich, bestimmte Werthe der fünf Unbekannten aus ihnen abzuleiten. Wendet man aber die oben beschriebene indirekte Auflösungsmethode an, so wird man finden, dass dieselbe jetzt viel schneller zum Abschluss kommt, und ausserdem ergiebt sich aus dem Umstande, dass die Summe der constanten Glieder stets gleich Null bleiben muss, eine überaus angenehme Controlle der fortlaufenden Rechnung, deren Anfang wieder durch die folgende Tabelle dargestellt werden mag:

	r	s	p	q
	− 920	+ 649	− 819	+ 147
+ 718	+ 1638	+ 1638	0	− 147
− 1531	− 611	− 1260	− 441	0
+ 3681	+ 1	− 648	+ 171	+ 24
− 2868	− 1948	− 1	− 1	− 148
0	+ 920	+ 271	+ 271	+ 271

Nach etwa 20 Operationen schliesst diese Rechnung ab und liefert bestimmte Werthe der fünf Unbekannten, aus denen sich schliesslich

die eigentlichen Unbekannten $q-p$, $r-p$, $s-p$, $t-p$ ergeben. In der Vorlesung wurden natürlich nur die ersten Schritte dieses wie des früheren Processes wirklich ausgeführt. Ueber die Vorzüge und Nachtheile dieser indirekten Auflösungsmethode gegenüber der gewöhnlichen durch successive Elimination der Unbekannten muss ich mich jeder Bemerkung enthalten; es genügt mir, durch die Mittheilung dieses Beispiels wieder darauf hinzuweisen, wie unablässig Gauss bemüht war, auch bei dem praktischen Rechnen sinnreiche Kunstgriffe zu erfinden. —

Hierauf folgte die Behandlung des Falles, wo die Beobachtungsgleichungen $V = M$ . . . die Unbekannten nicht mehr, wie bisher, in linearer Form enthalten. Die Einführung genäherter Werthe, welche früher nur als ein die Zahlenrechnungen vereinfachender Kunstgriff auftrat, wird hier zu dem Princip ausgebildet, durch welches dieser Fall auf den früheren der linearen Gleichungen zurückzuführen ist, indem man die kleinen Correctionen als neue Unbekannte behandelt und deren Producte bei der Entwickelung nach dem Satze von Taylor vernachlässigt. Als Beispiel diente die Pothenot'sche Aufgabe in der praktischen Geometrie, speciell die Ortsbestimmung von Rosdorf bei Göttingen aus sechs Einschnitten. —

Nun ging Gauss zu einer ebenfalls elementar gehaltenen Entwickelung des Begriffes der **Präcision** einer Beobachtungsmethode über. Wenn die vorliegenden Beobachtungen $V = M$, $V' = M'$ . . . nicht mehr, wie bisher vorausgesetzt wurde, gleiche Zuverlässigkeit besitzen, so muss man sie als auf verschiedene Maassstäbe bezogen ansehen und jede Gleichung mit einem entsprechenden, die gleiche Zuverlässigkeit wiederherstellenden Coefficienten k multipliciren. Die hieraus nach der Methode der kleinsten Quadrate abgeleiteten Normalgleichungen enthalten diese (relativen) **Präcisionen** k nur in ihren Quadraten, und diese heissen die entsprechenden **Gewichte** p der Beobachtungen.

Diese Betrachtung giebt zugleich ein Mittel an die Hand, die Zuverlässigkeit der durch die Methode der kleinsten Quadrate gewonnenen Resultate im Vergleich mit der Zuverlässigkeit der gegebenen Beobachtungen zu bestimmen. Das Princip, auf welches sich diese Ableitung gründet, ist das der **Consequenz**. Man denkt sich zu der ursprünglich vorhandenen Gruppe von Beobachtungen, die wieder als gleich zuverlässig vorausgesetzt werden, und deren Präcision = 1 angenommen wird, eine beliebige Anzahl anderer Beobachtungen von derselben Präcision hinzu, wodurch die zuerst gefundenen

plausibelsten Werthe der Unbekannten $x, y, z \ldots$ in andere Werthe übergehen werden. Um diese zu finden, kann man nun zwei verschiedene Wege einschlagen, welche aber nothwendig zu denselben Resultaten führen müssen. Der erste Weg besteht darin, dass man nach der Methode der kleinsten Quadrate sämtliche Beobachtungsgleichungen beider Gruppen gleichzeitig behandelt, der zweite darin, dass man die allein aus der ersten Gruppe (der wirklich gegebenen Beobachtungen) abgeleiteten Resultate mit gewissen, noch unbestimmt gelassenen Präcisions-Coefficienten k multiplicirt und hierauf mit der zweiten, hinzugedachten Gruppe von Beobachtungen combinirt. Durch die Forderung, dass die auf diesen beiden verschiedenen Wegen erhaltenen Schlussresultate mit einander übereinstimmen müssen, ergeben sich dann die Werthe der Präcisionen k und ihrer Quadrate, der Gewichte p.

Diese allgemeine Anleitung zur Gewichtsbestimmung der durch die Methode der kleinsten Quadrate gewonnenen Resultate wurde zunächst an den einfachsten Fällen durchgeführt, wo die (immer als linear vorausgesetzten) Beobachtungsgleichungen nur eine Unbekannte enthalten. Um aber für eine beliebige Anzahl n von Unbekannten $x, y \ldots$, deren letzte z sein möge, die Regel allgemein auszudrücken (wobei die uns damals noch wenig geläufige Sprache der Determinanten-Theorie gänzlich vermieden wurde), beschrieb Gauss zunächst ein Verfahren zur Auflösung der auf $x, y \ldots z$ bezüglichen Normalgleichungen $X=0$, $Y=0 \ldots Z=0$, welches er mit dem Namen der rechten Elimination belegte (vergl. Disquisitiones circa elementa elliptica Palladis). Man eliminire die erste Unbekannte x aus allen n Gleichungen, indem man nur die erste, auf x bezügliche Normalgleichung $X=0$ mit geeigneten Coefficienten multiplicirt und von den folgenden, unveränderten Normalgleichungen abzieht, welche dadurch in $Y'=0 \ldots Z'=0$ übergehen und frei von x sind; nun eliminire man ebenso die zweite Unbekannte y aus allen diesen $(n-1)$ Gleichungen, indem man nur die erste Gleichung $Y'=0$ mit geeigneten Coefficienten multiplicirt und von allen folgenden abzieht; fährt man so fort, so gelangt man schliesslich zu einer Gleichung von der Form $H\,(z-C)=0$, in welcher nur noch die letzte Unbekannte z auftritt, und wo H, C bekannte Werthe bedeuten, die sich aus dem Verlaufe dieser rechten Elimination mit Bestimmtheit ergeben. Die Auflösung der Normalgleichungen liefert also für z den plausibelsten Werth C, und die Regel von Gauss besteht darin, dass der Coefficient H zugleich das Gewicht dieses Resultates $z=C$ darstellt, d. h. also:

In der Methode der kleinsten Quadrate wird das Gewicht jedes einzelnen Resultates für eine Unbekannte durch den Coefficienten dargestellt, welchen diese Unbekannte bei rechter Elimination in der letzten Gleichung erhält.

Bei dem Beweise dieses Satzes, den ich hier des Raumes wegen mit einer kleinen Aenderung der Bezeichnung wiedergebe, beschränkte sich Gauss auf den Fall von drei Unbekannten x, y, z. Durch die rechte Elimination von x, y werden offenbar zwei Coefficienten α, β gewonnen, welche bewirken, dass identisch

$$\alpha X + \beta Y + Z = H\,(z - C)$$

wird. Denkt man sich nun zu den wirklich vorhandenen m Beobachtungsgleichungen, denen die Normalgleichungen $X = 0$, $Y = 0$, $Z = 0$ mit dem Resultate $z = C$ entsprechen, noch eine Beobachtung $z = D$ von derselben Präcision hinzu und schlägt den oben beschriebenen ersten Weg ein, bei welchem alle $(m+1)$ Beobachtungen gleichzeitig behandelt werden, so bleiben offenbar die auf x, y bezüglichen Normalgleichungen $X = 0$, $Y = 0$ ungeändert bestehen, während die dritte $Z = 0$ in $Z + (z - D) = 0$ übergeht; zufolge der obigen Identität ergiebt sich daher z jetzt aus der Gleichung

$$H(z - C) + (z - D) = 0.$$

Schlägt man aber den zweiten Weg ein, indem man das aus den m wirklich vorhandenen Beobachtungen durch die Methode der kleinsten Quadrate gewonnene Resultat $z = C$ mit einer noch unbestimmten Präcision k multiplicirt und nun nach derselben Methode mit der hinzugedachten Beobachtung $z = D$ combinirt, so erhält man, wenn das unbekannte Gewicht $kk = p$ gesetzt wird, die einzige Normalgleichung

$$p(z - C) + (z - D) = 0,$$

und durch den Vergleich mit dem Resultate des ersten Weges folgt $p = H$, w. z. b. w.

In nahem Zusammenhange mit der eben beschriebenen rechten Elimination steht die successive identische Umformung der Summe Ω der Fehlerquadrate in eine Reihe von Quadraten linearer Functionen $A, B, C \ldots$, die so gewählt werden, dass x nur in A, y nur in A und B, z nur in A, B, C u. s. f. auftritt. Der zuletzt verbleibende constante Bestandtheil stellt dann das Minimum von Ω dar, und die plausibelsten Werthe der Unbekannten $x, y, z \ldots$ ergeben sich aus den Gleichungen $A = 0$, $B = 0$, $C = 0 \ldots$ in umgekehrter Folge. —

Mit dieser Darstellung schloss Gauss am 24. Januar 1851 den ersten Theil seiner Vorlesung, durch den er uns mit dem Wesen der Methode der kleinsten Quadrate vollkommen vertraut gemacht hatte. Es folgte nun eine überaus klare und durch originelle Beispiele erläuterte Entwickelung der Grundbegriffe und der Hauptsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die als Einleitung zu der zweiten und dritten Begründungsart der Methode diente, worauf ich hier nicht mehr eingehen darf. Ich kann nur sagen, dass wir diesem ausgezeichneten Vortrage, in welchem auch einige Beispiele aus der Theorie der bestimmten Integrale behandelt wurden, mit immer steigendem Interesse gefolgt sind. Aber es schien uns auch, als ob Gauss selbst, der vorher wenig Neigung gezeigt hatte die Vorlesung zu halten, im Laufe derselben doch einige Freude an seiner Lehrthätigkeit empfand. So kam es am 13. März zum Schluss, Gauss erhob sich, wir alle mit ihm, und er entliess uns mit den freundlichen Abschiedsworten: „Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu danken für die grosse Regelmässigkeit und Aufmerksamkeit, mit der Sie meinem, doch wohl recht trocken zu nennenden Vortrage gefolgt sind.“ Seitdem ist nun ein halbes Jahrhundert verflossen, aber dieser angeblich trockene Vortrag steht mir unvergesslich in der Erinnerung als einer der schönsten, die ich je gehört habe.

Heinrich Ewald.

Von

Julius Wellhausen.

Am 16. November 1903 würde Ewald hundert Jahr alt werden. Unsere Universität, mit der er sich aufs innigste verwachsen fühlte, wird den Tag schwerlich feiern; um so lieber benutze ich den Anlass, den das Jubiläum der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften bietet, um der dankbaren Erinnerung an meinen Lehrer Ausdruck zu geben. Er ist seit 1833 Mitglied der Gesellschaft gewesen und hat manche Beiträge zu ihren Publikationen geliefert, besonders Besprechungen von Büchern in den Gelehrten Anzeigen.*)

Während meines akademischen Trienniums habe ich zwei Vorlesungen bei ihm gehört, Psalmen (1862/3) und Einleitung in die Biblischen Bücher (1863/4), im Auditorium 16 des Meister'schen Hauses. Er sprach frei, mit ziemlich langen Pausen zwischen den Sätzen. Sein Vortrag war durchaus nicht glänzend. Er hatte eine dünne hohe Stimme und fiel nur ab und zu in eine unnatürlich tiefe Lage herunter. Er predigte mehr als dass er docirte, seine Mittel reichten aber nicht recht aus für den Ausdruck der hohen Gedanken und Empfindungen, die in ihm zu wogen schienen. In die wissenschaftliche Arbeit führte er den Hörer nicht ein; er liess ihn nicht mit suchen und finden, sondern offenbarte seine Resultate ohne weitere Begründung. In der biblischen Einleitung verlor er über die Vorarbeit seiner kritischen Analyse keine Worte, sondern setzte sie einfach als gelungen und sicher voraus. Er gab nur einen positiven Ueberblick über die Entwicklung der Literatur des Alten und Neuen Testaments, der Apokryphen und Pseudepigraphen, ein Bild seiner Anschauung von dem Wachsthum und der Verzweigung des Ganzen aus der Wurzel heraus. Durch die organische Gliederung schien er den Eindruck innerer Nothwendigkeit

*) Die Abhandlung De feriarum hebraearum origine ac ratione ist zwar in der Sitzung der Gesellschaft vom 5. Dezember 1835 verlesen, aber nicht in ihren Schriften veröffentlicht, sondern in der Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes (Z. K. M.) 1839 p. 410 ss.

zu erwecken; das complementum possibilitatis, den Uebergang von der Möglichkeit zur Thatsächlichkeit, nahm er nicht eben schwer. Bei der Exegese der Psalmen verfuhr er ebenfalls sehr thetisch und verwickelte uns nicht in Skrupel und Zweifel. Auf abweichende Meinungen nahm er überhaupt keine Rücksicht. Zu Anfang nannte und beurtheilte er einige neuere Commentare und bemerkte zum Schluss, nachdem er sie im Ganzen abgethan, brauche er sie im Einzelnen nicht mehr zu widerlegen: „ich sage fortan immer gleich das Richtige". Die Erklärung führte ihn aber öfters recht weit von der Sache ab; bei der Abweisung der Ansicht, dass Ps. 45 eine Allegorie sei, kam er zunächst auf Talleyrand zu sprechen, der als richtiger Allegoriker gemeint habe, die Sprache sei dazu da den Sinn zu verbergen, dann auf Louis Napoleon und seine Mamlukenwirthschaft, zuletzt auf den Räuberhauptmann und Spitzbuben Garibaldi. Man wird begreifen, dass seine Vorlesungen nicht nach jedermanns Geschmack waren; manche lachten über ihn oder ennuyirten sich. Mich hat er von vornherein angezogen. Seine Person interessirte mich und Alles, was von ihr ausging, mochte es zur Mehrung meiner Kenntnisse beitragen oder nicht. Doch liess sich trotz Allem genug von ihm lernen. Es fielen werthvolle Fingerzeige ab für den, der darauf achtete. Mir ist z. B. seine Polemik gegen die Hegel'sche Reihenfolge: 1. Epos, 2. Lyrik, 3. Drama, im Sinne geblieben; die Lyrik sei vielmehr das Ursprüngliche und bleibe das Wesentliche in der Poesie. Auch hat es mir als jugendlichem Theologen Eindruck gemacht, wie er motivirte, dass man die Bibel nicht der Analogie entziehen und kein anderes Maass an sie legen dürfe wie an andere Bücher. Denn sonst, sagte er, lasse sich aus dem Koran das selbe machen wie aus dem Evangelium; nur eine Hermeneuse von strengster Allgemeingiltigkeit könne die wahren Werthe und den Unterschied der Werthe herausstellen.

Weit mehr als aus den öffentlichen Vorlesungen habe ich allerdings gelernt aus den Uebungen im Interpretiren orientalischer Schriftsteller, die Ewald privatissime und gratis jeden Nachmittag von zwei bis vier Uhr (ausser Sonnabends und Sonntags) in seinem Hause an der Unteren Masch abhielt. Ich habe daran erst seit Winter 1867/8 ein paar Semester theilgenommen und mit besonderem Vergnügen die Hamasa bei ihm gelesen. Seine Methode war einfach; er warf einen ins Wasser, damit man schwimmen lerne. Er begann sofort mit der Lektüre, und ging sehr bald zu schwierigeren Stücken über. Die Vorkenntnisse, die aus Büchern zu lernen waren, musste man sich alleine erwerben. Wusste man bei der Interpretation in irgend einem

Punkte der Grammatik nicht Bescheid, so wunderte er sich sehr; unbarmherzig hakte er ein bei jeder Unsicherheit im Lesen unvokalisirter Texte. Die Hilfen, die er gab, bestanden vorzugsweise in negativen Winken. Der Uebersetzer wurde beim Pflügen mit allerhand ermunternden oder bedauernden Schnalz- und Murmellauten begleitet; machte er es ganz falsch, so entstand ein aufgeregtes Gezisch und er musste von vorn anfangen; bog er dann wieder in den verkehrten Weg ein, so hiess es in den höchsten Tönen: „Aber Sie verrennen sich ja! Halten Sie sich doch alle Möglichkeiten vor Augen! Gibt es denn nur diese eine Möglichkeit?“ Manche wurden durch seine kribbelnde Ungeduld ausser Fassung gebracht und halb krank gemacht. Andere aber spornte er durch die Ansprüche die er stellte, da sie dem, was er selber an Zeit und Mühe aufwandte, durchaus entsprachen. Sein Unterricht, so wenig rationell er schien, hatte etwas Erfrischendes, da er mit Leib und Seele dabei war; und die zwei Stunden nach Tisch verliefen auch im heissen Sommer im Umsehen. Er wusste Leben in jugendlichen Geistern zu erwecken, die sich ihm hingaben. Achtlos, wie es schien, streute er für Empfängliche weit tragende Bemerkungen aus. Gelegentlich machte er bei schwierigen Stellen vor, wie er zum Verständnis gelangt war. Er fasste Fuss auf einem unscheinbaren Punkte, der fest war, fand von da aus tastend weiteren Boden, und eroberte so schliesslich das ganze Terrain. Er hatte zwar immer das Ganze im Auge, die Wiederbelebung des alten Autors aus dem Kern seines Wesens und seiner Absicht heraus. Aber er ging vom Kleinsten aus, weil es am sichersten und leichtesten zu verstehen sei, und achtete namentlich auch genau auf die Form, auf Maass und Zahl.

Sein Talent für Beobachtung und Darstellung des Sprachlichen war gross, und auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft liegen nicht nur seine ersten, sondern auch seine wichtigsten und originellsten Leistungen. Obwohl nicht von Kind an für einen gelehrten Beruf bestimmt, kam er doch sehr früh zur Universität und promovirte mit neunzehn Jahren. Im zweiundzwanzigsten Jahre veröffentlichte er seine Schrift „De metris carminum arabicorum“ (Braunschweig bei Lucius 1825). Mit instinctiver Sicherheit verfuhr er darin genetisch und liess die verwickelteren Metra aus dem einfachsten, dem dijambischen, entstehen. Er hob die Methode als solche nicht besonders hervor, sie sass ihm in Fleisch und Blut. Sie war aber neu und fruchtbar. Bald darauf zog er in einem kleinen Versuch „über einige alte Sanskritmetra“ (Göttingen bei Deuerlich 1827) die indische Poesie zur Vergleichung, die er freilich nach seinem eigenen Eingeständnis damals

nicht ausreichend kennen lernen konnte; über den Erfolg urtheilt Gildemeister sehr günstig.*) Im Jahre 1827 (Leipzig bei Hahn) folgte dann die Kritische Grammatik der hebräischen Sprache, ausführlich bearbeitet von Dr. Georg Heinrich August E. Sie hat unter verschiedenen Titeln eine Anzahl Auflagen erlebt, die manches Unreife in dem ersten Entwurf beseitigten, ihn bereicherten und umgestalteten, freilich auf Kosten seiner Frische und Lesbarkeit;**) am wichtigsten ist die fünfte Ausgabe: „Ausführliches Lehrbuch der h. Sp. des Alten Bundes", Leipzig bei Hahn 1844. Die hebräische Syntax ist von Ewald beinahe erst begründet und seitdem wenig gefördert worden, am wenigsten durch die Versuche, das Schema der arabischen Schulgrammatik auf sie zu übertragen. Der Nominalbildung hatte Gesenius ziemlich verständnislos gegenüber gestanden, Ewald brachte Licht und Ordnung hinein. Auch die Laut- und Schriftlehre hat er erheblich gefördert, z. B. zuerst auf den Unterschied der Vokalschreibung im Inlaut und Auslaut geachtet. Seine Stärke besteht nicht in der scharfen Formulirung, ein unklares Schwanken des Ausdrucks erschwert mehr und mehr das Studium seiner Schriften. Was ihn vielmehr auszeichnet, ist neben einem gewissen historischen Sinn eine auffallende, echt wissenschaftliche Begabung für die Digestion des Stoffes. Er ruht nicht eher, als bis ihm das Ganze in natürlicher Gliederung vor Augen steht; niemals treten seine reichen Einzelbeobachtungen anspruchsvoll für sich auf, sondern stets nur unauffällig an der Stelle, wohin sie gehören; die Gelehrsamkeit steht immer im Dienst der Sache und wird eher zurückgedrängt als hervorgekehrt. Die Classificirung thut dem Stoff keine Gewalt an, sondern erscheint ihm wie angewachsen, sie ist das Princip seiner Erklärung.***) Seine Meisterschaft in der Gliederung der bunten Fülle sprachlicher Erscheinungen bewährt Ewald auch in der „Grammatica critica linguae arabicae", (Leipzig bei Hahn 1831. 1833), wo ihm allerdings ganz anders vorgearbeitet war; im Gegensatz etwa zu Krügers griechischer oder zu Wrights arabischer Grammatik enthält sie nur kurze Paragraphen und sehr wenige Anmerkungen: jegliches ist an seinem Ort Hauptsache. Charakteristisch sind für ihn

*) Z. K. M. 1843. p. 260.

**) Ewald's Handexemplar der ersten Ausgabe mit seinen Verbesserungen und Nachträgen befindet sich auf der hiesigen Bibliothek, ebenso auch sein Handexemplar der arabischen Grammatik. Im Jahre 1828 erschien „Die Grammatik der hebr. Sprache des A. T. in vollständiger Kürze", die stark verändert 1835 wiederholt wurde; vgl. das Theol. Literaturblatt zur Allg. Kirchenzeitung 1837, p. 737 ss.

***) Vgl. seinen Aufsatz „über die neuere Art der hebräischen Grammatik" in der Z. K. M. 1837, p. 317 ss.

die grossen geschlossenen Werke, in denen das Ganze zur Darstellung kommt. Als er im Jahre 1832 vermischte Abhandlungen zur orientalischen und biblischen Literatur (Göttingen bei Dieterich) veröffentlichte, entschuldigte er sich deswegen in der Vorrede: nichts sei seinem Sinne mehr zuwider als das Unzusammenhängende und Zerstreute. Aber gerade eine dieser Abhandlungen, über das syrische Punktationssystem, ist wieder ein glänzendes Beispiel für seine Fähigkeit, das Chaos zum Kosmos zu gestalten, das Einfache aus dem Wust und die Wurzel aus den Wucherungen heraus zu erkennen. Das Wort an sich war, als etwas bloss Fragmentarisches, nicht seine Sache; auf lexikalischem Gebiete hätte er die grossen Verdienste von Gesenius lieber anerkennen, als sie bemäkeln sollen. Die lebendige Sprache, die nur im Satz vorliegt, zog ihn an; vor allem die Syntax, doch nicht ausschliesslich. Denn auch die Flexion der Wörter hängt ja durchaus von ihrer Function im Satze ab; die Scheidung der Formenlehre von der Syntax hat keine logischen, sondern praktische Gründe; die Verba sind selber Sätze.

Einen zähen Gegner fand Ewald von Anfang an in Hermann Hupfeld zu Marburg, später zu Halle. Dieser schrieb über die Kritische Grammatik von 1827 eine lange und inhaltsreiche Recension im 31. Jahrgange des Hermes (1828), p. 1—56. Darin wies er vielfach treffend auf Mängel und Schwächen des Werkes hin, hob aber die Lichtseiten nicht entsprechend hervor; im Ganzen gelangte er zu einem ziemlich abschätzigen Urtheil. Er glaubte Ewald zu übersehen*) und Besseres

*) Hupfeld an Jacob Grimm, Marburg, 4. März 1830: „Ewald scheint mir ein junger Fant zu sein, dem seine Successe in der Wissenschaft zu Kopfe gestiegen sind, weil ihm der Geist der Selbstkritik noch wenig an seinen Einfällen (wie sie jeder gute Kopf reichlich hervorbringt) verdorben hat und ihm der Beifall des grossen Haufens für den Zweck gilt." Jacob Grimm an Hupfeld, Göttingen, 13. März 1830: „Ewald dachte ich mir persönlich ganz anders, ich glaubte einen sehr determinirten jungen Mann zu finden, wie er sich in seinen Recensionen ausspricht. Er redete ganz schüchtern und sah kränklich aus, Ihrer wurde bei dem ersten Besuch gar nicht gedacht. Später kam er zu mir und überbrachte Ihren Brief, wurde aber in seiner Explikation durch andere Besuche, die dazwischen kamen, gestört. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen, eben weil ich meine, dass ich in der Sache doch nicht vermitteln kann. Mag er Ihnen in manchen Punkten der hebräischen Grammatik Blössen geben, so kommt mir Ihr rückhaltloses Urtheil darüber doch fast zu hart vor. So weit ich hier höre, steht er bei Allen in Achtung und seine Vorlesungen werden zahlreich besucht. Er ist von armen Eltern und soll als Schüler und Student in ihrer kleinen Stube und bei ihrer spärlichen Lampe alles erlernt haben. Jetzt geht es ihm besser und seit einem Monat ist er mit der Tochter des Hofrath Gauss verlobt. Nehmen Sie sich also vor zürnenden Gestirnen in Acht!"

Aus E. Stengel, Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen (Marburg 1886) 2, 255 s. Vgl. Bleek's Einl. in das A. T. 1860, p. 142.

als er leisten zu können. Der praktische Beweis mislang ihm allerdings kläglich, er blieb im Maulspitzen hängen und kam nicht zum Pfeifen. Aber der Ueberzeugung, der Göttinger habe in ihm seinen Meister gefunden, gab er noch 1855 kräftigen Ausdruck, in der Vorrede seines Commentars zu den Psalmen.

Gegen Ewald als Arabist wandte sich namentlich G. W. Freytag in Bonn,*) weil er sich erdreisten wollte, über die von de Sacy wiederbelebte Tradition der alten einheimischen Schulen von Kufa und Baçra hinaus zu gehen. Siegreich vertheidigte dagegen Ewald seinen Standpunkt in den Abh. zur orient. und bibl. Literatur, p. 12 ss. Er erkannte das Verdienst de Sacy's, den grossen und ungeahnten Nutzen seiner Arbeit für das genauere und sichere Studium der Sprache vollkommen an. Die Nationalphilologen seien immer zuerst zu befragen, denn sie haben mit dem grössten Fleiss die Formen und Bedeutungen der Wörter gesammelt, und auch manche ihrer Ansichten und Ausdrücke entsprechen dem inneren Wesen der Dinge. Aber man dürfe sie nicht blind verehren und als unantastbare Autorität auch für die Erklärung betrachten. Sie beschreiben doch nur die äusseren Erscheinungen der Sprache und dringen selten tief in das Wesen und die inneren Gründe ein. Dazu gehöre eine Allseitigkeit der wissenschaftlichen Bildung, welche ihnen nach der Beschränktheit ihrer Zeit nicht eigen sei. Dies Urtheil gelte nicht bloss von ihrer Behandlung der Grammatik, sondern auch der Metrik. Ewald nimmt Anlass, bei dieser Gelegenheit seinen metrischen Ansichten einen allgemeineren Ausdruck zu geben. Man müsse sich zwar hüten, die Regeln der griechischen Metrik in die arabische zu mischen. Eine solche Mengerei sei schlechthin verwerflich, liege aber nicht in der Behauptung, dass die höchsten Gesetze des Rhythmus unter allen Völkern die selben seien und insbesondere bei Griechen, Arabern und Indern sich gleichmässig offenbaren. Es sei doch nicht genug, die Beispiele zu schematisiren in lose neben einander gestellten Regeln, die völlig willkürlich erscheinen, bloss gedächtnissmässig behalten werden können und aller inneren Ordnung entbehren. Man müsse von einem Princip ausgehen, von der Idee des Rhythmus und des Taktes, und stufenweis vom Einfachen zum Complicirten aufsteigen. Dazu nütze die Vergleichung. Sie ergebe beim Dijambus eine völlige Aehnlichkeit bei Arabern, Indern

*) Die Vorrede zu seiner Darstellung der arab. Verskunst (Bonn 1830) ist ein tragikomischer Aufschrei des Alten gegen den Jungen: noli turbare circulos meos! S. de Sacy hat Ewald's Hebr. Grammatik besprochen im Journal des Savants 1828 und 1829, die Arab. Metrik ebendort 1826 (vgl. auch 1831, p. 172 ss.).

und Griechen, ohne dass eine Uebertragung nachweisbar oder denkbar sei; sie lasse sie sogar in frappanten Einzelheiten erkennen, z. B. darin, dass die erste Sylbe des Dijambus bei allen diesen Völkern auch lang sein könne, die dritte aber immer kurz bleibe. Es treten freilich daneben Verschiedenheiten auf; z. B. sei es eine Eigenthümlichkeit der arabischen Prosodie, auch die erste Sylbe des Ionicus a minore (⏑ ⏑ – –) nach Belieben zu dehnen, das erkläre sich jedoch leicht aus dem Takte dieses Fusses.

Im Allgemeinen indessen konnte Ewald sich nicht beklagen, er hatte einen durchschlagenden Erfolg und ward in jungen Jahren ein berühmter Mann. Gesenius zwar, den er verletzend und im Vergleich zu Göttinger Scheingrössen wie Eichhorn und Michaelis ungerecht behandelt hatte, versuchte sich gegen ihn zu sträuben, aber seine besten Schüler fielen ihm zu. Rödiger, Tuch, Hitzig erkannten ihn freudig und sogar begeistert an, und auch Hengstenberg, kein schlechter Philologe, unterwarf sich unbedingt seiner grammatischen Autorität. Der grosse Haufe, der ihm zum Leidwesen Hupfeld's Beifall zollte, war in der That eine so erlesene Gesellschaft, wie man sie nicht leicht wieder zusammen findet. Das springt uns jetzt mit besonderer Lebendigkeit in die Augen aus dem Schatz der an Ewald gerichteten Briefe, der neuerdings durch die Güte seiner Tochter Minna an die hiesige Bibliothek gelangt ist.*) Unter den Correspondenten finden sich Fr. Rückert, J. und W. Grimm, Silvestre de Sacy, Burnouf, Wilhelm von Humboldt, Dahlmann, Otfried Müller; ferner die Orientalisten Bopp, Lassen, Bollensen, Gesenius, Kosegarten, Klaproth, Neumann, Fr. Wilken, Olshausen, Rödiger, Fleischer, Gildemeister, Rudolf Roth, Reinaud, Lepsius, Pott, Max Müller; die Theologen R. Rothe, Ch. H. Weisse, Tholuck, Krapf, Tischendorf, Reuss, Credner, Haneberg, W. Hoffmann; die Prinzessin Caroline von Bückeburg. Auch auf seine Schüler konnte Ewald stolz sein: Gildemeister aus der älteren Zeit, Osiander und Dillmann aus der mittleren, Nöldeke aus der späteren. Sein Floruit fiel noch in den glücklichen Frühling der Geschichts- und Sprachwissenschaft zu Anfang des vorigen Jahrhunderts; obwohl in hohem Grade sein eigener Lehrer, athmete er doch in der fruchtbaren Luft

*) Es sind gegen zweihundert Correspondenten, sie sind zum Theil durch zahlreiche Briefe vertreten, wie Bertheau, von Bohlen, Bopp, Chrysander, Dahlmann, Fleischer, Gabelenz, Heeren, Hitzig, Höfer, Kölle, Lagarde, Lassen, Neumann, Rödiger, R. Roth, Umbreit, und namentlich Haug und Trumpp. Die Briefe Dillmanns scheinen ihm zurückgegeben worden zu sein. Auch Briefe von Renan, der ihn verehrte, finden sich nicht. In Frankreich, England und Amerika galt Ewald fast noch mehr und noch länger als in Deutschland.

jener Zeit, stand mit gleichstrebenden Genossen auf anderen Gebieten in anregendem Contact*) und suchte seinen Blick nach allen Seiten zu erweitern. Indessen behielt er festen Fuss in seinem eigentlichen Fache.

Obgleich seine linguistischen Kenntnisse ihm sehr zu statten kamen, machte er namentlich zu Anfang doch meist nur stillschweigend davon Gebrauch, um sich den Blick für die Individualität der besonderen Sprache zu schärfen, die er erkennen wollte. „Die Untersuchungen über die letzten Gründe aller Sprachen in ihrem Zusammenhang", schreibt er in der Z. K. M. 1843, p. 427 s., „können nicht mehr vermieden werden. Ich behaupte dies mit Nachdruck gegen die, welche wegen einzelner Misgriffe an allen höheren Sprachuntersuchungen verzweifeln oder das Gebiet dieser Forschungen in zu enge Grenzen ziehen, z. B. vor den Wurzeln einer Sprache eine gespenstische Furcht haben. Allein dies Feld ist schon an sich dornenvoll, da man bei jeder besonderen Sprache zuvor alles Einzelne genau verstehen muss, ehe man über Höheres, auch nur annäherungsweise, eine richtige Vorstellung sich bilden kann. Seitdem nun aber in Deutschland das Zauberwort „Vergleichende Grammatik" erscholl, ist damit eine Büchse aufgethan, aus der die Wissenschaft mit immer neuen Uebeln beschenkt zu werden fürchten muss. Das Vergleichen wird wie zu einer Handwerksarbeit; man untersucht nicht zuvor die beiden Sprachen oder Sprachstämme, welche man vergleichen will, jede für sich in den feinsten Adern und Sehnen; man lernt nicht jede Sprache erst aus ihrer eigenen Literatur und macht sie sich zu eigen: man liest nur die gangbaren gedruckten Grammatiken und Lexika der einen oder der anderen Sprache, nimmt hier einen Fetzen und dort einen, wirft sie zusammen und setzt sie dem Leser vor. Geht das Vergleichen so fort, so geht damit auch alle gründliche Kenntnis morgenländischer Sprachen und jeder wahre Fortschritt auf diesem Gebiete verloren." Das sind sehr strenge Grundsätze, welche sich freilich leichter aussprechen, als praktisch befolgen lassen. Man muss aber sagen, dass Ewald selber, besonders in seiner späteren Periode, sie nicht genügend beherzigt hat. Er war als Sprachvergleicher Dilettant; es lag zum Theil in der Zeit, zum Theil auch daran, dass er immer auf das Ganze, auf den lebendigen Organismus ging, wohin die Vergleichung am schwersten folgen kann. Selbst auf dem engen Gebiet der semitischen

*) Davon legt auch die Gründung der wichtigen Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes Zeugnis ab, an deren Stelle später die Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft getreten ist.

Sprachen hat er in dieser Hinsicht nicht gerade Bedeutendes geleistet.

Weil die Hebräer in der Geschichte und Literatur am frühesten auftraten, so sah Ewald auch ihre Sprache für die verhältnismässig älteste Stufe der semitischen Sprachen an und meinte, sie müsse den Ausgangspunkt für das Studium der übrigen bilden. Es kann aber keine Frage sein, dass man mit Arabisch anfangen muss, um Hebräisch zu verstehen. Thatsächlich hat es wohl auch Ewald so gemacht, klar und bestimmt hervorgehoben hat es besonders Justus Olshausen. Nur das Arabische lehrt das Schwa mobile, wodurch die Laut- und Formenlehre des Hebräischen so sehr erschwert wird, als Zeichen eines ursprünglichen Vokalsitzes verstehen;*) denn nur das Arabische hat die kurzen Vokale überall an ihrer Stelle erhalten, während sie im Hebräischen häufig wegfallen und dann je nach der Stellung des Tones auf verschiedenen Sylben des selben Wortes hin und her zu hüpfen scheinen. Nur das Arabische hat auch den ursprünglichen Consonantenbestand der semitischen Sprachen erhalten, ohne dessen Kenntnis es mit der semitischen Etymologie schlecht bestellt wäre. Allerdings hat Olshausen gegenüber Ewald darin Unrecht, dass er das Arabische der semitischen Ursprache zu nahe rückt und ihm nicht nur eine proportionale Priorität zuerkennt. In der Syntax ist das Hebräische sicher weit jugendlicher. Und auch in den Formen stellt es nicht überall bloss den Verfall dar, sondern steht vielfach den Anfängen näher. Der grössere Reichthum und die festere, feinere Ausbildung des Arabischen ist nicht immer das Ursprüngliche, sondern beruht zum grossen Theil auf späterer Entwicklung. Von den Wucherungen in den Plural- und Infinitivformen wird das ziemlich allgemein zugestanden, es gilt aber auch vielleicht von der Deklination der Nomina und jedenfalls von der Conjugation der schwachen Verba, bei denen im Arabischen das triliterale Schema des starken Verbs viel consequenter durchgeführt ist als im Hebräischen. Die semitische Ursprache ist ein hypothetisches Ideal, das überhaupt immer nur approximativ zu erreichen ist, und nicht auf dem einfachen geraden Wege Olshausens, sondern nur unter sorgsamer Vergleichung aller Dialekte und womöglich aller Stufen des einzelnen Dialekts.**) Den richtigen Weg, sich auf tausend

*) Motio heisse Vokal und mobilis vokalisch; nach arabischer Bezeichnung, die von den jüdischen Grammatikern übernommen ist.

**) „Es ist ein verhängnisvoller schwerer Irrthum, wenn man aus der Reihe solcher Töchter der gleichen Mutter eine einzelne über alle anderen erhebt. Vor dreissig bis vierzig Jahren wollte man das Sanskrit für die schönste wie für die älteste

mühsamen Windungen, die freilich auch in sich ihren Werth haben. dem Ziele allmählich zu nähern, geht Nöldeke allen Uebrigen voran. Er hat auch das Verdienst, die Etymologie auf festere Füsse gestellt zu haben, namentlich durch strenge Beachtung des Consonantenwechsels, der regelmässig zwischen den Dialekten stattfindet. Er steht aber doch auf den Schultern Ewald's, ebenso wie auch Olshausen.

Ewald war Student der Theologie und hernach Repetent bei der theologischen Fakultät, in dieser Eigenschaft hat er auch nicht ungern gepredigt. Dass er Professor in der untersten Fakultät wurde, war durch die Göttinger Verhältnisse bedingt; er selbst beklagte es später, zum Ersatz trug er wenigstens immer eine würdige weisse Halsbinde geistlichen Schnittes, mit zierlichem Knoten. Seinem Interesse für die Sprache der Bibel war das Interesse für ihren Inhalt mindestens gleich. Die Religion stand für ihn in der Bibel; sein gelehrtes Studium sollte ihm das Verständnis der Bibel eröffnen, damit er ihren ewigen Gehalt erkennen und praktisch verwerthen könne: er hatte das vollkommenste Zutrauen sowohl zur Wissenschaft wie zum Christenthum und lebte im besten Frieden mit beiden. Seine früheste Arbeit, die er im Alter von 19 Jahren veröffentlichte, beschäftigt sich mit der Composition der Genesis (Braunschweig bei Lucius 1823). Er bekämpfte darin besonders die damals herrschende sogenannte Fragmentenhypothese, die den Pentateuch in ein Geröll von losen Stücken auflöste, suchte aber auch das Vorhandensein mehrerer paralleler Erzählungsfäden zu leugnen, wovon er freilich bald zurückkam.*) Ebenso trat er in einer dem Geheimen Justizrath J. G. Eichhorn zugeeigneten Schrift (Göttingen bei Deuerlich 1826) für die planmässige Einheit des Hohenliedes ein, als eines Dramas, dem allerdings die bühnenmässige Kunst abgehe, weil es den Hebräern an den öffentlichen Spielen und Götterfesten der Griechen gefehlt habe. Seine Collegia las er von Anfang an vorzugsweise für Theologen, denen es angenehm auffiel, mit welchem Ernst und welcher Liebe der junge Mann auf den Inhalt der biblischen Bücher einging, an denen seine Vorgänger ihre Kritik und ihren Witz geübt hatten. Seine literarische Thätigkeit wandte er aber erst zu Ende

der Schwestern halten, wogegen der Unterzeichnete damals viel zu streiten hatte." Ewald in den Gött. Gel. Anz. 1861, p. 1803 s. Besonderen Werth legte er auf die Vergleichung des Aethiopischen, während ihm das Aramäische weniger am Herzen lag. Vgl. noch die Vorrede zur arab. Grammatik und besonders die Note auf p. 405 des hebr. Lehrbuches von 1844. Das charakteristische Schwanken im Ausdruck (und vielleicht nicht bloss darin), wegen der Rücksichtnahme auf alle Möglichkeiten, findet sich auch hier.

*) Studien und Kritiken 1831, p. 604.

der ersten (bis 1837 reichenden) Göttinger Periode mehr dem Alten Testamente zu, und dann in Tübingen fast ausschliesslich, obwohl er darum die Sprachwissenschaft doch nicht aus den Augen verlor.*) Nach seiner Weise zog er nicht ein oder das andere Stück, auf das er zufällig stiess, aus dem Trümmerhaufen der hebräischen Litteratur heraus, sondern er wollte das Ganze erklären. Zuerst machte er sich an die poetischen Bücher des A. T., die er in vier Theilen (1835 bis 1839) übersetzte und erläuterte.**) Am wichtigsten darunter ist der zweite Theil, der die Psalmen enthält. Wenn de Wette es einfach bei der Verwerfung der Verfasserangaben in den Ueberschriften hatte bewenden lassen, so wagte Ewald einen Schritt darüber hinaus; er huldigte einer sogenannten „positiven Kritik", die von Hitzig noch weiter getrieben und unabsichtlich ad absurdum geführt wurde. Er glaubte namentlich, durch einen eigenthümlichen Spürsinn eine Anzahl echt davidischer Lieder aus der massa perditionis heraus wittern zu können. Die Möglichkeit, dass sich auch Stücke aus der Makkabäerzeit in der Sammlung befänden, hielt er für ausgeschlossen. Sein exegetisches Verdienst schlägt Olshausen, der berufenste Richter, hoch an; er widerspricht jedoch seiner naiven Zuversicht, dass der hebräische Text der Bibel uns sehr zuverlässig überliefert sei und dass unsere Mittel ihn zu verstehen durchweg ausreichen. Mit vollkommenem Recht; Ewald erklärt zu viel, er erklärt Alles. Er unterscheidet nicht scharf zwischen sicher Erkanntem und Zweifelhaftem, spricht niemals ein non liquet aus und sinkt manchmal auf das gleichmässige Niveau eines pathetischen Helldunkels herab. Auf die Erklärung der poetischen Bücher folgten in den Jahren 1840 und 1841 die der Propheten des Alten Bundes, in zwei Bänden. Dies ist Ewalds exegetische Glanzleistung; den Propheten war er congenial und er drang tiefer in ihr Wesen ein, als irgend einer seiner Vorgänger. Es ist ihm nicht um „die an sich so öden und unfruchtbaren Fragen über Verfasser und Zeitalter einzelner Stücke" zu thun, sondern um das Verständnis des Inhalts

*) Vgl. Ewald und Dukes, Beiträge zur Geschichte der ältesten Auslegung etc. Stuttgart 1844.

**) Dem vierten Theile hat er Gedichte angehängt, die er 1836 in Italien gemacht hat; während einer unfreiwilligen Musse, die dadurch veranlasst zu sein scheint, dass ihm der Zutritt zu irgend einer Bibliothek verwehrt oder beschränkt wurde: „in heisse Lust den eignen Blick zu weiten an fremder Länder ungekannten Schätzen ein Spruch der rohen Willkür Schlingen warf." Gelungen ist das Distichon auf einen Capuziner mit Regenschirm:

> Wasser vom Himmel du fürchtest so sehr, barfüssiger Braunrock,
> watend im irdischen Koth ohne Bedenken und Furcht?

vom Einzelnen bis zum Ganzen. Die Exegese steht ihm weit höher als die sogenannte Isagogik, die zu seiner Zeit die Theologie ebenso überfluthete, wie sie es heute thut. Ausgezeichnet vor allem ist die kurze Paraphrase, die er in der ersten Ausgabe unter der Uebersetzung gibt.

„Nachdem ich die Dichter, sodann die Propheten des Alten Bundes erklärt habe, reiche ich den bisherigen Freunden dieser meiner Arbeiten kaum etwas Unerwartetes, wenn ich nun zuletzt auch die Geschichtsbücher in den Kreis der Untersuchung ziehe und die Gesammtansicht des israelitischen Alterthums sogleich in einem grossen Zusammenhange darlege." Mit diesen Worten eröffnet er das Vorwort zum ersten Bande der Geschichte des Volkes Israel bis auf Christus, der 1843 erschien.*) Sie gilt denen, welche die sprachwissenschaftlichen Arbeiten seiner ersten Zeit nicht zu würdigen verstehen, als sein Hauptwerk. Sie verdient in der That in mancher Hinsicht volles Lob. Die Begrenzung des Umfanges „bis auf Christus" kann unmöglich beanstandet werden; „die Geschichte von Christus" ist ein besserer Titel als „das Leben Jesu", von dem sich kaum etwas sagen lässt. Ein unleugbarer historischer Sinn, der ihn überhaupt auszeichnet, eine umfassende Kenntniss der Quellen und eine gründliche Erwägung ihrer Aussagen tritt überall hervor, nicht zum mindesten in den späteren Theilen. Die Kritik der Quellen gestaltet sich positiv zu einer Verfolgung der Tradition durch ihre verschiedenen Stadien; dass sie durchaus mit der Darstellung verwoben ist, lässt sich aus der Natur des Stoffes rechtfertigen. Die Perle Israels, die Religion, wird gebührend in den Vordergrund gestellt und nicht wie von Hitzig deshalb als Nebensache behandelt, weil sie nur die Krankheit der Muschel sei. Aber ich kann doch nicht anerkennen, dass Ewald auch auf diesem Gebiete die Bahn gebrochen und den Weg gewiesen habe.**) Das haben vielmehr de Wette und Vatke gethan; er ist im Gegentheil der grosse Aufhalter gewesen, der durch seinen autoritativen Einfluss bewirkt hat, dass die bereits vor ihm gewonnene richtige Einsicht in den Gang der israelitischen Geschichte lange Zeit nicht hat durchdringen können. Er hat über Vatke's Biblische Theologie in

*) Erste Ausgabe 1843—55 in fünf Bänden, wobei die zweite Hälfte des dritten als vierter gilt; mit einem Anhang über die Alterthümer. Die zweite Ausgabe (1851 bis 1859) ist durch zwei über Christus hinausgehende Bände vermehrt, Bd. 6 das apostolische Zeitalter bis zur Zerstörung Jerusalems, Bd. 7 Geschichte der Ausgänge des Volkes Israel. Dritte Ausgabe 1864—68.

**) Diestel, Geschichte des A. T. in der christlichen Kirche, p. 589.

den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1836, p. 81 ss., eine Recension geschrieben. Er widerlegt darin durch richtige Interpretation von Amos 5,26 die Annahme eines ursprünglichen Saturndienstes der alten Hebräer, und er fischt aus dem Pentateuch einige wenige Stücke als echt mosaisch heraus, ebenso wie aus dem Psalter einige Lieder als echt davidisch. Im Ganzen aber spricht er sich höchst befriedigt über das Buch aus und schreibt den Aussetzungen, die er daran zu machen hat, keine grosse Bedeutung zu. Denn merkwürdiger Weise geht er darauf gar nicht ein, dass Vatke die Gesetzgebung des Pentateuchs nicht als den Anfang, sondern als das Endresultat der israelitischen Geschichte betrachtet. Er hat die Bedeutung dieser Cardinalfrage offenbar nicht erfasst. Das hat er auch in seiner Geschichte nicht gethan; in Folge dessen schwebt ihr Fundament in der Luft. Weder über den Pentateuch noch über die eng damit zusammenhängende Chronik ist er zu irgend welcher Klarheit gekommen. Er scheut sich dem Problem ins Auge zu sehen und entschieden dazu Stellung zu nehmen. Er hat die Neigung, sich zwischen Ja und Nein durchzuwinden; er schillert manchmal in allen Farben. Wenn er etwas thatsächlich preisgibt, so nennt er es höhere, d. i. nicht eigentliche Wahrheit. Das Pathos beeinträchtigt die Kritik. Auch die Darstellung leidet darunter. Sie hat zwar unleugbar stellenweise echten Schwung, wird aber doch vielfach erdrückt durch eine gleichmässig wogende und nicht eben überzeugende Begeisterung.

Das Neue Testament betrachtete Ewald als die echte Fortsetzung und als die Krone des Alten. Nach dem ersten Plan seiner hebräischen Grammatik wollte er auch den Neutestamentlichen Sprachgebrauch, so weit er nicht rein griechisch sei, in die Darstellung hineinziehen; man kann es bedauern, dass er nicht dazu gekommen ist. Die Apokalypse lag ihm durch ihre judaisirende Art und Sprache besonders nahe, und schon im Jahre 1828 verfasste er einen noch heute lesenswerthen lateinischen Commentar dazu. Aber erst, nachdem er 1848 von Tübingen wieder nach Göttingen heimgekehrt war, widmete er seine Hauptkraft dem Neuen Testamente und den Apokryphen. Er war mit seiner Geschichte des Volkes Israel jetzt in diese Zeit herab gelangt, und er empfand auch das Bedürfnis, gegenüber den Tübingern, Strauss, Baur, Schwegler und Zeller, von denen er nicht im Guten geschieden war,*) das Richtige zu sagen. Er

*) H. Ewald, über seinen Weggang von der Univ. Tübingen, Stuttgart 1848. Schon vorher: über einige wissensch. Erscheinungen neuester Zeit auf der Univ. Tübingen, Stuttg. 1846.

übersetzte und erklärte nach und nach alle Bücher des Neuen Testaments und fasste seine Ergebnisse zusammen in den letzten Bänden der Geschichte und in der Lehre der Bibel von Gott (Leipzig 1871 bis 1876, vier Bände). Daneben veröffentlichte er noch Studien in den Jahrbüchern der bibl. Wissenschaft, die er von 1849—1865 herausgab und grösstentheils selber schrieb, und in den Schriften unserer Gesellschaft. Darunter sind sehr werthvolle, besonders die Erklärung der biblischen Urgeschichte und die Abhandlung über Ursprung und Wesen der Evangelien;*) in der letzteren erneuerte er die Ansicht Lachmanns, dass Markus der Erzählung von Matthäus und Lukas zu Grunde liege, und verhalf ihr zum Siege.**) Im Ganzen aber sind die Werke aus dieser Periode schwer lesbar, die Eigenthümlichkeiten nehmen zu. In der Gewandtheit und Sauberkeit der Beweisführung und der Sprache ist er seinen Gegnern nicht gewachsen, er ist ein peinlich unbeholfener Fechter und vermeidet es auch, auf die eigentlichen Streitfragen richtig einzugehen. In der evangelischen Geschichte harmonisirt er zwischen Johannes und den Synoptikern und bricht beiden die Knochen. Er legt sich Alles nach seiner Art zurecht und respektirt keine Grenzen. Er versteht Alles und vergibt Alles. Er mischt in die Aussage der Quelle sein eigenes Urtheil über das in Wahrheit zu Grunde Liegende, er scheint sie zu stützen, während er sie bezweifelt. Er nimmt den Mund voll von den Wundern und glaubt nicht daran. Wo dürre Worte am Platze wären, posaunt er und redet mit Zungen. Er verschleiert dadurch seine Position und seine allerdings nur partielle Uebereinstimmung mit der negativen Kritik. Er verwirft entrüstet die Ansicht von Strauss, dass die evangelischen Erzählungen aus alttestamentlichen entstanden seien, gesteht aber in Einem Athem zu, die Thaten Jesu seien allerdings nach jenen erwartet und ihre Erzählung habe sich nur um so leichter zu einer ähnlichen Gestalt ausgebildet. Diese Schwächen treten unangenehm hervor und sind für die öffentliche Meinung bestimmend gewesen. Er steht der Sache nicht kühl und objectiv gegenüber, sondern steckt darin und identificirt sich mit ihr. Doch die Sympathie, mit der er sich in sie versenkt, ist zugleich seine Stärke gegenüber den Tübingern. Wenn sie ihm die Kritik er-

*) Beide ziehen sich durch eine Reihe von Jahrgängen der Jahrbb. der bibl. Wiss. hindurch.

**) Lachmann, de ordine narrationum in evangeliis synopticis, Stud. und Krit. 1835 p. 570ss. Durch Ewald ist A. Ritschl zu Markus bekehrt; vgl. Tübing. Theol. Jahrbb. 1851 p. 480ss.

schwerte, so erleichterte sie ihm das intime Verständnis. Dazu war er, obgleich im Allgemeinen unvergleichlich weniger gebildet und geschult als seine Gegner, doch durch seine Vertrautheit mit dem Judenthum und dem Semitismus sprachlich und historisch entschieden besser zum Interpreten des Neuen Testaments, wenigstens der Evangelien, vorbereitet.*) Sie fassten die Aufgabe von hinten an, er von vorne. Sie wollten das christliche Dogma, in dem sie das Wesen der Kirche sahen, zurück verfolgen bis auf seinen Anfang und fanden diesen Anfang in dem gekreuzigten und auferstandenen Christus, nicht aber in Jesus von Nazareth, wie er in den Evangelien erscheint: der konnte ihnen also gestohlen werden, da er in keiner Verbindung zur Dogmengeschichte stand. Er dagegen wollte die israelitische Geschichte zu Ende führen und fand ohne Schwierigkeit das Ziel, auf das sie hinstrebte, in dem Erfüller des Gesetzes und der Propheten. Historisch verdient sein Verfahren ohne Zweifel den Vorzug. Wenn Jesus von Nazareth als Ausgangspunkt des dialektischen Processes der Selbstbewegung des christlichen Dogmas nicht passt, so braucht er darum doch nicht geschichtlich wirkungslos gewesen zu sein. Persönlich hat Ewald, ebenso wie die alten Rationalisten, vermuthlich mehr von seiner Wirkung erfahren, als die Hegelianer von der der „Idee“ des Gottmenschen.

Mit seiner Ueberzeugung leuchtete Ewald kräftig um sich. Sie war ihm die Wahrheit, der Gegensatz dazu nicht Irrthum, sondern Lüge. Er kämpfte nicht gegen Dummheit, sondern gegen Bosheit, mehr mit Entrüstung als mit Gründen, auf gelehrtem sowohl als auf öffentlichem Gebiet, gegen Feind und auch gegen Freund. Als Inhaber der biblischen Wissenschaft, als Christ und als Deutscher, fühlte er sich verpflichtet Bekenntnis abzulegen, zu jeder Frage der Zeit sich zu äussern und sie unter den von ihm erfassten ewigen Gesichtspunkt zu stellen. Das Jahr 1837 machte ihn mit einem Schlage zum öffentlichen Charakter und zwar zu einer Partei für sich. Es ist für ihn in jeder Beziehung verhängnisvoll geworden, es hat ihn nicht bloss äusserlich aus seinem angeborenen Wirkungskreise herausgerissen. Seitdem legte er auf seine publicistische

---

*) Unverschämt ist die Art, wie Volckmar (Handbuch der Einleitung in die Apokryphen 2, 328) sich darüber auslässt, dass Ewald behauptet, das Original von 4 Esdrae sei nicht griechisch, sondern hebräisch gewesen. Zur Sache vgl. noch seine Bemerkungen über das Griechisch der Synoptiker und der Apokalypse in den Jahrbb. für wiss. Kritik 1834 p. 146.

Thätigkeit noch mehr Gewicht als auf die gelehrte.*) Seine Vorreden zu wissenschaftlichen Werken und seine Recensionen wurden zu weitschweifigen Leitartikeln. Ausserdem veröffentlichte er eine Menge von Pamphleten und Sendschreiben, die selbständig oder auch in den Jahrbüchern der biblischen Wissenschaft erschienen. Im Namen des Geistes richtete er das Wort an Hoch und Nieder, an die Fürsten und an das Volk, an die katholische und evangelische Geistlichkeit. „Wenn Ihr, jetzt Pio Nono genannt — so redete er den Papst an — bloss einer der übrigen italischen Fürsten wäret, so würde ich Euch völlig in Ruhe lassen, da nach der jetzigen Weltlage ein deutscher Mann mit einem gewöhnlichen italischen Fürsten nichts der Rede Werthes gemein hat. Aber sofern Ihr als ganz besonderer christlicher Fürst in Rom und daher, wie Ihr meint, weit über alle anderen einfach christlichen Fürsten erhaben, wenigstens selbst Christ sein wollt, ja sogar, wenn das möglich wäre, vor allen anderen ein Christ sein müsstet, habe ich zu Euch über die gewichtigen Dinge zu reden, welche Ihr alsbald vernehmen werdet."

Ewald stand auf einem so zu sagen theokratischen Standpunkte. Die Religion dürfe zwar nicht als Mittel der Herrschaft gebraucht werden, wie von den byzantinischen Kaisern und den römischen Päpsten. Aber der Staat könne nicht einfach profan sein. Es sei beklagenswerth, dass er sich bei der Reformation, vielleicht abgesehen von England, von der Religion geschieden und sie als Privatangelegenheit den Unterthanen überlassen habe. Es verstehe sich zwar von selber, dass niemand zu den freien Pflichten des Christenthums gezwungen werden könne und dass die Mängel des bisher geschichtlich ausgebildeten Christenthums überall frei untersucht und dargelegt werden müssen; sollte man aber bei uns die Herrschaft des Christenthums selber nicht wollen, so müsse ein besonnener Mann entweder auswandern, oder jede Berührung mit der heidnischen Obrigkeit meiden. Das Evangelium lehre ja allerdings nicht, wie wir uns im einzelnen Falle zu einer praktischen politischen Frage verhalten sollen; es treibe uns aber, das Richtige auch in dieser Hinsicht zu erkennen und zu thun; das Gute und Nothwendige sei derart, dass man nichts dagegen thun könne, ohne gegen das Evangelium selber zu fehlen. Der christliche Geist müsse Alles durchdringen und auch in den hohen Angelegenheiten von Reich und Herrschaft frei walten.

*) Die ersten Proben waren: Drei deutsche Worte London 1837, Worte für Freunde und Verständige Basel 1838, Worte an Herrn Klenze in Hannover Basel 1838.

Anlass, von seinem Standpunkte aus die Situation zu beleuchten, gaben ihm namentlich die Ereignisse von 1848, 1862 und 1866. „Es war 1848 in die Hand des deutschen Reichstages gelegt, die Schäden des uns alle schützenden alten heiligen Hauses zu bessern; und wären die Bauherren mehr als dem Namen nach Christen gewesen, so hätte Gott mit ihnen gebaut. Aber die Pestluft der Pariser Tage drückte sie. Wird man endlich aufhören, irgend eine französische oder englische Umwälzung anders zu betrachten, als so dass kein deutscher Mann seine Besonnenheit an ihr verlieren dürfe? endlich aufhören, mit Herrn Guizot über die alberne Frage ein Buch zu schreiben, warum die englische gelungen sei?“ Im Jahre 1862 trat er bei dem Hannöverschen Katechismuslärm als Rufer im Streit gegen das Consistorium und die orthodoxe Geistlichkeit hervor. Die Liberalen wählten ihn in die constituirende Synode, bekamen jedoch bald zu merken, dass er nicht ihres Geistes Kind und überhaupt kein Parteimann war. Die Annexion des Königreichs Hannover durch Preussen steigerte endlich seine Aufregung über die öffentlichen Angelegenheiten und seinen Drang, als Deutscher und als Christ Farbe zu bekennen, auf den höchsten Grad. Er hatte schon früher eine Abneigung gegen Preussen.*) Er betrachtete den preussischen Partikularismus als das Haupthindernis der deutschen Einheit, wie er sie sich dachte und wünschte. Er war ferner nicht ohne Grund der Meinung, dass die Orthodoxie in der evangelischen Kirche wesentlich durch preussischen Einfluss hochgekommen sei: je weniger man in Berlin vom Christenthum in den hohen Reichssachen walten lasse, desto ängstlicher suche man nach unten seinen Schein zu wahren; man wolle zwar sonst mit Friedrich dem Grossen gehen, in diesem Punkte aber sein Beispiel völlig verlassen. In seiner preussenfeindlichen Stimmung mochte er bestärkt worden sein durch ein kleines Missgeschick, das ihm im Jahre 1854 in Berlin widerfuhr; denn er nahm komische Dinge tragisch.**) Also ging er 1866 trotz der ungünstigen Erfahrungen, die er persönlich mit dem Hannöverschen Regiment gemacht hatte, ins welfische Lager über und verbündete

---

*) Vgl. die Vorrede zu den drei ersten Evangelien (Göttingen 1850) und die Schrift: Preussen und Deutschland (Göttingen 1850).

**) Jacob Grimm an Luise Dahlmann, Berlin 18. März 1854: „Denken Sie, gestern Abend spät wird uns Ewald mit einem Schutzmann zur Rekognition ins Haus geführt; er war ohne die nöthige Passkarte gereist und seine langen Haare flössten Verdacht ein.“ Im Jahre 1826 hatte er freilich in Berlin, wo er sich Sanskritstudien widmen wollte, in vertrautem Verkehr mit Bopp und Rosen eine sehr glückliche Zeit verlebt.

sich gegen Preussen mit Elementen, die ihm im Grunde zuwider waren, mit Demokraten, Päpstlichen, und evangelischen Orthodoxen.*) Die Welfen hoben ihn auf den Schild und machten ihn zu ihrem Heiligen; sein Bild hängt noch heute in manchen Lüneburger Bauernstuben. Sie liessen ihn in ihren Volksversammlungen auftreten und wählten ihn in den Reichstag. Die es gut mit ihm meinten, trauerten, dass er sich dort zum Spott machte für Leute, die von seiner Bedeutung keinen Begriff hatten. Er aber liess sich nicht irre machen. Der Beifall von Parteigenossen, die ihn missbrauchten, entschädigte ihn für die Vereinsamung, in die er durch sein leidenschaftliches Auftreten gegen alte Freunde und Schüler gerathen war. Es schmerzte ihn zwar, dass er seiner Professur enthoben wurde und wegen des Kirchengebets für den Landesfürsten den Hauptgottesdienst in seiner Heimath nicht mehr besuchen konnte; jedoch das Bewusstsein des Martyriums hob ihn zugleich. Mit der Welt im Streit und mit Gott in Frieden starb er am 4. Mai 1875.

Sein Vater war ein aus Braunschweig stammender Tuchweber, der auf der Langen Geismarstrasse wohnte.**) Als Schüler hatte er einen Typhus durchgemacht, sonst fehlte ihm niemals etwas Ernstliches, er konnte unausgesetzt arbeiten. Er war sehr stattlich und kräftig, seine Haltung straff und aufrecht, sein Gang rasch, sein Auge merkwürdig gespannt. Er liess sich nicht übersehen, sondern fiel überall auf, seine Erscheinung hatte etwas Feierliches; ein wenig half er sich nach, nachdem er seine Idee erfasst hatte. Man kam sich gegen ihn recht windig vor, man hatte Scheu vor ihm und wunderte sich, wie sein kleines Mädchen zutraulich an den Löwen sich schmiegte. Er hatte aber auch selbst etwas Scheues. Irgendwie berührt, geriet er in Bewegung wie ein Ameisenhaufe; durch Phlegma zeichnete er sich nicht aus, er war kein Niedersachse, wie er im Buche steht. Spass verstand er nicht, er nahm Alles ernst. Seine religiöse Natur hatte zum Profanen kein Verhältnis und widerstrebte der Toleranz. Er war wie vom Himmel geschneit, ganz weltfremd. Bei aller Unfehlbarkeit liess er sich doch leicht aus der Fassung bringen. Er war kindlich und in allen äusseren Dingen sehr anspruchslos. Bei der Taufe seiner Tochter spielte er mit Gauss, Weber und der übrigen Gesellschaft auf dem Rasen Ball, nachdem

---

*) Am 7. Juli 1873 erschien plötzlich der durch seine Literaturgeschichte und durch seinen Streit mit Gildemeister bekannte Marburger Theologe Vilmar bei Ewald, um sich mit ihm ins Vernehmen zu setzen.

**) Im Hause des Färbers Urhan, jetzt No. 56.

es vorher Chokolade gegeben hatte. Sein Arbeitszimmer war kahl, die Bibliothek in einen Nebenraum verbannt; auf dem Schreibtisch stand häufig ein kleiner Strauss von Tannenreisern. Er lebte höchst einfach und regelmässig, für sich brauchte er wenig, sammelte aber keine Schätze, sondern wusste das Geld nützlicher anzulegen. Er beklagte die Einrichtung der Universitätsquästur, weil es dadurch erschwert werde, bedürftigen Zuhörern das Honorar zu erlassen. Fachgenossen, die es ihm nicht dankten, hat er in der Noth freigebig unterstützt, obwohl er immer nur ein niedriges Gehalt und in späterer Zeit auch keine hohe Einnahmen mehr aus Honoraren hatte. In seinen jungen Jahren umgab ihn ein grosser Freundeskreis, später lichtete sich derselbe mehr und mehr, nur Wenige wussten das alte Verhältnis mit ihm aufrecht zu erhalten, wie z. B. der Physiker Wilhelm Weber. Das Interesse für ihn ist aber selbst bei seinen Feinden nie erkaltet. Wenn er nicht liebenswürdig und nicht leicht zu behandeln war, weil er Person und Sache gar zu leicht identificirte, so war er doch ein Mann aus Einem Guss und von ungewöhnlicher Art. Sein Ausgang hat etwas Tragisches, und man kann darüber seine Fehler vergessen, unter denen er selber am schwersten hat leiden müssen. Seine Schüler verdanken ihm mehr, als sie begreiflich machen können.

Beilagen.

Wilhelm von Humboldt an Ewald.

Was müssen Ew. Wohlgeboren denken, dass ich Ihren gütigen, von so interessanten Geschenken begleiteten Brief vom 28. October v. J. erst heute beantworte und Ihnen erst heute meinen lebhaften Dank dafür abstatte? Ich würde mich gewiss dieser Versäumnis nicht schuldig gemacht haben, wenn ich nicht beim ersten Durchblättern Ihrer Grammatik einen zu grossen Reiz in mir gefühlt hätte, ehe ich Ihnen schriebe, wenigstens in einige Abschnitte tiefer einzudringen.

Dies habe ich nun gethan, und ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie viel Freude und Belehrung ich aus dieser Beschäftigung geschöpft habe. Ich habe zugleich Gesenius' Lehrgebäude verglichen, und habe das Arabische über dieselben Abschnitte hinzugenommen.

Ew. Wohlgeboren haben die Sprache, wie es mir scheint, ganz in ihrer wahren Eigenthümlichkeit aufgefasst, und sie in dem Geiste der neueren Sprachforschung, welche der Sprachbildung in ihren lebendigen Fortschritten nachzugehen strebt, bearbeitet. Sie haben das hohe Alter des Hebräischen berücksichtigt, das was neuerer Bildung ist, davon geschieden, und überall den wichtigen Einfluss verfolgt, den das eigenthümliche Lautsystem auf die Formen ausübt.

Ganz diesem philosophischen Geiste entsprechend habe ich es gefunden, dass Sie in dem etymologischen Theil nur die Bildung der beiden angeblichen Tempora des Verbums ausführen und erst in der Syntax sich über Gebrauch und Bedeutung auslassen. Anfangs blieb mir diese Behandlung zweier bloss mit Zahlen unterschiedenen Modi etwas dunkel,*) nachher aber habe ich gesehen, wie richtig und aus dem Innersten der Sprache geschöpft sie ist.

*) Ewald bezeichnete Anfangs das Perfectum und Imperfectum als ersten und zweiten Modus.

Eben so sehr hat mich die Bearbeitung des Pronomen befriedigt. Ich gestehe freimüthig, dass ich in allen Punkten, in welchen Sie darin von Gesenius abweichen, ganz Ihrer Meinung bin.

Indes hätte ich gewünscht, dass Ew. Wohlgeboren sich bestimmter über das erklärt hätten, was Sie nun in den verschiedenen Personen des Pronomen für dieselben charakteristisch halten. Bei der zweiten Person kann man nicht fehlgreifen. Aber die erste lässt mich ganz ungewiss.

Der charakteristische Laut der Pronomina scheint mir in allen Sprachen, welche diese Einrichtung haben, leichter aus den Affixen herausgefunden werden zu können, als aus den selbständigen Wörtern. Dass die Affixa sich bis zu ihrer geringen Tonlosigkeit*) abgeschliffen haben, ist zwar wahr, aber doch mit Unterschied zu verstehen, und dagegen nicht zu vergessen, dass die selbständigen Pronomina Vorschläge und Endungen bekommen haben, wie das sanskritische *aham* beweist. Das hindert nicht, dass die längeren Formen doch die älteren sein können, wie Ew. Wohlgeboren von *anoki* beweisen. Aber die Abkürzung erhält doch in der Regel wohl den wesentlichen Laut, wenigstens so lange er erkannt wird. In *anoki* deutet doch wohl nicht Alles das Pronomen an.

Mir kommt immer vor, als sei n der charakteristische Laut der ersten Person, nur freilich mit i verbunden; denn der Vokal scheint gleich wesentlich. Es lässt sich zwar sehr viel dagegen sagen: 1. das blosse i als Suffix der Nomina, 2. das a [Aleph] als Präfix des zweiten Modus, 3. das n im Pronomen der *zweiten* Person im Arabischen, das nach Gesenius noch im Dagesch forte sichtbar ist.

Diese letzte Einwendung halte ich für die wichtigste. Denn im Präfix und Suffix konnte die Eile über das n hinweggehen. Und dass die Auslassung im Suffix nicht absichtlich war, beweist das Verbalsuffix ni. Hier leiten Ew. Wohlgeboren das n sehr richtig aus dem Pronomen ab. Die Lehre der arabischen Grammatiker vom *Nun cavèndi* ist so sonderbar, dass man sich nicht genug wundern kann, dass auch ein Mann wie Sacy sie noch beibehält.

Dieses und der Plural scheinen mir ganz entscheidend. Dass Sie diesen als eine Verdoppelung ansehen, ist sehr scharfsinnig.

Möchte nicht im ki von *anoki* wieder eine Verwechslung des weichen k mit t sein, so dass dies ki eins wäre mit der Verbalendung ti? so wie die Verbalendung ta dieselbe ist mit ka.

*) „geringe Tonlosigkeit" steht deutlich zu lesen, beruht aber wohl auf irgend einem Versehen.

Man könnte wohl auch das n als [nur] dem Plural wesentlich ansehen, wie es ihn im zweiten Modus wirklich charakteristisch bezeichnet und wie im Sanskrit und mehreren Sprachen die erste Person nur im Plural n hat. Im Singular wäre dann *an* blosser Vorschlag. Aber wenn der Plural verdoppelter Singular ist, so fällt das hinweg.

Das einzige Präfixum des zweiten Modus ausgenommen, ist i immer da, wo die erste Person bezeichnet wird. Es scheint also dieser Laut das Wesentlichste derselben. Es scheint mir jedoch nicht, dass das Jod, was hier immer concurrirt, im geringsten hier mit seiner Consonantennatur einwirke; und ein blosser Vokal ist doch wohl nicht der wesentliche Laut eines Pronomen?

Im Sanskrit *ah-am* liegt das Charakteristische, wie es mir vorkommt, in dem Hauch; das Wort ist gleichsam die Andeutung des Athmens. So unser *ich* und *ego*. Sollte davon auch das —oki herkommen und doch eine alte eigene Pronominalform mit blossem Vorschlag von *an* sein?

Wüssten Ew. Wohlgeboren mir diese Zweifel zu lösen, so würde ich Ihnen ausnehmend dafür verpflichtet sein.

Dass die Verbindung der semitischen Studien mit den sanskritischen in Ew. Wohlgeboren von den ersteren ausgeht, ist, da es bei Bopp und Anderen gewissermaassen umgekehrt ist, ein günstiger Fall, der zu neuen Aufklärungen führen wird. Auch in dieser Beziehung wünsche ich Ihrer Universität Glück, Sie nunmehr durch eine feste Anstellung zu besitzen.

Ich bitte Ew. Wohlgeboren die Ausführlichkeit dieses Briefs und die fremde Hand, die ich brauche, weil sie leserlicher ist als die meinige, gütigst zu entschuldigen. Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und aufrichtigen Ergebenheit.

Berlin den 18. Januar 1828. Humboldt.

Silvestre de Sacy an Ewald.

Vir clarissime! Annus fere elapsus est, ex quo libellum tuum de metris arabicis, simul et literas quas ad me cal. Septemb. anni 1826 dedisti, accepi; et aegre fero me tamdiu distulisse, et debitas tibi agere gratias, et ad humanissimam tuam epistolam respondere. Sed ita res se habet, ut pro nimia negotiorum quibus premor multitudine vix per totius anni decursum otium mihi sit, consuetum et mihi

quamdiu licuit gratissimum epistolarum commercium, ut solebam, colendi et frequentandi, nisi per ferias autumnales, quum cessantibus academicis praelectionibus ruri agere datur et, ex parte saltem, mihi amicisque vivere. Velim ergo, V. Cl., excusatum me habeas et pro certo teneas gratissimum mihi accidisse illud, quo me tibi devinxisti, commentationis tuae de metris arabicis munusculum. Quid de tua circa metrorum arabicorum indolem et originem sententia mihi videretur, priusquam ad me literas dares, jam declaraveram in Eruditorum Actis, quae apud nos lingua vernacula singulis mensibus eduntur, et meum hoc de re judicium tibi jam pridem innotuisse nullus dubito. In quo etsi a tua sententia longius discedam, confido te id non nimis aegre tulisse et, pro cognita tibi hominum natura, memorem hujus adagii „quot capita tot sensus“ mihi ignovisse. De caetero, indefessum tuum circa poesim arabicam studium, judicium quoque de cognoscenda prosodiae arabicae utilitate ad carmina arabica recte edenda et emendanda, quin et criticum acumen, quo innumeros errores, et a me olim et ab aliis viris eruditis in edendis hujusmodi carminibus admissos detexisti et emendasti, libens agnovi et debita laude prosecutus sum. Semper enim ita mecum constitui, viri boni et sinceri humaniorum literarum cultoris esse, dum suam de aliorum lucubrationibus sententiam modeste et libere profert, quae sibi probantur et laude digna videntur, haudquaquam silentio premere et turpi invidia dissimulare.

Jam te, V. Cl., ad naturam sanscritorum metrorum eruendam progressum esse et de eximia hujus linguae prosodia opus edidisse videor mihi in diariis literariis legisse. Sed ea sunt ultra meos fines posita, et de quibus doceri malim quam judicem constitui.

Vale, V. Cl., mihique favere perge.

Scribebam Bossiaci a S. Leodegario*), ad IX ab urbe lapidem, die XIII cal. novembr. an. 1827.

Silvestre de Sacy.

A. Tholuck an Ewald.

Wenn ich Ihnen, hochgeehrter Herr Hofrath, die beiliegende Schrift**) übersende, so geschieht dies keineswegs in der Voraus-

*) Boissy - S. Léger.

**) „Die Propheten und ihre Weissagungen“ vermuthlich. Hofrath war Ewald zum Glück nicht, wohl aber besass er von Tübingen her den persönlichen Adel, den Dillmann, auf der Adresse seiner Briefe, ihm niemals erliess.

setzung, dass dieselbe Ihren Beifall erhalten könnte. Ich weiss nur zu wohl, dass Ihnen vieles darin misfallen und irrig erscheinen muss.

Nur eine passende Gelegenheit sollte mir dadurch gegeben werden, da es mir bis dahin immer versagt worden, Sie persönlich kennen zu lernen, Ihnen auszusprechen, wie dankbar ich Ihnen — aller Verschiedenheit des dogmatischen Standpunktes ungeachtet — für den Genuss und die Belehrung bin, welche ich Ihren Schriften verdanke, und bei Ausarbeitung jener Skizze aufs neue dankbar zu sein mich verpflichtet fühle. Seit Jahren wissen es die Zuhörer meiner Vorlesung über Encyklopädie, dass dies meine Gesinnung gewesen, und wie sehr ich namentlich Ihre Auslegung der Propheten dem Studium der Theologen empfohlen habe. Diesen Gefühlen war es mir Bedürfnis einmal Ausdruck zu geben, und ich denke, es wird auch Ihnen nicht unerfreulich sein, über allen Streit der Parteien hinweg eine solche anerkennende Stimme von einem älteren Theologen zu vernehmen.

In vorzüglicher Hochachtung

Halle, 4. Nov. 1860.

Ihr ergebenster

A. Tholuck.

Wilhelm Roth an Ewald.

Mein hochverehrter Lehrer.

Ich weiss nicht, ob ich vor Ihnen wegen meines anhaltenden Stillschweigens einer ausdrücklichen Entschuldigung bedarf. Denn ich darf hoffen, dass nach dem anderthalbjährigen täglichen Verkehr, den Sie mir verstatteten, ich Sie nicht mehr zu versichern brauche, dass das Gefühl des lebhaftesten Dankes für Alles, was Sie an mir gethan, mich mein ganzes Leben hindurch nie verlassen wird, und dass ich nie vergessen werde, wer mir die mächtigste Anregung zu wissenschaftlicher Thätigkeit gegeben hat. Ich brauche Ihnen auch nicht zu sagen, dass ich in den wissenschaftlichen Arbeiten, welche ich seit meiner Abreise von Göttingen vollendet oder wenigstens unternommen habe, immer wieder aufs neue an Ihre Belehrung über einzelne Fragen und Ihre Auffassungsweise des Ganzen erinnert werde.

Aber gerade deshalb scheute ich mich, Ihre kostbare Zeit für meine unbedeutenden persönlichen Erlebnisse in Anspruch zu nehmen,

und gleich das erste Mal, da ich den abgebrochenen persönlichen Verkehr brieflich wieder aufnehmen durfte, mit leeren Händen vor Sie zu treten. Ich wollte mindestens den Abschluss des Druckes meiner Dissertation abwarten; dieser hat sich nun, nicht durch meine Schuld, bis Neujahr hinausgezogen, und so kann ich Ihnen erst jetzt die Arbeit vorlegen, die, so hoffe ich, trotz ihrer zahlreichen Unvollkommenheiten für ein treues und gewissenhaftes Streben nach Wahrheit Zeugniss ablegen soll . . . . . Wenn Sie dieselbe nicht für unwürdig halten sollten, ihr in den Anzeigen einige Worte zu widmen, so würden Sie mich durch ihre Belehrungen zu neuem Danke ververpflichten . . . . . .*)

Ihr dankbar ergebener
W. Roth.

K. L. Roth an Ewald.

Gestern gab ich eine für Göttingen bestimmte Sendung zur Post, in welcher sich auch der Codex des Abdalhakam befindet, welchen Sie meinem Sohne mitzugeben die Güte hatten. Indem ich Ihnen für diese dem Vollendeten erwiesene Freundschaft danke, fühle ich mich gedrungen, auch meinerseits Ihnen meine Freude und meinen Dank auszusprechen für die in zwei Schreiben gegen mich geäusserte Theilnahme an meinem Vaterschmerze, sowie für die in den Gött. G. A. niedergelegten schönen Worte der Anerkennung und der Liebe zum seligen Wilhelm.**) Wie glücklich würde sich der Lebende gefühlt haben, hätte er den ersten Theil Ihrer Anzeige noch lesen können. Ich werde mich, schrieb er einmal aus Göttingen, ganz glücklich schätzen bei meinem Oqba, wenn ich von Ewald in den G. G. A. und etwa von Renan in der Revue germanique eine freundliche Anerkennung erhalte und — wenn Weil ein wenig bissig wird. Nun wird es aber wohl auch dem von den Schranken der Endlichkeit befreiten Geiste gestattet sein, Zeuge zu sein von der liebenden rückhaltlosen Anerkennung, die ihm und seinem Streben

*) Der Brief ist undatirt; er ist von Basel geschrieben, die darin erwähnte Dissertation (Oqba Ibn Nâfi) trägt die Jahreszahl 1859.

**) Göttinger Gel. Anzeigen 1860 p. 310 ss. Wilhelm Roth war am 8. Februar 1860 gestorben, sein Vater, Karl Ludwig, Professor der klass. Philologie in Basel, folgte ihm am 16. Juli 1860. Vgl. W. Roth's Leben und Erstlingsschriften, Göttingen 1862.

sein hochverehrter Lehrer (divinus nannte er ihn einmal in einem lateinischen Briefe an mich) spendet.

Wilhelm trug sich früher viel mit hochfliegenden Plänen von Reisen in den Orient und dgl. Seit seiner Heimkehr von Göttingen fand ich ihn in dieser Beziehung bedeutend abgekühlt. Er gedachte ausser diesem Winter auch noch den Sommer über hier zu bleiben, und wollte dann erst seine zweite Ausfahrt nach Berlin, Holland, England und Frankreich machen. Inzwischen trat er frisch in die durch Stähelins improvisirte Abreise nach Algier eingetretene Lücke ein und eröffnete einen arabischen und zwei hebräische Curse. Es war eine Lust zu sehen, mit welcher Energie er sich dieser Aufgabe bemächtigte; namentlich ergriff ihn das Studium der Polyglotte von Walton und des Castellischen Wörterbuchs mächtig. Fast kein Tag verging, an dem er mir nicht kleine Funde mittheilte. So erwuchs ihm auch das Thema Edmund Castellus ganz von selbst zum Gegenstand seiner Inauguralvorlesung. Mit der ihm eigenen Leichtigkeit im Componiren schrieb er dann die Rede, die er aus seinen biographischen und literarischen Vorarbeiten zu ziehen gedachte, in drei Tagen nieder und hielt sie zwei Tage vor Weihnachten in einer Weise, dass man nicht bloss die harmonische Vollendung der Form, sondern hauptsächlich auch das Feuer eines congenialen Geistes darin erkennen musste. Er schloss mit den Worten: „Wir aber wollen in Dankbarkeit des Todten gedenken, dessen Geist noch heute unter uns lebendig fortwirkt, und mich lassen Sie dieses Beispiel rückhaltloser Hingebung an die Wissenschaft auf meinen Weg mit hinaus nehmen."

Nun . . . der Vorhang ist gefallen. Aber meine, unsere Liebe bleibt dem Vorangegangenen. Nochmals Dank in seinem und in meinem Namen Ihnen, Verehrtester! Sie erlauben wohl, dass ich später bei sich erhebenden Zweifeln in Wilhelms Aufsätzen Sie um Rath frage.

Basel, 8. März 1860.

In aufrichtiger Verehrung Ihnen zugethan
K. L. Roth.

Beiträge

zur

Geschichte der Astronomie

in

Hannover.

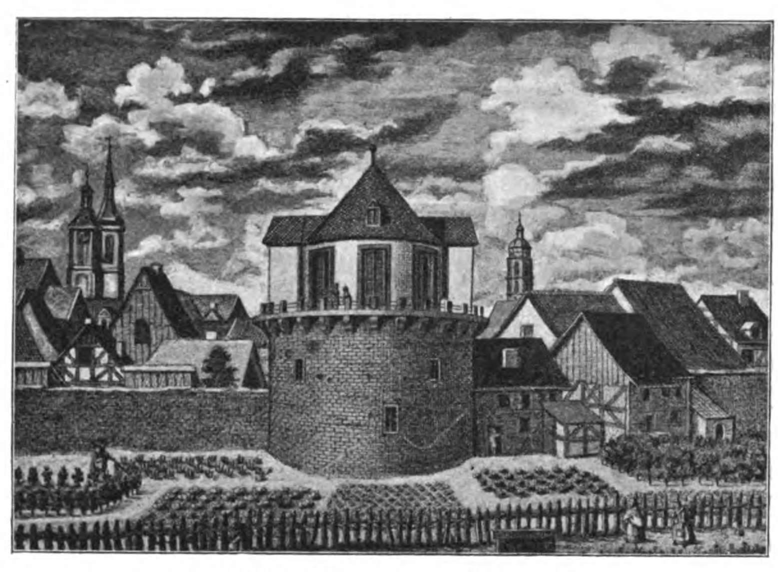
Von

Wilhelm Schur.

Hierzu zwei Bilder im Text und vier Portraittafeln.

Inhaltsverzeichniss.

(Von den mit einem Stern bezeichneten Persönlichkeiten sind Bildnisse beigegeben.)



Alte Göttinger Sternwarte (eingerichtet um 1750).

Wenn bei Gelegenheit der einhundertundfünfzigjährigen Feier der Stiftung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen durch den Kurfürsten Georg II. von Braunschweig-Lüneburg die Geschichte der astronomischen Forschung während der Dauer des Bestehens der Gesellschaft bis zur Gegenwart geschildert werden soll, so ist dabei nicht nur das verhältnissmässig kleine Gebiet der Provinz Hannover in das Auge zu fassen, sondern in etwas erweitertem Sinne derjenige Theil des nordwestlichen Deutschlands, für welchen Göttingen als Landesuniversität gilt, und deshalb auch das Herzogthum Braunschweig, das Grossherzogthum Oldenburg und die Stadt Bremen einzuschliessen. Auch soll die Geschichte der astronomischen Forschung auf diesem so erweiterten Gebiete noch in zeitlicher Beziehung etwas ausgedehnt und ein kurzer Rückblick auf die Vorläufer der Astronomen der erwähnten Epoche geworfen werden. Und wenn wir dabei noch die uns benachbarte, wenn auch eigentlich ausserhalb unseres Gebiets liegende Stadt Cassel einschliessen, so kommen wir auf die Thätigkeit des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Cassel zurück, die hier in Kürze geschildert werden soll.

Vorher sollen jedoch noch einige Bemerkungen über die in dieser Schrift benutzten literarischen Hülfsmittel eingefügt werden; nämlich in erster Linie

J. C. Poggendorff, Bibliographisch-Literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, mit der Fortsetzung

durch B. W. Feddersen und A. J. von Oettingen, Leipzig 1863 und 1898; ferner

H. W. Rotermund, Das gelehrte Hannover oder Lexikon von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die seit der Reformation u. s. w. im Königreich Hannover gelebt haben, Bremen 1823;

C. G. Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexicon, Leipzig 1750;

Tiaden, Das gelehrte Ost-Friesland, Aurich 1785;

J. Fr. Weidler, Historia Astronomiae sive de ortu et progressu astronomiae liber singularis, Vitembergae 1741;

Pütter, Saalfeld, Oesterley, Versuch einer academischen Gelehrtengeschichte von der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen, Göttingen 1765 bis 1838;

Rudolf Wolf, Handbuch der Astronomie, ihrer Geschichte und Litteratur, Zürich 1890.

Dazu kommen noch die zahlreichen einzelnen Schriften, die, wenn erforderlich, an geeigneter Stelle erwähnt werden sollen. Es wird aber nicht beabsichtigt, sämmtliche Schriften namhaft zu machen, sondern es ist in dieser Hinsicht auf die ausführlichen Verzeichnisse in den oben erwähnten Werken hinzuweisen.

Wir beginnen also die Vorgeschichte mit

Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, der in Cassel von 1532 Juni 24 bis 1592 August 25 lebte und 1567 als Sohn und Nachfolger von Philipp dem Grossmüthigen in seinem 35. Lebensjahre die Regierung antrat. Derselbe errichtete von 1561 ab in Cassel nach einander an verschiedenen Orten Sternwarten, zuerst auf einem Thurme am Zwehrenthor und später eine andere auf dem Platze am oberen Ende der Bellevuestrasse, wo sich heutigen Tages die Königliche Gemälde-Gallerie befindet. Wilhelm IV. stand mit Tycho Brahe, den er bei seinem Besuch in Cassel kennen gelernt hatte, im Briefwechsel, und als ihn 1567 die Regierungsgeschäfte zwangen, seine astronomische Thätigkeit einzuschränken, standen ihm die Astronomen Rothmann und Bürgi zur Seite, die unter seiner Leitung die Beobachtungen fortsetzten.

Christoph Rothmann war geboren in Bernburg 1550, war von etwa 1577 ab Astronom des Landgrafen, reiste 1590 zu Tycho Brahe nach der Insel Hveen im Dänischen Sunde, kehrte darauf in seine Heimath zurück und starb in Bernburg im Jahre 1605. Er machte in Cassel viele Jahre hindurch astronomische Beobachtungen, welche enthalten sind bei Willebrord Snellius, Coeli et siderum in eo errantium

observationes Hassiacae, Lugduni Batavorum 1618, und bei Albertus Curtius (Lucius Barettus), Historia Coelestis Ferdinandea, Ratisbonae 1672, und ferner in Willebrordi Snellii Descriptio cometae, qui anno 1618 mense Novembri primum effulsit, Lugduni Batav. 1619, als Appendix unter dem Titel Christophori Rothmanni ill. princ. Wilhelmi Hassiae Lantgravii mathematici descriptio accurata cometae anni 1585. Rothmann bestimmte die Oerter der Planeten und Cometen, der Sonne und des Mondes durch Messungen der Abstände gegen benachbarte Sterne an einem vierfüssigen Sextanten mit zwei Ablese-Vorrichtungen; ausserdem wurde noch ein Quadrant benutzt, und Wilhelm IV. war der erste, der sich einer Pendeluhr als Messinstrument bediente, indem er am Tage die Zeitunterschiede der Meridian-Durchgänge der Sonne und der Venus, und bei Abend diejenigen der Venus und der helleren Fixsterne beobachtete und auf diese Weise die Oerter der letzteren auf die Sonne bezog. Ein auf diese Weise erhaltener Fixsternkatalog befindet sich in Flamsteeds Historia Coelestis Vol. III pag. 24 neben Beobachtungen von Tycho Brahe.

Die in Cassel noch jetzt in der Ständischen Landes-Bibliothek aufbewahrten Rothmann'schen und Bürgi'schen Manuscripte hat Rudolf Wolf in Zürich einer Durchsicht unterworfen und es werden von ihm darüber in seinen Astronomischen Mittheilungen Stück 31, 33 und 45 Auszüge und Uebersetzungen gegeben. Zach sagte darüber in der Monatlichen Correspondenz Bd. XII, Seite 292 „das, was Snellius und Albert Curtius davon der astronomischen Welt mitgetheilt haben, ist bei weitem das Unbeträchtlichere von Wilhelms verdienstlichen Arbeiten. Jenes vollständigere Sternverzeichniss (Observationes Stellarum Fixarum institutae Casellis an. 1518 per quadrantem et sextantem nec non globum majorem summa diligentia rectificata, cura et expensis Wilhelmi Lantgravii Hassiae) ist nebst mehreren anderen interessanten astronomischen Aufsätzen des Landgrafen im Manuscript geblieben und ist noch immer eine der vorzüglichsten Zierden der Casseler Bibliothek. Diese Schrift enthält u. a. eine Abhandlung über die Strahlenbrechung, die Bestimmung der Schiefe der Ekliptik, eine Untersuchung, dass die Sonnenparallaxe für alle damaligen Instrumente unmerklich sei, und einen Versuch einer Wiederherstellung der wahren correcten Lesart des Werkes von Ptolemaeus. Der Quadrant war aus Messing und an einer verticalen Axe befestigt, die sich über einen Horizontal-Kreis drehte, ähnelte dem Tychonischen Quadrans maximus und konnte auch als Meridian-Instrument benutzt werden. Der andere Mitarbeiter des Landgrafen

Joost oder **Justus Bürgi** war geboren am 28. Februar 1552 zu Lichtensteig in der Schweiz, war 1579 Hofuhrmacher, Mechaniker und späterhin auch astronomischer Beobachter in Cassel, ging 1603 in eine ähnliche Stellung zu Kaiser Rudolf II. in Prag, kehrte dann nach Cassel zurück und starb dort am 31. Januar 1632. Rudolf Wolf ist der Ansicht, dass Bürgi der eigentliche Erfinder der Pendeluhr sei, die später von Huyghens in Holland hergestellt wurde. Bürgi war schon vor Neper der Erfinder der Logarithmen, an deren Stelle bis dahin die Prostaphäresis gedient hatte.

Einige Apparate aus der Zeit von Wilhelm IV. befinden sich jetzt in dem Thurme neben dem Museum am Friedrichsplatze in Cassel, aber diese Sammlung gehört zum grössten Theil einer späteren Zeit an, und wurde erst unter dem Landgrafen Carl 1677—1730 zusammengebracht; es befinden sich dort auch Uhren und Globen von Bürgi, die aber als Schmuckgegenstände und nicht zu astronomischen Beobachtungen gedient haben. Ein dort befindlicher Azimuthal-Quadrant von Tycho Brahe ist vermuthlich eine Nachbildung eines ähnlichen Tychonischen Instruments. Vergl. Beschreibung der Sammlung astronomisch-geodätischer und physikalischer Apparate im Königlichen Museum in Cassel von A. Coester und E. Gerland, Cassel 1878.

Ein Bildniss von Wilhelm IV. gezeichnet von Gladysz, gestochen von Böttcher, und ein ausführlicher Lebenslauf befinden sich in Zachs Monatl. Correspondenz Bd. XII. Das in dieser Schrift enthaltene Bild ist die Copie eines Kupferstichs von E. van Lennep (seit 1710 in Cassel) nach dem Gemälde des Joh. Engelhardt Schäfler, welcher mir durch die Ständische Landesbibliothek in Cassel zur Herstellung einer photographischen Copie freundlichst zur Verfügung gestellt wurde.

Ein Bildniss von Bürgi bringt R. Wolf, Astron. Mittheilungen von Februar 1893, vom Kupferstecher Aegidius Satler 1619, photographisch vergrössert und vervielfältigt.

Die astronomische Thätigkeit auf unserem Gebiete beginnt bei dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts mit einer sehr wichtigen Entdeckung, nämlich der Auffindung der Sonnenflecke durch Fabricius in Ostfriesland.

David Fabricius wurde geboren 1564 März 9 a. St. in Esens in Ostfriesland. Er besuchte wahrscheinlich zuerst die lateinische Schule seines Geburtsortes, erhielt seine mathematische Ausbildung beim Pastor Heinrich Lampadius in Braunschweig, der am 13. November 1583 starb, studirte 1583 in Helmstedt, war zuerst Pastor zu

Resterhafe von 1584 bis 1603, darauf seit 1604 in Osteel in Ostfriesland. Fabricius entwarf 1589 die erste Karte von Ostfriesland, bestimmte die Breite von Resterhafe an eisernen Instrumenten, die von ihm selbst verfertigt waren, entdeckte am 3. August 1596 den veränderlichen Stern Mira Ceti. Er besuchte im Mai 1598 Tycho Brahe in Wandsbeck, reiste am 1. Mai 1601 im Auftrage seines Landesherrn, des Grafen Enno III. nach Prag, kehrte nach vierzehntägigem Aufenthalt am 3. Juli wieder in seine Heimath zurück und sah dabei Tycho Brahe, aber nicht Keppler, der in einer Erbschaftsangelegenheit von Prag abwesend war. Er beobachtete den Cometen von 1607 und den neuen Stern im Ophiuchus, machte meteorologische Beobachtungen, schrieb Prognostica auf die Jahre 1615—1618 und stand bis zum Jahre 1609 in lebhaftem Briefwechsel mit Keppler, so dass die Meinung auftrat, Fabricius habe einen gewissen Antheil an der Auffindung der nach Keppler benannten Gesetze und wenn Letzteres auch nur eine Vermuthung ist, so hat doch Fabricius durch die Mittheilung seiner Beobachtungen des Mars an Keppler ein schätzbares Material zur Bestimmung der Bahn dieses Planeten geliefert. David Fabricius wurde am 7. Mai 1617 von einem Bauern Frerik Hoyer aus seiner Gemeinde erschlagen, den er von der Kanzel herab als den Dieb einer seiner Gänse bezeichnet hatte.

Johann Fabricius, der Sohn des Vorigen, geb. 8. Januar 1587 in Resterhafe, besuchte seit 1601 das Gymnasium in Braunschweig, studirte 1605 in Helmstedt, 1606 in Wittenberg und 1609 in Leiden Medicin, promovirte September 1611 in Wittenberg und liess sich dann als Arzt in Marienhafe bei Osteel nieder. Er schrieb die Abhandlung: De maculis in sole observatis et apparente earum cum sole conversione narratio, cui adjecta est de modo eductionis specierum visibilium dubitatio. Vitebergae 1611, worin die Sonnenflecke und die an ihnen bemerkte Axendrehung der Sonne beschrieben ist. Fabricius erzählt, dass er die Beobachtungen mit einem holländischen Fernrohr, wahrscheinlich einem solchen, deren er mehrere von der Reise nach Holland im Januar 1610 zurückgebracht hatte, bei seinem Vater und in Gemeinschaft mit demselben, vermuthlich zuerst am 27. Februar 1611 (nach Häpke schon Anfang December 1610) gemacht habe. Auf die Entdeckung der Sonnenflecke erhob auch der Jesuitenpater Christoph Scheiner in Ingolstadt (1575—1650), der sich das Pseudonym Apelles beilegte, in einer Schrift vom Jahre 1612 Anspruch, aber Keppler schrieb an David Fabricius einen Brief des Inhalts: Maculas solis a filio tuo longe ante

Apellem visas etc. Galilei's erste Notiz über die von ihm bemerkten Sonnenflecke rührt vom März 1612 her, ist also späteren Ursprungs. Johann Fabricius starb 1616 März 19, also noch vor seinem Vater.

Näheres über die beiden Fabricius findet man ausser den im Eingange citirten Quellen bei

Olbers, Materialien zu einer Lebensbeschreibung der beiden Astronomen David und Johann Fabricius. Astr. Nachr. Bd. 31;

C. F. Apelt, Die Reformation der Sternkunde, Jena 1852;

L. Häpke, Fabricius und die Entdeckung der Sonnenflecke, Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Bremen. X. 1888;

Bunte, Ueber David Fabricius. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer in Emden. VI. VII. VIII. 1885. 1887. 1888; enthält einen Auszug der Briefe von Fabricius an Keppler;

G. Berthold, Der Magister Johann Fabricius und die Sonnenflecken nebst einem Excurse über David Fabricius, Leipzig 1894;

G. Sello, Des David Fabricius Karte von Ostfriesland und andere Fabriciana des Oldenburger Archivs, Norden und Norderney 1896;

G. Berthold, David Fabricius und Johannes Kepler. Vom neuen Stern, Norden und Norderney 1897. Facsimiledruck mit einem Nachworte;

ferner im Briefwechsel zwischen Keppler und Fabricius, 1852 von der Akademie in St. Petersburg angekauft.

Bilder von David und Johann Fabricius sind nach den darüber eingezogenen Erkundigungen nicht vorhanden. Die Einweihungsfeier eines Denkmals für die beiden Fabricius auf dem Kirchhofe in Osteel fand am 13. November 1895 statt; siehe darüber:

G. Voss, Das Fabricius - Denkmal in Osteel, Kreis Norden. 80. Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft in Emden 1894/95, Emden 1896, worin sich eine Abbildung des Denkmals befindet.

Ein Rückblick auf die Geschichte der Astronomie vor dem Beginne des eigentlichen Zeitraumes unserer Berichterstattung hat also zu dem bemerkenswerthen Ergebniss geführt, dass die Entdeckung der Sonnenflecke und wahrscheinlich auch die Erfindung der Pendeluhr auf unserem Gebiete stattgefunden hat.

An dieser Stelle mag noch erwähnt werden:

Hermann Friesenborch, geb. 1582 in Ostfriesland, 1605 Lehrer der Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Seekunde in Emden, starb

daselbst 1656 und schrieb: Das gantze Hemispherium mit der Feder gezeichnet und mit Farben ausgemahlt, mit Sonne, Mond, Fix- und anderen Sonnen. In quadrat gros. Aufbewahrt auf dem Hof-Gerichts-Archiv in Aurich.

Johann Heinrich Voigt, geb. in Rudolstadt in Thüringen 1613 Juni 29, studirte Mathematik in Erfurt, war 1641 Lehrer in Holstein, 1651 in Stade als königlich schwedischer Mathematiker und Astronom, schrieb dort Kalender, war 1675—1680 Schulinspector in Hamburg, kehrte 1680 nach den kriegerischen Ereignissen nach Stade zurück und starb dort 1691 Februar 17. Er verfasste Schriften über Kalender, Sonnenuhren, Cometenerscheinungen. Ein Oelbild von ihm vom Maler Jurian Jacobs (Hamburg 1630 — Amsterdam 1663) befindet sich in der Kunsthalle in Hamburg.

Heinrich Oldenburg, 1626 in Bremen geboren, war 1653 unter dem Protectorat Cromwell's Consul der Stadt Bremen in England, Sekretär der Royal Society und Redacteur der Philosophical Transactions, schrieb über parabolische Gläser, Flecken auf dem Jupiter und starb 1678 August in Charlton bei Woolwich.

Wegen seiner amtlichen Stellung in Wolfenbüttel ist hier auch zu erwähnen:

Gottfried Wilhelm Leibnitz, geboren 1646 Juni 21 a. St. in Leipzig, zuerst Rath bei dem höchsten Gericht des Kurfürsten von Mainz 1672, dann Rath des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg 1676, darauf Geh. Justizrath und Historiograph des Herzogs in Hannover 1696. Kurz vor seinem Tode zum Freiherrn und Reichshofrath ernannt, Präsident der auf seine Veranlassung in Berlin 1700 gegründeten Akademie der Wissenschaften, starb 1716 November 14 in Hannover.

Leibnitz muss an dieser Stelle genannt werden, da er u. a. über die Bewegung der Himmelskörper geschrieben und eine von Pütter, Jöcher und W. Jordan beschriebene Rechenmaschine hergestellt hat, die früher im Besitze der Göttinger Sternwarte war und später nach Hannover gebracht worden ist. Bildnisse von Leibnitz sind u. a. ein Stich von C. G. Rasp, gezeichnet von A. Scheits, und ein Stich von P. Savart 1768.

Albert Krüger, geboren 1669 November 10 in Uelzen, 1701 Professor der Mathematik am Gymnasium zu Bremen, starb 1731 Mai in Osterholz. Er half dem Professor Lom (s. u.) bei Anfertigung seiner Armillarsphären und Brennspiegel.

Bernhard Peter Karl, geboren 1672 September 25 in Osnabrück, Sohn eines Schmieds, studirte in Jena und Rostock, war

1698 Prediger in Osnabrück, starb 1723 Juli 9. Er schrieb: De miraculo solis vel umbrae in Ezechiae Horologio dissertatio, cum mantissa de sole et luna a Josua consistere jussis. Bibliotheca Bremensis.

Ernst Conrad von Brincken, geboren 1680 in Hannover, Pastor in Gross Twälbstedt in Braunschweig, beschäftigte sich 40 Jahre lang mit der Lösung des Problems von der Meereslänge, um den von dem englischen Parlament ausgesetzten Preis zu gewinnen. Ausführlich berichtet darüber Rotermund, wonach von Brincken sich einen Seekompass (Sextanten) vom Mechaniker Walkerling in Braunschweig hat anfertigen lassen; seine Erfindung blieb aber unbeachtet, da er sich trotz staatlicher Unterstützung nicht zu einer Reise nach England entschliessen konnte.

Johann Heinrich von Lom, geboren 1704 Dezember 20 in Nimwegen, 1729—1735 Lehrer der Mathematik am Gymnasium in Bremen, dann Professor der Philosophie an der Universität zu Harderwyk, starb dort 1763 April.

Er schrieb ausser mathematischen Abhandlungen noch Observatio singularis cujusdam phaenomeni in coelo conspicui d. 3. Mart. 1733 instituta (Nova acta eruditorum 1733).

Nach diesen einleitenden Bemerkungen beginnen wir nun den eigentlichen Zeitabschnitt, über welchen sich die Berichterstattung zu erstrecken hat, nämlich die Zeit seit der Gründung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, die nach einigen Vorbereitungen im Frühjahre auf den November 1751 anzusetzen ist, und es wird auch hier die Grenze insofern etwas weiter gezogen werden, als die Mitgliedschaft zu dieser Akademie und der Aufenthalt in Göttingen nicht gerade Bedingung sein soll, wenn in anderen Theilen von Hannover erwähnenswerthe Persönlichkeiten gelebt haben.

Den Anfang macht

Johann Andreas von Segner, geboren 1704 October 9 in Pressburg, zuerst praktischer Arzt daselbst und in Debreczin, dann 1732 Privatdozent und 1733 ausserordentlicher Professor in Jena, darauf 1735 bis 1755 ordentlicher Professor der Physik und Mathematik in Göttingen und schliesslich Professor derselben Wissenschaften in Halle, wo er 1777 October 5 starb. Segner schrieb: De mutationibus aëris a luna pendentibus, Jena 1733. Anweisung die



Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdruck-Anst., Berlin.



Wilhelm IV. von Hessen.



Joh. Andr. v. Segner.



Joost Bürgi.



Tobias Mayer.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdruck-Anst., Berlin.

Sonnenfinsternisse vorzustellen, Göttingen 1748. Beobachtung einer Sonnenfinsterniss, Göttingen 1749. Astronomische Vorlesungen, Halle 1775/76. Ueber Parallaxe eines astronomischen Fadennetzes. Maschine zur Darstellung von Finsternissen.

Besonders bekannt ist sein Name durch die Erfindung des nach ihm benannten Wasserrades.

Segner und Tobias Mayer wurden gemeinschaftlich mit der Errichtung einer Sternwarte auf einem damals als Spritzenhaus verwandten Thurm der Stadtumwallung, von dem die Stadtverwaltung sich nur ungern trennen wollte, betraut, und in den auf der hiesigen Sternwarte aufbewahrten Akten werden von 1748 an anfänglich Segner allein und von 1751 zuweilen Beide zusammen genannt, bis nach der Berufung Segners nach Halle Tobias Mayer von 1755 an diese Angelegenheit allein übernahm. Ein Bildniss Segners von Füger befindet sich in seinen Astronomischen Vorlesungen.

Es folgt nunmehr einer der berühmtesten Gelehrten nicht nur der Göttinger Universität sondern ganz Deutschlands.

Johann Tobias Mayer wurde am 17. Februar 1723 in Marbach in Württemberg als Sohn eines Brunnenmeisters geboren, der wie auch sein Vater den Vornamen Tobias führte. Der Vater, welcher 1725 nach Esslingen übersiedelte, starb schon im 14. Lebensjahre seines Sohnes und Letzterer wurde dann durch den Bürgermeister der Stadt erzogen, der aber bald hernach ebenfalls starb. Auch ein schwäbischer Artillerie-Unterofficier Geiger hat Einfluss auf seine Ausbildung gehabt, indem er ihm Gelegenheit gab, sich mit der Mathematik bekannt zu machen, und ein Schuhmacher Kandler unterstützte seine Neigung zur Mathematik dadurch, dass er ihn in den Stand setzte, mathematische Bücher zu kaufen und sich durch ihn von dem Inhalt in Kenntniss setzen liess. Er besuchte in Esslingen die lateinische Schule und verfasste, 18 Jahre alt, die Schrift: Neue und allgemeine Art, alle Aufgaben aus der Geometrie vermittelst der geometrischen Linien leicht aufzulösen. Esslingen 1741.

Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich durch mathematischen Unterricht.

Nach vorübergehendem Aufenthalte bei einem Kupferstecher in Augsburg, wo er die Schrift verfasste: Mathematischer Atlas, in welchem auf 60 Tabellen alle Theile der Mathematik vor-

gestellt werden, Augsburg 1745, war er dann von 1746 bis 1751 an der damals unter Johann Michael Franz, seinem späteren Schwager, stehenden Homann'schen Kartenofficin in Nürnberg thätig und unter den dort herausgegebenen Landkarten ist besonders die von ihm und seinem späteren Göttinger Collegen Lowitz hergestellte Karte der Schweiz bemerkenswerth. Tobias Mayer nahm regen Antheil an der in Nürnberg von der Homann'schen Kartenofficin begründeten Kosmographischen Gesellschaft und stellte auf einer kleinen dort befindlichen Sternwarte astronomische Beobachtungen zu seinen Mondkarten sowie zu den Mondkugeln an. Die in Tusche ausgeführten Mondkarten befinden sich im Original auf der Göttinger Sternwarte und bestehen aus einem Gesammtbild der sichtbaren Mondhalbkugel im Durchmesser von 35 Centimeter und 40 Zeichnungen einzelner Theile des Mondes. Diese Zeichnungen sind im Jahre 1881 von W. Klinkerfues herausgegeben unter dem Titel: Tobias Mayer's grössere Mondkarte nebst Detailzeichnungen, zum ersten Male herausgegeben von der Königlichen Sternwarte in Göttingen, Göttingen 1881. Photographie und Druck von W. Hofmann, Dresden.

Ueber die Mondkugeln hat sich Tobias Mayer geäussert in der Schrift: Bericht von den Mondskugeln, welche bey der kosmographischen Gesellschaft in Nürnberg aus neuen Beobachtungen verfertiget werden durch Tobias Mayern, Mitgliede derselben Gesellschaft. Zu finden in der Homannschen Officin, 1750. Diese Mondkugeln sollten einen Durchmesser von 15 Pariser Zoll haben und die in Tusche ausgeführten Zeichnungen der Mondoberfläche zunächst in Kupfer geätzt und nach den Kupferplatten die Abzüge auf Papier hergestellt werden. Die sichtbare Halbkugel wurde dabei in zwölf Sectoren von je 30 Grad Längen- und 90 Grad Breitenunterschied, also je sechs für die beiden Viertelkugeln zerlegt und die Sectoren sollten auf eine Holzkugel geklebt werden. Der Preis einer solchen Kugel war auf 60 Gulden Courant oder etwa 100 Mark festgesetzt, und Prachtexemplare einer Kugel mit silbernen Kreisen und Messinggestell sollten für 500 Gulden hergestellt werden. Dieses Unternehmen zerschlug sich jedoch später. Auf der Göttinger Sternwarte sind die Kupferplatten von 6 Sectoren von 90 Grad Breite und 30 Grad Länge vorhanden, sowie einige darnach gemachte Abzüge auf Papier. In nachstehender Uebersicht sind die vorhandenen Theile durch einen Strich und die fehlenden durch einen Punkt bezeichnet:

<table>
<tr><th>Sector</th><th>Originalzeichnungen</th><th>Kupferplatten</th><th>Abzüge</th></tr>
<tr><td>No. 1</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td></tr>
<tr><td>„ 2</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td></tr>
<tr><td>„ 3</td><td>|</td><td>|</td><td>.</td></tr>
<tr><td>„ 4</td><td>|</td><td>.</td><td>.</td></tr>
<tr><td>„ 5</td><td>.</td><td>.</td><td>.</td></tr>
<tr><td>„ 6</td><td>.</td><td>.</td><td>.</td></tr>
<tr><td>„ 7</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td></tr>
<tr><td>„ 8</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td></tr>
<tr><td>„ 9</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td></tr>
<tr><td>„ 10</td><td>|</td><td>.</td><td>.</td></tr>
<tr><td>„ 11</td><td>.</td><td>.</td><td>.</td></tr>
<tr><td>„ 12</td><td>.</td><td>.</td><td>.</td></tr>
</table>

davon liegen die Nummern 1—6 auf der nördlichen, 7—12 auf der südlichen Halbkugel und die Numerirung geht in der Richtung von Ost nach West.

Im Jahre 1751 erhielt der damals 28jährige Tobias Mayer einen Ruf als Professor der Astronomie und Oekonomie an die Universität Göttingen, wohin auch seine Freunde Franz und Lowitz als Professoren der Physik und Geographie folgten. In Göttingen war, wie bemerkt, schon Segner mit der Errichtung einer Sternwarte beauftragt worden und dazu trat dann 1751 Tobias Mayer hinzu, und als Segner 1755 nach Halle berufen wurde, war Tobias Mayer alleiniger Director der Sternwarte. Das hauptsächlichste Instrument war der Bird'sche Mauerquadrant von 6 englischen Fuss Durchmesser, der heutigen Tages ausser Gebrauch gestellt als werthvolle Reliquie im östlichen Saale der Sternwarte aufbewahrt wird. Die damalige Sternwarte befand sich in der Strasse Klein Paris, jetzt Thurmstrasse genannt, auf einem ehemaligen Festungsthurme, der von der Stadt als Spritzenhaus benutzt worden war und der Behörde erst durch ein sehr ernst gehaltenes in den Akten noch vorhandenes Schreiben aus Hannover abgerungen wurde; als während des siebenjährigen Krieges (1754—1761) Göttingen eine französische Besatzung erhielt, soll in unmittelbarer Nähe der Sternwarte ein Pulverthurm explodirt sein und nach einer anderen Lesart sogar im unteren Theile der Sternwarte selbst Pulver gelagert haben.

Es wird ferner erzählt, dass, als eine Deputation von Bürgern der Stadt einem dieselbe belagernden französischen Befehlshaber entgegengesandt war und dieser mit Aushungern der Stadt gedroht habe,

Tobias Mayer die Antwort gegeben haben soll: „Ein Göttinger Professor ist an das Hungern gewöhnt."

Ein Theil dieses Thurmes hat sich noch bis zum Jahre 1897 erhalten und der Rest wurde dann abgebrochen; der Thurm stand ungefähr 50 Meter südwestlich vom Westende des bisherigen Königlichen Polizeigebäudes entfernt, dem Stifte Mariahilf schräg gegenüber und es ist ein Irrthum, wenn der noch jetzt erhaltene massive Thurm an der Westseite der Nicolaistrasse als frühere Sternwarte bezeichnet wird. Eine Beschreibung der alten Sternwarte befindet sich in Pütter, Geschichte der Universität Göttingen Bd. I, II, III und eine Ansicht derselben ist in der Bibliothek der hiesigen Sternwarte in zwei verschiedenen Exemplaren vorhanden.

An dem Mauerquadranten von Bird stellte Tobias Mayer Beobachtungen zu einem Catalog der Zodiacalsterne an, der von Lichtenberg in Tobiae Mayeri Opera inedita herausgegeben ist. Eine Beschreibung der Instrumente befindet sich dort unter dem Titel: Observationes astronomicae quadrante murali habitae in observatorio Gottingensi Auctore Tobia Mayer, 1756, und es ist dort auch von der nach ihm benannten Form der Berücksichtigung der drei Instrumentalfehler Azimuth, Neigung und Collimationsfehler (Tobias Mayer'sche Formel) die Rede. Eine bei diesen Beobachtungen benutzte Pendeluhr ohne Compensation wird noch heutigen Tages auf dem Hausgange des östlichen Wohngebäudes der Sternwarte für den Hausgebrauch in Gang gehalten.

Der Sterncatalog ist enthalten in der Abhandlung: De novo fixarum zodiacalium catalogo commentatio, auctore Tobia Mayer 1759. Fixarum zodiacalium catalogus novus ex observationibus Gottingensibus ad initium anni 1756, constructus. Die zu diesem Cataloge verwandten Beobachtungen sind 1826 herausgegeben unter dem Titel: Astronomical observations made at Göttingen from 1751 to 1761 by Tobias Mayer: Published by order of the commissioners of longitude London 1826, und eine neue Bearbeitung der Fixsternbeobachtungen findet man in der Abhandlung: Tobias Mayer's Sternverzeichniss, nach den Beobachtungen auf der Göttinger Sternwarte in den Jahren von 1756 bis 1760 neu bearbeitet von Arthur Auwers, Leipzig 1894.

Tobias Mayer hatte bemerkt, dass das Fernrohr des Mauerquadranten bei der Richtung auf verschiedene Höhen nicht genau die Meridianebene innehielt und sich deshalb eines kleineren primitiven noch jetzt aufbewahrten Quadranten bedient, mit welchem er von

den Fixsternen ausserhalb des Meridians in correspondirenden Höhen Durchgänge nach der Uhr beobachtete; die auf diese Weise bestimmten Durchgangszeiten durch den Meridian mussten dann im Vergleich mit den am Quadranten bestimmten Zeiten die Abweichungen des letzteren ergeben. Da dieses kleine Instrument nur sehr ungenaue Resultate ergab, so bestellte Tobias Mayer bei dem damals in Göttingen ansässigen Mechaniker Kampe einen grösseren transportablen Quadranten von 93 Centimeter Radius mit Fernrohr von 95 Centimeter Länge. Bernoulli erwähnt aber, dass dieses Instrument im Jahre 1768 noch nicht abgeliefert worden sei, während Tobias Mayer schon 1762 gestorben war, also dieses Instrument nicht mehr hat gebrauchen können. Tobias Mayer machte auch darauf aufmerksam, dass eine durch die Krümmung des Quadranten verursachte ungleichförmige Bewegung des an demselben entlang geführten Fernrohres einen Einfluss auf die Declinationsbestimmungen haben müsse, da die Axe des Fernrohrs sich nicht in der Ebene des Quadranten befindet, sondern davon etwas absteht. Auwers hat bei der Bearbeitung der Mayer'schen Beobachtungen das Verhalten des Quadranten für verschiedene Höhen durch Vergleichung mit Bradley's Beobachtungen ermittelt und dadurch die Fehler des Instruments in Rechnung gebracht.

Im Jahre 1762 sandte Tobias Mayer seine Novae tabulae solis et lunae nach London, um einen vom englischen Parlament schon im Jahre 1714 ausgesetzten Preis zu gewinnen; es sollte die geographische Länge auf See bis auf einen halben Grad bestimmt werden; übrigens hatte Harrison für die Erfindung der Chronometer schon einen Theil des Preises bezogen. Nach Tobias Mayer's Tode gab das englische Längenbureau seine Abhandlung heraus unter dem Titel: T a b u l a e m o t u u m s o l i s e t l u n a e n o v a e e t c o r r e c t a e, a u c t o r e T o b i a M a y e r, q u i b u s a c c e d i t m e t h o d u s l o n g i t u d i n u m p r o m o t a, e o d e m a u c t o r e, L o n d i n i 1770. Eine ältere Ausgabe seiner Mondtafeln findet man als Appendix zu den von Maximilian Hell herausgegebenen Ephemerides Vindobonenses anni 1764. Der Wittwe von Tobias Mayer ist später noch eine grössere Summe von der englischen Admiralität ausgezahlt worden.

Tobias Mayer war nicht nur ein fleissiger Beobachter, sondern er beschäftigte sich auch mit der Erfindung neuer Apparate. Unter Andern rührt die häufig nach Borda benannte Repetitionsmethode an Theodoliten mit beweglichem Kreise zum Zwecke der Elimination der Theilungsfehler von ihm her, was von Borda selbst zugegeben

wurde. Eine solche Vorrichtung ist beschrieben in der Abhandlung Nova methodus perficiendi instrumenta geometrica et Novum instrumentum geometricum, Gottingae 1752.

In dieser Abhandlung ist auch ein Instrument mit dem Namen Recipiangel beschrieben, wovon ein Modell ohne Fernrohr und nur mit einem Diopter versehen sich auf der Göttinger Sternwarte befindet. Der Apparat besteht aus zwei Messingstäben, die sich um eine in ihrer Mitte befindliche Axe drehen; einer dieser Stäbe hat eine Dioptervorrichtung und der andere ist ohne dieselbe. An den Enden beider Stäbe befinden sich feine Punkte, deren Abstand mit einem Zirkel gemessen wird. Bei dem Gebrauche wird der Stab ohne Diopter in eine beliebige Richtung gebracht, dann der Stab mit dem Diopter zuerst auf den einen, dann auf den anderen zu messenden Gegenstand gerichtet und in beiden Stellungen die Entfernung der erwähnten feinen Punkte mit einem Zirkel gemessen. Die entsprechenden Winkel werden aus den gemessenen Sehnen mit den als bekannt vorausgesetzten Radien einer Tabelle entnommen. In der erwähnten Abhandlung und den beigefügten Abbildungen ist das Diopterlineal durch ein Fernrohr ersetzt. An derselben Stelle wird dargestellt, wie man diesen Apparat auch zur Repetirung von Winkelmessungen benutzen kann, indem man, nachdem das Diopter auf den zweiten Gegenstand eingestellt ist, den ganzen Apparat so dreht, dass das Diopter wieder auf den ersten Gegenstand zeigt, und es dann abermals auf den zweiten Gegenstand richtet. Ist dann allmählich ein ganzer Kreisumfang oder deren mehrere zurückgelegt, so nimmt man wieder die Entfernung der beiden feinen Punkte verwandelt in Winkelmaass, welches zu 360°, 720° u. s. w. hinzugefügt nach Division mit der Zahl der Wiederholungen den gesuchten Winkel giebt. In den Kosmographischen Nachrichten für 1748 befindet sich eine Beschreibung eines von Tobias Mayer hergestellten Mikrometers, welches in der Sammlung der Göttinger Sternwarte aufbewahrt wird. Dasselbe ist eine Glasplatte von etwa 20 Millimeter Durchmesser in einer Holzfassung mit einer Reihe von Linien in schwarzer Tusche, und eine zur Aufbewahrung dienende Pappschachtel enthält die Aufschrift: „Tob. Mayer's Micrometer aus dem Tubus des kleinen Kampeschen Quadranten". Die feinen Linien sind durch die Länge der Zeit zum Theil aufgelöst.

Tobias Mayer fügte seiner der englischen Admiralität vorgelegten Abhandlung: Tabulae motuum solis et lunae novae et correctae, Londini 1770 auch eine Beschreibung der von ihm erson-

nenen Verbesserung des von Hadley erfundenen Spiegelsextanten bei, unter dem Titel: Descriptio instrumenti cujus beneficio distantia lunae a stella quavis e navi possit observari, errore 30″ non commisso. Tobias Mayer ersetzte den Hadley'schen Sextanten durch einen Vollkreis und brachte die Einrichtung an, wodurch das bei dem Sextanten feststehende Fernrohr über den ganzen Kreis bewegt werden konnte, so dass es möglich war die Winkel über den ganzen Umfang hinüber zu wiederholen und dadurch eine grössere Genauigkeit der Messungen zu erhalten. Der Abhandlung sind Zeichnungen des Instruments beigegeben, und die Ausführung der Beobachtungen ist ausführlich beschrieben.

Der Persönlichkeit und der Thätigkeit von Tobias Mayer ist hier ein verhältnissmässig grosser Raum gewidmet, da eine Wiederholung und Abänderung einer solchen Schilderung um so weniger zu erwarten ist, je grösser der Zwischenraum zwischen jener Zeitepoche und der Gegenwart wird.

Tobias Mayer starb in Göttingen erst 39 Jahre alt 1762 Februar 20. Seine Wohnung befand sich in der Langen Geismarstrasse und ist vor einigen Jahren durch eine Marmortafel bezeichnet. Er hinterliess acht Kinder, nämlich fünf Söhne und drei Töchter, worunter sein gleichfalls Tobias benannter, 1752 Mai 5 geborener und 1830 November 30 gestorbener ältester Sohn Professor der Mathematik in Göttingen war.

Als Begräbnissplatz wird der Albanikirchhof angegeben, worunter man damals noch nicht den ausserhalb der Stadtumwallung liegenden, sondern den die Albanikirche umgebenden und jetzt eingeebneten Platz verstand. Letzterer Kirchhof ist später beseitigt worden, und alle meine Bemühungen, zu erfahren, ob Tobias Mayer hier oder etwa in der Kirche selbst begraben war, sind bis jetzt erfolglos geblieben. Das noch jetzt auf dem Kirchhof an der Weender Chaussee befindliche Grab ist das seines ältesten Sohnes.

Die Manuscripte, Concepte zu seinen Abhandlungen und akademischen Vorlesungen, darunter auch solche aus der Nürnberger Zeit, befinden sich theils auf der Göttinger Bibliothek, theils bilden sie Bestandtheile der Bibliothek der Sternwarte; an letzterem Orte befinden sich u. a. die Farbentafeln zu seiner Abhandlung: De affinitate colorum. Eine ausführliche Uebersicht darüber findet man in dem Verzeichniss der Handschriften in Göttingen von Wilhelm Meyer.

Die von Mayer selbst nicht publicirten Schriften sind später von Lichtenberg herausgegeben unter dem Titel (abgekürzt)

Tobiae Mayeri opera inedita. Vol. I edidit G. C. Lichtenberg. Gottingae 1775. Es sind darin enthalten die Schriften:

I. De variationibus thermometri accuratius definiendis. 1755.
II. Observationes astronomicae quadrante murali habitae in observatorio Gottingensi 1756.
III. Methodus facilis et accurata computandi eclipses solares in dato loco conspicuas. 1757.
IV. De affinitate colorum commentatio. 1758.
V. De novo fixarum zodiacalium catalogo commentatio. 1759.
VI. De motu fixarum proprio commentatio. 1760.

Dazu ist hinzugefügt: Appendix observationum, quae ad locorum quorundam in commentationibus et tabulae selenographicae Mayerianae huic fasciculo adjectae illustrationem pertinent, Auctore G. C. Lichtenberg, enthaltend nähere Auseinandersetzungen und Bemerkungen über vorstehende Schriften.

Lichtenberg wollte noch einen zweiten Band der hinterlassenen Werke Mayer's herausgeben, wozu er die fertigen Manuscripte, welche die Universitätsbibliothek in Göttingen von den Erben gekauft hatte, wahrscheinlich benutzen wollte, er unterliess aber dieses Vorhaben.

Die auf der Universitätsbibliothek in Göttingen befindlichen Manuscripte sind:

1. De refractionibus astronomicis. 1755.
2. De transmutatione figurarum rectilinearum in triangulo.
3. De motu Martis a Jovis terraeque attractione turbato. 1750.
4. Artis qua picturae datae ectypa multiplicantur specimen exhibitum.
5. Instrumenti goniometrici, quod astrolabium vocant, structura emendatior.
6. Theoria magnetica.
7. Computus declinationum et inclinationum magneticarum ex theoria nuper exhibita deductus. 1762.

Ueber diese Schriften bemerkt C. F. Ofterdinger in seinem Auf-

satze: Joh. Tob. Mayer (Mathematisch - naturwissenschaftliche Mitteilungen, herausgegeben von Dr. Otto Böklen. Tübingen 1887): „Der Inhalt dieser Abhandlungen lässt sich aus dem Titel erkennen, nur bei No. 4 möchte das Verständniss schwer und auch durch eine Erzählung von Lichtenberg nicht ganz klar werden. Dieser erzählt nämlich: Mayer habe ein Gemälde auf einer einen Zoll dicken Wachstafel verfertigt und von der habe man horizontale Schichten abschneiden können, welche alle dasselbe Gemälde zeigten. Als er gefragt wurde, wie das gemacht sei, antwortete er im Scherz, er besässe Farben, die den Wachs genau durchzögen; so würde nicht nur die Oberfläche, sondern die ganze Masse zum Gemälde."

Ein Bildniss von Tobias Mayer befindet sich in Zachs Allgemeinen geographischen Ephemeriden, Band III; ferner besitzt die Universitäts-Bibliothek in Göttingen einen Stahlstich von Kaltenhofer und Westermeyer, und ausserdem ist dort eine Gypsbüste von unbekannter Hand vorhanden.

Ueber Tobias Mayer ist eine grosse Zahl von Schriften vorhanden, die hier nicht einzeln aufgeführt werden können. Es soll deshalb in Kürze nur auf die Namen Kästner, Lalande, Niebuhr, Th. F. Mayer, Wurm, Pütter, Zach, Benzenberg, Rudolf Wolf, C. Wagner, Günther, Ofterdinger u. s. w. hingewiesen werden.

Zu Tobias Mayer's Zeit lebte in Göttingen der schon vorhin erwähnte Mechaniker

Franz Lebrecht Kampe, geboren 1712, Sohn eines Landpredigers bei Berlin; er studirte in Göttingen Mathematik unter Segner, verfertigte Gregory'sche Spiegelteleskope, davon eins für Göttingen, ferner astronomische Uhren, Quadranten und starb 1785 Mai 26.

Nachdem Tobias Mayer, einer der bedeutendsten Astronomen des achtzehnten Jahrhunderts im Jahre 1762 gestorben war, hat die Astronomie in Göttingen bis zum Anfange des folgenden Jahrhunderts fast vollständig geruht, denn wenn auch die Sternwarte später einen Vorsteher besass, so ist diese Stelle doch immer mehr nebenamtlich von dem damit beauftragten Professor verwaltet worden. In dieser Beziehung war Mayer's Nachfolger

Georg Moritz Lowitz, geboren 1722 Februar 17 in Fürth bei Nürnberg, Mitarbeiter an der Homann'schen Karten-Officin und Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Nürnberg, dann von 1754 bis 1763 Professor der praktischen Mathematik in

Göttingen. Er privatisirte dort bis 1767 und wurde dann als Mitglied der Akademie nach St. Petersburg berufen, beobachtete am 4. Juni 1769 den Venusdurchgang in Gurief am Ural und wurde 1774 August 24 auf einer wissenschaftlichen Expedition an der Wolga ermordet.

Sein Bildniss von Westermeyer enthält die Bibliothek der Sternwarte.

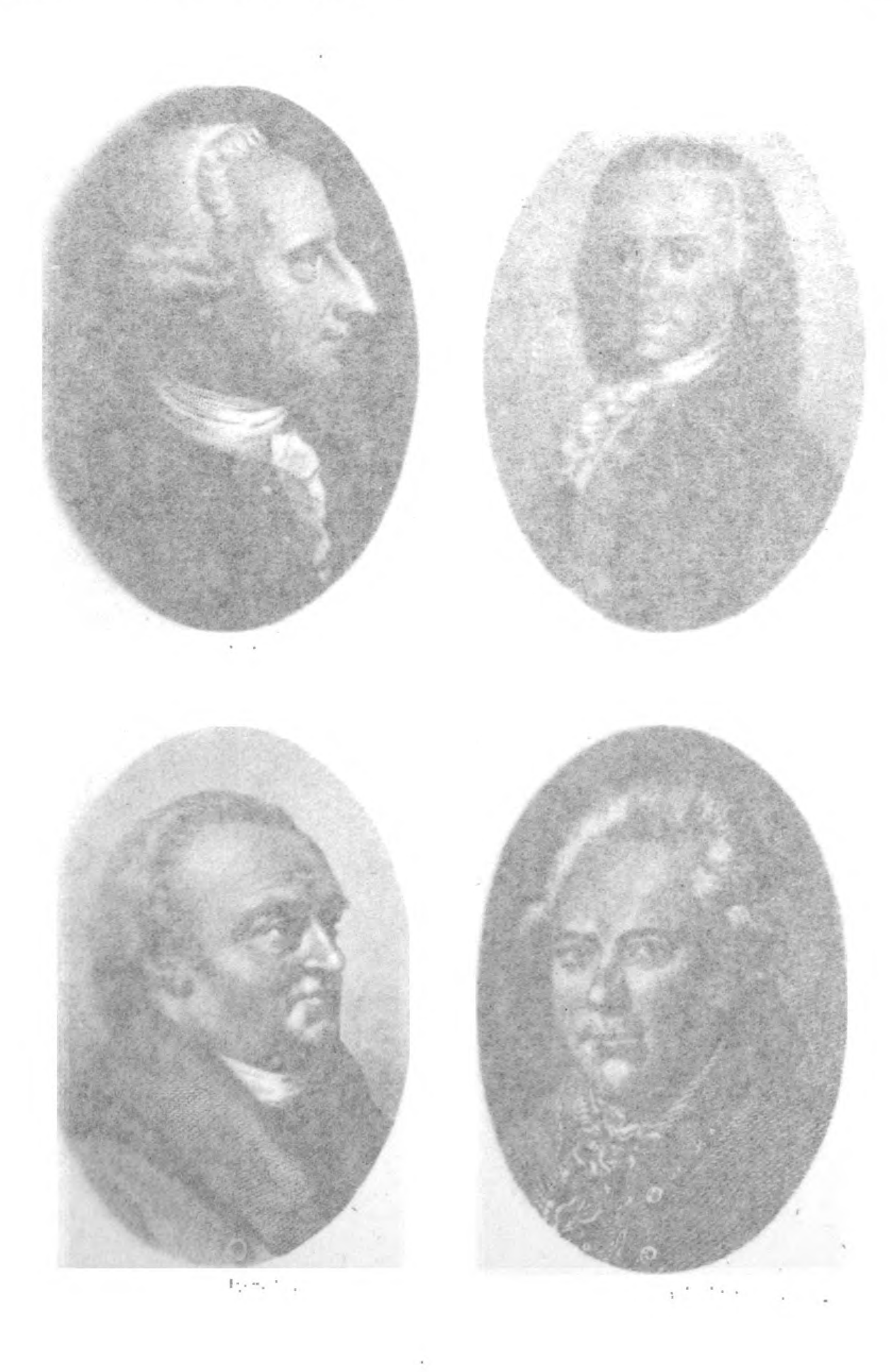
Nach ihm übernahm die Leitung der Sternwarte

Abraham Gotthelf Kästner, geboren 1719 September 27 zu Leipzig; er war dort Professor der Mathematik und seit 1756 Professor der Mathematik und Physik in Göttingen. Seine Thätigkeit in der Astronomie beschränkt sich auf einige kleine Aufsätze über Refraction und Parallaxe. Er starb 1800 Juni 20 in Göttingen; sein Grab befindet sich auf dem Kirchhof an der Weender Chaussee. Auf der Sternwarte befindet sich sein Brustbild in Kupferstich, gemalt von Tischbein, gestochen von Bollinger, und auf der Universitätsbibliothek eine Marmor- und eine Gypsbüste aus späterem Lebensalter, welche jedoch im Vergleich mit dem sehr schönen Kupferstich nicht den Eindruck grosser Aehnlichkeit machen.

An dieser Stelle ist kurz zu erwähnen

Ernst Franz Reichsgraf Platen zu Hallermund, geboren 1739 November 7 zu Linden bei Hannover, General - Erb - Postmeister in Hannover, gestorben 1818 Februar 17. Er schrieb über verschiedene Aufgaben aus der sphärischen und praktischen Astronomie, Sonnenparallaxe, Bestimmung der Polhöhe, Rotation der Sonne und des Jupiter.

Georg Christoph Lichtenberg, geboren 1744 Juli 1 in Ober-Rannstädt bei Darmstadt, war seit 1770 Professor der Physik in Göttingen, machte 1772 und 1773 geographische Ortsbestimmungen in Hannover, gab, wie oben bemerkt, Schriften von Tobias Mayer heraus und war als Physiker besonders durch die nach ihm benannten Lichtenberg'schen Klangfiguren bekannt. Ein Bildniss von ihm enthält die Schrift von Schäfer, Georg Christoph Lichtenberg als Psychologe und Menschenkenner, Leipzig 1899, ferner ist noch ein Bild vorhanden, gezeichnet von Strecker in Darmstadt, gestochen von J. C. Krüger, und auf der Universitäts-Bibliothek befindet sich eine sehr gut ausgeführte Gypsbüste von W. Henschel, Cassel. Er wohnte in Göttingen im Eckhause der Prinzen- und Gothmar-Strasse, welches mit einer Gedächtnisstafel versehen ist, und sein Grab befindet sich auf dem Kirchhofe an der Weender Chaussee.



Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdr.-Anst., Berlin.



Abrah. Gotth. Kästner.



Georg Moritz Lowitz.



Wilhelm Herschel.



Georg Christoph Lichtenberg.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdr.-Anst., Berlin.

Von einiger Bedeutung für die Göttinger Universität ist die von Bülow'sche Sammlung. In Hannover lebte gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Kurhannoversche Geheimrath und Grossvogt **Johann Heinrich Freiherr von Bülow,** der eine Bibliothek von mehr als 9000 Bänden und eine Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente besass, die nach seinem im Jahre 1709 gemachten Testamente auf seinem Schlosse Abensen aufbewahrt werden sollten. Nach seinem Tode überliessen aber seine Erben diese Gegenstände der Universität Göttingen und die Apparate wurden Eigenthum der Sternwarte, worauf G. M. Lowitz darüber eine ausführliche Beschreibung anfertigte, die in den Akten der Sternwarte vorhanden ist. Unter den aus dieser Sammlung herrührenden Gegenständen sind zu bemerken:

> Eine grosse Universal-Sonnenuhr von Rowley, nach neuer Vergoldung und Versilberung ein Prachtstück der historischen Sammlung der Sternwarte; desgleichen eine Horizontal-Sonnenuhr von demselben. Ein Zugfernrohr mit 14 Auszügen aus Pappe, 9,1 Meter lang, von Guiseppe Campani in Rom 1687, und verschiedene Sonnenringe.

Hier mag noch erwähnt werden

Julius August Koch, geboren 1752 Juni 15 in Osnabrück, studirte in Göttingen und Strassburg Medicin und Astronomie, war Arzt in Osnabrück, 1792 Vorsteher der Sternwarte der naturforschenden Gesellschaft in Danzig, starb dort 1817 October 21.

Er schrieb:

Einige auffallende Verschiedenheiten in Ansehung der Zodiacal-Sterne. Göttinger Magazin 1783. — Astronomische Tafeln zur Bestimmung der Zeit aus der beobachteten gleichen obwohl unbekannten Höhe zweyer Fixsterne, vorzüglich zum Nutzen der Schifffahrt berechnet. Berlin und Stralsund 1797. — Ueber bemerkte Unterschiede in den scheinbaren Grössen einiger Sterne. Bode, Astronomisches Jahrbuch für 1810. Berlin 1807. — Ueber zwey veränderliche Sterne im Hercules. Bode, Jahrbuch für 1817.

Nach Tobias Mayer's Tode ruhte die astronomische Forschung in Göttingen, wie schon bemerkt, während des übrigen Verlaufs des achtzehnten Jahrhunderts gänzlich, und auch von der Universität Helmstedt, die unserem Gebiete angehört und im Jahre 1810 durch einen fremden Eroberer aufgelöst wurde, lässt sich nur Unbedeutendes be-

richten. Eine sehr interessante Darstellung des mathematischen und physikalischen Unterrichts an dieser Universität findet man in der Schrift: Heinrich Nentwig, Die Physik an der Universität Helmstedt, Wolfenbüttel 1891. Unter den geringen Leistungen auf astronomischem Gebiete können nur die von Liddel und Pfaff eine Erwähnung finden.

Dunkan Liddel, geboren in Aberdeen in Schottland, war Professor der Mathematik und Astronomie, später der Medicin während der Zeit von 1591 bis 1596 und verfasste eine Schrift: Propositiones astronomicae dierum et annorum differentiis et caussis. Helmstedt 1591.

Johann Friedrich Pfaff, wurde geboren 1765 December 22 in Stuttgart und war Professor der Mathematik in Helmstedt von 1788 bis zur Aufhebung der Universität im Jahre 1810, worauf er nach Halle berufen wurde, wo er 1825 April 20 starb. Er verfasste eine Schrift: Ueber den Auf- und Untergang der Sterne, die von klassischen Autoren erwähnt werden. Pfaff hat für uns Interesse wegen seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Gauss während dessen Aufenthaltes in Helmstedt.

In eine Zeit, in welcher die Astronomie auf der Universität Göttingen fast vollständig ruhte, fällt die Thätigkeit zweier Männer auf Sternwarten, deren Errichtung ihrer eigenen Initiative zu verdanken war, nämlich Schröter und Olbers, wobei vorher noch Herschel's kurz erwähnt werden mag, wenn auch dessen Thätigkeit ausserhalb unseres Gebietes stattgefunden hat.

Friedrich Wilhelm Herschel wurde geboren 1738 November 15 in Hannover; er kam 1757 als Hautboist eines hannoverschen Truppencorps nach London, war dann Musiklehrer in Leeds, 1766 Organist in Bath und, nachdem er hier den Uranus entdeckt hatte, 1782 zu Slough bei Windsor Privatastronom des Königs Georg III; er starb 1822 August 25 in Slough.

Er zeichnete sich aus durch die Herstellung von Spiegelteleskopen und durch die Anwendung, welche er von seinen Instrumenten auf den Himmel u. a. auf die Beobachtung der Doppelsterne und Nebelflecke machte. Ein von ihm hergestelltes Spiegelteleskop Newton'scher Construction von 3 m Länge und Spiegel von 217 mm = $8^1/_2$ englische Zoll Oeffnung, ein Geschenk des Königs Georg III. an die hiesige Sternwarte, wurde von ihm im Jahre 1786 persönlich hierher abgeliefert, wo es hauptsächlich Harding zu seinen Cometenbeob-

achtungen gedient hat. Bildnisse von W. Herschel sind mehrfach vorhanden, u. a. eines in Newcomb's Populärer Astronomie.

Seine Schwester **Caroline Herschel,** geboren 1750 März 16 in Hannover, war ein halbes Jahrhundert lang seine Gehülfin bei der Herstellung von Fernrohren und bei seinen Beobachtungen; sie entdeckte acht Cometen und starb 1848 Januar 9 in Hannover. Ihr Bildniss befindet sich: in Memoiren und Briefwechsel von Caroline Herschel, herausgegeben von Frau John Herschel, übersetzt von A. Scheibe, Berlin 1877, und ferner existirt eine Lithographie von Müller.

Johann Hieronymus Schröter wurde geboren zu Erfurt 1745 August 31. Er kam im Jahre 1764 als Student der Jurisprudenz nach Göttingen und war so unbemittelt, dass er sich vor dem Weender Thore auf einem kleinen Stück Land für die Winternahrung Rüben und Wurzeln pflanzte, „auch durch Unterrichtgeben namentlich im Lateinischen und Musikblasen etliche Groschen verdiente.“ Schröter hörte in Göttingen neben seinen juristischen Studien bei Kästner Vorlesungen über Physik, Mathematik und Astronomie, ging dann in juristische Stellungen nach Polle a. d. Weser, Herzberg 1770 und Hannover 1777, wo er mit der Herschel'schen Familie verkehrte und in den Besitz eines dreifüssigen Fernrohrs von Dollond kam, mit dem er 1779 den Mond, die Sonne und die grossen Planeten zu beobachten begann. Er wurde im Mai 1782 Oberamtmann im hannoverschen Dorfe Lilienthal bei Bremen, wo er auf eigene Kosten eine Sternwarte anlegte, deren Beschreibung sich in der Schrift findet: Hermann A. Schumacher, Die Lilienthaler Sternwarte, ein Bild aus der Geschichte der Himmelskunde in Deutschland, enthalten in der Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen, Bremen 1889. Der Anfang der dortigen astronomischen Thätigkeit bestand in der Bestimmung der Polhöhe mit Hülfe eines in Hannover gekauften einfüssigen Quadranten, und er verfasste dort im Auftrage von Bode für dessen Jahrbuch eine Anweisung zur genauen Anfertigung von künstlichen Himmels- oder Erdkugeln u. s. w. 1784 lieferte ihm Wilhelm Herschel zwei vierzöllige Spiegel zu einem Newton'schen Reflector von etwa 50 Zoll Brennweite; dazu kamen dann noch ein dreifüssiger Quadrant, eine Pendeluhr, ein Chronometer u. s. w., und mit diesen Hülfsmitteln setzte Schröter seine Beobachtungen an Sonne, Mond und Planetenoberflächen fort. Im Jahre 1786 erhielt Schröter von Herschel die Spiegel zu einem Fern-

rohr von 7 Fuss Brennweite und der Mechaniker Drechsler stellte dazu zwei Schraubenmikrometer her. Ein Kupferstecher Georg Tischbein kam im Jahre 1790 zu ihm, um Tafeln zu seinen selenotopographischen Arbeiten anzufertigen, und 1792 kam der Professor Schrader aus Kiel, um einen dreizehnfüssigen und einen siebenfüssigen Metallspiegel zu schleifen. Im Jahre 1794 wurde ein Spiegel von 24 Fuss Brennweite und 18 Zoll Durchmesser hergestellt und später ein anderer von 27 Fuss Brennweite, und der ebenerwähnte wurde durch Nachschleifen ebenfalls auf diese Brennweite gebracht. Im April kam Carl Ludwig Harding nach Lilienthal, der nach theologischem Studium eigentlich zum Hauslehrer für Schröter's zehnjährigen Sohn bestimmt unter dem Titel eines Sternwarten-Inspectors an Schröter's Arbeiten Theil nahm, bis er 1805 October 16 diese Stelle verliess, um eine Professur in Göttingen anzutreten.

Am 19. März 1806 zog sein Nachfolger Friedrich Wilhelm Bessel aus Minden an der Weser, bis dahin Kaufmann in Bremen, ein, der durch seine noch in dieser Stellung ausgeführten astronomischen Arbeiten zuerst die Aufmerksamkeit von Olbers auf sich gezogen hatte. Ueber seinen Lebenslauf wird später berichtet werden. Bessel blieb in dieser Stellung bis zum 27. März 1810, um dann nach Königsberg überzusiedeln. Das Kurfürstenthum Hannover, zu welchem Lilienthal gehörte, wurde am 1. März 1810 zum Königreich Westfalen geschlagen, dessen König Jerome Napoleon wurde. Schröter wurde seines Amtes entsetzt, und im December wurden die Küstenländer und damit Lilienthal dem französischen Kaiserreich einverleibt. Schröter bot seine Sternwarte der Regierung zum Kauf an, obwohl er während der englisch-hannoverschen Regierung ein ähnliches Anerbieten schon zu Gunsten der Göttinger Sternwarte gemacht hatte. Im März und April drangen französische Soldaten zu wiederholten Malen in die Sternwarte ein, um werthvolle Instrumente zu stehlen und zu zertrümmern, und der Ort wurde in Brand gesetzt. Nachdem die Fremdherrschaft wieder beseitigt war, gelangten die Schröter'schen Instrumente dem im Jahre 1799 abgeschlossenen Vertrage gemäss im Jahre 1815 nach Göttingen und zu Anfang des nächsten Jahres der 27füssige Reflector. Am 29. August 1816 starb Hieronymus Schröter in Lilienthal. Die der Regierung nicht verkauften Instrumente blieben einstweilen noch auf der Sternwarte, und als Schröter's Sohn 1817 von Lilienthal nach Burgdorf versetzt wurde, nahm er diese Instrumente mit sich.

Schröter's hauptsächliche Werke, in denen er besonders seine

Beobachtungen über die Planetenoberflächen niedergelegt hat, waren die folgenden:

1. Beobachtungen über die Sonnenfackeln und Sonnenflecke. Erfurt 1789.
2. Selenotopographische Fragmente. Lilienthal und Helmstedt 1791.
3. Descriptio telescopii XIII pedum et observationum ejus ope in Saturno et luna institutarum commentatio. Gottingae 1791—92.
4. Cytheriographische Fragmente. (Beobb. der Venus.) Erfurt 1792.
5. Aphroditographische Fragmente. Helmstedt 1796.
6. Kronographische Fragmente. Göttingen 1808.
7. Beobachtungen des grossen Kometen von 1807 sammt einem Nachtrage zu den Aphroditographischen Fragmenten. Göttingen 1811.
8. Hermographische Fragmente. Göttingen 1815.

Ausführliche Verzeichnisse seiner Schriften findet man bei Poggendorf und in der erwähnten Abhandlung von Schumacher in Bremen.

Die Areographischen Beiträge zur genauen Kenntniss und Beurtheilung des Planeten Mars nach den Manuscripten auf der Leidener Sternwarte sind im Jahre 1881 durch H. G. van de Sande Bakhuyzen in Leiden herausgegeben worden.

Eine genaue Beschreibung und Abbildung des grossen Telescops findet sich in den Aphroditographischen Fragmenten und eine Beschreibung der Lilienthaler Sternwarte im Berliner Astronomischen Jahrbuch für 1788 sowie in der Schrift von Schumacher, wo auch ein Grundriss von Lilienthal gegeben ist. Ein Bildniss von Schröter ist ebenfalls bei Schumacher zu finden.

Zum Schluss des Abschnittes über Schröter soll noch eine Bemerkung erfolgen über diejenigen Apparate, die an die Göttinger Sternwarte gelangt sind, und über den Zustand, in welchem sie sich heutigen Tages befinden.

In der Geschichte der Universität Göttingen in dem Zeitraum von 1788 bis 1820 von Friedrich Saalfeld, Hannover 1820 heisst es auf Seite 487:

„Seit dem Jahre 1815 besitzt auch die Sternwarte die von Georg III. im April 1799 für dieselbe erkaufte Instrumentensammlung des sel. Justizraths Schröter in Lilienthal, zu welcher ein Teleskop von 4, 13

und 15 Fuss, zwei zu 7 Fuss, ein Achromat von 3, ein 10schuhiges von P. Dollond von 3,9 Zoll Oeffnung, sowie noch verschiedene Uhren, Mikrometer und andere Maschinen gehören. Auch sind zwei grosse Metallspiegel von 10 engl. Zoll Durchmesser nebst Maschinenwerke zu einem 27schuhigen Teleskope vorhanden, welches dereinst an der Seite der Sternwarte aufgerichtet werden wird.

Unter den vorhandenen Uhren zeichnen sich besonders aus: Eine Pendeluhr von J. Shelton mit rostförmiger Pendelstange und eine von Liebherr in München verfertigte, ebenfalls mit einem aus Messing- und Zinkstangen zusammengesetzten Pendel, eine von Repsold in Hamburg, mit hölzerner Pendelstange."

Ueber den Verbleib dieser Gegenstände nach dem bei meinem Amtsantritt im Jahre 1886 aufgestellten neuen Inventar ist Folgendes zu bemerken. In diesem Inventar sind folgende Gegenstände als aus der Lilienthaler Sternwarte herrührend enthalten:

Inv. No. II. 18: Zehnzölliger Spiegelsextant von Troughton.

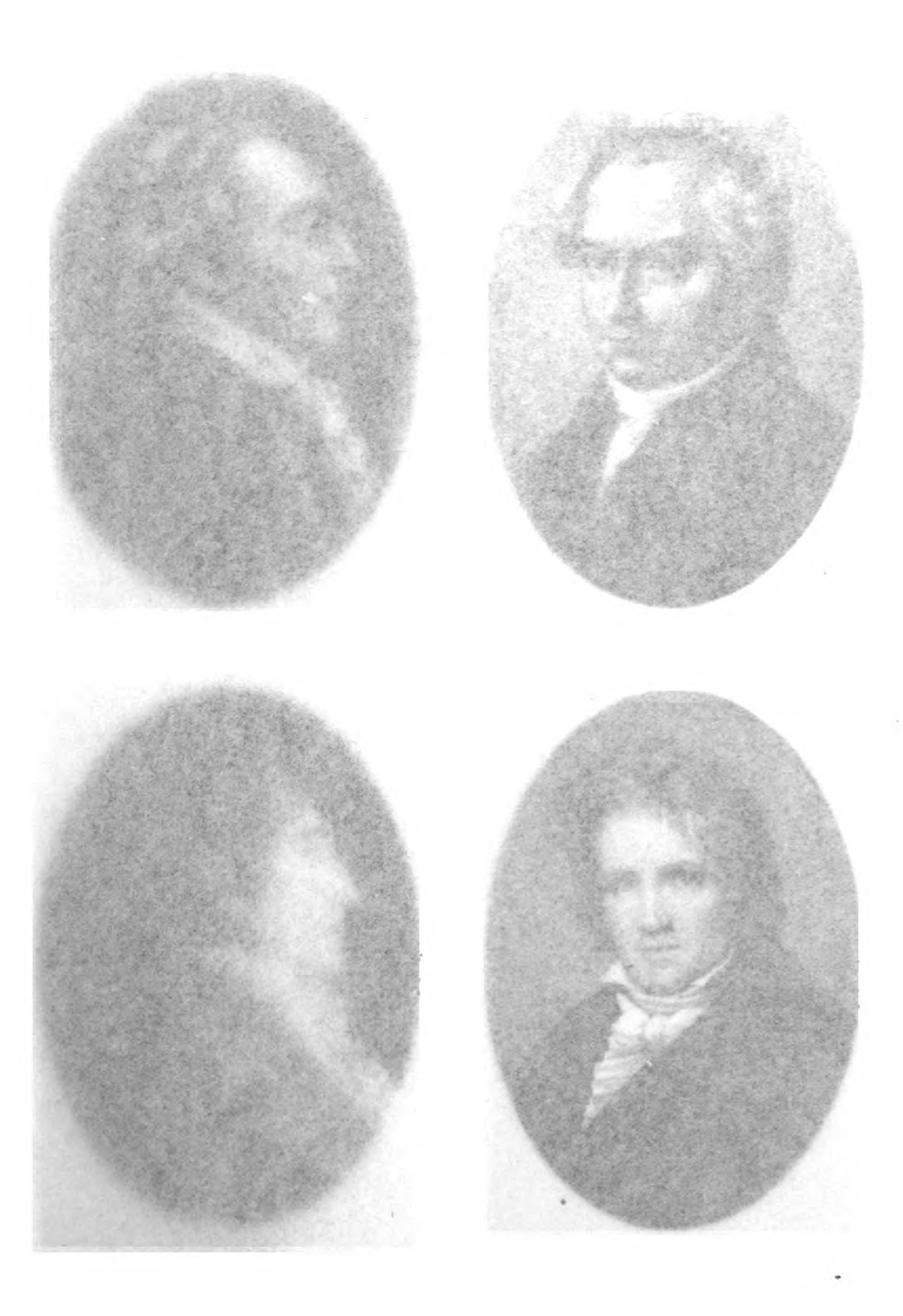
Inv. No. II. 27. 28: Zwei grosse Metallspiegel von Schröter in Lilienthal, Brennweite 27 Fuss, Bestandtheile des grossen Reflectors. Die Spiegel sind von Professor Schrader in Kiel im Jahre 1793 angefertigt, haben 19¼ und 20 Zoll Durchmesser (Calenberger Maass) und wiegen 180 und 200 Pfund. Ich habe dazu zwei kleine Holzgerüste machen lassen und die Spiegel liegen darauf im westlichen Meridiansaal. Nach den aus Gauss' Zeit herrührenden Akten wurde im Jahre 1837 das Holz des Teleskops verkauft. Das Instrument sollte eigentlich im Garten westlich von der Sternwarte aufgestellt werden; als aber im Jahre 1816 die neuen Münchener Instrumente auf die Sternwarte gelangten, ist dieser Gedanke ganz in Vergessenheit gerathen. Heutigen Tages sind die Spiegel stark oxydirt.

Inv. No. II. 31: Ein Fernrohr von Dollond, Brennweite etwa 2,75 m., Oeffnung 0,10 m., quadratisches Rohr von polirtem Holz mit Sucher und Messingachsen. Das dazu gehörige Stativ wird zu II. 2 (grösseres Fernrohr von Dollond) verwandt. Das Objectiv fehlt. Das Rohr ist jetzt auf Klammern an einer Wand des westlichen Meridiansaales angebracht.

Inv. No. III. 67: Ein Jovilabium von Messing, von Ring junior, Berlin.

In den älteren von Gauss eingeführten und von Klinkerfues fortgesetzten Inventarienverzeichnissen fand ich die Bemerkungen über Gegenstände aus der Lilienthaler Sternwarte:

Sternausmesser von Lambert, nicht vorhanden.



Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdr.-Anst., Berlin.



Hieronymus Schröter.



Wilhelm Olbers.



K. L. Harding.



Friedr. Wilh. Bessel.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdr.-Anst., Berlin.

Achromatisches Fernrohr von Baumann, schon zu Klinkerfues' Zeiten nicht vorhanden.

Siebenfüssiges Newton'sches Spiegelteleskop von Schrader in Kiel, verrostet; davon habe ich im Jahre 1886 nur den kleinen Spiegel vorgefunden und von Neuem unter III. 54 aufgenommen.

Dreizehnfüssiges Newton'sches Spiegelteleskop, verkauft an Haase in Hannover 1856.

Fünfzehnfüssiges Newton'sches Spiegelteleskop, verrostet; die als verrostet bezeichneten Spiegel habe ich nicht auffinden können.

Von den oben erwähnten Uhren ist die von Liebherr später an das Erdmagnetische Institut übertragen. Ueber den Verbleib der beiden Uhren von Shelton und Repsold ist mir nichts bekannt. Auf der Sternwarte befindet sich noch heutigen Tages eine Pendeluhr von Shelton in Gebrauch, dieselbe ist aber nicht mit der erwähnten identisch, sondern war schon im Jahre 1770 auf der Sternwarte vorhanden.

Heinrich Wilhelm Matthias Olbers wurde geboren 1758 October 11 in Arbergen, einem Dorfe an der Weser, zwei Meilen oberhalb Bremens auf hannoverschem Gebiet, und war von 16 Kindern das achte. Sein Vater wurde im Jahre 1760 Prediger an der Domkirche in Bremen und starb 1772. Olbers besuchte das Gymnasium in Bremen; obgleich dort der Unterricht in den Naturwissenschaften und der Mathematik vollständig vernachlässigt wurde, trat die Vorliebe für Astronomie bei ihm schon in seinem vierzehnten Lebensjahre hervor und schon mit 19 Jahren beobachtete er die Sonnenfinsterniss von 1777. Im Jahre 1778 wandte sich Olbers zum Studium der Medicin nach Göttingen, hörte dabei aber auch eifrig die astronomischen Vorlesungen von Kästner und berechnete dort 1779 die Bahn des Cometen dieses Jahres. 1780 fand in Göttingen seine medizinische Doctorpromotion statt mit der Abhandlung: De oculi mutationibus internis. Darauf erfolgte 1781 eine Studienreise nach Wien, und Olbers fand auf der Wiener Sternwarte unter Maximilian Hell Eingang, wo er eher als die Wiener Astronomen am 17. August 1781 zum ersten Male den in demselben Jahre von Herschel entdeckten Planeten Uranus erblickte.

In demselben Jahre liess sich Olbers in Bremen als Arzt nieder, verheirathete sich dort 1785 mit Dorothea Elisabeth Köhne und, als seine Frau im folgenden Jahre gestorben war, zum zweiten Male im Jahre 1789 mit Anna Lürsen, die bis zum Jahre 1820 lebte und die Mutter seines einzigen Sohnes Georg Heinrich, geboren 1790, war. Gegen Ende

des Jahrhunderts errichtete Olbers in seinem Wohnhause in der Sandstrasse No. 16 in der Nachbarschaft des Domes eine Privatsternwarte, deren Beschreibung durch von Zach sich in dessen Monatlicher Correspondenz Bd. III befindet; einen Hinweis darauf sowie einen Grundriss des Domes und der Sternwarte, sowie eine Photographie des Wohnhauses und der Instrumente enthält die später zu erwähnende Neue Reduction der Olbers'schen Beobachtungen von Schur und Stichtenoth. Die Olbers zur Verfügung stehenden Apparate waren nach der an letzterem Orte gegebenen Zusammenstellung:

Ein dreifüssiges Fernrohr von Dollond, desgleichen ein fünffüssiges; ein fünffüssiges Spiegelteleskop von Schröter; ein Sextant von Troughton; Kometensucher von Hofmann, von Weickhardt und von Fraunhofer; ein Heliometer und ein Refractor von demselben, ferner drei Pendeluhren und drei Chronometer. An genannter Stelle ist eine Auseinandersetzung des Verfahrens zu finden, nach welchem Olbers in Ermangelung eines Durchgangs-Instruments die Correction seiner Uhren durch die Beobachtung des Verschwindens von Sternen hinter den Umrissen des Domthurmes bestimmte. Mit diesen Hülfsmitteln hat Olbers zahlreiche Beobachtungen angestellt und u. a. von 1795 an bis 1830 alle damals erschienenen Cometen mit der grössten Regelmässigkeit beobachtet und als einzelner Mann mit der Thätigkeit grösserer Sternwarten gewetteifert, was um so mehr zu verwundern ist, als Olbers als Arzt eine ausgedehnte Praxis besass und er meistens erst nach zehn Uhr Abends sich in seine Sternwarte zurückzog, um sich dem Studium astronomischer Werke und den nächtlichen Beobachtungen am Sternhimmel zu widmen. Littrow bezeichnet Olbers' Thätigkeit mit den Worten: „Aus Olbers' Sternwarte, d. h. aus seinem Wohnzimmer, sind Beobachtungen und Entdeckungen hervorgegangen, deren jede einzelne auch dass grösste Observatorium für immer unsterblich machen würde."

Im Jahre 1797 erschien sein bedeutendes Werk: Abhandlung über die leichteste und bequemste Methode die Bahn eines Cometen aus einigen Beobachtungen zu berechnen, Weimar 1797, und neue Ausgaben derselben und Erweiterungen des darin gegebenen Cometenverzeichnisses sind veranstaltet durch Encke 1847 und Galle 1864 und 1894.

Olbers gelangte durch die Annahme, dass die Sehne zwischen dem ersten und dritten Cometenorte durch den Radius vector des mittleren Ortes genähert nach dem Verhältniss der Zwischenzeiten geschnitten werde und dass bei der Erdbewegung dasselbe statt-

finde, zu einer eleganten Methode der parabolischen Bahnbestimmung eines Cometen aus drei Beobachtungen. Es stellte sich indess später heraus, dass du Séjour schon von derselben Annahme ausgegangen war.

Den von Piazzi in Palermo am 1. Januar 1801 entdeckten ersten der kleinen Planeten, Ceres, verfolgte Olbers eifrig am Himmel und fand ihn nach den Vorausberechnungen von Gauss wieder auf; bei dieser Gelegenheit entdeckte er selbst einen dieser Himmelskörper, nämlich die Pallas am 28. März 1802, worauf später am 29. März 1807 noch die Auffindung der Vesta erfolgte; ferner hat er zwei Cometen entdeckt, nämlich am 3. März 1796 und dann am 6. März 1815 den nach ihm benannten Olbers'schen Cometen, der nach den Rechnungen von Bessel und Gauss eine Umlaufszeit von 74 Jahren besitzt und mit Berücksichtigung der durch die grossen Planeten erlittenen Störungen zur erwarteten Zeit im Jahre 1887 zurückkehrte.

Die grossen politischen Umwälzungen im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, welche auch von Bremen nicht fernblieben, waren die Veranlassung, dass Olbers im Jahre 1811 zur Taufe des Königs von Rom und 1812 und 1813 als Mitglied des gesetzgebenden Körpers nach Paris reisen musste. Zu den zahlreichen Verdiensten, die Olbers sich während seiner langjährigen wissenschaftlichen Laufbahn erworben hat, gehört auch das Ebnen der Wege für den jungen Astronomen Bessel, der als Bremer Kaufmannslehrling sich zuerst an ihn um Rath bei seinen astronomischen Studien wandte. Im Jahre 1821 legte Olbers die ärztliche Praxis nieder, um sich ganz der Astronomie widmen zu können, und nachdem er im Jahre 1822 eine schwere Krankheit überstanden hatte, lebte er noch 18 Jahre und starb am 2. März 1840 in Bremen.

Auf der Wallpromenade ist zu seinem Andenken im Jahre 1850 ein Denkmal errichtet.

Bildnisse von Olbers findet man u. a. in der Encke'schen Ausgabe der Abhandlung über die Cometenbahnen nach einem in der Familie befindlichen Oelgemälde, und die Göttinger Sternwarte besitzt ein schönes Pastellbild von Olbers, welches er im Jahre 1805 an Gauss schenkte. Nach des Letzteren Tode ging es zuerst in die Hände seines Arztes Hofrath Baum in Göttingen, darauf an Professor E. Schering über, nach dessen Tode es einer zu Lebzeiten gemachten Bestimmung gemäss im Jahre 1897 Eigenthum der Sternwarte wurde.

Olbers sämmtliche hinterlassenen astronomischen Schriften wurden herausgegeben in dem Werke: Wilhelm Olbers, Sein Leben und seine

Werke, im Auftrage der Nachkommen herausgegeben von C. Schilling; als Ergänzungsband dazu ist erschienen: Neue Reduction der von Wilhelm Olbers von 1795—1831 auf seiner Sternwarte in Bremen angestellten Beobachtungen von Cometen und kleinen Planeten, nach den Originalmanuskripten berechnet von Wilhelm Schur und Albert Stichtenoth in Göttingen. Berlin 1899.

Olbers stand mit den Astronomen seiner Zeit in lebhaftem Briefwechsel, und davon ist durch den Druck allgemein zugänglich gemacht:

Briefwechsel zwischen W. Olbers und F. W. Bessel, herausgegeben von A. Erman. Leipzig 1852.

Briefwechsel zwischen Olbers und Gauss von C. Schilling. Berlin 1900, in der oben erwähnten Ausgabe von Olbers' Werken.

Bevor ich, nun wieder zum Sitze der Gesellschaft der Wissenschaften zurückkehrend, die Gauss'sche Epoche einleite, ist noch zu erwähnen, dass es um die Wende des Jahrhunderts hier wieder einen Professor der Astronomie gab, nämlich

Karl Felix von Seyffer, geboren 1762 Januar 25 zu Bixfeld in Württemberg, ausserordentlicher Professor der Astronomie in Göttingen von 1789 bis 1804, dann Director der Sternwarte in München, wo er 1822 September 17 starb. Derselbe schrieb eine Abhandlung über den Cometen von 1793, bestimmte die Polhöhe von Göttingen und die Länge aus Sonnenfinsterniss-Beobachtungen, desgl. Länge und Breite von Hannover, Höhe des Meissners in Hessen, machte meteorologische Beobachtungen u. s. w. Die Thätigkeit dieses Mannes in Göttingen wurde von Gauss im Briefwechsel mit Olbers mehrfach etwas spöttisch beurtheilt.

Wenn nun von der amtlichen Stellung, in der Gauss und Harding zu einander standen, abgesehen und das Lebensalter und die Zeit des Eintritts in die astronomische Laufbahn berücksichtigt werden soll, so muss der letztere zuerst erwähnt werden.

Karl Ludwig Harding wurde geboren 1765 September 29 in Lauenburg, welches damals zu Hannover gehörte, und kam im Jahre 1800 nach theologischem Studium in doppelter Eigenschaft, einerseits als Hauslehrer andererseits als Astronom an der Sternwarte, in das Haus von Justizrath Schröter in Lilienthal, in welcher Eigenschaft ihm der Titel eines Inspectors beigelegt wurde, den er später auch in Göttingen führte. Hier unterstützte er Schröter bei seinen Beobachtungen, entdeckte am 1. September 1804 in Lilienthal den Planeten Juno. Dann übernahm er im Jahre 1805 das Amt eines ausser-

ordentlichen Professors der Astronomie in Göttingen, und nachdem dann Gauss 1807 als Ordinarius dorthin berufen worden war, nahmen diese beiden Astronomen, wenn auch Harding um zwölf Jahre älter und seit dem Jahre 1812 ebenfalls ordentlicher Professor war, doch auf der neuen Sternwarte eine Stellung zu einander ein, ähnlich derjenigen, wie heutigen Tages die Stellung eines Directors zum Observator; denn Gauss wurde, als die neue Sternwarte errichtet war, wo beide noch neunzehn Jahre lang zusammen und neben einander arbeiteten, doch als Director derselben bezeichnet, und nach Harding's Tode im Jahre 1834 theilte Gauss dem Universitäts-Curatorium mit, dass bei der Wiederbesetzung der Stelle ein ähnliches Verhältniss wie bisher nicht erforderlich sei, und es entstand aus der bisherigen Inspectorstelle die des Observators, die zunächst mit Goldschmidt besetzt wurde.

In Göttingen entdeckte Harding noch drei Cometen, die als Comet 1813. II, 1824. II und 1832. II bezeichnet werden. Das Hauptverdienst Hardings besteht in der Ausgabe des Atlas novus coelestis, Gottingae 1822, zu dessen Begründung ihm Gauss den Gebrauch des Repsold'schen Meridiankreises überliess, von dem später die Rede sein wird.

Von diesem Atlas ist später eine neue Ausgabe durch G. A. Jahn erfolgt unter dem Titel: K. L. Harding's neuer Himmelsatlas von 27 Tafeln, enthaltend die bis jetzt zwischen dem Nordpol und dem 30. Grade südlicher Abweichung beobachteten Sterne. Halle 1856.

Ferner gab er mit dem Amtmann Wiesen in Rehburg heraus: C. L. Harding und G. Wiesen, Kleine astronomische Ephemeriden für die Jahre 1830 bis 1835, die dem reisenden Astronomen und dem Liebhaber der Sternkunde besonders für Zeit- und Ortsbestimmungen dienen sollten und deren astronomischer Theil dem Berliner Jahrbuche entnommen war. Zu den von Encke in Berlin herausgegebenen Akademischen Sternkarten lieferte Harding die Hora XV.

Harding starb auf der Göttinger Sternwarte im östlichen Wohngebäude 1834 August 31. Seinen Begräbnissplatz habe ich bis jetzt noch nicht ermitteln können. Ein Bild ist während seines Aufenthalts in Paris im Jahre 1811 in Stahlstich hergestellt.

Es sind an den Verfasser dieses Aufsatzes im Laufe der Jahre zu wiederholten Malen Anfragen über die Originale von Harding's Cometenbeobachtungen, die an dem zehnzölligen Herschel'schen Spiegelteleskop angestellt wurden, gelangt, welche nicht immer beantwortet werden

konnten. In den ersten Jahren des Zusammenseins von Gauss und Harding, besonders zur Zeit, als die jetzige Sternwarte noch nicht vollendet war und auf der alten Sternwarte beobachtet wurde, sind die Originalaufzeichnungen beider Astronomen in ein einziges Buch zusammengetragen. Späterhin haben aber offenbar Beide unabhängig von einander beobachtet und die Aufzeichnungen von Harding fehlen seit 1818. Es wurde mir nun mitgetheilt, dass nach dem Tode von Harding im Jahre 1834 seine aus Göttingen stammende Wittwe, eine geborene Heidelbach, deren einzige Tochter ein Jahr vor dem Vater gestorben war, hier noch bis zum Jahre 1864 gelebt und ein Zimmer mit Erinnerungen an den Verstorbenen eingerichtet hatte, und ich habe mich deshalb schon vor Jahren bemüht, etwas über den Verbleib des wissenschaftlichen Nachlasses zu erfahren und mich an Angehörige der hier ziemlich verbreiteten Familie der Frau gewandt, jedoch ohne Erfolg. Zu weiteren Nachforschungen erhielt ich im Jahre 1899 Veranlassung, als Geheimrath Auwers in Berlin mich ersuchte, dem Verbleib zahlreicher Briefe von Bessel an Harding nachzuforschen, die ein Seitenstück zu mehr als hundert in Berlin vorhandenen Briefen von Harding an Bessel bilden würden. Ich habe mich daher abermals an die hier ansässigen Verwandten und Bekannten der Familie, darunter an einige noch lebende Zeitgenossen des Ehepaares, ferner an die Universitätsbibliothek und an den Magistrat der Stadt gewandt und bei jedem der zahlreichen Besuche nie eine befriedigende Antwort auf meine eigentliche Frage, sondern meistens nur Hinweise auf andere mit der Sache vertraute Persönlichkeiten erhalten und daraufhin auch nach auswärts eine Reihe von Briefen geschrieben. Als diese Bemühungen keinen Erfolg hatten, habe ich noch in 16 Zeitungen des nordwestlichen Deutschlands einen Aufruf in dieser Angelegenheit erlassen. Daraufhin erhielt ich durch ein Mitglied der Familie, Rechtsanwalt Bohtz in Iburg bei Osnabrück, die Nachricht, dass die Wittwe Harding's die nachgelassenen Papiere ihres Mannes, darunter solche von Herschel und Bessel, verbrannt habe und die Verwandten damals schon ihr Bedauern darüber ausgedrückt hätten. Demselben Schicksal sind dann wohl auch die Beobachtungsbücher von Harding zum Opfer gefallen.

Als Harding im Jahre 1805 Lilienthal verlassen hatte, trat Bessel an seiner Stelle ein und wenn auch dieser berühmte Astronom kein Hannoveraner war und die wichtigste Zeit seines Lebens anderswo zubrachte, so ist es doch angemessen, seiner wegen seines zeitweisen Aufenthaltes in Bremen und Lilienthal zu erwähnen.

Friedrich Wilhelm Bessel wurde geboren 1784 Juli 22 in Minden in Westphalen. Er war zuerst Handelslehrling in Bremen bei der Firma Kuhlenkamp Söhne und da er beabsichtigte, einmal ein Schiff über See als Kaufmann zu begleiten, so hielt er es für zweckmässig, sich mit der Schiffahrtskunde zu beschäftigen, und er begann bei dieser Gelegenheit auch astronomische Studien. Durch seine Erstlingsarbeit: Berechnung der Harriot'schen und Torporley'schen Beobachtungen des Cometen von 1607, die in Zach's Monatlicher Correspondenz abgedruckt ist, wurde er im Jahre 1804 mit Olbers bekannt und der Astronomie zugeführt und, nachdem er von 1806 bis 1810 Inspector an der Sternwarte in Lilienthal gewesen war und dort noch eine Reihe wichtiger Schriften, u. a. die Untersuchung der wahren elliptischen Bewegung des Cometen von 1769 verfasst hatte, übersiedelte er Ostern 1810 nach Königsberg, um dort eine ordentliche Professur für Astronomie und den Bau einer neuen Sternwarte zu übernehmen. Nach einer ruhmvollen Thätigkeit starb er dort 1846 März 17. Unter den Bildnissen von Bessel ist der vorzügliche, weit verbreitete Kupferstich von Professor Mandel zu erwähnen; ein Bild aus späterer Zeit enthält die Ausgabe von Bessel's Werken von Rudolf Engelmann; ein jugendliches Bild aus dem Jahre 1810 findet man bei Schumacher: Die Lilienthaler Sternwarte.

In Kürze mag hier erwähnt werden

Wilhelm Nicolaus Freudentheil, geboren 1771 Juni 5 in Stade, studirte 1789 bis 1792 in Göttingen, war später Lehrer und Geistlicher in Stade 1796 bis 1809, Mittelskirchen 1814 und Hamburg 1816, verfasste eine Schrift: Ueber den Kalender in Egypten, Göttingen 1791; er starb 1853 März 7 zu Hamburg.

Um die Wende des Jahrhunderts studirten in Göttingen zwei junge Astronomen, die sich um die Bestimmung der Entfernung der Sternschnuppen bemüht haben, nämlich:

Heinrich Wilhelm Brandes, geboren 1777 Juli 27 in Groden bei Cuxhaven, studirte 1798 in Göttingen, war 1801—1811 Deichbeamter an der Weser, dann Professor der Mathematik in Breslau, 1826 Professor der Physik in Leipzig und starb dort 1834 Mai 17.

Er stellte im Verein mit Benzenberg in der Nähe von Göttingen in den Dörfern Nicolausberg und Ellershausen, später Sesebühl bei Dransfeld mit einer Standlinie von anfänglich 27000 und später 46000 Fuss Beobachtungen über Sternschnuppen an; siehe darüber: Benzenberg und Brandes, Versuche, die Entfernung, die Geschwindigkeit und die Bahnen der Sternschnuppen zu bestimmen, Ham-

burg 1800; er schrieb ferner: Beobachtungen und theoretische Untersuchungen über Strahlenbrechung. Oldenburg 1807. — Die vornehmsten Lehren der Astronomie. Leipzig 1811—16. — Vorlesungen über die Astronomie. Leipzig 1827. — Ferner noch verschiedene Aufsätze über Sternschnuppen, Cometenschweife, über die Geschwindigkeit, mit der ein vom Mond geworfener Körper auf der Erde ankommen muss.

Johann Friedrich Benzenberg, geboren 1777 Mai 5 in Schöller (Rheinprovinz), studirte 1798 in Göttingen, war 1805—1810 Professor der Physik und Mathematik am Lyceum in Düsseldorf, richtete in Bilk bei Düsseldorf 1844 die noch jetzt bestehende Sternwarte ein und starb 1846 Juni 8 in Bilk.

Er schrieb: Versuch, die Entfernung, Geschwindigkeit und Bahn der Sternschnuppen zu bestimmen mit Brandes, ferner: Ueber die Bestimmung der geographischen Länge durch Sternschnuppen. Hamburg 1802. — Die Sternschnuppen sind Steine aus den Mondvulkanen. Bonn 1834. — Die Sternschnuppen. Hamburg 1839. — Auch machte er in Hamburg im Michaelisthurm Versuche, die Umdrehung der Erde zu beweisen.

Unter den Astronomen, welche an der Göttinger Sternwarte gewirkt haben, nimmt für alle Zeiten die erste Stelle ein:

Johann Carl Friedrich Gauss, geboren zu Braunschweig am 30. April 1777. Von diesen drei Vornamen wird der erste später nicht mehr erwähnt und sein Rufname war Carl. Sein Vater Gebhard Dietrich Gauss, der im Jahre 1808 in Braunschweig starb, trieb im Laufe der Zeit vielerlei Geschäfte u. a. als Brunnenmeister und zuletzt die Gärtnerei; er war zweimal verheirathet. Die Frau zweiter Ehe, die Mutter des Astronomen, war Dorothea Benze, die im Jahre 1742 in Velpke im Braunschweigischen geboren war, 1776 April 25 heirathete und 1839 April 18 im hohen Alter von 96 Jahren im Hause ihres berühmten Sohnes auf der Göttinger Sternwarte starb. Der Vater wünschte, dass sein Sohn sich dem Zimmerhandwerk widme und er hat sich mit dem aufstrebenden Talente seines Sohnes offenbar nie befreunden können. Das Geburtshaus von Carl Friedrich Gauss lag am Wendengraben in der Nähe der Katharinenkirche und ist später durch eine Gedenktafel ausgezeichnet worden; dieses Haus hat indess der Familie nicht dauernd als Wohnort gedient, sondern ist später verkauft worden und die Familie siedelte sich dann in einem anderen Hause an.

Die mathematische Begabung des Knaben zeigte sich schon im frühsten Kindesalter und es wird in den zahlreich erschienenen Lebensbeschreibungen erzählt, dass er schon mit drei Jahren einen Rechenfehler in der wöchentlichen Abrechnung seines Vaters mit dessen Arbeitern aufgefunden habe. Im Jahre 1784, also im siebenten Lebensjahre, wurde Gauss in die Katharinenvolksschule gesandt, wo ein junger Lehrer Johann Christian Martin Bartels thätig war, der, 1769 in Braunschweig geboren, also nur acht Jahre älter als Gauss, die mathematische Begabung seines Schülers erkannte und förderte. Bartels war später Lehrer der Mathematik in Reichenau in Graubündten, dann Professor der Mathematik in Kasan und zuletzt in Dorpat, wo der Astronom Wilhelm Struve sein Schwiegersohn wurde und er 1836 Dezember 10 starb. Nach mehrjährigem Aufenthalte in der erwähnten Schule bezog Gauss im Jahre 1788 das Gymnasium in Braunschweig; im Jahre 1791 wurde er seiner hervorragenden mathematischen Begabung wegen dem Herzog Carl Wilhelm Ferdinand vorgestellt, der später nach einer tödtlichen Verwundung in der Schlacht bei Jena am 10. November 1806 auf der Flucht in Ottensen bei Altona starb. Der Herzog liess es sich angelegen sein, das Studium und die ferneren wissenschaftlichen Bestrebungen von Gauss thatkräftig zu unterstützen, so dass er mit dessen Hülfe 1792 das Collegium Carolinum beziehen konnte, welches damals eine Zwischeninstanz zwischen Gymnasium und Universität war und die Aufgabe hatte, früheren Schülern des Gymnasiums an Ort und Stelle noch ein tieferes Eindringen in die verschiedenen Zweige der Wissenschaft zu ermöglichen. Heutigen Tages ist aus dieser Anstalt eine technische Hochschule geworden. Professor der Mathematik, Physik und Naturwissenschaften am Collegium Carolinum war seit 1766 Eberhard August Wilhelm Zimmermann. Im Jahre 1795 bezog Gauss die Göttinger Universität, noch ungewiss, ob er sich der Philologie oder der Mathematik widmen sollte; er hörte deshalb ausser den philologischen Vorlesungen von Heyne auch die mathematischen von Kästner, der ihn sehr freundlich aufnahm und ihm den Gebrauch der Instrumente auf der alten durch Tobias Mayer berühmt gewordenen Sternwarte gestattete, dessen Vorlesungen aber mit der Zeit den damals schon so hoch stehenden Jüngling wenig befriedigten; Gauss behauptete, Kästner sei der erste Mathematiker unter den Dichtern und der erste Dichter unter den Mathematikern. Gauss wohnte als Student in der Gothmarstrasse in einem Hause, welches jetzt die Nummer elf trägt.

Am 30. März 1796 fand Gauss, dass in einem Kreise die

geometrische Construction eines Siebzehn-Ecks möglich sei, während man seit Euklid über 2000 Jahre lang der Meinung war, dass nur ein Dreieck und Fünfeck und durch Halbirungen der Bogen die Vielfachen, also Sechseck, Zehneck u. s. w. construirbar seien. Diese Entdeckung, welche Gauss auch in späteren Jahren sehr hoch hielt, veranlasste ihn, sich endgültig für das Studium der Mathematik zu entscheiden. Auch eine andere Idee von weitgehender Bedeutung reifte schon damals in seinem Geiste, nämlich die Methode der kleinsten Quadrate, die im Jahre 1809 als Anhang der Theoria motus erschien, deren er sich aber schon seit 1794 bedient hatte. Gauss hatte in seinen jungen Jahren keinen ausgedehnten Verkehr, um so mehr schloss er sich aber den beiden Mathematikern Ide und Bolyai an. Von diesen war Johann Joseph Anton Ide 1775 in Braunschweig geboren und starb 1806 October als Professor der Mathematik in Moskau, während Gauss mit Bolyai, der später Professor der Mathematik in seiner Heimath Ungarn wurde, über Jahrzehnte im Briefwechsel stand. (Vergl. Briefwechsel zwischen Carl Friedrich Gauss und Wolfgang Bolyai. Herausgegeben von F. Schmidt und P. Stäckel. Leipzig 1899.)

Gauss beschloss das Göttinger Studium im Jahre 1798, kehrte nach Braunschweig zurück und verfügte sich einem Wunsche des Herzogs folgend im Mai 1799 auf die Universität Helmstedt, wo er sich dem Physiker Pfaff persönlich anschloss und mit der Dissertation: Demonstratio nova theorematis, omnem functionem algebraicam rationalem integram unius variabilis in factores reales primi vel secundi gradus resolvi posse, Helmstadii 1799, in absentia zum Doctor promovirte. Nach einem Aufenthalte daselbst vom December 1799 bis Ostern 1800 zum Studium an der Bibliothek nahm er seinen Wohnsitz wieder in Braunschweig, wo ihm durch die Liberalität des Herzogs eine dauernde pekuniäre Unterstützung erwuchs. Im Jahre 1800 beschäftigte sich Gauss mit der Berechnung des Osterfestes nach dem julianischen und gregorianischen und später auch nach dem jüdischen Kalender und fand, dass sich dafür, ausgehend von der jedesmaligen Jahreszahl, eine ungemein einfache und in wenigen Minuten durchzurechnende Formel aufstellen lasse, ohne auf die Bedeutung der bei diesen Rechnungen üblichen Kunstwörter wie goldene Zahl, Epakten, Sonnenzirkel u. s. w. Rücksicht zu nehmen. (Berechnung des Osterfestes. Zach, Monatliche Correspondenz. 1800. VIII.)

Dann erschienen die Disquisitiones arithmeticae, Lipsiae 1801, deren grosse Bedeutung im vorliegenden Artikel, in welchem

ausschliesslich von den astronomischen Arbeiten die Rede sein soll, nicht ausführlich gewürdigt werden kann. Die nächste astronomische Untersuchung, mit welcher Gauss hervortrat, war von allergrösster Bedeutung. Am 1. Januar 1801 hatte nämlich Piazzi in Palermo einen Stern achter Grösse aufgefunden, der seinen Ort unter den übrigen Sternen rasch veränderte. Piazzi's Entdeckung wurde in Folge der damaligen mangelhaften Posteinrichtungen und der Kriegsereignisse sehr spät bekannt, so dass die übrigen Astronomen des Himmelskörpers in demselben Jahre nicht mehr ansichtig wurden, indem der Planet in den Sonnenstrahlen verschwand. Piazzi hatte aber den neuen Himmelskörper bis zum Februar beobachten können, und als Gauss Kunde davon erhielt, wandte er seine damals noch nicht veröffentlichten neuen Theoreme über die Bahnbestimmungen von Himmelskörpern zur Erforschung der wahren Bahn dieses neuen Planeten an und berechnete dafür eine Ellipse, auf Grund welcher er nahe an dem vorausberechneten Orte von Zach 1801 December 7 und von Olbers 1802 Januar 1, also ein Jahr nach der Entdeckung wieder aufgefunden wurde, während die von anderen Astronomen gemachten Vorausberechnungen auf Grund einer Kreisbahn um viele Grade von dem wahren Orte abwichen.

Am 8. November 1802 beobachtete Gauss in Braunschweig mit seinen geringen Hülfsmitteln den Vorübergang des Merkur vor der Sonnenscheibe an einem zweifüssigen Achromaten von Baumann, und als im Juni 1804 durch Harding in Lilienthal die Juno entdeckt war, diese mit einem Spiegelteleskop von Short. Nachdem dann noch die Pallas und Vesta hinzugekommen waren, wurden die Vorausberechnungen der vier Planeten und die Berechnung der Störungen durch die grossen Planeten lange Zeit fast ausschliesslich durch Gauss besorgt. Da der Name von Gauss schnell berühmt geworden war, begann er auch im Auslande die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und im Jahre 1802 bemühte sich die St. Petersburger Akademie, ihn dorthin zu ziehen. Olbers war damit jedoch durchaus nicht einverstanden und machte das Universitäts-Curatorium in Göttingen, wo seit Tobias Mayer die Astronomie geruht hatte und man sich mit der Erbauung einer neuen Sternwarte beschäftigte, auf ihn aufmerksam. Am 26. August 1803 traf Gauss mit von Zach auf dem Brocken zusammen, wo zum Zwecke von Längenbestimmungen Pulversignale gegeben wurden, und anfangs September gingen Beide nach Gotha, wo Gauss sich in der praktischen Astronomie vervollkommnen wollte, darauf im December nach Braunschweig, wo

sie einen Platz für eine Sternwarte aussuchten, deren Bau sich aber später wieder zerschlug. 1804 wurde von der Göttinger Sternwarte ein zehnfüssiges Spiegelteleskop durch den Herzog für die zu erbauende Sternwarte angekauft, welches jedoch sehr unbrauchbar war und nachgeschliffen werden musste. Als Gauss später Braunschweig verliess, bemühte sich Professor August Heinrich Christian Gelpke, geb. 1769 Januar 21 und gestorben 1842 in Braunschweig, Verfasser einiger populärer astronomischer Schriften, vergeblich um Darleihung dieses Instruments.

Der erste von Göttingen für die Astronomie unternommene Schritt bestand übrigens darin, nach Seyffer's Fortgang im Jahre 1805 Harding dorthin zu berufen, dem erst im Jahre 1807 Gauss selbst als Director der neuen Sternwarte folgte. Es hat auch in späteren Jahren nicht an Bemühungen gefehlt, Gauss für andere Orte zu gewinnen, z. B. 1821 für Berlin, aber 1824 kam die hannoversche Regierung den Ansprüchen von Gauss in der Weise entgegen, dass er sich zu dauerndem Aufenthalt in Göttingen entschloss.

Noch während seines Braunschweiger Aufenthalts am 9. October 1805 vermählte er sich mit Johanne Osthof aus Braunschweig, geb. 8. Mai 1780, mit der er vier Jahre in glücklicher Ehe lebte, während welcher ihm drei Kinder geboren wurden, nämlich Joseph am 21. August 1806 in Braunschweig, Minna (die spätere Frau des Orientalisten Ewald) am 29. Februar 1808 und Louis am 10. September 1809. — Kurze Zeit nach dem Tode seiner ersten Frau (11. October 1809), nämlich am 4. August 1810 heirathete Gauss eine Göttinger Freundin derselben, Minna Waldeck, welche 1831 starb; dieser Ehe entstammten noch Eugen, geboren 29. Juli 1811, Wilhelm 13. October 1813 und Therese Juni 1816.

Um die Lebensereignisse nun wieder der Zeit nach zu verfolgen, so ist zu bemerken, dass Gauss am 21. November 1807 mit seiner Familie in Göttingen eintraf. Da der Bau der neuen Sternwarte der kriegerischen Ereignisse wegen darniederlag, musste er vorläufig noch mit geringen Verhältnissen vorlieb nehmen. Die alte Sternwarte lag wie schon bemerkt in der Strasse Klein-Paris (jetzt Thurmstrasse) auf einem alten Festungsthurm, und seine Wohnung nahm Gauss in der Nachbarschaft, nämlich in dem grossen Hause an der Ecke von Klein-Paris und der Kurzen Strasse, wo sich bis zum Jahre 1900 die Dienstwohnung des Landraths Dieterichs und das Königliche Polizeiamt befanden. In diesem Hause ist also die Theoria motus vollendet, von welcher alsbald die Rede sein wird.

Gauss hatte in dieser Stellung anfänglich keinen Gehalt und es wurde ihm in Folge der unglücklichen Schlacht bei Jena von dem fremden Eroberer sogar eine Contribution von 2000 Francs auferlegt, die für ihn von Olbers und in Paris von Laplace hinterlegt worden war; aber in beiden Fällen sandte er das Geld wieder ein.

Im Jahre 1808 veröffentlichte Gauss eine astronomische Abhandlung: Methodum peculiarem elevationem poli determinandi etc., worin die seitdem so vielfach angewandte Methode beschrieben wird, aus den mit Hülfe eines Sextanten beobachteten gleichen Höhen dreier Sterne Zeit und Polhöhe zu bestimmen.

Im Jahre 1809 erschien Gauss' berühmtes Werk: Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium, Hamburg und Gotha bei Perthes, in welchem seine neuen Theorien der elliptischen Bahnbestimmung aus drei geocentrischen Oertern niedergelegt waren und worin auch die schon früher aufgestellte Methode der kleinsten Quadrate enthalten ist. Dieses Werk war anfänglich in deutscher Sprache geschrieben, aber auf Wunsch des Verlegers erfolgte eine lateinische Uebersetzung des Textes. Gauss erhielt für dieses grosse Werk 1810 in Paris den Lalande-Preis und aus London eine Denkmünze der Royal Society.

In Folge der politischen Umwälzungen bildete Hannover einen Bestandtheil des Königreiches Westphalen mit dem Regierungssitze in Cassel, und da die neue Sternwarte in Göttingen, deren Bau nach den Plänen des Klosterbaumeister Müller im Jahre 1804 begonnen hatte, noch nicht über die Grundmauern hinausgekommen war, so wurden im Jahre 1810 von der damaligen Regierung 200 000 Francs für den Weiterbau bewilligt, aber erst durch die Ereignisse der nächsten Jahre, welche zunächst zu einer Befreiung des Landes vom französischen Joche und dann zu der Wiederherstellung der englisch-hannoverschen Regierung führten, konnte der Bau zum Abschluss gebracht werden.

Gauss hatte als Professor der Astronomie auch die Verpflichtung Vorlesungen zu halten, aber er hat dies immer nur mit Abneigung gethan, da ihm die sehr sorgfältigen Vorbereitungen zu grosse Mühe verursachten. Sein erster hiesiger Schüler war der spätere Director der Altonaer Sternwarte, Heinrich Christian Schumacher, der nach Vollendung seines ursprünglichen juristischen Studiums hierher kam, um Astronomie zu studiren, und dem sich später noch Gerling, Nicolai, Möbius und Encke zugesellten. Gauss liebte es nicht, wenn seine Zuhörer während der Vorlesung nachschrieben, sondern er-

wartete ungestörte Aufmerksamkeit auf seinen Vortrag. Ueber einige seiner Vorlesungen existiren trotzdem ganz ausgezeichnete Collegheft, namentlich eines über praktische Astronomie von dem bekannten Mathematiker H. B. Lübsen aus Oldenburg, der hier in den Jahren 1828 und 1829 Mathematik und Astronomie studirte und später in Hamburg und Altona mathematischen Unterricht ertheilte, eine Anzahl mathematischer Lehrbücher verfasste und 1864 in Altona starb. Das sehr sauber ausgearbeitete Heft mit manchen Federzeichnungen ist Eigenthum von Dr. Hans Repsold in Hamburg und mit seiner Erlaubniss habe ich davon eine Abschrift anfertigen lassen, die ein Bestandtheil der Bibliothek der Göttinger Sternwarte bildet. Der Inhalt dieser also nur handschriftlich vorhandenen Abhandlung ist sehr interessant und lesenswerth und es soll deshalb hier eine kurze Uebersicht darüber gegeben werden. Die Schrift besteht aus sechzig eng geschriebenen Quartseiten und enthält etwa Folgendes:

Ueber den Nutzen der praktischen Astronomie und den Einfluss des Baus astronomischer Instrumente auf die Präcisionsmechanik. Ueber Diopter und deren Ersatz durch das Fernrohr. Sätze aus der Dioptrik, Form der Linsen, Theorie und Construction des Fernrohrs, Vergrösserung desselben, Gauss' Methode dieselbe mit einem Theodoliten zu bestimmen, Fadenkreuz und dessen Herstellung und Berichtigung, Einrichtung eines Passagen-Instruments, Kreisform der Zapfen, Bestimmung der Fehler, Gebrauch der Libellen, Bestimmung des Collimationsfehlers aus Reflexbeobachtungen, Bestimmung des Azimuths eines Durchgangs-Instruments.

Dieser Vortrag umfasst also nur einen Theil dessen, was man sonst unter praktischer Astronomie versteht, zeichnet sich aber durch sehr genaues Eingehen auf die einzelnen Gegenstände aus.

Was Gauss in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Göttingen am meisten beschäftigte, waren ausgedehnte Rechnungen über den Lauf der Planeten Ceres und Pallas und der Entwurf von Störungstabellen nach der Methode der Variation der Constanten.

An der Durchsicht und Ordnung dieser bis jetzt noch nicht publicirten Untersuchungen hat der Verfasser dieser Zeilen während der letzten Lebensjahre von E. Schering sich längere Zeit betheiligt, aber ein weiteres Eingehen darauf erlaubten ihm seine anderweitigen Arbeiten als Director der Sternwarte nicht, und zur Zeit sind Vorkehrungen seitens der Gesellschaft der Wissenschaft getroffen, dass

die Arbeiten zur Fortsetzung der Herausgabe von Gauss' Werken durch Professor Brendel besorgt werden.

Aus dem Gebiete der Störungstheorie erschien damals auch die Abhandlung: Determinatio attractionis, quam in punctum quodvis positionis datae exerceret planeta, si ejus massa per totam orbitam, ratione temporis, quo singulae partes describuntur, uniformiter esset dispertita, Göttingen 1818.

Im Jahre 1814 war der Bau der neuen Sternwarte im Aeussern fertig gestellt, und es handelte sich nur noch um den inneren Ausbau. Im Jahre 1816 konnten die Wohnhäuser in Benutzung genommen werden; Gauss bezog mit seiner Familie den westlichen und Harding den östlichen Flügel. Die neuen Instrumente waren damals noch nicht aus München eingetroffen und was von der alten Sternwarte noch brauchbar war, waren der sechsfüssige Mauerquadrant von Bird, an welchem Tobias Mayer die Beobachtungen für seinen Fixstern-Catalog angestellt hatte, und das früher erwähnte zehnfüssige Spiegelteleskop von Wilhelm Herschel, welches lange Zeit Harding zu seinen Cometenbeobachtungen diente. Die Instrumente aus Lilienthal, worüber früher berichtet worden ist, sind nie benutzt worden. Die grossen Spiegel des Schröter'schen Teleskops erforderten ein grosses Gerüst, welches in Lilienthal aus Holz hergestellt war, und es war anfänglich die Rede davon, diesen Bau im Garten zwischen dem westlichen Wohnflügel und der Geismar-Chaussee aufzustellen; als aber dann die neuen Instrumente aus München eintrafen und die ganze Aufmerksamkeit von Gauss erforderten, ist der Plan ganz in Vergessenheit gerathen und zur Zeit sind davon nur noch die beiden grossen Metallspiegel von zwanzig Fuss Brennweite vorhanden, die ich im Jahre 1886 in stark oxydirtem Zustande vorfand und später auf Holzblöcken im westlichen Meridian-Saale aufstellen liess. Das als abgängig zu betrachtende Holzrohr des Teleskops wurde im Jahre 1837 verkauft.

Im Jahre 1814 kam das vortreffliche Fraunhofer'sche Heliometer mit Objectiv von 1,15 Meter Brennweite mit 76 Millimeter Oeffnung in Göttingen an, und Gauss hat sich anfänglich sehr für dieses Instrument interessirt und einige Beobachtungen damit angestellt, aber zu einer regelmässigen Verwendung ist es nicht eher gekommen, als es mit anderen Instrumenten ähnlicher Construction aus Berlin, Breslau und Gotha dazu ausersehen war, bei den Venusdurchgängen in den Jahren 1874 und 1882 verwandt zu werden. Zu diesem Zwecke wurden die Instrumente von Repsold in Hamburg in verschiedener

Hinsicht abgeändert. Die Holzrohre wurden durch solche von Metall ersetzt, anstatt der kurzen Messingsäulen zur Aufstellung auf einem Stativ wurden sehr starke eiserne auf einem Fundament in Fussbodenhöhe zu stellende hergestellt, und die frühere Ablesung der Schlittenbewegung durch die Schraubentrommeln wurde durch Ablesung von Skalen auf den Objectivschiebern mit Hülfe eines darauf gerichteten Schraubenmikroskops ersetzt, so dass die Schrauben nicht mehr zum Messen, sondern nur noch zum Hervorbringen der Verschiebungen der Objectivhälften dienen. Das Göttinger Heliometer ist vom Verfasser auf der Strassburger Sternwarte genau untersucht und auf die Beobachtungen der Jupiterstrabanten angewandt worden und bildete einen Hauptbestandtheil der instrumentellen Ausrüstung der Venusexpeditionen nach den Aucklands-Inseln im Jahre 1874 unter Betheiligung des Verfassers und nach Punta Arenas an der Magalhäesstrasse im Jahre 1882. Nach Abschluss der Expeditionen kam das Instrument wieder nach Göttingen zurück, wurde in einem Drehthurm auf der Terrasse aufgestellt und seit 1886 regelmässig benutzt.

Nachdem die neue Sternwarte vollendet war und Gauss 1816 die Dienstwohnung bezogen hatte, reiste er in demselben Jahre nach München, um die dort bestellten neuen Instrumente in Augenschein zu nehmen. Ehe sie jedoch in Göttingen ankamen, gelangte die Sternwarte schon in den Besitz des Repsold'schen Meridiankreises. Dieses Instrument (nach den Vorversuchen von Olaus Römer in Kopenhagen, der im siebzehnten Jahrhundert einen Meridiankreis aus Holz hergestellt hatte, welcher bei einer Feuersbrunst verloren ging), der älteste aller Meridiankreise, befand sich vorher auf der Privat-Sternwarte von Johann Georg Repsold auf der Elbhöhe (Stintfang) in Hamburg in der Nähe des Platzes, welchen jetzt die Deutsche Seewarte einnimmt, und H. C. Schumacher benutzte denselben im Jahre 1804 zur Beobachtung von Circumpolarsternen. Als Repsold durch die Kriegsereignisse gezwungen wurde, seine Sternwarte eingehen zu lassen, verblieb das Instrument einige Jahre in seiner Werkstätte und wurde dann auf Schumacher's Vorschlag von Gauss für die neue Göttinger Sternwarte angekauft, nachdem Repsold noch einige Aenderungen, u. a. ein neues nach Gauss' Formeln construirtes dreitheiliges Objectiv, daran angebracht hatte. Das Instrument wurde in den ersten beiden Jahren von Gauss eifrig benutzt, namentlich zur Beobachtung des Polarsterns, als aber dann die beiden neuen Meridianinstrumente, nämlich der Meridian-

kreis und das Passageninstrument von Reichenbach aus München eintrafen, hat Gauss das Instrument nicht mehr angewandt und es Harding überlassen, um daran Positionen für seinen Sternatlas zu gewinnen, und sich für die Folge hauptsächlich mit dem neuen Meridiankreise beschäftigt.

Zum Verständniss der Arbeiten auf der Sternwarte wird es zweckmässig sein, an dieser Stelle eine kurze Beschreibung derselben zu geben.

Die Sternwarte liegt im Süden der alten Stadtumwallung ungefähr fünf Minuten ausserhalb vom Geismar-Thor entfernt und besteht aus einem von Ost nach West gerichteten Hauptgebäude von 35 Meter Länge und 12 Meter Breite, gegen dessen westliches und östliches Ende zwei nach Norden gerichtete Flügel mit Dienstwohnungen stossen, so dass von den drei Theilen des ganzen Gebäudes ein nach Norden offener Hof eingeschlossen wird. Nach Süden hin, wo die Sternwarte eine Façade von schönen architektonischen Verhältnissen im dorischen Styl zeigt, tritt man von den Sälen aus drei grossen Doppelthüren auf eine 1,7 Meter über der Umgebung liegende, zum Theil mit Betonpflaster belegte Terrasse von 61 Meter Länge und 12 Meter Breite, an die sich auch an der Aussenseite der beiden Wohnungsflügel Fortsetzungen mit Gartenanlagen anschliessen, und welche transportablen Instrumenten und jetzt auch zwei eisernen Drehthürmen mit dem Fraunhofer'schen Heliometer und dem kleinen Merz'schen Refractor Platz gewährt und ausserdem zu Lehrzwecken benutzt wird. Die Aussicht von der Terrasse ist im Laufe der Zeit durch die Ausdehnung der Stadt über die Grenze der alten Umwallung hinaus am Horizont ein wenig beschränkt worden, jedoch ist es gelungen, die Aussicht vom Reichenbach'schen Meridiankreise frei zu halten. Nach Osten hin geht durch den Hainberg, an dessen Abdachung die Sternwarte liegt, ein Streifen vom Horizont verloren. Das Hauptgebäude enthält in der Mitte eine gewölbte Halle, zu der vom Hofe und von der Terrasse aus zwei einander gegenüberliegende Portale führen, und an welche nach Norden das Treppenhaus für den über dieser Halle stehenden Kuppelraum stösst. Nach Ost und West gelangt man von der Halle aus in zwei gleichgebaute Meridiansäle von 9,8 Meter in der Richtung Nord-Süd, 6,5 Meter Ost-West und 8,5 Meter Höhe, und daran stossen nach Ost und West wieder zwei zur Aufnahme der Bibliothek dienende grosse Säle mit Thüren zur Terrasse und zu den beiden Wohnungsflügeln, so dass sämmtliche Beobachtungs- und Wohnräume ohne Unterbrechung mit einander ver-

bunden sind. Der vorhin erwähnte Kuppelraum im Mittelpunkte des ganzen Gebäudes wurde bei der Erbauung der Sternwarte durch eine in Göttingen hergestellte Drehkuppel von sehr unzweckmässiger Einrichtung überwölbt und erst im Jahre 1888 wurde eine neue Kuppel von Grubb in Dublin von 7 Meter Durchmesser aufgerichtet.

Abbildungen der ganzen Sternwartenanlage findet man in den vom gegenwärtigen Director herausgegebenen: Astronomischen Mittheilungen von der Königlichen Sternwarte in Göttingen.

Für die Prüfung des Azimuths des Meridiankreises waren nach Norden und Süden hin in der Entfernung von mehreren Kilometern zwei Meridianzeichen, bestehend aus Sandsteinpfeilern, die eine Durchsicht auf den Himmel ermöglichen, aufgestellt. Da dieselben aber nur bei Tage sichtbar waren, sind sie späterhin nicht mehr benutzt worden und haben nur bei den Triangulationsarbeiten eine Rolle gespielt, indem sie den Uebergang von der Göttinger Basismessung zu den Dreieckseiten vermittelten.

Während Gauss mit der Einrichtung der neuen Sternwarte und den Beobachtungen an den Instrumenten beschäftigt war, wurde er auf Veranlassung von Schumacher in Altona in die Gradmessungsarbeiten hineingezogen. Nachdem Schumacher die dänische Gradmessung zwischen der Elbe und Jütland ausgeführt hatte, verfolgte Gauss den Plan, die Messung, von Altona ausgehend, durch Hannover bis Göttingen noch um zwei Grad nach Süden hin auszudehnen; er verfasste darüber eine Denkschrift an die Regierung und begann im Jahre 1818 mit einer Verbindung der holsteinischen und hannoverschen Triangulation, womit eine Operation eröffnet wurde, die sich, was die hannoversche Landesvermessung betrifft, bis zum Jahre 1848 hinauszog, während die eigentlichen Gradmessungstriangulationen von 1821 bis 1824 dauerten. Es ist schon zu wiederholten Malen ein Bedauern darüber ausgedrückt worden, dass Gauss die dazu erforderlichen Winkelmessungen fast sämmtlich selbst ausführte, anstatt sich die Oberleitung zu sichern, die Ausführung dieser Beobachtungen dagegen Hülfskräften zu überlassen. Es sind jedoch andrerseits diese Arbeiten insofern von grossem Nutzen gewesen, als Gauss dadurch zur Abfassung mehrerer wichtiger theoretischer Untersuchungen veranlasst wurde, nämlich: Allgemeine Auflösung der Aufgabe, die Theile einer gegebenen Fläche so abzubilden, dass die Abbildung dem Abgebildeten in den kleinsten Theilen ähnlich wird 1822. — Disquisitiones generales circa superficies curvas 1827. — Untersuchun-

gen über Gegenstände der höheren Geodäsie 1843 und 1846. —

Auch die Erfindung des Heliotropen zur Sichtbarmachung entfernter Dreieckspunkte durch reflectirtes Sonnenlicht gehört in diese Zeit.

Bei seinen geodätischen Arbeiten wurde Gauss zeitweise von seinem ältesten Sohne Joseph unterstützt, der anfänglich Artillerie-Lieutenant in der hannoverschen Armee war und späterhin als Architekt den Bau der hannoverschen Staatsbahn leitete und 1873 als Oberbaurath in Hannover starb. Das Resultat der Gauss'schen Vermessungsarbeiten ist in endgültiger Form in der Abhandlung gegeben: Allgemeines Koordinatenverzeichniss als Ergebniss der Hannover'schen Landesvermessung aus den Jahren 1821 bis 1844. Herausgegeben von Th. Wittstein, Hannover 1868.

Wie bemerkt, kamen während der Gradmessungsarbeiten die neuen Instrumente aus München im Jahre 1819 an, und Gauss hat in den ersten Jahren zeitweise am Meridiankreise eifrig beobachtet. Inzwischen war nun auch die neue Königsberger Sternwarte fertig geworden, wo Bessel begann, eine ganz enorme Beobachtungsthätigkeit zu entfalten, um zur Neubestimmung der astronomischen Constanten das nöthige Material zu liefern. Gauss hat wohl eingesehen, mit einer solchen emsigen Thätigkeit nicht wetteifern zu können, und sich neben den zeitraubenden geodätischen Arbeiten mehr theoretischen Studien zugewandt, so dass von einer andauernden Benutzung der neuen Einrichtungen der Sternwarte abgesehen werden musste.

In Verbindung mit den Gradmessungsarbeiten stand auch eine Untersuchung, betitelt:

Bestimmung des Breitenunterschiedes zwischen den Sternwarten von Göttingen und Altona durch Beobachtungen am Ramsden'schen Zenithsector. Göttingen 1828.

Durch diese Messungen wurde der Breitenunterschied der beiden fast auf demselben Meridian belegenen Sternwarten bestimmt und dadurch eine Prüfung der directen Bestimmung derselben gewonnen. Der Ramsden'sche Zenithsector gehörte der englischen Gradmessung und war dort zu ähnlichen Zwecken benutzt worden. Gauss machte diese Beobachtungen auf beiden Sternwarten im Frühjahre 1827 unter Betheiligung des dänischen Ingenieur-Lieutenants von Nehus, der die Ablesungen am Instrument übernahm, während Gauss die Einstellungen am Fernrohr machte. Als Endpunkt dieser Gradmessung gilt für Göttingen das Centrum des Reichenbach'schen Meri-

diankreises im westlichen Saale der Sternwarte. Dieses Instrument stand aber damals nicht wie jetzt in der Längenaxe des Gebäudes, sondern 3,2 Meter südlich davon und der Beobachtungsort des Ramsden'schen Zenithsectors war der Meridianspalt des östlichen Saales 1,2 Meter südlich vom Repsold'schen Meridiankreise, der von Anfang an bis jetzt in der Längenaxe stand.

Bei der Aenderung der Aufstellung des Reichenbach'schen Meridiankreises im Jahre 1888 ist der südliche Endpunkt der hannoverschen Gradmessung durch einen Metallbolzen auf dem Fundamente festgelegt worden.

Mit den dreissiger Jahren begann Gauss in anderer Weise seine Aufmerksamkeit von der Astronomie abzulenken, nämlich durch die intensive Beschäftigung mit dem Erdmagnetismus in Gemeinschaft mit Wilhelm Weber, den Gauss 1828 bei einem Besuche in Berlin bei Alexander von Humboldt kennen gelernt hatte und der als Nachfolger von Tobias Mayer dem Jüngeren 1831 als Professor der Physik nach Göttingen berufen wurde. Es soll hier nur das berührt werden, was auch für die astronomische Forschung von Wichtigkeit ist. Die Beschäftigung mit diesem Gegenstande führte nämlich im Jahre 1833 zur Anlage einer telegraphischen Verbindung, der ersten dieser Art, zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Institut in Göttingen, welches sich damals im Concilienhause auf einem Platze zwischen der Bibliothek und der Prinzenstrasse befand, wo heutigen Tages das Hauptgebäude der Bibliothek steht. Der Telegraphendraht ging von der Sternwarte über die Frauenklinik und die Universitäts-Apotheke über einen der beiden Thürme der Johanniskirche zum physikalischen Cabinett hinab, war etwa 8000 Fuss lang und wurde im Jahre 1845 durch ein Gewitter zerstört.

Eine Gedenktafel zur Erinnerung an die Herstellung des ersten elektrischen Telegraphen befindet sich am Südwestende der Sternwarte.

Unter den Schriften, welche Gauss im höheren Lebensalter verfasste, ist besonders zu erwähnen: Dioptrische Untersuchungen. Göttingen 1841.

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens hat übrigens Gauss die Beobachtungen an den Instrumenten der Sternwarte keineswegs gänzlich vernachlässigt und die Nummern der Astronomischen Nachrichten aus der damaligen Zeit enthalten sehr häufig Mittheilungen von ihm über verschiedene Beobachtungen von Finsternissen und Ortsbestimmungen von Planeten und Cometen. Als letzte in den Astronomischen Nachrichten mitgetheilte Beobachtung, die von ihm selbst ausgeführt war,

ist die der Sonnenfinsterniss vom 28. Juli 1851 zu bezeichnen, als er also schon 74 Jahre alt war und woran auch Westphal und Klinkerfues Theil nahmen. Die folgenden Bände enthalten dann noch Mittheilungen über Beobachtungen und Entdeckungen von Cometen durch Klinkerfues, und im Jahre 1854 erfolgte die letzte seiner Einsendungen an die Zeitschrift.

Gauss starb am 23. Februar 1855. Bei der Beerdigung, die am 26. Februar von der Terrasse der Sternwarte aus erfolgte, wurden Reden von Professor Sartorius von Waltershausen und dem Schwiegersohne des Verstorbenen, Professor Ewald, gehalten; darauf fand die Beisetzung auf dem nicht weit von der Sternwarte befindlichen Albanikirchhofe statt, wo das Grab durch einen Granitsockel mit Namen, Geburts- und Todestag und einem Medaillon bezeichnet ist.

Unter den Schriften, welche eine ausführliche Biographie von Gauss enthalten, sind zu erwähnen:

Gauss zum Gedächtniss, von W. Sartorius von Waltershausen, Leipzig 1856, worin auch die Abschiedsworte von Ewald enthalten sind.

Denkrede auf Carl Friedrich Gauss zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages im Auftrage der Georg-Augusts-Universität gehalten am 30. April 1877 von M. A. Stern, Göttingen 1877.

Carl Friedrich Gauss' Geburtstag nach hundertjähriger Wiederkehr. Festrede von E. Schering. Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen. Göttingen 1877.

Gedächtnissrede auf Carl Friedrich Gauss zur Feier des 30. April 1877 von Theodor Wittstein. Hannover 1877.

Gauss. Ein Umriss seines Lebens und Wirkens von F. A. T. Winnecke. Festschrift zu Gauss' hundertjährigem Geburtstage. Braunschweig 1877.

Carl Friedrich Gauss. Zwölf Kapitel aus seinem Leben von L. Hänselmann, Leipzig 1878, welche Schrift besonders eingehend in Bezug auf Familiennachrichten ist.

In Gauss' Sterbezimmer im westlichen Flügel der Sternwarte befindet sich eine kupferne Gedenktafel mit folgender Inschrift:

„„Carl Friedrich Gauss

beschloss in diesem Zimmer, der Stätte seines vierzigjährigen Wirkens, am 23. Febr. 1855 in den Armen der Seinigen sein irdisches Leben, von hier stieg sein unsterblicher Geist zum Himmel auf, um dort im ewigen Lichte die reine Wahrheit zu erschauen, deren geheimnissvolle

Lehren er aus der Sternenschrift des Firmaments mit heiligem Ernste zu entziffern hinieden bestrebt war.

Um sein ruhmvolles Andenken an der Stätte seines Wirkens und seiner Verklärung königlich zu ehren, befahl

König Georg V.

bei dem Besuch der Georgia Augusta am 27. April 1865 die Stiftung dieser Gedenktafel.""

Ein kürzlich erschienener Aufsatz von Florian Cajori, Gauss and his children, Zeitschrift Science vom 19. Mai 1899, enthält u. a. Nachrichten über die beiden Söhne Eugen und Wilhelm, die zu Lebzeiten des Vaters nach Amerika auswanderten und dort 1896 und 1879 starben, sowie über deren Nachkommen. Der älteste Sohn von Gauss, der nach Piazzi den Namen Joseph erhielt, seinen Vater bei dessen geodätischen Arbeiten unterstützte und, wie bemerkt, im Jahre 1873 starb, hinterlässt einen zur Zeit in Hameln an der Weser wohnenden Sohn, der wiederum mit einem Sohne, also einem Urenkel von Gauss, welcher im vorigen Jahre Assistent an den hiesigen Kliniken war, an der Enthüllungsfeier des Denkmals von Gauss und Weber in Göttingen am 17. Juni 1899 Theil nahm. Das jüngste Kind von Gauss, seine Tochter Therese, die unvermählt ihren Vater bis zu seinem Lebensende pflegte und damals 39 Jahre alt war, ist später als Frau Stauffenau gegen 1864 in Dresden gestorben.

Es wird von Interesse sein, eine Uebersicht über die bildlichen Darstellungen zu geben, welche der Nachwelt erhalten sind:

1. Eine Büste aus dem 31. bis 34. Lebensjahre, modellirt mit Benutzung der Gesichtsmaske, welche durch Auftragen von Gyps auf das Gesicht vorher gebildet worden war. Dieselbe befindet sich auf einem Sockel an einer Wand des westlichen Meridiansaales der Sternwarte, und es soll nach den Aeusserungen von Sartorius von Waltershausen in der oben erwähnten Schrift Gesicht und Stirn vortrefflich wiedergegeben, jedoch der Hinterkopf verfehlt sein.

2. Pastellbild von Schwarz in Bremen 1803, Geschenk von Gauss an Olbers, von dem sich eine Reproduktion am Eingange dieser Festschrift befindet.

3. In Schumacher's Astronomischen Nachrichten vom Jahre 1828 befindet sich ein Bild mit der Unterschrift: Auf Stein von L. Bendixen. Hamburg, privil. Steindruck 1828.

4. Eine Photographie nach dem Bilde von Schwarz wurde von

Olbers' Erben an E. Schering in Göttingen geschenkt und nach des Letzteren Tode von der Sternwarte in Göttingen angekauft.

5. Gauss' auf der Terrasse der Göttinger Sternwarte, gez. von C. Rittmüller in Göttingen. Im Handel.

6. Oelgemälde von Professor Jensen in Kopenhagen, 1840 angefertigt für die Sternwarte in Pulkowa bei St. Petersburg und Copien darnach im Besitze von Professor Listing, von Waltershausen und Weber in Göttingen; eine andere Copie ist bei Gelegenheit der 150 jährigen Feier der Universität Göttingen darnach von Professor Biermann in Berlin angefertigt, die als Eigenthum der Göttinger Sternwarte im westlichen Saale als Gegenstück zu einem Bilde von Wilhelm Weber aufgehängt ist.

7. Photographien von Lührig in Göttingen nach dem vorgenannten Oelgemälde sind im Handel.

8. Gauss auf dem Totenbette, mehrere Daguerrotypien von Petri; lithographische Nachbildungen im Handel.

9. Broncemedaille von F. Brehmer in zwei verschiedenen Prägungen.

10. Medaillon in Gyps von Heesemann 1855 im westlichen Meridiansaale der Sternwarte.

11. Grosse Marmorbüste von H. Heesemann 1855 in der Universitätsbibliothek.

12. Gauss-Denkmal in Braunschweig in den Wallanlagen, von Schaper, Grundsteinlegung 1877.

13. Gauss-Weber-Denkmal in Göttingen von Harzer in Berlin, errichtet 1899.

14. Gauss' Gehirn wird in Göttingen im physiologischen Institut aufbewahrt, und es sind davon auch Abbildungen in Lithographie hergestellt.

Gauss besass eine sehr reichhaltige Bibliothek von Werken astronomischen, mathematischen, physikalischen und naturwissenschaftlichen Inhaltes, eine grosse Sammlung von Landkarten, besonders des hannoverschen Gebietes, und ausserdem auch Werke aus der alten und neuen Literatur. Diese wurde den Erben nach seinem Tode von Seiten der Universität abgekauft und, nachdem die in der Universitätsbibliothek nicht vorhandenen Schriften dorthin abgegeben waren, kam das Uebrige als Eigenthum an die Sternwarte und wurde im westlichen Flügel derselben aufgestellt. Zur Herstellung von Bücherschränken und Einbänden hatte Therese Gauss auf den auf sie fallenden Antheil am Verkaufspreise, nämlich 6000 Mark verzichtet. Diese Bibliothek wurde anfänglich von Listing, später von

Schering verwaltet und nach des Letzteren Tode bei der Aufhebung der bisherigen Zweitheilung der Sternwarte (s. darüber später) im November 1897 zum ersten Male genau inventarisirt und mit der eigentlichen Sternwartenbibliothek zu einer einzigen vereinigt. Die Bibliothek der Sternwarte, welche bis zum Ende des Jahres 1899 3769 Nummern im Accessions-Catalog enthielt, wuchs dadurch um 2096 Nummern, also bis auf 5865 an, wobei Sammelwerke eine einzige Nummer haben. Die Zahl der einzelnen Bände und Broschüren zusammen beträgt 11 424 Stück. Die Vereinigung dieser Bibliothek mit der Sternwartenbibliothek, also die Herstellung eines Accessions-, eines Real- und eines Zettelcatalogs, geschah unter dem gegenwärtigen Director mit Beihülfe des Rechners der Sternwarte im Zeitraume von 1½ Jahren, womit zum ersten Male seit 44 Jahren die Bibliothek in geordnetem Zustande erscheint.

Die Herausgabe von Gauss' Werken auf Veranlassung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen durch E. Schering war bei des Letzteren Tode 1897 bis zum sechsten Bande und einem siebenten (1871, im Verlage von F. A. Perthes, Gotha) in gleicher Form aber ohne Mitwirkung der Gesellschaft, die Theoria motus enthaltend, erfolgt. Die Fortsetzung der Herausgabe wird noch weitere drei Bände umfassen, wovon der achte im Jahre 1900 bereits erschienen ist, und der siebente mit der Theoria motus und sonstigen astronomischen Abhandlungen wird an Stelle der früheren nicht autorisirten Ausgabe von Neuem erscheinen.

Ehe die Geschichte der Astronomie in der auf Gauss folgenden Zeit geschildert wird, sollen hier einige Mittheilungen über seine Zeitgenossen gemacht werden.

Sowohl in Bezug auf das Geburtsjahr wie auch das Sterbejahr gleichzeitig mit Gauss lebte in Hannover die Hofräthin **Wilhelmine Witte** geborene **Böttcher,** die Schwiegermutter von Mädler, die mit Hülfe der Mädler'schen Mondkarten Reliefs des Mondes darstellte, wovon ich ein Exemplar im Besitze von Professor Winnecke in Strassburg gesehen habe.

Johann Georg Repsold, geboren 1771 September 23 in Wremen im nördlichen Hannover unweit Stade, hat den Meridiankreis für die Göttinger Sternwarte geliefert; er verunglückte 1830 Januar 14 in Hamburg in seinem Amte als Spritzenmeister. Dessen Bild befindet sich Astr. Nachr. Bd. 8, Lithographie von O. Speckter. Hamburg 1829.

Jabbo Oltmanns, geboren 1783 Mai 18 in Wittmund, Ostfriesland, Domainen-Rentmeister und Professor in Emden, 1824 Professor

in Berlin, starb daselbst 1833 November 27; er beschäftigte sich mit der Berechnung der Beobachtungen von Alexander von Humboldt.

Heinrich Ferdinand Scherk, geboren 1798 October 27 in Posen, studirte in Berlin, war Privatdocent und ausserordentlicher Professor in Königsberg, ordentlicher Professor der Mathematik 1831—1834 in Halle, 1834—1852 in Kiel, durch die dänische Regierung vertrieben, 1855 Lehrer der Mathematik an der höheren Gewerbeschule in Bremen, hielt dort astronomische Vorlesungen, berechnete parabolische Elemente des Cometen von 1818, schrieb über den Begleiter des Sirius und starb in Bremen 1885 October 4.

Georg Christian Konrad Hunnaeus, geboren 1802 März 24 in Goslar, Lehrer an der Berg- und Forstschule und dem Gymnasium in Clausthal, Oberlehrer der Mathematik am Gymnasium in Celle, Professor der praktischen Geometrie an der polytechnischen Schule in Hannover, starb dort 1882 März 29. Er schrieb u. a.: Die geometrischen Instrumente der praktischen Geometrie, Hannover 1864, worin sich auch Beschreibungen und Abbildungen astronomischer Instrumente befinden.

Unter den hiesigen Mechanikern, welche Gauss und seinen Nachfolgern Instrumente geliefert haben, sind besonders zu erwähnen:

Moritz Meyerstein, geboren 1808 Juni 16 in Einbeck in Hannover, Inhaber einer mechanischen Werkstätte, Dr. phil. hon. causa, starb 1882, und dessen Nachfolger

August Becker, geboren 1838 October 23 in Göttingen.

Nachdem im Jahre 1834 Harding gestorben war, wurde seine Stelle nicht wieder in derselben Weise besetzt, sondern es wurde eine Observatorstelle geschaffen.

Carl Wolfgang Benjamin Goldschmidt, geboren 1807 August 4 in Braunschweig, 1828 Student in Göttingen, promovirte dort 1831 mit der Abhandlung: Determinatio superficiei minimae rotatione curvae, data duo puncta jungentis, circa datum axem ortae, Gottingae 1831, war dann Lehrer der Mathematik in Hofwyl in der Schweiz und nach Harding's Tode 1834 Observator der Sternwarte, 1833 bis 1845 Privatdocent, dann ausserordentlicher Professor der Astronomie und starb 1851 Februar 15 in Göttingen. Er nahm an den erdmagnetischen Beobachtungen von Gauss und Weber Theil und veröffentlichte eine Anzahl von Aufsätzen in den Astronomischen Nachrichten über Bahnbestimmungen von Cometen, Beobachtungen von Sternbedeckungen, Finsternissen, Cometen, Sternschnuppen und ferner: Lehrbuch der analytischen Optik von

J. C. E. Schmidt, nach dessen Tode herausgegeben von Goldschmidt, Göttingen 1834.

Nach seinem Tode wurden Westphal und Klinkerfues Assistenten unter Gauss, von denen der Erstere indess nicht lange blieb, so dass Klinkerfues bald allein war und allmählig in höhere Stellen einrückte. Von diesen beiden soll hier zunächst nur des ersteren erwähnt werden, da über Klinkerfues später noch ausführlich zu berichten ist.

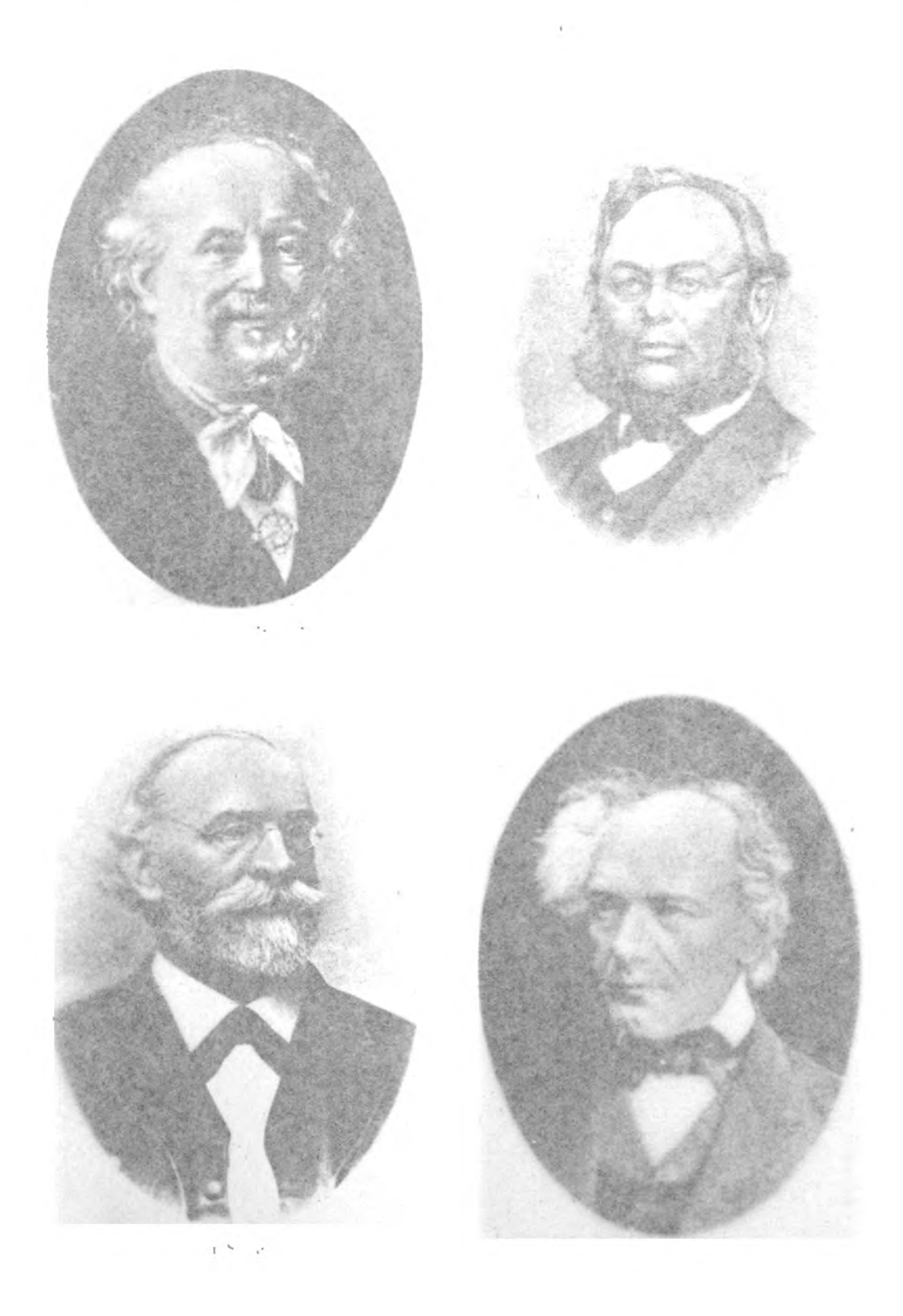
Justus Georg Westphal, geboren 1824 März 18 in Colborn bei Lüchow in Hannover, studirte in Göttingen, war 1851 bis 1855 Assistent an der Sternwarte, 1854 Privatdocent. Seine Dissertation war: Evolutio radicum aequationum algebraicarum e ternis terminis constantium in series infinitas, Gottingae 1850; er entdeckte den Cometen 1852 III am 24. Juli, beobachtete Sonnen- und Mondfinsternisse, Sternbedeckungen, Cometen, kleine Planeten u. s. w. Er verliess Göttingen im Herbst 1855 und starb 1859 November 9 in Lüneburg.

Neben den Astronomen dieser Zeit ist auch eines Mannes zu gedenken, der nicht eigentlich Fachmann aber doch schriftstellerisch auf diesem Gebiete thätig war und dessen Bild bei Vielen, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hier Astronomie studirt und dabei auch mathematische Vorlesungen besucht haben, in lebhafter Erinnerung steht, nämlich

Moritz A. Stern, geboren 1807 Juni 28 in Frankfurt a. M., Dr. phil. in Göttingen 1829, darauf Privatdocent, 1849 ausserordentlicher und 1859 ordentlicher Professor der Mathematik daselbst, 1884 emeritirt und gestorben 1894 Januar 30 in Zürich.

An astronomischen Schriften rühren von ihm her: Darstellung der populären Astronomie. Berlin 1834. — Ueber die Monatsnamen einiger alten Völker. Berlin 1836. — Himmelskunde. Stuttgart 1854. — Denkrede auf Carl Friedrich Gauss zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages am 30. April 1877. Göttingen 1877.

Nachdem Gauss 1855 gestorben war, galt es die Stelle des Directors der Sternwarte und des Professors der Astronomie von Neuem zu besetzen, und es scheint damals von C. A. F. Peters, P. A. Hansen u. A. die Rede gewesen zu sein, aber die Regierung entschied sich, eine provisorische Direction unter Wilhelm Weber einzusetzen, wozu einige Monate später noch Lejeune Dirichlet hinzukam, und die Arbeiten auf der Sternwarte Klinkerfues zu übertragen, der nach Gauss' Tode zum Observator der Sternwarte ernannt wurde.



Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdr.-Anst., Berlin



Wilhelm Weber.



Wilhelm Klinkerfues.



Ernst Schering.



Moritz A. Stern.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. Neumann & Co., Lichtdr.-Anst., Berlin

Ehe die weitere Entwickelung geschildert wird, sind hier zunächst einige Angaben über die beiden Mitglieder der provisorischen Direction zu machen.

Wilhelm Eduard Weber, geboren 1804 October 24 zu Wittenberg, studirte in Halle, promovirte dort 1826 mit einer Dissertation aus dem Gebiete der Akustik: Ueber die Wirksamkeit der Zungen in den Orgelpfeifen, war 1827 Privatdocent, 1828—31 ausserordentlicher Professor in Halle, dann seit 1831 ordentlicher Professor der Physik in Göttingen, legte 1833 in Gemeinschaft mit Gauss den ersten elektrischen Telegraphen an, wurde, einer der Göttinger Sieben, 1837 entlassen und lebte bis 1841 ohne Stellung in Göttingen, ward 1842 Professor in Leipzig und kehrte 1849 in seine frühere Stellung nach Göttingen zurück, war 1855 bis 1866 Mitglied der provisorischen Direction der Sternwarte, zog sich 1881 in den Ruhestand zurück und starb in Göttingen 1891 Juni 23.

Sein Grab befindet sich in Göttingen auf dem Centralfriedhof an der Groner Chaussee.

Unter den Bildnissen sind zu erwähnen:

1. Das Oelgemälde auf der Sternwarte von Professor Biermann in Berlin vom Jahre 1887, als Seitenstück zu dem Gemälde von Gauss.
2. Lithographie von F. E. Rittmüller, 1853.
3. Photographien nach dem Oelgemälde von Biermann, im Handel.
4. Gauss-Weber-Denkmal, errichtet 1899 in Göttingen.
5. Eine Büste im historischen Saale der Universitäts-Bibliothek.

Peter Gustav Lejeune Dirichlet, geboren 1805 Februar 13 in Düren, Regierungsbezirk Aachen, 1827 Privatdocent der Mathematik in Breslau, 1829 Privatdocent, 1831 ausserordentlicher, 1839 ordentlicher Professor in Berlin, desgleichen 1855 in Göttingen und Mitglied der provisorischen Direction der Sternwarte, starb daselbst 1859 Mai 5.

Sein Grab ist auf dem Kirchhof an der Weender Chaussee und in der Bibliothek befindet sich von ihm eine sehr gute Photographie.

Nach Dirichlet's Tode trat 1859 Klinkerfues in die provisorische Direction der Sternwarte ein; bei dem grossen Eifer, den er damals entwickelte, gestaltete sich jedoch diese gemeinschaftliche Direction Weber-Klinkerfues derart, dass Letzterem schon damals die eigentliche Leitung fast vollständig überlassen war.

Ernst Friedrich Wilhelm Klinkerfues war geboren 1827 März 29 in Hofgeismar im Kurfürstenthum Hessen als ältester Sohn eines

Wundarztes in einem hessischen Husaren-Regiment. Er besuchte zuerst die Bürgerschule seines Geburtsortes, darauf das Gymnasium und später das Polytechnikum in Cassel, bestand 1844 das Geometerexamen und war 1846 und 1847 Geometer an der Main-Weser-Bahn (Frankfurt-Cassel). Darauf studirte er in Marburg Mathematik und Astronomie unter Gerling, und dieser empfahl ihn sehr angelegentlich an Gauss, so dass Klinkerfues sich nach Göttingen begab und 1851 als Assistent an der Sternwarte angestellt wurde. Nach Gauss' Tode im Jahre 1855 trat, wie bemerkt, eine provisorische Direction Weber-Dirichlet und seit 1859 Weber-Klinkerfues ein. Klinkerfues war seit 1855 Observator und promovirte in demselben Jahre mit einer Dissertation: Allgemeine Methode zur Berechnung der Doppelsternbahnen, wurde 1863 ausserordentlicher Professor und als er im Jahre 1866 die an ihn ergangene Berufung als Director der Sternwarte und Professor am akademischen Gymnasium in Hamburg abgelehnt hatte, wurde ihm eröffnet, dass man eine Trennung der Direction der Sternwarte in zwei Abtheilungen beabsichtige und Wilhelm Weber von der Direction zurücktreten werde. Im Sommer 1867 war daher Weber als Mitglied der Direction und Klinkerfues als Director der Abtheilung für praktische Astronomie bezeichnet. Jedoch wurde seinem Wunsche, bei dieser Gelegenheit auch ordentlicher Professor zu werden, nicht entsprochen, und wenn er in einem ablehnenden Curatorialschreiben auch auf die spätere Gewährung seines Wunsches vertröstet wurde, so ist ihm diese Anerkennung doch bis zu seinem Lebensende nicht zu Theil geworden.

Klinkerfues, dessen Fleiss und Geschicklichkeit schon von Gauss sehr gerühmt wurde, machte sich in seinen jüngeren Jahren bald nach Aussen bekannt durch die schnelle Folge einer Reihe von Cometenentdeckungen, nämlich 1853. III, 1854. I (jedoch einige Tage vorher von Arsdale in Amerika), 1854. III, 1854. IV, 1855. II (vorher von Donati in Florenz), 1857. III, 1857. V und 1863. II.

Im Jahre 1858 begann Klinkerfues eine grössere Beobachtungsarbeit, nämlich Zonenbeobachtungen der Sterne zwischen + 15° und — 15° Deklination am Meridiankreise von Reichenbach. Bei diesem Unternehmen wurden nicht wie bei ähnlichen die Declinationen aus Ablesungen des Kreises gewonnen, sondern es war an der Nordwand des Meridiansaales eine vertikale Skala von einem Meter Länge aufgestellt, die durch Lampen beleuchtet wurde und von welcher ein auf dem Cubus des Meridianfernrohrs aufgestellter Spiegel ein Bild in

das Gesichtsfeld des in derselben Ebene aufgestellten Passageninstruments von Reichenbach zurückwarf, so dass bei verschiedenen Declinationen der Sterne und den damit zusammenhängenden verschiedenen Neigungen des Fernrohres des Meridiankreises und des darauf befestigten Spiegels verschiedene Theilstriche der Skala am Horizontalfaden des Passageninstruments erschienen. Bei dem Uebergange zu Zonen von anderer Declination musste dann dem Spiegel eine bestimmte Drehung um eine horizontale Achse gegeben werden, so dass das Bild der Skala wieder im Gesichtsfelde des Ablesefernrohrs erschien. Klinkerfues machte dabei die Beobachtungen am Meridiankreise, und die Ablesungen der Skala wurden der Reihe nach durch E. Schering, C. Adolph und F. Kohlrausch besorgt, von denen weiter unten die Rede sein wird. Diese Beobachtungen wurden anfänglich mit grossem Eifer durchgeführt, geriethen aber später in Vergessenheit und sind erst dreissig Jahre darauf veröffentlicht worden in der Abhandlung: Stern-Catalog enthaltend 6900 Sternörter für 1860,0 nach den von Professor Klinkerfues in den Jahren 1858 bis 1863 angestellten Zonenbeobachtungen von Wilhelm Schur. Göttingen 1891.

Im Jahre 1860 wurden diese Beobachtungen längere Zeit unterbrochen, da Klinkerfues in Begleitung des Kriegsrathes Haase aus Hannover zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniss vom 18. Juli nach Spanien reiste.

1861 begann Klinkerfues ausser seiner praktischen Thätigkeit als Observator der Sternwarte die astronomischen Uebungen der Mitglieder des mathematisch-physikalischen Seminars zu leiten und 1863 erhielt er auf sein Gesuch die Ermächtigung, Vorlesungen über sphärische Astronomie und die Theorie der Bahnbestimmungen zu halten, worauf noch in demselben Jahre am 20. October die Ernennung zum ausserordentlichen Professor erfolgte. In die nächste Zeit fallen seine Untersuchungen über den Einfluss der Bewegung der Lichtquelle in der Richtung des Visionsradius auf die Durchgangszeiten durch den Meridian. Zu diesem Zwecke war vor das Ocular des Passageninstruments ein Prisma angebracht, dessen brechende Kante in verticale Richtung gestellt und welches während des Durchganges eines Sternes abwechselnd nach rechts oder nach links gerichtet wurde, und die auf diese Weise erhaltenen Durchgangszeiten sollten Unterschiede ergeben, aus denen die Geschwindigkeit des Sterns in der Richtung zur Erde abzuleiten ist. Diesen Beobachtungen schlossen sich andere an einem kleineren Passagen-Instrumente an, durch welche dargethan werden sollte, dass die Constante der Fixsternaberration

von der Beschaffenheit des Fernrohrobjectivs abhängig sei, und um für diese Ansicht einen Beweis zu liefern, wurde in das Innere des Fernrohrs ein Glascylinder mit einer stark brechenden Flüssigkeit eingefügt.

Wie schon bemerkt, erhielt Klinkerfues im Jahre 1866 einen Ruf nach Hamburg an die dortige Sternwarte, in Folge dessen er Abtheilungs-Director der Göttinger Sternwarte wurde.

Im Jahre 1868 fand dann die in Aussicht gestellte Zweitheilung der Sternwarte statt, die ihm seine Stellung sehr erschwerte und die bis zum Jahre 1897 andauerte. Die bis dahin unter der Aufsicht von Weber stehenden erdmagnetischen Apparate aus der Gauss'schen Zeit wurden nämlich einer zweiten Abtheilung der Sternwarten-Direction unterstellt, und es gab deshalb seit 1868 auf der Sternwarte eine Abtheilung A für Praktische Astronomie, Direction Professor Klinkerfues, und eine Abtheilung B für Theoretische Astronomie, Geodäsie und mathematische Physik (Gauss' erdmagnetisches Observatorium), Direction Professor Schering, und zu letzterem Institute wurde der grosse westliche Saal des Hauptgebäudes hinzugefügt, der bis dahin von der Sternwarte benutzt worden war. Klinkerfues bewohnte wie vorher den östlichen Wohnflügel und Schering den westlichen, in welchem bis 1855 Gauss und später zum Ordnen der Gauss-Bibliothek Professor Listing 11 Jahre lang gewohnt hatte.

Bei dieser Gelegenheit fand auch eine Scheidung des Inventars der Sternwarte statt, wobei aber ausser den erdmagnetischen Apparaten auch eine grosse Zahl anderer Instrumente, z. B. fast sämmtliche Theodoliten und Heliotropen als zur Geodäsie gehörig hergegeben wurden, so dass die eigentliche Sternwarte von transportablen Messinstrumenten für Unterrichtszwecke gänzlich entblösst war. Als Curiosum mag dabei bemerkt werden, dass bei dieser Theilung der Instrumenten-Inspector Dr. Meyerstein als Sachverständiger fungirte und dass er, nachdem soeben die Gauss'schen Heliotropen an die Abtheilung B abgeliefert waren, Klinkerfues bestimmte, alsbald zwei neue Heliotropen seiner Werkstätte zu entnehmen, die seitdem aber kaum aus dem Transportkasten genommen sind.

Im Jahre 1872 versuchte Klinkerfues die instrumentelle Einrichtung der Sternwarte auf denselben Stand zu bringen, wie auf anderen Sternwarten, und verwandte sich für die Anschaffung eines zwölfzölligen Refractors, und wenn darauf anfänglich auch eingegangen wurde, so kam diese Angelegenheit doch bald wieder in Vergessenheit und der Cometensucher mit Objectiv von Merz von 6 Zoll Oeff-

nung mit parallaktischer Aufstellung von E. Becker in Göttingen blieb nach wie vor das grösste Instrument der Sternwarte.

Klinkerfues' akademische Vorträge waren sehr inhaltreich und anregend, wenn auch die äussere Form manches zu wünschen übrig liess, so dass seine Schüler, deren es nicht wenige gab, einer Unterhaltung über astronomische Gegenstände ausserhalb des Auditoriums den Vorzug gaben. Da Göttingen damals wie auch heute unter den deutschen Universitäten durch seine mathematische Thätigkeit hervorragte, so fanden sich auch manche Studirende der Astronomie ein, weshalb zeitweise ein reges Leben auf der Sternwarte herrschte. Zur Zeit als Schreiber dieser Zeilen in Göttingen studirte, nämlich von 1865 bis 1867, waren auf der Sternwarte ausser dem Director fünf jüngere Astronomen zu treffen, nämlich der mit seiner Promotionsarbeit beschäftigte und als Assistent angestellte C. Behrmann, ferner C. Börgen, R. Copeland, A. Nippoldt und der Verfasser als Studenten der Astronomie.

Als im Jahre 1872 im November ein starker Sternschnuppenfall auftrat, stellte Klinkerfues die Ansicht auf, dass diese Erscheinung mit dem Biela'schen Cometen zusammenhänge, der seit 1852 bei seinen sechsjährigen Umläufen um die Sonne nicht wiedergekehrt war, und er telegraphirte deshalb an Pogson in Madras mit dem Ersuchen, auf diese Erscheinung die Aufmerksamkeit zu richten. Es wurde dort allerdings am Himmel eine cometenartige Erscheinung beobachtet, jedoch geht die Ansicht der Astronomen dahin, dass man es dabei nicht mit einer Wiederkehr des eigentlichen Biela'schen Cometen zu thun hatte, sondern mit einem Sternschnuppenschwarm, dessen Bahn mit der des Cometen nahe zusammenfällt, während die Zeit der Sonnennähe des Cometen, von der Richtigkeit seiner früheren Elemente ausgehend, um mehrere Monate früher hätte stattfinden müssen.

Bei der literarischen Thätigkeit, die sich auf die Berechnung der Störungen der Himmelskörper, auf die Methoden der Bahnbestimmung von Doppelsternen und andere Gegenstände erstreckte, hat Klinkerfues auch ein sehr werthvolles Lehrbuch der theoretischen Astronomie verfasst, welches jedoch wegen mancher redactioneller Schwächen nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden hat, ferner übersetzte er Huggins Spectralanalyse und Briot, Versuche über die mathematische Theorie des Lichtes ins Deutsche, und die letzten Jahre seines Lebens war er mit Herstellung von meteorologischen Apparaten und industriellen Unternehmungen beschäftigt, die nicht den von ihm gewünschten pekuniären Erfolg hatten.

Ein plötzlicher Tod am 28. Januar 1884 machte im 57. Lebensjahre seinem mit Hoffnungen und Enttäuschungen erfüllten Leben ein Ende.

Sein Grab befindet sich auf dem Centralfriedhof an der Groner Chaussee in Göttingen.

Ausser Photographien aus früherer Zeit giebt es ein nur wenige Tage vor seinem Ende aufgenommenes Bild, welches im Rechenzimmer der Sternwarte aufbewahrt wird.

Ueber den Begleiter von Klinkerfues bei der Reise nach Spanien ist Folgendes zu bemerken:

Carl Haase, geboren 1817 December 9 in Hannover, besuchte das Lyceum daselbst, studirte in Göttingen Jura, war dann von 1841 ab in juristischen Stellungen in Bleckede, Ilten und Stade, 1854 Kriegsrath im Ministerium in Hannover, errichtete dort 1855 eine Privatsternwarte (Beschreibung Astr. Nachr. Bd. 45), beobachtete 1860 Juli 18 in Gemeinschaft mit Klinkerfues die totale Sonnenfinsterniss in Valencia in Spanien, übersetzte 1864 Gauss' Theoria motus ins Deutsche, war 1864 bis 1866 bei der Bundes-Militär-Commission in Frankfurt am Main, 1868 Regierungsrath in Osnabrück und starb dort 1877 März 23.

Ernst Christian Julius Schering, geboren 1833 Juli 13 in Sandbergen bei Bleckede an der Elbe, nordöstlich von Lüneburg, besuchte die Realschule in Lüneburg von 1845 bis 1850 und zeigte schon dort besondere Begabung für Mathematik. In der Absicht, sich auf das Baufach vorzubereiten, studirte er vom Herbst 1850 bis dahin 1852 am Polytechnikum in Hannover. Einer Neigung zum Studium der Mathematik und Physik folgend, ging er dann, 19 Jahre alt, nach Göttingen, wo er noch Vorlesungen bei Gauss hören konnte und ferner bei W. Weber und Dirichlet. Im Jahre 1857 promovirte er in Göttingen mit der Dissertation: Zur mathematischen Theorie elektrischer Ströme, und 1858 habilitirte er sich mit einer Abhandlung: Ueber die conforme Abbildung des Ellipsoids auf der Ebene.

Nachdem er im Jahre 1860 einen Ruf nach Giessen abgelehnt hatte, wurde er bald darauf ausserordentlicher Professor der Mathematik in Göttingen. In diese Zeit fällt seine Theilnahme an den Klinkerfues'schen Zonenbeobachtungen. Seit 1860 gab Schering im Auftrage der Gesellschaft der Wissenschaften die sechs ersten Bände der Werke von Gauss heraus und im Verlage von Perthes die Theoria motus.

Im Jahre 1868 wurde er ordentlicher Professor der Mathematik, und damit fand dann die erwähnte Zweitheilung der Sternwarte statt.

Die unter Schering's Leitung stehende Abtheilung B befand sich theils im westlichen Wohnflügel der Sternwarte, theils in einem Observatorium in dem daneben belegenen Garten und im westlichen Saale des Hauptgebäudes. In Bezug auf seine Stellung zur Astronomie ist ausser der Betheiligung an den Klinkerfues'schen Zonenbeobachtungen noch zu bemerken, dass ihm nach dem zu Anfang des Jahres 1884 erfolgten Ableben von Klinkerfues bis zur Wiederbesetzung des Amtes durch den Verfasser zu Ostern 1886 auch die Leitung der Abtheilung A der Sternwarte übertragen wurde. Seine Publikationen astronomischen Inhaltes sind: Hamilton-Jacobi'sche Theorie für Kräfte, deren Maass von der Bewegung der Körper abhängt. 1873. — Die Verallgemeinerung der Poisson-Jacobi'schen Störungsformeln 1874. — Carl Friedrich Gauss' Geburtstag nach hundertjähriger Wiederkehr. 1877. — Zur Lösung der Keplerschen Gleichung. Astr. Nachr. 1884.

Während der provisorischen Direction 1884 bis 1886 hat er im Sommer 1884 einen Vortrag über Allgemeine Astronomie gehalten.

Schering starb nach längerer Krankheit am 2. November 1897 und ist auf dem Centralfriedhofe bei Göttingen begraben. Er war verheirathet mit einer Tochter des Mathematikers und Diplomaten Malmsten in Stockholm.

Ein wohlgetroffenes Bild aus seinen letzten Lebensjahren ist dem Nekrolog in der Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft, 33. Jahrgang, beigegeben.

Unter den Assistenten während der Klinkerfues'schen Direction sind zu erwähnen:

Gottfried Wilhelm Carl Adolph, geboren 1838 April 8 in Nordstemmen (Hannover), bezog nach erstem Unterricht im Vaterhause 1852 das Gymnasium in Hildesheim, 1857 die Universität Göttingen, war anfangs 1861 bei den Klinkerfues'schen Zonenbeobachtungen thätig, wurde dann 1861 Rechner an der Sternwarte in Pulkowa, 1862 bis 1864 Assistent an der Sternwarte in Königsberg, dann Hauslehrer in der Nähe von Uslar, bestand 1866 das Oberlehrerexamen, war 1869—71 Hülfslehrer am Gymnasium in Minden, 1871—77 Lehrer an der Provinzial-Gewerbeschule in Elberfeld, 1877—1890 Oberlehrer am Gymnasium in Sorau und starb dort 1890 Januar 3. Er promovirte 1873 in Göttingen mit der Dissertation: Bahnbestimmung der Mnemosyne, und war 1874 Mitglied der Venus-Expedition nach Tschifu in China.

Ein Bildniss findet sich in der Vierteljahrsschrift der Astr. Gesellschaft, 25. Jahrgang 1890.

Friedrich Wilhelm Georg Kohlrausch, geboren 1840 October 14 in Rinteln an der Weser, studirte 1858 bis 1862 in Göttingen und Erlangen, war Assissent der Sternwarte in Göttingen Herbst 1862 bis Ostern 1864, promovirte dort 1863, darauf Docent des physikalischen Vereins in Frankfurt a. M., 1866—1870 ausserordentlicher Professor der Physik in Göttingen, später ordentlicher Professor in Zürich, Darmstadt, Würzburg, Strassburg, Berlin, jetzt Präsident der technischen Reichsanstalt in Charlottenburg.

Carl Behrmann, geboren 1843 Januar 25 in Oldenburg, studirte in Göttingen, war 1864—66 Assistent an der hiesigen Sternwarte, promovirte daselbst 1866 mit der Dissertation: Beobachtungen über die Sternschnuppen angestellt auf den Sternwarten in Göttingen und Münster nebst den daraus abgeleiteten Resultaten, Göttingen 1866, machte in Folge seiner Berufung zum Director einer Navigationsschule darauf eine Reise auf die südliche Halbkugel, wobei er Material für seinen Atlas des südlichen Himmels, Leipzig 1874 sammelte, war dann 1867 Director der Navigationsschule in Vegesack und seit 1869 in Elsfleth in Oldenburg.

Carl Nicolaus Jensen Börgen, geboren 1843 October 1 in Schleswig, studirte in Kopenhagen, Kiel und Göttingen, wurde 1866 Assistent an der Sternwarte, führte mit Copeland zusammen in den Jahren 1867 und 68 am Reichenbach'schen Meridiankreise Beobachtungen aus, deren Resultate unter dem Titel erschienen sind: Mittlere Oerter der in den Zonen -0^c bis -1° der Bonner Durchmusterung enthaltenen Sterne bis zur 9.0ten Grösse, beobachtet und auf 1875.0 reducirt von Ralph Copeland und Carl Börgen. Göttingen 1869. Astronomische Mittheilungen von der Königlichen Sternwarte in Göttingen. Erster Theil.

Er promovirte 1869 in Göttingen mit der Dissertation: Beiträge zur Kenntniss der Polhöhe von Göttingen, Göttingen 1869, betheiligte sich 1869–70 an der zweiten deutschen Nordpolarexpedition unter Koldewey, war dann 1870—74 Assistent der Sternwarte in Leipzig, beobachtete 1874 den Venusdurchgang auf den Kerguelen-Inseln und ist seit 1874 Vorstand des Kaiserlichen Marine-Observatoriums in Wilhelmshaven.

Ralph Copeland, geboren 1837 September 3 in Woodplumpton, England, studirte 1865—67 in Göttingen, war 1867—69 Volontär-Assistent der Sternwarte, promovirte 1869 mit der Dissertation: Bahnbestimmung von α Centauri, Göttingen 1869, stellte

gemeinschaftlich mit Börgen Zonenbeobachtungen in Göttingen an, betheiligte sich wie dieser an der Koldewey'schen Nordpolarexpedition, wurde 1870 Astronom an der Sternwarte von Lord Rosse in Parsonstown, Irland, 1874 am Trinity College Observatory Dublin, begleitete Lord Lindsay 1874 auf der Venusdurchgangsexpedition nach Mauritius, war 1876 Astronom in Dun Echt in Schottland, beobachtete 1882 den Venusdurchgang in Jamaica und wurde 1888 Director der Sternwarte in Edinburg.

Wegen seiner Beziehung zur Astronomie mag hier noch erwähnt werden .

Wilhelm Jordan, geboren 1842 in Ellwangen in Württemberg, besuchte die polytechnische Schule in Stuttgart, war dann Assistent und 1868 Professor der Geodäsie am Polytechnicum in Karlsruhe, betheiligte sich 1873 an der Rohlfs'schen Expedition in die lybische Wüste, wurde 1882 Professor an der technischen Hochschule in Hannover, schrieb 1885 Grundzüge der astronomischen Zeit- und Ortsbestimmung und starb 1899 April 17.

Etwas mehr als zwei Jahre nach dem Tode von Klinkerfues, am 1. April 1886, trat der gegenwärtige Director der Sternwarte und ordentliche Professor der Astronomie, geboren am 15. April 1846 zu Altona, und bis dahin Observator und stellvertretender Director in Strassburg, Verfasser dieses Aufsatzes, sein Amt an. Im folgenden Jahre wurde dann die Sternwarte einem gründlichen Umbau unterworfen und anstatt der veralteten und unbrauchbaren, in Göttingen selbst hergestellten Drehkuppel eine neue von Grubb in Dublin aufgerichtet. Ferner wurden die Meridian-Säle gründlich umgebaut, so dass nur die Umfassungsmauern stehen blieben; die engen Meridianspalten wurden nahezu auf das Doppelte erweitert und die Dachconstructionen, die Spaltverschlüsse und die Bewegung der Meridianverschlüsse vollständig erneuert. Nach Vollendung des Umbaues wurde gegen Ende des Jahres 1888 das neue Heliometer von A. Repsold & Söhne in Hamburg mit sechszölligem Objectiv von Reinfelder und Hertel in München in Gebrauch genommen.

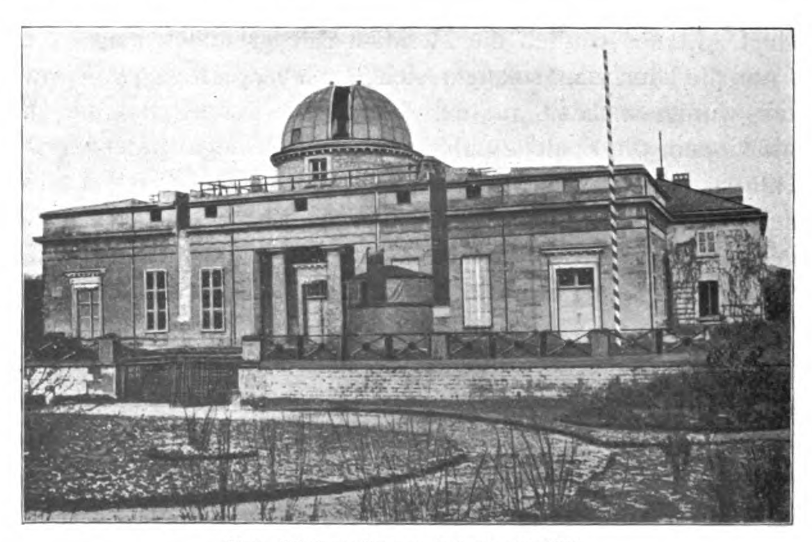
Eine Beschreibung der ursprünglichen Einrichtung der Sternwarte findet man in einer handschriftlich vorhandenen Abhandlung von G. H. Borheck, Grundsätze über die Anlage neuer Sternwarten mit Beziehung auf die Sternwarte der Universität Göttingen mit sechs Kupfertafeln vom Jahre 1805. In dieser Schrift befinden sich Entwürfe zum Bau der Sternwarte, nach denen die Bauausführung zum Theil stattgefunden hat, dagegen entspricht

der Bau der Drehkuppel nicht den Zeichnungen; denn während in den letzteren eine Holzconstruction mit ganz eigenthümlicher Bewegungsvorrichtung ins Auge gefasst war, bestand die Kuppel aus Eisenrippen mit Kupferbekleidung. Der im Jahre 1887 und 1888 ausgeführte Umbau der Sternwarte ist ausführlich beschrieben in der Schrift von Wever, Umbau der Sternwarte zu Göttingen. Mit drei Zeichnungen. (Zeitschrift des Archit.- und Ing.-Vereins Hannover. 1893, Bd. XXXIX, Heft 2.)

Zu den hier erwähnten Astronomen würde nun noch die grosse Zahl derjenigen hinzukommen, welche innerhalb unseres Gebietes geboren sind, ihre wissenschaftliche Thätigkeit aber anderswo entfaltet haben. Von den bekannteren sollen nur die Geburtsorte und Jahre angefügt werden:

Johann Ludwig Tiarks, 1789 Waddewarden in Ostfriesland,
Wilhelm Oeltzen, 1824 Hannover,
Karl Ferdinand Pape, 1834 Verden,
Friedrich Tietjen, 1834 Westerstede in Oldenburg,
August Winnecke, 1835 Gross-Heere in Hannover,
Arthur Auwers, 1838 Göttingen,
Bernhard Tiele, 1838 Oberneuland bei Bremen,
Hermann Kobold, 1858 Hannover.

Es ist ferner von Interesse, zu erwähnen, dass einer der Entdecker der Spectral-Analyse, **Robert Wilhelm Bunsen,** 1811 März 31 in Göttingen geboren ist.



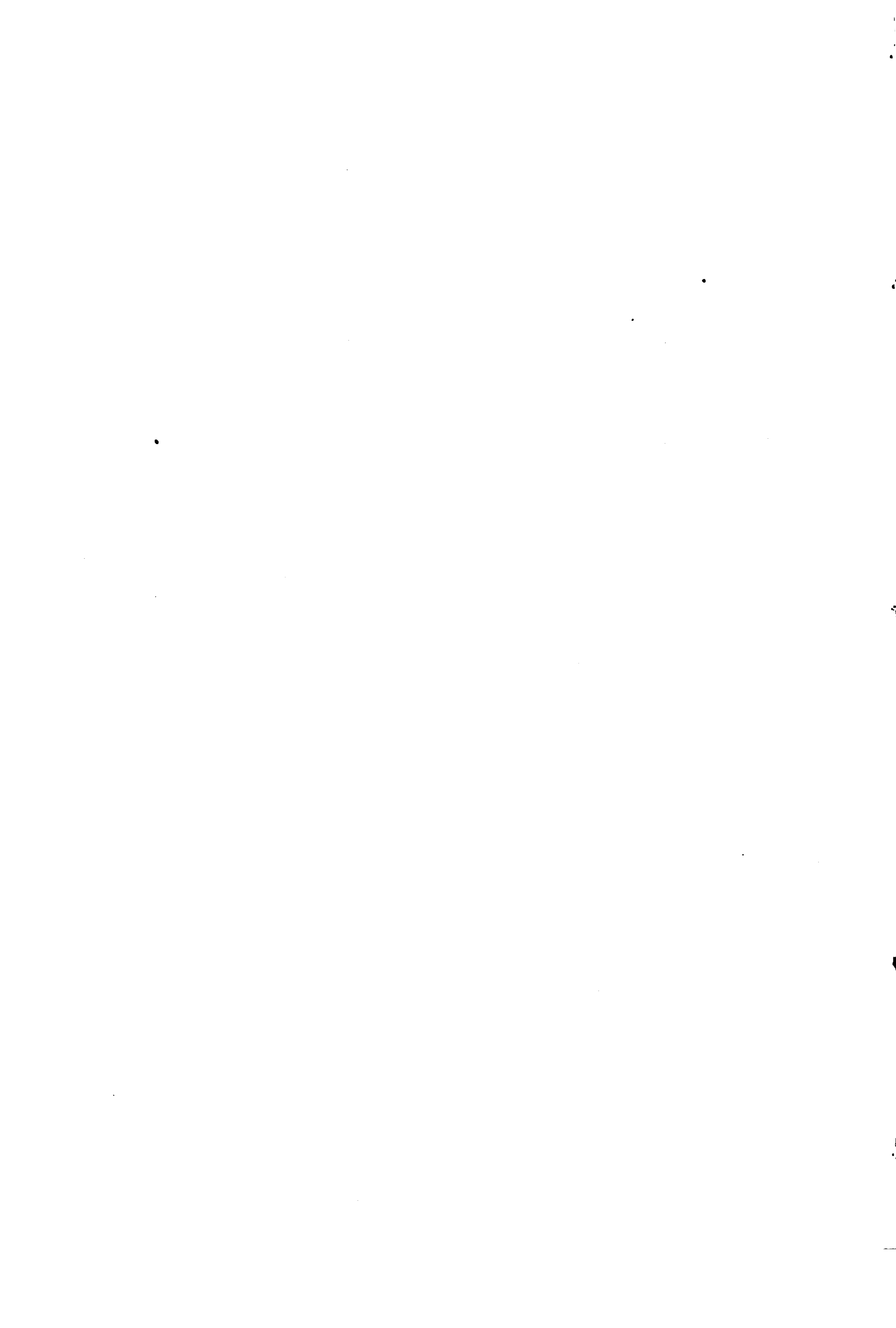
Neue Göttinger Sternwarte (vollendet 1814).

Heyne.

Von

Friedrich Leo.

Mit zwei Portraits.



Christian Gottlob Heyne (geboren 25. September 1729, gestorben 14. Juli 1812) ist für die Geschichte der Gesellschaft der Wissenschaften von so hervorragender Bedeutung, dass es nur eine lange versäumte Pflicht nachholen heisst, wenn ich seine geschäftliche und wissenschaftliche Thätigkeit für die Gesellschaft, in ihrem natürlichen Zusammenhang mit der Rolle, die seine Forschung und Arbeit in der Geschichte der Wissenschaft gespielt hat, in einigen Hauptzügen nachzuzeichnen versuche. Die äusseren Umstände sind in Heerens Biographie (1813) verzeichnet; viele das innere Leben der Gesellschaft betreffende Documente lieferte die Göttinger Universitäts-Bibliothek, das Archiv der Gesellschaft, das Göttinger Curatorialarchiv, ein wichtiges das Archiv der K. Preussischen Akademie der Wissenschaften.

I.

Heyne steht als zweiter in der Reihe der klassischen Philologen, die bei der Gründung der Gesellschaft durch J. M. Gesner eröffnet wurde. Gesner war neben Ernesti das Haupt der Alterthumswissenschaft in Deutschland und, als Leiter des ersten philologischen Seminars, der Vater des klassischen Studiums an deutschen Universitäten. In der Gesellschaft der Wissenschaften war er der Träger der philologisch-historischen Klasse. Der Begründer der biblischen Philologie, J. D. Michaelis, gehörte als Sekretär gleichfalls zu den Stiftern der Gesellschaft. So hatte in ihr von den ersten Zeiten an die Philologie Raum und Geltung. Der europäische Ruhm des Präsidenten gab den Naturwissenschaften das Uebergewicht; aber im ersten Bande der Commentarii stehen den Arbeiten Hallers, Kästners, Tobias Mayers Abhandlungen von Gesner, Michaelis und Ernesti*) gegenüber.

*) Ernesti war unter den zuerst gewählten auswärtigen Mitgliedern; vgl. Heynes Nachwort in Comment. IV (1781) p. IV.

Die Göttinger Gesellschaft unterschied sich durch den Besitz einer in strenger Forschung ruhenden Philologie bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts von den übrigen Akademien; es war einer der Vorzüge, die ihr das Zusammenwohnen mit der Universität einbrachte. Nach Gesners Tode (4. August 1761) stand der kaum erworbene Besitz auf dem Spiele. An der Universität erschien zuerst Klotz als ausserordentlicher Professor, ohne mit seiner nichtigen Person, der in der Folge Herder und Lessing zu einer sonderbaren Art von Unsterblichkeit verholfen haben, festen Fuss fassen zu können. Man hört mit Erstaunen durch Michaelis*), Münchhausens damaligen Vertrauten, dass während dieser Zwischenzeit nicht weniger als 31 Vorschläge für die erledigte Professur von überall her bei Münchhausen einliefen. Heynes Name war nicht darunter; man kannte ihn in Deutschland nicht. Erst Ruhnken bezeichnete, als er selbst den Ruf ablehnte, in seinem und Hemsterhuis' Namen ihn als den richtigen Mann und kündigte an, dass der Unbekannte bald europäischen Ruf haben werde. So wurde Heyne als Vierunddreissigjähriger, nach einem Leben voll Jammer und Entbehrung, von seiner Copistenstelle an der Brühlschen Bibliothek in Dresden auf Gesners Lehrstuhl berufen; zugleich als ordentliches Mitglied in die Gesellschaft der Wissenschaften.

Heyne fand, als er im Sommer 1763 seine Stelle antrat, die Societät in der Krisis vor, von der er selbst, da sie eben überstanden war, in der Vorrede zum ersten Bande der Novi Commentarii (p. VII. VIII)**) berichtet und von der Frensdorff in den Nachrichten von 1892 (S. 53 ff.) eine ausgezeichnete Darstellung gegeben hat. Im Jahre 1756 war Kästner hinzugekommen, nicht zum Frieden der Kreise in die er eintrat. Der alte Hollmann verliess im Anfange des Jahres 1761 die Societät, der er sich nach seiner eigenen Erzählung***) nur widerwillig angeschlossen hatte; jetzt wurde ihm die Mitgliedschaft durch Kästners Angriffe und die eigene Abneigung gegen Michaelis†) verleidet. Im August starb Gesner, im nächsten Jahre

*) Lebensbeschreibung S. 93.

**) Vgl. N. Comm. II hist. 159 sq. (in der Gedächtnissrede auf Münchhausen). Comm. X (1789/90) Anhang S. 9 ff. (auf Michaelis). Comm. XVI hist. 325.

***) 'Die Georg-Augusts-Universität zu Göttingen in der Wiege, in ihrer blühenden Jugend und reiferem Alter (Göttingen 1787)', in der unter den Handschriften der Göttinger Bibliothek befindlichen Abschrift der Fortsetzung (hist. litt. 82) f. 45 sq.

†) Diese tritt öfter in der Chronik hervor, vgl. f. 147; f. 106: 'Es traf überdem auch bald ein, was der Verf. schon längst besorget hatte, dass nach des s. Gessners





Weidmannsche Buchhandlung in Berlin. Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin W.

CHRISTIAN GOTTLIEB HEYNE
gestochen von Geyser
nach J. H. Tischbeins Bildnis von 1776.

T. Mayer, im folgenden J. G. Röderer (ausserordentliches Mitglied seit der Gründung, ordentliches seit 1760). Von ordentlichen Mitgliedern waren Michaelis und Kästner allein übrig geblieben. Kurz vor Heynes Eintritt wurde die philologisch-historische Klasse durch den Kirchenhistoriker Chr. W. Fr. Walch, bald danach (1764) durch den kürzlich zum Sekretär ernannten Historiker*) Joh. Phil. Murray ergänzt.**) Mathematik und Naturwissenschaften blieben allein durch Kästner und den abwesenden Haller vertreten. Seit 1755 hatte ein Streit mit dem Verleger das Erscheinen der Commentarii verhindert.

Heyne wusste mit Michaelis, der seit Gesners Tode beständig das Directorium führte und seit Hallers Weggang die Gelehrten Anzeigen redigirte, ein leidliches Verhältniss unter den schwierigsten Umständen zu bewahren.***) Mit Kästner stand er in gutem Ein-

---

Tod und der so geringen Anzahl der bey der Soc. stimmhabenden Mitglieder, eine Art von Despotismo bey derselben entstehen würde, dem er sich nicht Willens war zu unterwerfen'. f. 111 lässt er Michaelis Gerechtigkeit widerfahren, 'der die agonisirende und fast ganz ausgestorbene Societät der Wissensch. doch in einigem Ansehen noch zu erhalten wusste und die Gel. Anz. als ihren einzigen spiritum vitalem fast ununterbrochen unter ihrem Nahmen fortgesezet'. Auch Michaelis spricht in einem Circular vom 14. Sept. 1761 (im Archiv der G. d. W.) 'von unserer bisher fast gestorbenen Societät'. Wie Michaelis über Hollmann dachte, erfährt man aus einem Bericht an Münchhausen vom 11. und 21. Dec. 1769 über die Neubelebung der Commentarii (Cur.-arch. 'betr. die Einrichtung und den Druck der Societätsschriften' No. 8 u. 12), in dem es mit Bezug auf überflüssige Kupfertafeln der ersten Abhandlungsbände heisst: 'Ich will zum Beyspiel blos Hollmann nennen: seine Arbeiten waren zwar überhaupt nicht Societätsmässig, allein das hätte mancher übersehen. Hingegen welches Auge des Kenners wird uns das unnütze Kupfer nicht zur Schande anrechnen, das Tom. III hinter pag. 374 Num. 1 stehet? Von der Natur lernt man da nichts, als was mit Einem Worte gesagt werden konnte, und mit 1000 Worten gesagt war: die Männer aber mit Peruque und Haarbeutel und zeigendem Stock und Degen, etc. etc. sind Kinderspiel, darüber ich mich betrübt, und viele gelachet haben.' Und weiterhin: 'Unsere ehemaligen Vorlesungen waren zu lang, und hatten zu viel die Form der Disputationen, die in Societäts-Vorlesungen nicht seyn soll. Nicht Belesenheit, nicht Widerhohlung des Bekannten, sondern Neuigkeit der Erfindung, soll hier herrschen. Die Schuld des ehemaligen Fehlers lag daran, theils dass die Sache ein Versuch und neu war, und den Mitgliedern der Societät der schwatzhafte gelehrt seyn wollende Professor zu sehr anhing (mich nicht ausgenommen), theils Hollmann, der ausdrücklich dagegen redete, wenn Vorlesungen seiner Meinung nach zu kurtz waren'. Ueber Kästner und Hollmann: Frensdorff S. 64 ff.

*) Vgl. Frensdorff S. 76. Heyne N. Comm. VI hist. 107.

**) Vgl. in Reuss' Conspectus (vor Comment. XVI) p. 8.

***) Heynes Elogium auf Michaelis: Comment. X im Anhang. In einer Rede des Jahres 1804 (Comm. XVI hist. 337) nennt er Haller und Michaelis als die Grössen der älteren Göttinger Zeit, dagegen Heeren im Elogium auf Heyne (1812, Comm. rec. II) Haller und T. Mayer (S. 4, vgl. S. 20, wo er Michaelis hinzufügt).

vernehmen, das sich bald, nach Heynes eigener Angabe, auf die Wiederherstellung der Gesellschaft richtete.*) Indessen war es Heyne nicht verstattet, in den ersten Göttinger Jahren dies Ziel ernstlich ins Auge zu fassen. Er trat in sein erstes akademisches Amt, Vorlesungen und Seminar waren ihm neu und fremd,**) dazu fand er, zwei Jahre nach dem Tode seines Vorgängers, die Continuität des philologischen Unterrichts unterbrochen. Die Professur der Eloquenz verlangte von den ersten Monaten an Reden und Programme. Er war, auch in Nachfolge Gesners, als Bibliothekar berufen, zunächst für die zweite Stelle; aber nachdem Michaelis das in der Zwischenzeit geführte Amt des ersten Bibliothekars noch im December 1763 niedergelegt hatte,***) ergriff er die gesammte Verwaltung mit der Kraft und Schnelle des gebornen Organisators. Seine Stellung legte ihm die Pflicht auf, nachdem vor acht und sieben Jahren sein Tibull und Epiktet und seitdem nichts Gelehrtes von ihm erschienen war, für seine 'Celebrität' zu sorgen; er that es nicht nur durch akademische Abhandlungen, sondern vor allem durch die Ausgabe des Vergil, deren erster Band 1767 erschien. Endlich bedurfte es einer geraumen Zeit, in der Heyne all diese Thätigkeit und seinen Sinn ‚für das gemeine Beste' geltend machen konnte, um Münchhausens Vertrauen feste Wurzeln fassen zu lassen; erst so konnte Heyne die auf ‚die Aufnahme der Societät der Wissenschaften' gerichtete Action unternehmen, richtiger, im Verein mit Münchhausen und Georg Brandes die Neuordnung der Societät in die Hand nehmen.

Ueber den Erfolg der Action berichtet die von Heyne geschriebene (vom 27. September 1771 datirte) Vorrede zum ersten Bande der Novi Commentarii, beginnend mit den Worten: *prodit tandem ex tanto temporis intervallo, quippe sedecim annorum interiectu, novus Commentariorum Societatis nostrae tomus;* der Band enthält die in den Jahren 1769 und 1770 vorgetragnen Abhandlungen, mit ihm tritt das neue Leben der Gesellschaft in die Erscheinung. Neben Abhandlungen von Haller, Kästner, Heyne steht die letzte in den Gesellschaftsschriften erschienene Arbeit von Michaelis *(disputatio de Judaeis Salomonis tempore architecturae parum peritis,* verlesen am

---

*) Elogium A. G. Kaestneri hinter dem XV. Bande der Commentationes p. 7: *Kaestnerum habui bonorum consiliorum participem in redintegranda Societate.*

**) Heeren, C. G. Heyne S. 87.

***) Heeren S. 103.

3. Februar 1770); er hatte sein Amt und die Gesellschaft verlassen,*) nachdem er der Uebertragung des Verlages der Abhandlungen an den Buchhändler Dieterich vergeblich entgegengewirkt und seine Vorschläge für die Wahl neuer Mitglieder und, nach Murrays Austritte, des neuen Secretärs nicht durchgesetzt hatte. Die physikalische Klasse wurde durch fünf neue Mitglieder (ein ordentliches und vier ausserordentliche) ergänzt.**) Das Directorium verlor nach Michaelis' Austritte seine Wichtigkeit; es war von nun an kein ständiges Amt, sondern wechselte unter den ältesten Mitgliedern der drei Klassen; die Bedeutung des Secretariats stieg: es wurde durch Heyne was durch Haller das Präsidium, durch Michaelis das Directorium gewesen war.

Es sind zwei unscheinbare Notizen, die die Gelehrten Anzeigen von 1770 in ihrem 35. und 122. Stücke brachten: zum 22. März: ‚die Geschäfte und Ausrichtungen eines Secretärs bei der Societät sind zuförderst dem Hrn. Hofr. Heyne aufgetragen worden', und zum 11. October: ‚das Directorium über die gelehrten Anzeigen hat der Herr Hofrath Heyne übernommen.'***) Es ist die Einleitung einer durch

*) Gel. Anz. vom 10. Sept. 1770 (S. 945).

**) Gel. Anz. vom 20. Oct. 1770 (S. 1097). Heyne N. Comm. I praef. VIII. Im Archiv der G. d. W. befindet sich ein Reskript vom 6. Oct., in dem der Gesellschaft die Wahl der (wie der unten folgende Brief von Brandes vom 10. Sept. zeigt) zuvor von Heyne genannten Personen anheimgestellt wird. Am 16. Oct. gehen die Vorschläge nach Hannover (Concept im Archiv), die der Anregung der Regierung völlig entsprechen; auch Zimmermann wird als auswärtiges Mitglied vorgeschlagen; nur gegen Lichtenberg (geb. 1744) erhebt die Gesellschaft wegen seiner Jugend Bedenken (ein Schreiben Kästners über diese Sache im Archiv). Am 26. Oct. erfolgt das Rescript mit der Bestätigung.

***) Heyne berichtet darüber in der Vorrede des ersten Bandes der Novi Commentarii p. IX: *Secretarii officium negotiorumque Societatis curam et gestionem — ad me delatam, etsi aliis curis satis districtus, ne tamen Munchhusii summis iussis, Collegarum voluntatibus, deesse viderer, suscepi, cum id ad meam fidem et religionem pertinere arbitrarer, si committerem, ut quicquam officii operaeque, quae ad publicam utilitatem spectaret, frustra a me esset flagitatum. Idem mox, cum Collegarum benevolentiam praeclaram, et studium singulare, ad iuvandum me consilioque et auctoritate firmandum, satis iam perspectum haberem, aliam recepi curam, ut novorum librorum recensus, qui sub Societatis auspiciis evulgantur, moderarer, quaeque ad eam rem spectant, administrarem.* In dem Rescript an die Societät vom 24. Febr. 1770 (im Archiv der G. d. W.) heisst es: '— — so sind wir auf den Gedanken gerahten, ob nicht ihr, der Hofrath Heyne, bis zu unserer anderweiten Entschliessung euch damit in der Masse befassen möchtet; 1. Dass ihr zwar den Titel eines Secretarii der Societät nicht führet, sondern vielmehr 2. eure Stelle als ein Mitglied derselben, unverändert und unvermindert behaltet, dabei aber 3. alle dem Secretario obliegende Ausrichtungen besorget, und was in dieser Qualität einer Unterschrift desselben erfordert, unter einem schicklichen

43 Jahre reichenden Amtsthätigkeit, der man die ersten Jahre, die das halbe Jahrhundert voll machen, wohl hinzurechnen darf, einer rastlosen, durch eine unendliche Kette vielfacher Geschäfte, ohne zersplitternde Vielgeschäftigkeit, auf das Ziel gerichteten Thätigkeit. Die nach wenigen Jahren des Lebens in einen Halbschlaf verfallene Societät hat während dieses halben Jahrhunderts die Sicherheit gewonnen, dass sie am Leben bleiben würde.

Die Gelehrten Anzeigen hatten während jener anderthalb Jahrzehnte die Societät fast allein repräsentirt; sie waren auch die Handhabe, nach der Münchhausen längst zu greifen trachtete, um der Societät wieder auf die Füsse zu helfen. Von nun an behielt Heyne ihre Leitung in der Hand, gab ihr die Richtung und in den Früchten seiner wahrhaft bibliothekarischen Arbeit eine Fülle des Stoffes; Heeren rechnet (S. 522) 'nach einer sehr mässigen Schätzung nicht unter 7—8000 Recensionen'. Das Secretariat hatte neben Haller und Michaelis nicht viel bedeutet; Heyne verzichtete für seine Person auf das Directorium (s. u. S. 209) und übernahm die Functionen des Secretärs in der Absicht, aus diesem Amte das wichtigste der Gesellschaft zu machen. Dass es jetzt das einzige ist, darf man als eine directe Folge von Heynes Amtsführung ansehen und daran die Wirkung ermessen, die seine dauernde Arbeit im inneren Kreise der Gesellschaft übte.

Es sind nicht allein diese Leistungen, die die hier beginnende Periode*) in der Geschichte der Gesellschaft an Heynes Namen

---

Nahmen, dessen Bestimmung wir der Societät überlassen, oder auch allenfals ohn Beifügung eines besonderen Amtes, unterzeichnet und bekräftigt'. In dem an demselben Tage an Heyne gerichteten Rescript (im Archiv) werden ihm 'die Secretariats Verrichtungen' übertragen 'in der Masse, dass künftig alles dasienige, was sonsten zum Amte des Secretarii gehöret, von euch geleistet werde'. Bei dieser 'interims-Einrichtung', wie sie dann genannt wird, ist es geblieben. So im Personalverzeichniss Comment. X p. XVIII: 'verwaltet die Secretär-Function'. Nach Heynes Tode wurde das Secretariat getheilt (Rescript vom 16. Jan. 1813 im Archiv d. G.): Blumenbach erhielt das beständige Secretariat der physischen und mathematischen Klasse, Eichhorn das der historischen und der (damals existirenden) philologischen Klasse, ausserdem Blumenbach die allgemeinen Societätsgeschäfte. Auch 'die Aufsicht der gelehrten Anzeigen' wird Heyne durch Rescript übertragen (vom 26. Oct. 1770), 'und zwar auf beständig'. Sein Nachfolger ist Eichhorn (zweites Rescript vom 16. Jan. 1813).

*) Heyne in der Vorrede des ersten Bandes der N. Comm. p. XVI: *conventus ille publicus, quem in a. d. X. Novembr. LXX. celebratum esse paullo ante commemorabamus, cum aliis de causis inter solemniores et memorabiliores erat referendus, tum propterea, quod is agebatur primus a recens constituta et ad civilem formam annuamque Directionem descripta Societate, quodque, revocata in hunc modum pristina forma et dignitate, eodem die Vicennalia sua celebrabat*

knüpfen, wie ihre Ursprungsgeschichte durch den Namen Hallers bezeichnet ist; aber die Umstände verlangten vor allem eine Persönlichkeit, die zu solchen Leistungen geeignet, zum Organisiren befähigt, zum Regieren geneigt war. Münchhausen hatte an Heyne diese Eigenschaften erkannt und Heyne kam ihm entgegen. Es ist viel Kleines und Momentanes in dem was wir von diesen Verhandlungen besitzen, aber sie sind auf das Grosse gerichtet und gewähren den Reiz, der mit dem Anblick zukunftreicher Anfänge verbunden ist.

Ich gebe zunächst einige Auszüge aus Münchhausens*) und Georg Brandes' Briefen**) an Heyne. Sie bedürfen keines verbindenden Textes, da sie sich selbst erklären und für den Zusammenhang Frensdorffs Darstellung vorliegt.

Brandes an Heyne.

Bd. 123 Fol. 69v (10. Jan. 1768)***)

— — — Wie volkommen bin ich Ihrer Meinung in Ansehung der Anzeigen und Societät, und wie sehr habe ich nicht beider Verfall zeithero beklaget! Sie haben allerdings der Universität den grössesten Ruf und einen Vorzug vor allen ihren Schwestern verschaffet. Der Eigensinn, und vielleicht noch eine schlechtere Leidenschaft, eines einzigen Mannes stürtzet beide, und mit ihr die Universität, wenn ihm nicht Einhalt geschiehet. Die Anzeigen haben seit Kurtzem sich etwas wieder aufgenommen, und solches Ew. Wohlgeb. alleine zu verdanken. Wie es aber mit der Societät werden dürfte, weiss der Himmel. — — —

Münchhausen an Heyne.

Bd. 122 Fol. 14 (14. Febr. 1768).

— — — Mir ist die ursach nur gar zu bekant, warum die G. anzeigen nicht zu dem lustre kommen, die sie wegen einiger vortrefflichen arbeiten verdienen, darunter Ew. Wohlgeboren primo

---

Societas inter laetissima rerum omina. Die Vorrede des zweiten Bandes beginnt: *sequitur alter Tomus Commentariorum instauratae Societatis Scientiarum,* die des dritten: *tertii ab instaurata Societate anni—commentationes* etc. Vgl. die Stelle aus Heynes Rede bei der fünfzigjährigen Gedächtnissfeier: Comm. XVI hist. 330.

*) Handschriften der Göttinger Universitäts-Bibliothek: Heynes Nachlass Bd. 121. 122 (W. Meyer Verzeichniss der Handschr. im preuss. Staate I 3 p. 129).

**) Heynes Nachlass Bd. 123—132 (in 123 die Briefe von 1764—1771).

***) Bis 'Einhalt geschiehet' bei Frensdorff S. 93.

loco stehen. Hätte der H. Dirigent weniger Misgunst, und mehreren Eifer vor Beförderung des guten, so würden diese Zeitungen instar omnium seyn, und an mehreren guten Arbeitern nicht fehlen, zumahlen ich weder Kosten noch Mühe spare, den Stoff dazu zu verschaffen. allein in diesem haupt umstand absehe ich keine Besserung, sed hoc Catone contentos nos esse oportet. — — —

Fol. 20 (26. Febr. 1768).

Mit verdoppelten Danke erkenne ich die aufrichtige Eröffnung, die Ew. W. in dero geehrtestem von 22. dieses mir zu thun beliebet. alles ist voll darin von dero Einsicht und Wohlmeinung vor das gemeine beste.

Köndte doch dieser wohldenckende geist mehrere von dero Hn. Collegen beleben, und wie gut, wie glücklich wie einmüthig würde alles sodann von statten gehn, sed quia non similes quaerunt labra lactucas id vix contingent.*)

Hätte der Director der gelehrten anzeigen mehrere Leutselig- und Verträglichkeit, so würde dieses Institutum das beste in ganz Teutschland seyn können. Es ist ein Glück, dass Ew. W. mit ihm so gut übereinkommen, und dass dieses die machine noch aufrecht erhält. — — —

Brandes an Heyne.

Bd. 123 Fol. 86 (14. Oct. 1768)

— — — Sie sagen, dass Ihre Brust gelitten, und die Professorstimme noch schwach geblieben sei. Entschlagen Sie also Sich wenigstens auf eine Zeitlang dem gar zu regem Fleisse, der strengen Arbeit, und ruhen Sie ia, um volle Kräfte wieder zu erhalten. Das Lesen — o! Sie solten gar nicht lesen. Sie sind für ein grösseres, wenigstens für ein edelers Publikum als das der Hörsäle, bald sagte ich der Universitäten, geschaffen. Fahren Sie fort, den algemeinen Geschmack im Vaterlande auszubilden, und die hier und da auftretenden Marktschreier, nicht durch Widerlegung (:denn das wäre ihnen zu viel Ehre:) sondern nur durch Darstellung des wahren schönen echter Litteratur kennbar zu machen. — — —

*) Bei Lucilius (p. 157 M.) war von einem M. Crassus zu lesen, der nur einmal im Leben gelacht habe, als ein Esel Disteln frass und jemand dazu bemerkte: *similem habent labra lactucam* d. h. 'wie das Maul so der Salat'. — *id* scheint sicher, M. wollte wohl *continget* schreiben.

Münchhausen an Heyne.

Fol. 117 (12. Febr. 1769)*)

ich erkenne gar wohl, dass sowenig die gelehrte Gesellschaft, als die dortigen anzeigen bey der caprice und interressirten absichten einer Person wohl fahren werden.

Des Herrn Hallers Hinkumft ist höchst zweifelhaft, ich habe ihn aber numehro dahin gebracht, dass binnen 14 Tagen man wissen muss, woran man ist. Kömt derselbe nicht, so wünsche ich sehr, dass die direction der gelehrten anzeigen Ew. W. aufgetragen werden möge.

ich bitte also in Zeiten auf Mittel zu gedencken, durch was vor Mittel beym Hn. M. solches bono modo bewürcket werden könne.

Mein Plan ist, dass weil Hr. von Haller ohnedem mit Hn. M. unzufrieden ist, die Veranlassung durch ihn dergestalt geschehe, dass er durch ein schreiben an mich qua Praeses die Verbesserungen vorschlage. Den Stoff dazu muss ich aber in grösten Vertrauen von Ew. W. erbitten, davon niemand in der Welt etwas erfahren soll. unter andern glaube ich, dass Hr. von Haller mit recht die ablegung der Rechnungen von Hn. M. verlangen könne. so, wie ich den Hn. M. zu kennen vermeine, wird er darüber bald entrüstet und bewogen werden, sich des directorii der gelehrten Gesellschaft sowohl als der gel. anzeigen zu begeben.

Fol. 124 (6. März 1769)

Die Unordnung, so bey denen gelehrten Zeitungen, wahrscheinlich aus keinen guten ursachen, eingeschlichen, müssen nothwendig geändert und ein regulativ disfalls getroffen werden. Es komme nun der Hr. von Haller, oder er komme nicht, so muss solches in beyden fällen geschehen. Daher ich wünsche, dass Ew. W. mir einen solchen Entwurf zu meiner alleinigen direction (*so*) zuschicken mögen. ich vermeine, den Hn. von Haller zu bewegen, dass derselbe diese gedancken als die seinige mir melde. dieser Plan muss aber auch die arbeiter an den gel. Zeitungen betreffen und einem jeden sein fach zu bestimmen seyn.

Fol. 125 (13. März 1769)

— — — alles was sich hier von acten die die anordnung der Societät der Wissenschaften und anordnung der gelehrten Zeitungen findet (*so*), erhalten dieselben bey heütiger post.

*) Der erste und zweite Absatz von Frensdorff S. 69 mitgetheilt, der Rest mit willkürlichen Aenderungen von Heeren S. 116.

Niemahls habe ich aber ein Verzeichniss der Verfasser oder jeden articul, mit dem nahmen des Verfassers bezeichnet, erhalten, mithin kan ich damit nicht andienen. Der gegenwärtige Hr. Director ist sehr bemüht gewesen, mir selbst alle nachricht von denen gelehrten Zeitungen zu entziehen, und wohl gar die mindeste Nachfrage übel zu nehmen.

Fol. 127 (ohne Datum und Unterschrift, hier zwischen 13. März und 2. April 1769 eingeheftet).

Ein anderweit von Hn. Haller erhaltenes Schreiben vermindert die Hoffnung zu seiner Hierkumft. Desto mehr nehme ich mit ersinlichem Dancke an, dass Ew. W. einen Plan ausarbeiten wollen wie sowohl die Societät der Wissenschaften als die gelehrte Zeitungen in bessere Ordnung zu setzen. rat. des letztern, müssen die Personen bestimmt seyn, die daran in jedem Fach arbeiten.

Fol. 133 (13. Apr. 1769)*)

Hr. von Haller wird nicht zu uns kommen.

ich bitte also dero gutachten wegen der Societät der Wissenschaften und gelehrten Zeitungen zu beschleunigen, auch die acta zu remittiren.

Fol. 135 (21. April 1769)**)

Es sind sehr schöne gedancken, welche E. W. wegen der Societät der Wissenschaften und der gelehrten anzeigen mir zu melden beliebet, davon ich bestmöglichen gebrauch zu machen gedencke.

Man fordert heute die Rechnungen von beyden. ich sorge aber, es werde sich dagegen eine gewisse Person aufs euserste streben.

Fol. 146 (5. Juni 1769)

— — — ich wünsche, dass man wegen des Directorii bey der Societät ein regulativum machen könne. mir ist sehr rathsam vorgekommen, dass solches abwechsele, Hr. von Haller ist aber anderer Meinung. — —

Fol. 165 (16. Oct. 1769).

Der angekündigte Bericht wegen der Societät der Wissenschaften ist mir noch nicht zugekommen. Es wird Mühe kosten, bey

*) Frensdorff S. 69. Das Gutachten s. u. S. 178.
**) Frensdorff S. 69.

denen differenten absichten in gantzen etwas heilsames festzustellen.*)

Wäre der jetzige Dirigens zu bewegen, die gelehrten anzeigen Ew. W. zu überlassen, so würde alles gut und ordentlich zu gehn; allein es scheinet nicht, dass dieses, da es seinem Interesse zuwider ist, seine Meinung sey. — — —

Brandes an Heyne.

Fol. 121 (16. Oct. 1769).

— — — Mit der Societät ist es leider! ein bedenkliches Werk, und gestehe ich, dass meine Hofnung zu einem neuem Leben derselben immer geringer werde. Auf den Herrn Schlötzer**) ist man auch hier aus dem einzigen Grunde gesteuert, weilen er in einem noch unbebauetem Fache arbeitet. Ich kan sonst nicht bergen, dass er mir bishero noch wenig Genüge geleistet hat. Man siehet seinen Schriften die Mühe an, wovon das Genie gemeiniglich entfernt ist. Kurtz, auf Vollkommenheit dürfen wir nicht hoffen. Wenn wir nur nicht gar zu sehr im Mittelmässigen stecken bleiben. Denn dafür wäre es besser nichts. — — —

---

*) Am 9. Oct. fragt Brandes an, wie man 'die letztern Rescripte wegen der Societät und Anzeigen dort aufgenommen' habe. 'Wegen ersterer insonderheit hätte billig noch mehr geschehen sollen.' In der Nachschrift des Briefes vom 13. Oct. bemerkt Münchhausen, 'der erforderliche Bericht von der Societät der Wissenschaften und denen gelehrten anzeigen' stelle sich noch nicht ein. Auf das Rescript vom 19. Sept. (im Archiv der G. d. W.; Concept im Cur.-Archiv 'betr. die Aufnahme der S. d. W.' No. 8) erfolgte die Antwort (Cur.-Arch. 'betr. die Einrichtung und den Druck etc.' No. 3, Concept im Archiv d. G.) unter dem 12. Oct., dasselbe Datum trägt ein Separatbericht Heynes ('Aufnahme' No. 9). In diesem wird unter 1. u. 2. von der nöthigen Abrechnung mit der Post gehandelt, unter 3 das Alterniren des Directoriums empfohlen; '4. In Ansehung des Recensionswesens müsste der Kön. Societät anbefohlen werden, aus ihrem Mittel einem Mitglied, wenigstens auf eine gewisse Zeit, den Auftrag zu ertheilen, dass es die Anzeigen besorge und mit der Societät darüber von Zeit zu Zeit communicire. Auser den vielen Beschäfftigungen des Herrn Directoris, und dem Wunsch des Publici, dass er seine Uebersetzung des alten Testaments fortsetzen möge, wäre eine nähere Veranlassung dazu, dass die Societät mit künftigem Jahre einen neuen Anfang der Anzeigen machen und eine Anzahl Supplemente nachdrucken lassen will.' Ueber Kästners Separatbericht Frensdorff S. 89 ff.

**) Dem Bericht vom 12. October lagen die Separatvota über Michaelis' Antrag, Schlözer zum ordentlichen Mitgliede zu wählen, bei; über diese Frensdorff S. 82 ff. Auch Brandes' nächster Brief, vom 30. Oct. (Frensdorff S. 93), handelt von diesen Dingen.

Münchhausen an Heyne.

Fol. 179 (24. Nov. 1769)*)

Wie glücklich wäre die Universität und Göttingen und wie vergnügt und geruhig würde ich selbst seyn, wenn alle so uneigennützig dächten, und wenn alle das gemeine Beste und den ruhm der Universität so eifrig zu betreiben suchten, als Ew. W. bey aller gelegenheit beweisen.

Der mir in Vertrauen gemeldete umstand wegen der gelehrten Anzeigen gehöret mit unter diese Classe, und ist es sehr zu bedauern, dass man so wenig Eifer hat, ein gutes werck von selbst zu bewürcken.

Es erfolget heute disfalls eine höfliche Errinnerung, wenn aber, wie es scheinet, der gute Wille zur Vollbringung fehlet, so dürfte alle hierige anregung vergebens bleiben.

Brandes an Heyne.

123 Fol. 129 (28. Dec. 1769)

Das mit Ihrem letzterm, wehrtester Freund, mir zugefertigte Promemoria**) kam mir zur rechten Stunde. Ich war eben im Begriffe, andere mir sehr verdächtige Vorschläge über diese Sache zu beantworten, und ich habe davon gleich Gebrauch gemacht.

---

*) Vom 27. November ist das Rescript (Archiv d. G., Concept im Cur.-Arch. 'betr. die Einrichtung und den Druck etc.' No. 14) auf den Bericht der Societät vom 20. Nov. (Cur.-Arch. 'betr. die Aufnahme etc.' No. 13, Concept im Archiv d. G.) datirt; beide betreffen den Verlag der Commentarii, vgl. Frensdorff S. 97.

**) Vom 24. December (Cur.-Arch. 'betr. die Einrichtung etc.' No. 14); Heyne berichtet persönlich, da 'bey der hier sich vorfindenden Trennung der Gemüther — — sich schwerlich hoffen lässt, dass die Sache von hier aus mit einem gemeinschaftlichen Ernst und Eifer dürfte betrieben werden'; er empfiehlt, mit Dietrich wegen des Druckes der Commentarii weiter zu verhandeln. Wesentlich auf dasselbe kommt, freilich nach einem recht luftigen Hin- und Hererwägen über Selbstverlag, der Bericht Murrays vom 21. Dec. (ebend. No. 9) heraus, den er erstattet nach einer Berathschlagung 'mit dem Prof. Heyne, mit dem ich, in den Angelegenheiten der Societät, von Anfang an gemeinschaftlich gehandelt.' Die 'sehr verdächtigen Vorschläge' sind die von Michaelis im Bericht vom 20. Nov. (vor. Anm.) niedergelegten. Er verlangt dass Einer, in der Stille agirend, sich um den Verleger bekümmern solle; er stellt in Aussicht dass 'grade das, was alle Wünsche erfüllet, erhalten werden könnte: allein auf eine gewisse oblique Art und Weise, an die man bisher gar nicht gedacht hat, und die ich auch nicht einmahl habe nennen mögen, noch jetzt nennen darf;' er fasst endlich ins Auge, 'da die Societät Herrn Didrich nicht gern haben will' und Frau Vandenhoeck den Verlag abschlägt, einen auswärtigen Verleger zu suchen, d. h. das zu thun was die Gesellschaft für einen Theil ihrer Schriften fünfviertel Jahrhundert später gethan hat. — Im Antwortschreiben der Curatoren an Michaelis vom 29. Dec. (ebend. No. 13, von Brandes geschrieben) wird auf diese Punkte in Heynes Sinne und mit Benutzung von dessen Berichte geantwortet.

Der Herr Premier Minister, welchem ich Ihren Aufsatz zugestellet, ist damit völlig zufrieden und wird es weiter bezeugen.*) Sie können nicht glauben, was auch bei dieser Gelegenheit für Kunstgriffe geschehen, und wie die volle Nachsicht und Gedult des Ministers dazu gehöre, um seine patrias manus nicht sinken zu lassen. Ich fürchte doch fast, dass man ihn zuletzt ermüde, und die besten Absichten zum Ruhme und Vortheil der Societät und eines ieden Mitgliedes derselben eben von denen, die solche am mehresten befördern solten, vereitelt werden.**) Die Sache kan nur auf die von Ihnen vorgeschlagene Art zum Stande kommen, und ich bitte vorläufig, von dem Herrn Ditrich positive zu vernehmen, unter welchen Bedingungen er sich zum Verlage erklären wolle. Von dem honorario wird man ihn hier wenigstens frei sprechen, und ich solte denken, dass die Societät wegen des vergangenen für dasmal auch nicht darauf bestehen würde.***) Vielleicht lässet sich mit den Kupfern dabei eine Einschrenkung machen: und da man sich in der Auflage nach dem vorigem Absatze richten kan, so solte ich nicht denken, dass es eine starke und bedenkliche Entreprise seyn könte. Nur müssen Sie Dietrich verbieten, dass er von Ihren Anträgen gegen den Hn. M. sich nichts merken lasse. — — —

Münchhausen an Heyne.

Fol. 197 (11. Jan. 1770).

— — — Hr. Hofrath Michaelis hat ein mislungnes projet mit Madame Hoeck gehabt, und hat noch ein anderes in mente.

ich solte davorhalten, dass Ew. W. Vorschlag, dass die Comment. Societ. von Dietrich verleget werden, der sicherste sey. ich begreife nicht, was H. M. gegen denselben haben kann.

---

*) 'Pro Memoria' Münchhausens an Heyne vom 30. Dec. (Cur.-Arch. 'betr. die Einrichtung etc.' No. 15, von Brandes' Hand), beginnend: 'Ich befinde freilich immer mehr, dass, wegen des so sehr gewünscheten Abdruckes der Societäts-Commentarien, die dortigen Gemüther mit sehr verschiedenen Absichten angefüllet sind, und schwerlich zu einem gemeinschaftlichen Schlusse, noch zum rechten Eifer, darunter zu bringen seyn werden. Um desto mehr erkenne ich des Herrn Professors Heynen fortdauernden redlichen und vernünftigen Betrieb der Sachen, und bezeuge mit Vergnügen, dass die desfalls unterm 24ten eröffnete nähere Vorschläge meinen völligen Beifall haben.'

**) Vgl. Frensdorff S. 97. Heyne N. Comm. II hist. 160.

***) Die Befreiung vom Honorar hat Michaelis (s. o. 166 A. **) entschieden befürwortet; Heyne in einem P. M. vom 4. Dec. 1770 (No. 16) hält sie gleichfalls für unumgänglich. Es ist nicht ohne Interesse, hiermit Heynes Erzählung in dem Schreiben vom 22. Febr. 1770 (No. 20) zu vergleichen.

Fol. 206v (18. Februar 1770)

— — — Endlich wird es mit denen Commentariis nach dem beygehenden Schreiben des Hn. Michaelis zum stande kommen, ich glaube man müsse keine Schwierigkeiten machen, in welchem Sinn ich ihm auch antworte. am besten wäre es freilich, wenn die Commentarii nach ordnung der Zeit und jahre gedruckt würden*), es ist aber dieser umstand nicht von der Erheblichkeit dass man disfalls mit Hn. Dietrich abbrechen wolle. Unter denen alten stücken muss ohnedem eine Wahl angestellet werden, welches Hr. von Haller zu thun, übernommen hat. ich solte glauben, derselbe könne auch am besten die Vorrede machen**), und müsse die Societät mit ihm darüber und über die gantze Einrichtung fordersamst communiciren.

Die Einwendungen gegen Dietrich***) sind sehr unerheblich, und er muss am besten wissen, was er übernehmen kan. H. Murray vermuthlich aus misVergnügen dass er nicht auch Hofrath worden†) will das Secretariat bey der Societät niederlegen. Es wird also nöthig seyn, auf einen andern zu gedencken. Ew. W. werden solches schwerlich annehmen wollen, sonst köndte daraus ein grosser Nutze vor die Societät entstehen und Sie dadurch einen stärckeren Einfluss in den Haushalt und die innere Einrichtung der Societät und durch Ihr ansehen gleichsam ein Vice præsidium erhalten††). ob allenfalls H. Dietz die

---

*) Michaelis hat mit Dietrich ausgemacht, dass die neuesten Arbeiten (von 1769 und 70) zuerst gedruckt werden. Er hatte in der Sache gewiss nicht Unrecht, aber die Art es zu betreiben machte die Sachlichkeit seiner Motive verdächtig. Darüber äussert sich Heyne in seinem Antwortschreiben an Münchhausen vom 22. Febr. 1770 (No. 20) sehr offenherzig.

**) Eine von Michaelis (am 15. Febr., Cur. arch. 'betr. die Einrichtung etc.' No. 19) erhobene Schwierigkeit, da er das Latein des Sekretärs Murray nicht genügend fand. S. u. S. 171 A.

***) In Michaelis' Schreiben vom 15. Febr. (s. vorige Anm.).

†) Vgl. Frensdorff S. 99.

††) Heyne antwortet unterm 22. Febr., nachdem er über Michaelis' Verhandlungen mit Dietrich berichtet hat:

'Das ist alles für uns andre sehr decourageant; und die natürlichste Folge wäre freylich diese, jeder zöge die Hand auch ab, und sorgte wieder allein vor sich.

Indessen, um noch einen Versuch zu machen, hat mich eben dieser Vorgang determinirt, beygehendem Entwurfe nach Eurer Excellenz im gnädigsten Vertrauen eröffnete Gedanken auf die darinn enthaltne Weise zu beantworten. Ein Damm muss auf einige Weise entgegen gesetzt werden, sonst sind wir alle verkauft, oder alles geht aus einander.

Der Herr Hofrath M. hat Freundschaft und Vertrauen gegen mich; habe ich einmal ein näher Recht, mich mit dem Hausshalt der innern Einrichtung der Societät zu befassen, so kan ich wohl hoffen, ihm manches auszureden. Aber eben zu dem Ende muss alles so eingerichtet werden können, dass meine Verfassung und mein

nöthige Eigenschaften dazu habe, werden Ew. W. wissen. ich errinnere mich nicht, etwas Lateinisches von ihm gesehen zu haben.

Aus dem Archiv der G. d. W.*) (25. Febr. 1770).

Alles, was Ew. W. bey übernehmung der Secretariats Functionen verlangen, ist so billig, dass nach selbigem die expeditionen gemacht sind. Der auftrag ist unter der Clausel, vor erst, gemachet, damit der Neid vermindert werde.

Ew. W. Beschwerden über gewisse umstände haben einen guten grund, und Sie werden leicht erachten, wie empfindlich mir selbige seyn. Nur bitte ich aufs inständigste, eine Uneinigkeit, oder auch aigreur mit der bewusten Person auf alle weise zu vermeiden, und seine Schwachheitsfehler,**) die bey ihm zur andern Natur werden, des gemeinen Besten halber zu übersehen.

ich communicire hiebey in Vertrauen ein Schreiben, welches einen Vorschlag wegen des Secretarii, und eine Klage über den Von Haller in ansehung seines Fleisses enthält.

das erstere verdienet eine weitere prüfung, die ich mir von deroselben erbitte.

das andere ist aber dasselbige, so auch in dem Bericht wegen der denen gelehrten Zeitungen mangelnden varietas erwehnet worden. Daran sollen die viele Hallersche recensiones schuld haben, die freilich eine Zeit her etwas häufiger gewesen sind.

ich finde aber dieselbe so schön, und so abwechselnd und unterhaltend, dass ich sehr wünsche, einen solchen modum in rebus und eine solche abtheilung zu machen, dass der Hr. von Haller nicht verdrieslich werde.

Vieleicht wissen Ew. W. mir einen Plan an Hand zu geben, mittelst welchen die abwechselung und die Befriedigung der übrigen Mitarbeiter erhalten werde. Wenn in jedem stück etwas von Hn. Haller vorkömt, so wird er und das publicum zu frieden seyn.

Verhältniss zu ihm auf keine Weise deteriorirt wird. Eigentlicher Secretair kan ich also nie seyn, aber wohl die Function extra ordinem verrichten.

Beym Druck der Commentarien würde es noch auf eine besondere Art unumgänglich nothwendig seyn, dass der Herr Director jemanden zur Seite hat, der ihn auf seinem Pfad verfolget, und das veniam, quocunque sequaris, spielt.

Weh thut es gleichwohl zu bemerken und zu sehen, dass ein Director eine Societät blos dazu anzuwenden sucht, um auswärts den Nahmen derselben, und den Ruhm der Arbeiten so vieler braven Männer, auf sein Haupt allein zu transferiren. — —'

*) Von Heyne zu den Akten gelegt und so von der Sammlung der Münchhausenschen Briefe getrennt.

**) Geschrieben, wie es scheint, 'Schwachsheitsfehler.'

Wäre es möglich, disfalls ein regulativ zu treffen, so würde manche querele cessiren, allein es wird schwer seyn, dergleichen auszufinden.

Brandes an Heyne.

Fol. 137 (26. Febr. 1770).

Bei dem unvermuthetem Gesuche des H. Murray wegen Entlassung vom Societäts Secretariate war mein erster Wunsch, diese an sich wichtige Verrichtung in Ihren Händen, bester Freund, zu sehen. Ich mochte es aber nicht wagen, es Ihnen Selber anzumuthen, da ich Ihren grossen Trieb zu allen heilsamen Unternehmungen kenne und Sie bisweilen lieber zurückhalten als anreitzen möchte. Indessen lieget an diesem Stücke gar zu viel, und dismal habe ich meinen Wunsch für Ihre Ruhe dem gemeinem Besten nachsetzen müssen, und mich hertzlich gefreuet, dass Sie die Sache übernommen haben. Da hiebei kein Augenblick zu verlieren war, so erfolgen schon heute alle erforderliche Ausfertigungen. Sie werden ein Donnerschlag für den Herrn Director seyn, weil er nicht so dumm ist, die der Sache gegebene Wendung für bares Geld anzunehmen. Dem Herrn Murray habe ich, zu einiger Vergnügung, ausgewirket, dass er den Gehalt als eine Besoldungszulage behalte. Indessen ist es keinesweges die Meinung, dass Sie umsonst arbeiten sollen, obgleich davon im Rescripte noch keine Erwehnung geschiehet. Es verstehet sich dieses von selbst, und die Assignation soll schon zu seiner Zeit ausgefertiget werden. Was ich nun noch wol wünschen möchte, wäre, dass der H. Director darüber empfindlich würde, und sein Directorium gar aufgäbe. Ich fürchte es aber kaum, und so muss man mit ihm forthandeln so gut als möglich ist. Sie sind der einzige, den er zu achten scheinet. Ob es aus Furcht oder edelerm Triebe sei, thut in diesem Falle nichts, und dasmal mag das oderint dum metuant hinreichen. Sie kennen die ignes suppositos cineri doloso in diesem Fache, und werden also Ihren Gang schon darnach zu richten wissen. Ist er freundlich, rückhaltend oder zum Schein vertrauet: ey nun so seien Sie es auch, wenn wir nur zum Zweck gelangen. Der Despotismus aber kan freilich nicht mehr Statt finden, und Ihr Wort muss wenigstens so gut als seines seyn. Da ich den theuren Minister nicht zurückhalten können, ihn um seine Meinung wegen der Veränderung mit Hn. Murray zu befragen, so antwortet er, wieder seine Gewohnheit, mit der ersten Post und bezeuget über den Vorfall seine grösseste Freude. Wen aber meinen Sie wol, den er wieder vorschläget? Nach den gewöhnlichen

Umschweifen, dass er es recht bedenken wolle, wünschet er zwar Schlötzern, da dieser aber verhasst sei, den extraordinarium Beckmann. Zwei Männer, die was sie auch sonst für Verdienste haben mögen, doch kein Latein können. Doch sie waren seine Clienten, e basta. Den schönen Societäts Bericht*) habe ich noch nicht ansehen können. Ich bin aber schon durch des H. M. privat Aeusserungen davon preveniret. Nun will er dem H. von Haller alle Schuld geben und ihn so gar mit seinen Recensionen einschrenken, die doch in der That, zumalen in der neuern Historie eine Zierde der Anzeigen sind, obwol freilich hier und da noch was dabei auszusetzen seyn möchte. Das beste wird wol seyn, dass man den Bericht gantz ad acta leget. — — —

Fol. 139 (8. März 1770).

Dass Herr M. sich nicht directe gegen die, wegen des Societäts Secretariates, gemachete Einrichtung legen würde, habe ich wol geglaubet. Doch lässet er sich, nach seiner unterirdischen Manier zu verfahren, schon merken, dass sie ihm gar nicht gelegen sei. So gern er alles unangenehme dem H. Murray gönnet, so unterstützet er doch ietzt sein Verlangen, die Sache noch bis Ostern fortzuführen, und zwar aus dem Grunde, der seine Absicht satsam verräth, dass man alsdann vielleicht auf beständig eine Wahl treffen könne. Indessen hält der Minister noch immer feste, und hat auch dem Herrn von Haller geschrieben, dass er aus Noth und zum wahren Besten der Societät Ihnen den Auftrag gethan habe, mithin seiner Zufriedenheit Sich versichert halte, wann ihm auch schon von andern Orten Bedenklichkeiten gemachet werden solten.

---

*) Heyne in dem angeführten Schreiben vom 22. Febr.: 'Die Schwierigkeit mit der Vorrede ist just die geringste, und würde nun ohnedem wegfallen, wenn meine Erklärung (S. 168, letzte A.) die nähere Entschliessung Eurer Excellenz nach sich zieht. Aber darinn ist unser Herr Director Meister, sich bey den kleinsten Umständen aufzuhalten und die grössten Wichtigkeiten daraus zu machen. Mücken säugen und Kamele verschlingen. (s. Frensdorff S. 98.) Eure Excellenz werden diess auf eine merkliche Weise in dem heut überkommenden Bericht der Societät bemerken, welcher ganz vom Herrn Director ist. Es hat ihm ein Manœuvre von vier Wochen gekostet, ehe diese unbedeutende Antwort der Societät zu stande kam. Er wollte den Entwurf weder Hn. Murray noch einem andern machen lassen, und ihn doch auch selbst nicht machen. Endlich um des vielen Deliberirens und Intriguirens ein Ende zu machen, trat ich selbst ein, und vermittelte es dahin: dass ein ganz fremder Mensch zum Herrn Director geschickt ward, welchem er die Materialien dictirte, (denn sie sollten nicht von seiner Hand seyn) und diese bekam nachher Herr Kaestner, welcher den Aufsatz nach denselben gemacht hat. An die Hauptpunkte, welche die Oeconomie der Societät angehen, ist immer noch nicht gedacht.'

Den letzteren Societäts Bericht habe ich doch noch beantworten müssen. Er enthält würklich Wiedersprüche, die man wol deutlicher vorhalten können. Dass Sie Sich der Correctur*) ein wenig annehmen wollen, ist mir besonders lieb, weilen die Fehler öfters gar zu anstössig werden. — — —

Münchhausen an Heyne.

Fol. 209 (30. März 1770).

Es ist allerdings nöthig, von Hn. von Sind mehrere Nachricht einzuziehen, ehe man ihn zum Mitgliede der Societät ernennet,**) so ich dem Hn. Hofr. Michaelis heute antworte. Die blose Kentniss von Pferden ist dazu wohl nicht allein hinlänglich. — — —

Fol. 210 (2. April 1770).

— — — Es ist mir lieb, dass die bisherige mühsame unterhandlung mit Hn. Dietrich ein so vortheilhaftes Ende genommen hat.***)

Fol. 214 (5. April 1770).

— — — ich glaube nicht, dass ein Bedencken dabey sey, dass der Lieutnant von Grothaus von der Societät zum Correspondenten aufgenommen werde. Er ist voll guten Willens, und kan vieleicht nützliche Nachrichten verschaffen, wenn er gleich selbst nichts aus seinem eignen fond beyträget.†)

*) Der Gelehrten Anzeigen. Eine Nachschrift über diesen Punkt hinter dem Brief vom 26. Februar, weiteres 16. April, Münchhausen am 5. und 15. April.

**) Heyne schreibt am 26. März (Cur.-Arch. 'betr. die Einrichtung u. s. w.' No. 21): 'Der Herr Director hat den Herr von Sind Churfürstl. Cöllnischen Stallmeister zum auswärtigen Mitglied vorgeschlagen. Die Mitglieder trugen Bedenken so gleich gerade zu ihre Vota zu geben, da niemand von diesem Manne weiter Kenntniss hat. Aus der Ursache werden Eure Excellenz angegangen werden, ob von dort aus eine mehr befriedigende Nachricht von ihm einzuziehen seyn sollte.' — v. S. ist nicht gewählt worden.

***) Unter dem 29. März theilt Michaelis den Abschluss der Contracte mit (No. 26) und schickt Heyne die Abschriften mit einem Briefe (No. 25), in dem es zum Schlusse heisst: 'Da auch forthin das wichtigste bey der Sache derjenige leisten kan, welcher das Mspt. sammlet, rangirt, an Herrn Dietrich abgiebt und über die Einrichtung des Drucks Aufsicht trägt; so will ich, wenn ich mich forthin Ewr. Excellenz gnädigen Vertrauens auch hierunter erfreuen kan, dem Werke seine erste Anlage und Einrichtung zu geben nicht ermangeln.'

†) v. Gr. wurde gewählt; er hielt sogar im J. 1778 in einer zu Ehren des Prinzen Carl von Hessen veranstalteten ausserordentlichen Sitzung eine Rede *de re militari* (Comment. I p. XIII).

Fol. 216 (15. April 1770).

Nach denen von Ew. W. angeführten umständen und getroffenen arrangements wird hoffentlich die Correctur der gelehrten anzeigen besser als vorhin gehen.

Dieselbe haben sehr wohl gethan, den aufsatz des Berichts dem Hn. Michaelis zu überlassen, damit die so nöthige und erwünschlige Einigkeit unter Ihnen nicht unterbrochen werde, als worauf so viel ankömt, und wozu viele klug- und nachgebigkeit erforderlich ist.

Ew. W. Klage, dass keiner von denen Juristen die arbeit bey denen gelehrten anzeigen übernehmen will, ist sehr gegründet, die wahre ursache ist wohl keine andere, als dass man sich vor dem Herrn M. fürchtet, auch wohl dergleichen arbeit scheuet.

ich wolte, dass Ew. W. jemanden unter denen Hn. Juristen vorschlagen wolten, damit ich versuchen köndte, ihn dazu zu bewegen. Er müsste aber ein solcher seyn, den der Herr Hofr. Michaelis goutiret, und dieses dürfte utrinque schwer fallen. — — —

Fol. 219v (23. April 1770).

— — — Da Herr Köhler jura studiret, und bey denen bereits habenden fundamenten es darin weit bringen wird, derselbe auch vermuthlich die Englische Sprache verstehet, und im Teutschen wohl und ordentlich schreibet, so würde dieser wahrscheinlich das juristische Fach am besten besorgen können, allein solange er dem Hn. M. misfällig ist, stehet darauf nicht zu dencken.*)

Brandes an Heyne.

Fol. 146 (21. Mai 1770).

— — — Wie, wenn der Herr von Haller doch noch zu uns käme, was solte er denn wol wegen der Societät für eine Entschliessung nehmen? Die Sache ist, wie ich iedoch im grössesten Vertrauen melde, anietzt wieder rege, und wahrscheinlicher als sonsten, da sich der König selbst damit befasset hat. Der besorgliche Abgang des guten HR Richters gibt auch dazu nähere Veranlassung.

Münchhausen an Heyne.

Fol. 229 (10. Juni 1770).

— — — Die bey denen einsendenden relationen in denen gelehrten anzeigen bemerckte Unordnungen und nachlässigkeiten

*) Ohne Unterschrift. Über Köhler Michaelis in dem Schreiben vom 8. Januar 1770 (vgl. oben S. 167).

kan diesem guten wercke nicht anderes als den grösten nachtheil bringen.

Wie erwünschlich würde es seyn, wenn Ew. W. das jetzo führende directorium*) behalten und Hr. Hofrath Michaelis dazu disponiret werden köndte. ob und was vor Mittel dazu vorhanden, bitte ich zu überlegen und mir zu melden. — — —

Brandes an Heyne.

Fol. 148 (24. Juni 1770).

— — — Den H. M. hätten wir freilich gern von der Direction der Anzeigen, wenn er nur irgend dazu eine Gelegenheit geben möchte. Er hat noch zur Zeit nicht geäussert, dass er hier kommen wolle: dis gäbe vielleicht einen näheren Anlass dazu. Sonst aber würde die Ankunft des Hn. von Hallers ihn gewis in sein Schneckenhaus zurück bringen. Wir müssen nun bald hierüber Entschliessung haben. — — —

Münchhausen an Heyne.

Fol. 235 (20. Juli 1770).

— — Mir thut sehr leid, dass Herr M. die Besorgung der gelehrten anzeigen wieder übernommen hat. Die üble folgen davon sind unausbleiblich, aber desto schwerer, dem übel abzuhelfen.

Fol. 240 (26. Aug. 1770) **).

Ew. W. werden leicht erachten, dass die Eüsserung eines gewissen Mannes auf das Sujet der gelehrten Gesellschaft mich be-

*) Während Michaelis' Aufenthalt in Pyrmont. Vgl. Frensdorff S. 101.

**) Diesen Brief und den vom 10. September hat Frensdorff S. 100 f. publicirt, ebenso die Hauptabschnitte der beiden Brandesschen Briefe vom 27. August und 10. September (Seite 101). Die Briefe durften hier nicht fehlen. Im Archiv der G. d. W. befinden sich drei von Brandes gezeichnete Promemorias an Heyne vom 25. Juli, 19. und 30. August 1770. Im ersten wird mitgetheilt, Kästner 'bestehe wiederholend darauf, dass das Directorium in der Societät der Wissenschaften abwechseln solle und drohe im wiedrigen Falle nicht nur daraus zu scheiden, sondern auch seine Ursachen davon nebst dem Zustande der Societät öffentlich bekant zu machen' (vgl. Frensdorff S. 99). Man möchte beides verhüten, sehe aber keine Möglichkeit, Michaelis zum Nachgeben zu bewegen; der Minister habe 'versuchet, den H. Hofrath Kästner fürs erste zur Gedult zu bringen'; Heyne möge nun bei Michaelis, und, wenn das keinen Erfolg habe, bei Kästner sein Glück versuchen und überhaupt Vorschläge machen. Das zweite berichtet, dass von Kästner nach dessen neuesten Äusserungen 'wohl keine Mässigung mehr zu erwarten sei'; gehen lassen wolle man ihn nicht; Haller wisse auch keinen Rath; so müsse man wohl

trübet hat. Ein solch Hertz, dass blos auf sich und sein Interesse siehet, und das keine liebe gegen das algemeine Beste hat, ist gewiss bedaurenswürdig und giebet zu vielen traurigen reflexionen anlas.

Bey nachfolgendem posttag werden Ew. W. darüber eine ausführliche antwort haben; Es bleibet nur die unangenehme alternativ übrig, entweder Hn. M. resignation anzunehmen, oder die gantze Societät zu dissolviren, letzteres würde cum gravi detrimento Academiae geschehen.

Nur dieses wäre zu wünschen, dass diese Veränderung ohne eclat geschehen mögte. Vieleicht diente dazu, dass Hr. M. wegen seiner jetzigen auf sich habenden arbeiten auf ein paar jahre die Dispensation von der gelehrten Societät suchte. Bey seiner manifestirten gesinnung aber zweifele ich, ob er solches thun werde, wenn auch gleich sonst dieses Expediens ohnbendlich*) gefunden würde, so ich doch nicht weis.

Brandes an Heyne.

Fol. 153 (27. August 1770).

— — — Die Sache wegen des Societäts Directorii ist nun endlich zu ihrer Reife gediehen, da H. M. solches selbst aufkündiget. Die

---

Kästnern willfahren, und Heyne soll wieder die Vermittlung übernehmen. Unterm 30. August endlich wird Michaelis' Austritt angezeigt und Heyne aufgefordert, 'allenfals mit Zuziehung des Herrn Kästners' einen Entwurf zur neuen Einrichtung zu machen. Ferner befinden sich im Archiv zwei Brouillons von Heyne, vom 23. August und 3. September, zu solchen die Einrichtung betreffenden Schreiben an den Minister; endlich eine von Heyne genommene Copie des Michaelisschen Briefes vom 23. August, über den Brandes im Briefe vom 30. Aug. sich auslässt.

Michaelis beginnt damit, er wolle sich bemühen, den 'dissmaligen vom H. Kästner erregten Verdruss' dem Minister so leicht zu machen als ihm immer, mit der Ehre consistent, möglich sei. 'H. Hofr. H. hat mir, seinem Auftrage zufolge, die Praetension des Hn. K. angezeiget, von der ich bis dahin nicht das mindeste gewusst hatte. Ew. E. ist selbst am bessten bekannt, wie ich schon sonst gewünscht habe, eine Societät, in der so viel Verdruss, Neid und Unhöflichkeit ist, so ordentlich von Hn. K. Gemüthsart herrührt, ohne meinen Schaden zu verlassen: und dass E. E. selbst auch die Gnade gehabt haben, dass bey einem allenfalsigen Austritt aus der Societät ich die davon gehabten 160 Rthlr. Salarium nach wie vor behalten sollte. Da nun Hn. K. Praetension von der Art ist, dass ich bey ihrer Erfüllung nicht in der Societät bleiben kan, ich auch nicht gern in einer Societät wäre, die ein andrer meinetwegen verliess, und ich zugleich glaube, E. E. aus einer grossen Verlegenheit zu setzen, so wähle ich diesen Weg, wie E. E. es gnädigst erlauben, unter obiger Bedingung die Societät zu verlassen'. Im Folgenden benutzt M. die wahrlich ungeeignete Gelegenheit (denn in Hannover hielt man es für etwas Grosses, dass dem austretenden Director sein Honorar verblieb), eine Erhöhung seines Gehalts zu beanspruchen.

*) So statt 'ohnbedenklich' (Frensdorff).

Wendung, welche er der Sache gibt ist recht hebräisch, und machet den Entschluss minder zweifelhaft, da er deutlich bezeuget wie wenig es ihm um das gemeine Beste zu thun sei. Indessen wird man die Resolution per modum dispensationis fassen, damit es auswärts minder Eindruck gebe. — — —

Münchhausen an Heyne.

Fol. 242 (10. Sept. 1770).

Die anschlüsse, und insonderheit die interressirte Erklärung, warum er an denen gelehrten anzeigen nicht weiter arbeiten will, werden bey Ew. W. so grosse Verwunderung verursachen, als sie es bey mir in höchstem grad gethan haben. Ein Mann, der vor ein nicht weiter führendes directorium umsonst sein honorarium erhält, kan sine rubore sich auch demjenigen entziehen, was noch der Universitaet zum Vortheil gereichet!*)

Dieser punckt und überhaupt die kümftige Einrichtung der gelehrten Anzeigen, die nun wieder unter Dero directorio kommen, erfordert Dero überlegung.

Brandes an Heyne.

Fol. 154 (10. September 1770).

— — — Allein**) in der Societätssache muss ich wenigstens mit Ihnen das Verdienst theilen, und würde ich gewis nichts ausgerichtet haben, wenn Sie mir nicht zu Hülfe gekommen wären. H. M. erhält mit dieser Post seine Erlassung auf Michaelis. Ich wünschete, dass der H. Pr. Minister Ihnen sein letzteres Schreiben mittheilen möchte. Hier zeiget er sich in seiner gantzen Blösse, detrahit et pellem ipse — introrsum turpis. Gar keine Empfindlichkeit, als blos auf das Interesse, wobei dem Minister die ungegründetesten Vor-

*) In einem Briefe vom 9. Oct. 1770, von dem sich ein Auszug, an Heyne amtlich eingesendet, im Archiv der G. d. W. befindet, erklärt sich dann Michaelis doch zu weiteren Beiträgen bereit: 'Die Beiträge zu den Anzeigen werde nach dem Wunsch E. E. continuiren, doch so dass in — — Orientalischen Sprachen, Exegesi und Critique über die Bibel nicht von andern Aufsätze angenommen werden; als woraus vergebliche Arbeit, Contradiction der verschieden denkenden Recensenten und Imputation fremder Fehler entstehet'. Es findet sich dann wieder ein Beitrag von M. in der Nummer vom 17. Nov. 1770 (S. 1202), freilich eingeleitet: 'Wir sind noch vom vorigen Jahre das Ende — — schuldig'.

**) Vorher wehrt Brandes Heynes Lob wegen Besorgung der Universitätssachen bescheiden ab; immerhin habe er sich Mühe gegeben.

würfe geschehen, die alle seine Langmuth erforderlich machen. Wegen der Anzeigen will er erst seinen Vortheil noch besser überrechnen. Denn 4 Rthlr. für einen so dichte gesetzten Bogen ist nicht das, was er sonst in der Zeit verdienen könte. Ich habe nicht ohne Überwindung ihm desfals noch Complimente machen, und in ihn dringen müssen. Denn obgleich ich auch wünsche, dass er seine Mitarbeit fortsetze, so halte ich ihn doch keinesweges dabei unentbehrlich, sondern bin versichert, dass sein Fach schon zu ersetzen seyn solte. Ihre übrigen Vorschläge sind erst zum Gutachten an den Herrn von Haller gegangen. Es ist mir lieb, dass sie Unsers Zimmermans erwehnet haben*).

Fol. 157 (8. Oct. 1770).

Wegen Direction der gelehrten Anzeigen ist, nach Ausweisung hiesiger Acten, vorhin nichts an die Societät erlassen, sondern nur dem Hn. Michaelis Auftrag geschehen, und in der Masse werden Sie, wehrtester Freund, denselben auch bei der vorigen Post erhalten haben. Mit der heutigen komt nun die Verfügung wegen des Directorii der Societät selber, darinnen zwar der Satz wegen aliähriger Abwechselung desselben bestimmet, in Ansehung des modi aber noch alles offen behalten wird. Man meinet dadurch allem neuem Misvergnügen auszuweichen, und, da das nächste mal die Reihe auf das besoldete Mitglied der physischen Classe fallen muss; so haben wir wenigstens zwei Jahre Ruhe, et alors comme alors.

Kurz nach diesen Entscheidungen wurde das Werk durch Heynes Berufung nach Preussen, als Abt von Kloster Bergen**), unter Berufs- und Lebensbedingungen, die dem kaum Vierzigjährigen lockend erscheinen mussten, in Frage gestellt. Es war die Reorganisation einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt, die ihm hier zugefallen wäre; eine Aufgabe, wie er sie in demselben Sommer, fast gleichzeitig mit den Societätsämtern, für das Pädagogium in Ilfeld übernommen hatte.***) Die Verhandlungen, durch die es Münchhausen gelang, den Schwankenden, fast ohne äussere Vortheile, auf immer zu fesseln (er hat seitdem nicht wieder ernstlich daran gedacht, Göttingen zu verlassen),

*) Über diese Vorschläge s. o. S. 159 A. **)

**) Heeren S. 124 ff. Der Antrag geschah am 16. October 1770.

***) Heeren S. 114 ff.

waren Münchhausens letztes irdisches Geschäft*); er starb am 26. November. Heyne hat bis an sein eigenes Ende wie ein Verwalter von Münchhausens Vermächtniss gehandelt.

Den ersten Schritt zur Reorganisation der Gesellschaft hatte Heyne durch das von Münchhausen am 13. April 1769 eingeforderte und am 21. April beantwortete Gutachten gethan (oben S. 164). Münchhausen hat das Gutachten dem zweiten Theil des von Frensdorff S. 69 publicirten Promemoria an Haller vom 24. April zu Grunde gelegt. Hauptstellen von Heynes Gutachten**) hat Frensdorff S. 73 mitgetheilt; doch wird es hier, wo es sich um Heynes eignes Wirken handelt, angezeigt sein das Ganze vorzulegen.***)

Idéen den künftigen Zustand der K. Societaet der W. betr.

Was bey gegenwärtiger Lage der Sachen allenfalls noch etwas beytragen könnte, der K. Societaet der Wissenschaften ein neues Leben, einen Stoss und Impulsion zur Thätigkeit und zum Eifer, zu geben, ihr einen Esprit du Corps einzuflösen und, mit Verbannung der Vuen, die sich jeder für sich machen könnte, ein gemeinschaftliches Interesse und einen gemeinschaftlichen Ruhm zum Gesichtspunkt aufzustellen, dürfte meinem geringen Bedünken nach etwa folgendes seyn:

1. Vor allen Dingen müsste die Physicalische Classe besetzt werden. Bis dahin hat die ganze Societaet keine Consistenz. Da sie, die Societaet, neue Wahrheiten und Entdeckungen zu ihrer Hauptabsicht haben soll, so ist es unnatürlich, dass just die Classe, wo es fast allein noch möglich ist, wirkliche Decouverten zu machen, seit so vielen Jahren unbesetzt ist. Hingegen das andre Glied, die philologisch-historische Classe, welche, genau betrachtet, nur ein Accessorium ist, bey dem eigentlichen Plan der Societaet ist und seyn muss, hat eine eben so unnatürliche Excrescenz von vier Mitgliedern. Diese Anzahl wäre der Societaet eher zum Vortheil in der physicalischen Classe. Aber philologische Wissenschaften sind das gar nicht, was eine Societaet, wie die unsrige ist, heben könnte.

Die Besetzung dieser Classe mit einem ordentlichen Mitglied hat allerdings ihre grose Schwierigkeiten. Allein wenn wir auch nur einen blosen Repraesentanten in der Stelle hätten, so wäre es uns

*) Heeren S. 127 ff. Vgl. Heynes Worte in der Gedächtnissrede auf Ernst Brandes (1810, hinter Bd. I der Comm. rec.) S. 6.

**) Absatz 2. 3. 6. 8 (vom zweiten Satze an).

***) Cur.-Arch. 'betr. die Aufnahme etc.' No. 2.

nicht so nachtheilig, als dass gar niemand vorhanden ist; ob ich gleich gern zugebe, dass ein Mann von Reputation und erkannter Gelehrsamkeit in diesem Fache auf einmal der ganzen Sache eine andre Gestalt geben könnte.

Herrn Hofrath Kaestners bekannte Gelehrsamkeit kan hieher nicht gezogen werden; Ihm verschafft das mathematische Fach Beschäftigung genug.

Als auserordentliche Mitglieder könnten und sollten die Professores extraord. Herr Murray, Wrisberg, Richter und Becmann ohne Bedenken aufgenommen werden, um nur diess Fach auszufüllen und junge Gelehrte zu formiren: ihre Wissenschaften allerseits stehen ja ungleich näher mit der Societaet in Verbindung als unsre philologischen.

Durch eine stärkere Besetzung dieser (physicalischen) Classe fiel auch auf einmal der Ausschlag in der Societaet anders als bisher aus. Sie hätte auch bey Auswärtigen mehr Vertrauen; statt dass sie ietzt als eine hebräisch-griechisch-lateinisch-deutsche Gesellschaft betrachtet wird.

2. Der Druck der Commentariorum wird bereits einstimmig, als ein Mittel den Glanz der Societaet herzustellen, angesehen.

3. Die Preissaufgaben, Vorlesungen und Zusammenkünfte müssten regulär gehalten werden. Aber bey den letztern müsste vor allen Dingen mehr darauf Rücksicht genommen werden, dass sie ihrem Endzweck entsprächen. Jetzt versammelt man sich, steht eine Zeitlang stumm und steif da, dann setzt man sich, es wird gelesen; man gähnt oder plaudert; und sobald der Lesende aufhört, so läuft alles über Halss und Kopf zur Thüre hinaus. Der, welcher gelesen hat, weiss weder, für wen, noch wozu, er gelesen hat. Selbst die Gesetze und der ehemalige Gebrauch schreibt hierinnen ganz etwas anders vor. Allein um diesen Gebrauch wieder aufzubringen, gehört dazu, dass nicht der eine allein gehört seyn will, den übrigen zutraut, dass sie auch allenfalls ein vernünftig Wort reden können, und dass alle unter einander ein gegenseitig Zutrauen haben.

4. Mehr so genannte Hospites ordinarii müssten ausgewählt und angenommen werden. Aber diesen müsste auch mehr Aufmunterung und Anlockung dadurch gegeben werden, dass sie in denen nach geschehener Vorlesung anzustellenden vertraulichen Unterredung (*so*) über gelehrte Gegenstände, zu denen jede Vorlesung Anlass giebt, zugegen seyn dürften.

So würden die Societaetsversammlungen ein wirkliches Mittel junge Gelehrte zu bilden.

5. Vor allen Dingen und in mehreren Betrachtungen müssten endlich einmal in dem uns gnädigst eingeräumten Saal das Archiv mit den Rechnungen, ingleichen die Bücher- und Naturaliensammlung ohne weitere Verzögerung gebracht werden, damit die Societaet doch einmal wüsste, was sie hat oder nicht hat, und damit die Mitglieder von demjenigen, was vorhanden ist, einen Gebrauch machen können. Ehe diese auf alle Weise nöthige Aufstellung geschieht, wird niemand Lust bekommen, etwas in das Naturalien Cabinet oder zu der Bücher Sammlung weiter zu schenken.

Diese äuserlichen Vorkehrungen würden auch dienen die Opinion zu vergrösern, die man sich von der Veränderung und Auflebung der Societaet machen würde.

Den 17. April 1769*)

Das Gutachten giebt keine constructiven Gedanken, nur praktische Gesichtspunkte: neue Menschen, Belebung der alten Einrichtungen; es soll angefasst werden, es soll etwas geschehen, in Vertrauen und Pflichterfüllung gemeinsam gearbeitet werden. Das Gehen- und Stehenlassen war gegen Heynes innerste Natur. Der Director hielt die Bücher und Sammlungen der Gesellschaft in Verwahrung**): sie sollten zur Stelle geschafft werden, denn vielleicht war doch etwas damit anzufangen, konnte etwas daraus werden. Hier ist eine versteckte Spitze gegen Michaelis; eine ernstlichere Reaction gegen ihn liegt in den Ausführungen, mit denen das Schriftstück beginnt. Frensdorff hat schon darauf aufmerksam gemacht (S. 74), dass Heyne über die Absicht bei Begründung der Societät nicht zutreffend referirt. Nach Hallers Ansicht war die historische Klasse nicht 'nur ein Accessorium' oder 'allemal nur etwas beyläufiges', wie Heyne sich in

*) Von demselben Datum ist im Archiv d. G. ein Schema zu einem 'Gutachten wegen Verbesserung der Gel. Anzeigeanstalten' von Heynes Hand: 'Verheimlichung des Ganzen. Unordnung des Cassenwesens. Unrichtige Bezahlung der Arbeiter: im April noch unberichtiget. Keine Übersicht der Litteratur, Wahl der Bücher, Distribution. Daher schlechte Bücher recensirt, Vademecums, Ro..... ia (?), die wichtigsten bleiben unerwähnt. Zur Berichtigung Vorschläge: Michaelis behalte seine 50 Rthlr. für die Direction. Verabredete Vertheilung der Recensendorum. Neue Recensenten: damals waren: v. Haller Michaelis Walch Kästner Less Seybert Murray Medic. u. Philosoph, Heyne, Feder, Gatterer. Nun zuziehen: Hamberger Wrisberg Richter Beckman Meister. Falsch Princip: dass in jedem Fache nur ein Recensent seyn soll. Jeder macht sich jährlich zu einer bestimmten Zahl Bogen anheimisch (*so*): z. E. 6 Bogen: so wären 13 Portionen; wer will, nimmt deren 2 oder 1½ auf sich. Erhöhtes honorar'.

**) Münchhausen an Haller: Frensdorff S. 72.

dem Votum gegen Schlözers Aufnahme (Frensdorff S. 85) ausdrückt.*) Aber Heyne spricht nicht aus einer momentanen Vorstellung oder um der Sache für den Zweck ein besonderes Licht zu geben, sondern er hat sein Leben lang mit Entschiedenheit die Ansicht vertreten, dass Mathematik und Naturwissenschaften in der Societät das Übergewicht zu beanspruchen hätten. In Vorreden, Reden und Gedächtnissreden, die er im Dienste der Gesellschaft gehalten hat, ist er auf diesen Punkt oft wieder zurückgekommen**); und gegen Ende seines Lebens hat er, in dem Schreiben das uns bald beschäftigen wird, sogar die sehr anfechtbare Construction einer Entwicklung gegeben, nach der die Historie in den Kreis der Societätswissenschaften nicht nur als ein Beiläufiges, sondern so nachträglich hineingeschlüpft wäre. Sicher von Heynes Hand ist die merkwürdige Instruction für die Correspondenten, die *socii et amici*, die im Namen der Gesellschaft, zur Aufklärung über die in ihren Bereich fallenden Gegenstände, in die Vorrede des III. Bandes der Novi Commentarii (p. X sq.) eingerückt ist. Hier werden ausser Naturwissenschaften und Mathematik wesentlich

---

*) Haller an Münchhausen in dem ersten über die Begründung der Societät erstatteten Gutachten (Cur.-Arch. 'betr. die Errichtung der K. S. d. W.' No. 5): 'Drey Classen wären meines erachtens genugsam. Die Physische, dahin Anatomie, Botanic, Astronomie, Chymie und dergleichen gehören. Die Mathematische und die Historische. Dieses sind algemeine und in ganz Europa hochgeschätzte Wissenschaften, und dahin zielen alle andern Academien ab.' Eine besondere philologische Classe, die der Kanzler v. Mosheim vorgeschlagen hatte, lehnt er in dem Concepte vom 11. Jan. 1751 ab (im Archiv der G. d. W.; abgesendet ist eine andre, im Curatorialarchiv befindliche Fassung vom 12 Jan.): 'Eben so wenig kan ich die classem philologicam gutheissen. Es ist an der historia genug und hiehin gehört eigentlich die berlinische philologica wo lauter historica vorkommen. Der Geschmak der Welt ist gar nicht für Sprache, für Philologien, und bloss allein zu mathematic und physic gewandt.'

**) Vgl. N. Comm. I praef. VIII; Comment. XIV praef. III *(genus litterarum aetate nostra princeps, scientia rerum naturalium, physica et chemica)*. Elogium auf Münchhausen (N. Comm. II hist. 156 sq.: hier erscheint neben Naturwissenschaften und Mathematik, wie in dem Schreiben von 1812 (u. S. 206), die Oeconomie: *constabat itaque eas litteras in subsidium esse vocandas, quae aut in naturae et mathematum subtilitate versantur, aut ad communes vitae necessitates, ad agrorum, artium, commerciorum cultum, manifestiore aliqua ratione spectant)*, auf Michaelis (hinter Comment. X, p. 8: (Haller) *cum omnino acutius videret in iis, quae Societati virorum doctorum convenirent, ad disciplinas physicas et mathematicas, si non unice, praecipue tamen, consilia revocavit*). Vgl. die Auszüge aus Heyneschen Reden hinter dem XVI. Bande der Commentationes (von 1802. 1804. 1805.) p. 333 sq. 337. 338. Seine persönliche Überzeugung, abgesehen von Societätspolitik, hat Heyne, mit kräftigerem Ausdruck und tieferem Sinne, am Schluss der Abhandlung über den sermo mythicus ausgesprochen (Comment. XVI 323); auch im Eingang der Abhandlung von 1809 (Comm. rec. I 3).

nur historische Quellenuntersuchungen zugelassen, Untersuchungen auf dem Gebiet des Alterthums, der Kirchengeschichte, des Mittelalters: *recentior historia multis de caussis omnino ex nostris studiis commentariisque exulat,* wie die Jurisprudenz; nicht mit Unrecht, wenn man den Stand der deutschen Geschichtschreibung im J. 1772 bedenkt, aber doch verwunderlich im Göttingen Gatterers und Schlözers.*) Viel erstaunlicher aber ist es, in einer Zeit, die doch nicht nur die Zeit Maupertuis' und Eulers ist, kaum fünf Jahre nach dem Erscheinen von Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums, gerade von Heyne zu hören, dass es in der Physik 'fast allein noch möglich ist, wirkliche Decouverten zu machen'. So stark wirkte die seit der Entdeckung des mechanischen Weltgesetzes feststehende Anschauung von der Bestimmung der Akademien; so stark freilich auch die Abneigung gegen Michaelis' Wirksamkeit und Einfluss. Denn es ist deutlich, dass jene Vorstellung unter Heynes Überzeugungen so feste Wurzeln fasste, weil er Michaelis entgegen zu wirken hatte, der während Hallers Abwesenheit bestrebt schien, den Schwerpunkt der Societät zu Gunsten der Philologie zu verrücken. Heyne spricht dies in der Wendung von der hebräisch-griechisch-lateinisch-deutschen Gesellschaft versteckt, aber noch in dem erwähnten Schreiben von 1812 unzweideutig aus: 'Der durch Hallers Forschungsgeist erweckte Ehrgeitz war es wohl allein, was einen Michaelis erweckte ein Gleiches mit den jüdischen heiligen Schriften und mit dem Arabischen zu versuchen. Gessner war zu sehr Wortgelehrter. Aber jener trieb es als Nacheiferer von Haller, und bemühte sich durch Paradoxa noch weiter zu gehen, nicht um neue Wahrheiten zu finden.' Die Vergrösserung der philologisch-historischen Klasse unter Michaelis fiel in dieselbe Richtung. Der Einfluss, den Kästner auf Heyne in dieser Periode übte, ist hier deutlich zu erkennen.**)

Wie wenig die Hoffnungen sich erfüllen sollten, mit denen Heyne auf eine zweckmässigere Einrichtung der Sitzungen dringt, darüber hat er sich in dem Rückblick von 1812 gleichfalls ohne Rückhalt ge-

---

*) Vgl. Heyne opusc. acad. VI 485.

**) Kästners Votum über die Wahl Murrays zum ordentlichen Mitgliede (März 1770, im Archiv der G. d. W.) schliesst mit den Worten: 'Mir hat die historische Classe nie an sich zu stark besetzt geschienen, sondern nur in Vergleichung mit den übrigen. Ein Arbeiter wie H. Pr. Murray, der bescheidenen und bedächtigen Fleiss zeigt, wird allemahl unsern Commentariis Vortheil bringen, ein historischer Windbeutel aber, wenigstens den Commentariis nicht, wenn er auch sonst in der Societät Vortheil brächte.' Das geht auf Schlözer und zugleich auf den das Directorium noch verwaltenden Michaelis. Vgl. Frensdorff S. 86 ff.

äussert. Es ging überhaupt in der Folge nicht Alles so gut und glatt wie die Geschäfte, die in seiner eignen Hand lagen. In den 25 Vorreden der Abhandlungsbände von 1770 bis 1812*) hat Heyne eine von Jahr zu Jahr fortlaufende Chronik der Gesellschaft gegeben; eine Chronik der äusseren Ereignisse, die aber zwischen den Zeilen häufige Anspielungen auf den inneren Zustand der Gesellschaft und neben maskirten auch offene Ermahnungen zu Eintracht und pünktlicher Pflichterfüllung bringt. Ein Anlass zu innerem Missbehagen war, auf den Antrag der Gesellschaft (unterzeichnet von Kästner und Heyne), durch Rescript vom 7. Februar 1776**) aus der Welt geschafft worden, der Unterschied zwischen ordentlichen und ausserordentlichen Mitgliedern. Dass einige dieser Mitglieder nicht immer der im Umgang sie ereilenden Lesepflicht gewärtig gewesen sind, ist unschwer zu erweisen. Indessen füllten sich eine Reihe von Jahren hindurch die Bände der Novi Commentarii und, von 1778 an, der Commentationes***), regelmässig, so dass in 13 Jahren 13 Bände erschienen. Aber der 6. und 7. Band der Commentationes enthalten zusammen die Abhandlungen dreier Jahre (1783—85), die folgenden vom 8. an umfassen je zwei, der 13. und 15. je drei bis vier (1795—98 und 1800—1802), der 16. sechs Jahre (1803—1808). Das bedeutet für die Gesellschaft, die vornehmlich in der Verlesung und Veröffentlichung dieser Abhandlungen lebte und ihr Leben zeigte†), einen mit dem Jahre 1783 beginnenden Niedergang, der sich aber in den voraufgehenden Jahren vorbereitet hat. Eine Massregel gegen die Saumseligkeit einzelner Mitglieder ergreift Heyne, indem er in der Vorrede des 6. Bandes (p. XIII) dem

---

*) Novi Commentarii I bis VIII (1770—1777); Commentationes I bis XVI (1778 bis 1808); Commentationes recentiores I (1811) und II (1813); hier citirt als N. Comm., Comment., Comm. rec.

**) Cur.-Arch. 'betr. die Aufhebung des Unterschiedes etc.' Vgl. N. Comm. VII p. IV.

***) Für die Aenderung des Titels wird kein Grund angegeben als: *ne in nimiam molem excresceret opus hoc litterarium, consultius visum est, novam tramam ordiri, novumque commentariorum ordinem ac successionem instituere.* (Heyne in der Vorrede von Comment. I.)

†) Heyne im Elogium auf Michaelis (1790, hinter Comment. X) p. 11: *Nostis enim, sodales, vanum et inane esse nomen Societatis nostrae, nisi operae ac studii nostri fructus, quorum caussa totum hoc Sodalicium institutum est, publice in his consessibus proponamus, mox orbi litterario prelo excusos tradendos. Erubescendum nobis esset, si ista cura commentationes recitandi, quae mox in Commentariis Societatis vulgari possint, neglecta et abiecta Societatis nomen ementiri vellemus; nam quid tandem est illud, quod praeterea Societatis nomen, indolem, rationem contineat.'*

Verzeichniss der Vorlesungen vorauf schickt *sodalium, ad quos recitationum vices redibant, recensum:* aus der Vergleichung des Verzeichnisses mit dem recensus ergiebt sich, dass Richter und Lichtenberg ihrer Pflicht nicht nachgekommen sind; weiter zurückgehend findet man, dass Richter im Jahre 1780 (vol. III), Lichtenberg im Jahre 1778 (vol. I) seine letzte Abhandlung vorgetragen hat. In der Vorrede des 7. Bandes fällt der Schleier: *ut de iis constet, a quorum officio, fide ac religione recitationes vicibus ad eos redeuntibus expectari poterant, praemittam sodalium nomina* (p. X); aus dem Verzeichniss derer, die Vorlesungen gehalten haben, ergibt sich dann, dass nicht nur Richter und Lichtenberg zu pausiren fortfahren, sondern auch Beckmann und Spittler (dieser wenigstens während des ganzen Jahres 1785) mit ihren Leistungen ausgeblieben sind.

Hier gewähren uns einige im Archiv der Gesellschaft aufbewahrte Verhandlungen die Möglichkeit, hinter die Culissen zu sehn. Ich würde die Leser zu einem solchen Schauspiel nicht einladen, trügen nicht die geschäftlichen Aktenstücke von Heynes Hand aus kritischen Momenten so lebhaft die Züge des Mannes und des Menschen wie nichts von Allem was er dem Drucke übergeben hat. Die nach aussen gehenden Worte wog er sorgfältig ab und umwickelte sie mit Hüllen; öffentlicher Polemik entzog er sich beharrlich und trieb es darin bis zum Schein einer schwer zu billigenden Friedseligkeit; im inneren Kreise gab er den Regungen seiner Seele Raum. Heerens Mittheilungen ergänzen das unzutreffende Bild, das Heyne als Schriftsteller von seiner Individualität gibt; die Zeugnisse über seine Lehrthätigkeit thun ein weiteres; aber lebhafte Farben gewinnt man, da der Briefe wenige sind, vornehmlich aus den Akten seiner Geschäftsthätigkeit. Uebrigens liefern grade die hier in Betracht kommenden Schriftstücke nicht unwesentliche Beiträge zur Geschichte der Akademien in ihrer heute überwundenen Form.

Im Herbst des Jahres 1783 erfolgte in einer Sitzung der Gesellschaft ein Sturm auf das 'aristokratische' Regiment der drei abwechselnden Directoren (Kästner führte das Amt) und des Sekretärs. Einige Mitglieder verlangten Aufklärung über die Kassenführung und den Bestand der geltenden Gesetze. In der nächsten Sitzung wurden Etat und Rechnungsbelege vorgelegt; eine Abschrift der im 1. Bande der Commentarii (1851) publicirten Gesetze wurde angefertigt und nebst 'Hofr. Heynes Anmerkungen' den Mitgliedern im Cirkel vorgelegt. Dazu hat Heyne ein Begleitschreiben verfasst. Er beginnt damit, dass die Gegenstände der gesellschaftlichen Verbindung, ihre

Geschäfte und Pflichten nicht zahlreich seien; im wesentlichen sei Alles geblieben wie bei der Begründung, die Veränderungen betreffen das Aeusserliche, das nicht unveränderlich sein könne und darum am besten nicht in Formeln gefasst werde. Neue Gesetze, die auf die äussere Errichtung und Gestalt gingen, könne nur die Regierung geben, 'die Societät schlägt und trägt nur vor.' Es frage sich nun, ob man darauf ausgehen solle, die durch die Zeit von selbst eingetretnen Veränderungen zu codificiren? weiteres selbst umzuändern? neues hinzuzusetzen?

An dies Neue knüpft er an: es fehle dafür, so viel er sehe, an Objecten, über die sich neue Gesetze machen liessen. Diese müsste man erst ausfindig machen. 'Alle Geschäfte und Pflichten der Gesellschaft hängen von ihrem Zwecke ab, dieser ist in den Gesetzen § 1 deutlich genug ausgedrückt.' 'Mittel zu jenem Zwecke waren keine andern zu erdenken, als vereinigte Bemühungen, die zunächst, und endlich fast allein, auf Vorlesungen sich reduciren. Das ist also eigentlich alles, womit ein Mitglied belastet ist. Diess sah man ehemals als eine Ehre an.' Dazu 'die Beurtheilung der Preisschriften' und 'die Concurrenz bey der Wahl der Mitglieder.' 'Das ist der ganze Umfang der currenten Geschäfte; denn die Objecte der Societät selbst erstrecken sich nicht weiter.' Darauf fährt Heyne fort:

'Als Ersatz ihrer Mühe haben dagegen die Mitglieder:

1. den Antheil, den jeder durch seine Vorlesung, Beurtheilung und Wahl, zum allgemeinen Bessten der Societät und der Litteratur überhaupt beyträgt. Folglich auch

2. den Antheil an dem Ruhm, den die Gesellschaft sich als Corpus von würdigen und berühmten Gelehrten verschafft, aus und von welchem jeder eine Portion für sich erhält. Dieser Ruhm gehet weiter als der, von einem Mitglied der Universität überhaupt: denn das Publicum setzt bey einem Mitgliede der Societät so fort voraus, dass es mehr als gemeine Professorgelehrsamkeit besitze, dass es seine Wissenschaft anders treibe, als dass es sich blos mit dem gemein bekannten begnüge, dass es selbst Schritte für sich mache, Schöpfer in seinem Fache sey s. w.

Ich wenigstens gestehe es gern ein, das Bisschen Reputation, das ich vielleicht habe, habe ich am wenigsten mir selbst zu verdanken. Von Hunderten, die mich kennen, hat vielleicht nicht Einer eine Schrift von mir gelesen; man kennt mich blos als Professor in Göttingen und als Mitglied der Societät; in Ansehung dessen, was

man litterärische Ehre oder Ruhm nennt, bin ich eigentlich der Schuldner von allen und jeden meiner Herren Collegen.

Nun könnte ich freylich denken: aber nun habe ich einmal das Bisschen Ruff, was liegt mir nun weiter an der Societät? Könnte ich so denken, so würde mir mein Gewissen sagen, dass ich unedel dächte; ich würde mir ferner sagen: die Societät kan bey jeder Zahl Societät bleiben; sie war bey 3 Gliedern so ansehnlich! Dadurch dass du aus der Societät trittst, verliehrt die Societät von 12 Gliedern nur eines; sie bestehet ohne dich, behält ihr Lustre ohne dich, deine Stelle wird ersetzt, alles ist nach wie vor; du verliehrst hingegen reellement an Achtung und guter Meynung andrer, und was noch mehr ist, an innerer Zufriedenheit.

3. Als pecuniäre Vortheile sind die 20 Rthlr. für eine Vorlesung gesetzt; die Pensionen der ältesten Mitglieder, und, wie in andern Gesellschaften und Collegien es eingeführt ist, dass man voraus sieht, wenn man einmal das älteste Mitglied ist, dass man gleiche Vortheile haben wird; und, seit dem Turnus im Directorio, auch die Aussicht zum Directorio.

So verhalten sich die currenten Geschäfte, und die currenten Belohnungen gegen einander.'

Darauf geht er noch ausführlich auf die ausserordentlichen Geschäfte und deren Erledigung ein.

Dieses Schreiben ist Monolog geblieben; möglich dass Kästner davon abrieth es circuliren zu lassen. Heyne ersetzte es durch ein farbloses Begleitschreiben (vom 7. October), legte aber das unterdrückte zu den Akten.

Einiges von dem was ihm am Herzen lag enthielten die 'Anmerkungen zu den Gesetzen'; z. B. zu

'§ 6 (Vorlesungen). Die Abänderung, welche die Zeit in dem allen was die Vorlesungen angeht gebracht hat, sind bekannt. Dies wäre der erste Gegenstand, über den wir Gesetze oder Statuten machen könnten. Aber was sie helfen werden? ist eine andere Frage. Dass alle Monate eine Vorlesung gehalten wird, dass sie nach der Reihe herumgeht, wird immer das beste bleiben; und alles, was anders geschieht, wird man dulten müssen. Die Einrichtung war darauf gegründet (und konnte nicht anders gegründet werden) dass es jedem Mitgliede selbst daran gelegen seyn müsse, seine Ent-

deckungen, Beobachtungen und Bemerkungen von Zeit zu Zeit einer ansehnlichen Gesellschaft, und dann dem Publico in einer Sammlung vorzulegen, die der Arbeit mehr Celebrität brächte, als wenn jeder einzeln etwas drucken lies. Die grosse Leichtigkeit, welche die Zeit und der Ruhm von Göttingen verschafft hat, etwas für sich drucken zu lassen, hat jene Betrachtung schwächen müssen. Dagegen kam der Beytrag der 20 Rthlr. für jede Vorlesung auf.

quod supererit (p. XV). Dass es schön und nützlich seyn würde, wenn die Societät nach der Vorlesung beysammen blieb, und über die Gegenstände der Vorlesung sich freundschaftlich unterhielt, hat keinen Zweifel. Allein was der Ausführung eines so schönen Gedankens im Wege steht, ist deutlich. Diese Ursachen haben wohl auch schon von Anfang her die Aufhebung des Statuts veranlasst. — — —

§ 8 (p. XVI *Praeses* etc.) — — Der Director lenket und leitet das Ganze; er ist überall Haupt und Seele; er hat überall den Vortrag und was davon abhängt, Stimmen sammeln u. s. w. An ihn muss der Secretär alles bringen, so dass der Secretär selbst, wo er handelt, nicht anders als auf Geheiss und Auftrag des Directors handelt und zu handeln präsumirt wird, für sich aber nichts thun kan, was nicht verabredet ist.

Was der Secretär erhält, muss er dem Director zuerst zuschicken. Alle Ausfertigungen werden von beiden unterschrieben.

Alles das klingt prächtig: wenn nur die Gegenstände von Wichtigkeit wären!

Da die Direction im Turno herum geht, keinem von den Mitgliedern aber zugemuthet werden kan, den ganzen Detail der Societätsgeschäfte zu übernehmen; Einer aber doch in der Gesellschaft seyn muss, der die kleinen Sachen im Ganzen zusammenhält, und immer vor Augen hat, so fällt natürlicher weisse dieses auf den Secretär der desswegen besoldet wird.

Ob nun über den in diesem § enthaltnen Detail etwas weiter abgefasste Grenzen gesetzt, alles einzeln bestimmt werden soll, überlasse ich der Klugheit meiner Herren Collegen: Nur gebe zu erwägen, dass jedes Gesetz um desto schlechter ist, je mehr es in das Specielle geht, und dass zumal in Vorschriften und Instructionen, diess der erste Anlass zur Verzögerung der Geschäfte und zu unnützen und verderblichen Disputen ist, wenn man alles darinn im Einzelnen fassen will. Bey veränderten Umständen wird ausserdem eine solche Verordnung sofort inapplicable. Nichts ist auch den Geschäften nachtheiliger als viel Geschwätz. Für mich selbst würde

es endlich unmöglich werden, den Sachen vorzustehen, wenn ich nicht auf der Stelle gleich mir eine Sache aus den Händen schaffen kann.'

Man sieht, die Anmerkungen haben Ethos genug, um etwas davon in den vota der Mitglieder wiederklingen zu lassen. Die meisten freilich sind der Ansicht man solle nichts ändern; sehr scharf und polemisch äussert sich Beckmann, offenbar das Mundstück der Unzufriedenen.*) Sachliches und persönliches Interesse hat wohl nur das Votum Lichtenbergs:

'Der Unterschied an Ehre und Vortheil der sich bey einigen Mitgliedern findet, ist doch würcklich gering und findet sich bey so vielen andern Gesellschaften, die zu einem gemeinschaftlichen Zweck arbeiten, dass ich nicht sehe wie man mit Grund etwas dagegen sagen kan. Ich wäre also gantz und gar dafür, dass darin alles beym alten bliebe. Man muss, dünkt mich, Einrichtungen, deren Entstehung man ruhig angesehen und die man so lange stillschweigens wenigstens gebilligt hat, nicht ändern so lange sich keine schädliche Folgen dieser Einrichtung zeigen, und das ist doch hier gewiss der Fall nicht. Hingegen glaube ich, ist es auch nöthig da Aenderungen zu treffen, wo sich schädliche Folgen zu zeigen anfangen und muss man sich nicht auf die vergangenen Zeiten berufen, es sey ja sonst gegangen. Dazu rechne ich die zu geringe Anzahl der Mitglieder von welcher der Fortgang der Commentarien abhängt. Je länger eine Gesellschaft dauert, desto gewisser ist es dass endlich einmal Mitglieder kommen werden, die theils durch überhäufte Geschäfte, z. E. solche die Reisen erfordern, theils durch Kränklichkeit und theils auch durch die Unmöglichkeit alle Jahre eine Erfindung zu machen, keine Abhandlung liefern können. Die Mitglieder zu verpflichten alle Jahre etwas zu liefern ist doch gewiss seltsam wo nicht gar unbillig. Mich dünkt man sezt den Schreiber der Commentationen mit dem Setzer derselben in eine Classe, wenn man ihn so einspannt. Nichts zu liefern, weil man frey ist, bringt freylich keine Ehre, aber aus Zwang etwas zu liefern was vielleicht dem Verfasser selbst nicht einmal gefällt, kan Schande bringen. Und weil das Ausbleiben keine Ehre bringt, so wird sich jedes Mitglied ohnehin bemühen, so viel es die Umstände verstatten, der Welt zu zeigen, dass auch Es ein

*) S. unten S. 209. Beckmann hat nach 1782 überhaupt nicht mehr mitgearbeitet.

arbeitendes Mitglied sey, zumal wenn ihm diese Beyträge auf eine Art noch erleichtert würden, von der ich unten etwas sagen werde. Die Commentarii also in einem guten Fortgang zu erhalten, vielleicht auch ihnen mehreren Abgang zu verschaffen: müste man, meiner Meinung nach,

1) die Anzahl der Mitglieder vermehren. Was würde aus den Transaktionen geworden seyn, wenn sie nur von wenigen bestimmten Mitgliedern hätten geschrieben werden sollen? Gewiss würden sie aufgehört haben, weil es an Arbeitern, oder doch an Mannigfaltigkeit, und daher an Lesern würde gefehlt haben.

2) Eingeschickte Abhandlungen aufnehmen, die nicht ausbleiben würden so bald man die Beyspiele sähe, und hauptsächlich bey der Wahl auswärtiger Mitglieder nicht blos den Nahmen sondern auch die Thätigkeit des Mannes in Betracht ziehen, auch den Umstand allenfalls in das Diplom einfliessen lassen. Landriani, Crell und Herschel würden sich so etwas nicht vergeblich sagen lassen. Der leztere soll die Londonsche Societät jezt mit Abhandlungen förmlich plagen. Eigentlich plagt sie aber nicht sowohl H. Herrschel, als vielmehr ihr eigner Neid. Da nun Sir John Pringle, Dr. Lowth und Demainbray todt sind, so liese sich gleich eine Probe machen.

3) (und dieses ist der Umstand, auf den ich oben gezielt habe) müste man auch künftig allerley Beobachtungen und Versuche aufnehmen, wenn sie auch gleich keine gantz ausgearbeitete Abhandlungen wären, sondern nur an sich nichts alltägliches enthielten und andre zum Nachdenken bringen könten. Ich rede hier gar nicht von Witterungsbeobachtungen (ob es gleich nicht schaden könte, wenn man dergleichen, da man es jezt überall thut, anhienge, sie müsten freylich nie über 12 4to Seiten betragen,) sondern von andern in die Physic und Chymie einschlagenden. Astronomische, dergleichen mir der H. HofR. Kästner von der lezten Mondsfinsterniss mitgetheilt hat würden vorzüglich gut aufgenommen werden, Sie wird im nächsten Stück des Magazins erscheinen. Denn es ist nicht allezeit möglich etwas neuem, was man bemerkt hat, gleich die Form einer Abhandlung oder einer Vorlesung zu geben, und wolte man sie demselben auch geben so wäre es eine Frage ob es der Sache selbst zum Vortheil gereichte.'

Kästner votirt (am 27. Oct.) kurz und gut: 'Wegen der Gesetze bin ich der Meynung dass wir alles so lassen wie es jezo ist, nöthige Veränderungen geben sich von sich selbst oder sind wenn es erfodet (*so*)

wird von Kön. Regierung zu erhalten. Kann sich Deutschland mit dem römischen Rechte behelfen so können wir es auch mit unsern Gesetzen.'

Nachdem die vota eingelaufen sind, antwortet Heyne mit einem Promemoria von 22 Folioseiten: es sei seine 'Pflicht, als Secretar, die vota, welche abgegeben sind, zu extrahiren' und vorzulegen was zur Deliberation kommen soll. Man möge aus dem Hauptabschnitt, den ich mittheilen werde, entnehmen, in welcher Absicht Heyne die Rolle des pflichtmässig referirenden Kanzleibeamten übernommen hat.

Heyne geht davon aus, man komme nunmehr überein, dass an eine Umschmelzung der Societätsgesetze nicht zu denken sei. Jede andre Einrichtung des Directoriums, als der Turnus unter den ältesten Klassenmitgliedern, sei bedenklich, der Vorrang der älteren Mitglieder in aller bürgerlichen und Gesellschaftsordnung begründet. Das ist schon Polemik gegen Beckmanns Votum; aber es geht weiter (f. 2r):

'Dass die älteren Glieder länger leben, als sie sollten: lieber Gott, das kan man ihnen nicht so sehr zur Last legen: und so lange bis die Einführung allgemein wird, dass man sie todt schlägt, muss man es der Vorsehung anheim stellen, ob man früher oder später dazu gelangen soll, selbst einer der aeltern zu werden.

Indessen betrifft der ganze Vorzug der ältern Mitglieder doch nur etwas pecuniäres, das von aussen her kömmt: im Innern der Societät wüsste ich durchaus nichts, was ein älteres vor dem jüngern voraus hätte, als Alter und Erfahrung, die man ihm doch nicht nehmen kan. Das Einzige, was sie voraus hatten, dass sie allein ordentliche Mitglieder hiessen, haben sie freywillig den andern mitgetheilt; aber durch das alles keinen Dank verdient, sondern nur so viel erhalten, dass sie angefeindet werden, weil sie nicht auch ihre Pensionen und die Directorbesoldung ins Looss geworfen haben.

Doch ich vergess es, dass ich blos extrahiren soll.

Da bisher seit ein Paar Jahren die Vorlesungen und damit die abzudruckenden Commentarien zurückgeblieben sind: so sind in den Votis Vorschläge gethan worden, wie die Vorlesungen und damit die Commentarien besser gefördert werden könnten; sie laufen auf folgende Punkte hinaus:

1. Aufnahme neuer Mitglieder, hiesiger, auswärtiger.
2. Aufnehmung eingeschickter Abhandlungen und Aufsätze.
3. Annehmung von allerley Versuchen und Bemerkungen.

Da man von mir als Secretär erwarten muss, dass ich die

Societätsgeschäfte und Angelegenheiten in einem gewissen Zusammenhange übersehen müsse: so erlauben mir meine Herren Collegen, hier Einiges, was zwar schon in den Gesetzen enthalten ist, über den Sinn und den Zweck der Gesellschaft vorauszuschicken, worinn zugleich die principia enthalten sind, nach welchen obige Vorschläge betrachtet werden müssen.

Der academische Professor braucht mehr nicht (und ist so gar, wann er ein guter Professor seyn will, dazu angehalten) als das bereits ausgemachte, bekannte und zunächst brauchbare in seiner Wissenschaft vorzutragen. Es ist also auch natürlich, dass, wo nicht eigner Trieb, oder äussere Aufmunterung hinzukömmt, über kurz oder lang der grösere Theil der Professoren zu dem Gemeinen und Alltäglichen in seiner Wissenschaft herab sinkt.

Diess lehrt die Erfahrung auf allen Universitäten.

Um jene Aufmunterung in Göttingen zu verschaffen, sind zwey Triebfedern angebracht:

1) um von dem, was Neues in den Wissenschaften anderwärts geschieht, litterärische Kenntnisse zu verbreiten, wird von unsern Obern durch Anschaffung neuer Bücher gesorgt;

und damit der Inhalt derselben bekannt gemacht und in Umgang gebracht wird, sind die gelehrten Anzeigen eingeführt.

Ohne jene Hülfsmittel und Quellen könnte von wenigen dasjenige geschrieben werden, was in Göttingen geschrieben wird; und so fern sollte doch jeder so billig seyn, dass er bey seinem Nebenverdienste, den er für so vortheilhaft hält, dass er 20 Rthlr. für eine Vorlesung als eine Kleinigkeit ansieht, auch an die gemeinschaftliche Qvelle dächte.

Aber wir könnten schreiben, d. i. das von andern Erfundne und Bemerkte oder Gedachte aus Büchern zusammentragen, ohne selbst etwas Neues zu erfinden, zu bemerken, und die Grenzen der Wissenschaft nur um eine Spanne selbst zu erweitern.

Um einen Antrieb hierzu zu geben, der auf allen andern Universitäten fehlt, ist die Societät gestiftet, und eben in jener Rücksicht auf diejenigen Wissenschaften eingeschränkt, worinn sich durch eignes Forschen, Vergleichen, Versuchen und Prüfen, neue Wahrheit erfinden oder Irrthum entdecken lässt.

Was also Gegenstand, Gesichtspunkt, Wesen und Zweck der Societät der W. ausmacht ist nicht, Vorlesen, als Vorlesen, nicht, drucken lassen, Commentarien ediren s. w. Das sind alles blos Mittel und Wege zu dem Zwecke; der Zweck selbst ist: wechsel-

seitige Aufmunterung für jeden, in seiner Wissenschaft weiter zu gehen, als der grose Haufe thut; grössere Leichtigkeit seine Entdeckungen und Bemerkungen an den Mann zu bringen, und mit grösserer Ehre und Ruff als sonst möglich wäre; Liebe für seine Wissenschaft und deren Erweiterung sollte die Springfeder seyn; das Vergnügen, zur allgemeinen Aufklärung beytragen zu können, und litterärischer Ruhm, verstärkt durch eine Gesellschaft verdienstvoller Männer, sollte die Belohnung seyn. Alles das Uebrige war äusserlich und zufällig.

Wir können es nicht läugnen, wir haben ganz den Sinn und den Geist der Societät verlohren; und damit alles, was die Societät zusammen halten kan. Unser Vorlesen ist ein Spiegelfechten geworden. Man hat angefangen Speculationen zu machen, die aufs Lucrative gehen; es soll ein Institut seyn, bey dem man einen Gehalt, und für seine Arbeit mehr Geld, als durch einen Verleger, verdienen will. Man ist auf Nebendinge gefallen, — auf die Vorstellung von grosen Vortheilen, welche die Administration einer Casse giebt, in der einige Tausend Thl. vorräthig liegen und unter den ältern Mitgliedern circuliren; diess hat ein Misstrauen erzeuget, das ein andrer als ich und Hr. Kästner vielleicht nicht so gelassen ertragen haben würden; wir, die wir uns bewusst waren, dass wir zu Fortsetzung der Anzeigen und Ausgaben für die Vorlesungen mehr als einmal mit einigen hundert Thalern in Vorschuss standen. Man hat nun den Etat der Societät verlangt; bey der ersten Aeusserung ist er vorgelegt worden; und nun weiter kein Wort hievon.

Nunmehr auf die Vorlesungen zurückzukommen.

So lange man diese als eine Last und Beschwerde ansieht, die man von sich abzuwälzen und als Last zu exaggeriren sucht, lässt sich nicht leicht sagen, wozu es helfen soll, vorzulesen.

Wie ich hieher kam, ward es noch für eine Ehre gehalten. Für mich war es ein weit gröserer Stolz, Mitglied zu seyn und eine Vorlesung zu halten, als Prof. Eloq. zu seyn und Programmen zu schreiben; und doch bin ich nicht wenig stolz darauf, dass ich in Nahmen einer Universität etwas zu schreiben gewürdiget bin. Nächst der Ehre sah ich die 20 Rthlr. als einen blosen Gewinn an; und noch die Stunde denke ich nicht anders.

Die einzige Beschwerde war ehemals, dass man Vorlesungen hielt, ohne sie gedruckt zu sehen. Denen ietzigen Mitgliedern ist alles Mögliche erleichtert.

Da man einmal den Sinn von Vorlesungen und Commentarien

verlohren hat, so hat sich alles geändert. Wir kommen und lesen, und laufen aus einander, als fürchteten wir, einer steckte den andern mit der Pest an. Bey der ersten Stiftung dachte man folgendes dabey: der Gegenstand der Vorlesung sollte Materie zu Gesprächen und zu weitern Erörterungen geben. Einer sollte dem andern dasjenige mittheilen, was er von litterärischen Neuigkeiten, von neuen Bemerkungen, Erfindungen, gelesen und gehört hatte; so gemischte Kenntnisse verschiedner Gelehrte wieviel müssten sie beytragen, verwickelte und in mehrere Wissenschaften einschlagende Fälle aufzuklären! s. w. vid. LL. § 6.*)

Dass alles das blos in der Speculation gut ist, wer weiss das nicht! Aber es ist doch auch etwas andres, die Sache auf den Fuss behandeln, wie wir es treiben.

Man erlaube mir nun, die gethanen Vorschläge dem Wesen und Zwecke der Societät näher zu bringen: sie gehen alle blos dahin aus, einen Band Vorlesungen zusammen zu bringen.

Allein wie Herr Prof. Meister sehr gut bemerkt; 1) alles das ist keine Hülfe von einiger Dauer; und kan höchstens nur für den ersten Moment helfen; 2) Uns kan nichts an Vorlesen als Vorlesen liegen; dass jährlich ein Band mehr in Druck kömmt oder nicht, ist kein Objekt der Societät, an und für sich; sondern darauf kömmt es an, dass es in Göttingen unter den Professoren eine Anzahl Männer giebt, welche jeder in seiner Wissenschaft für sich selbst Fortschritte thun und es als eine Aufmunterung und Erleichterung ansehen, ihre gemachten Entdeckungen durch den Canal der Societät in die Welt zu schicken. Sobald diess nicht der Fall ist: so taugt die ganze Societät weiter nichts, und es ist ein Spielwerk, dessen ich mich schäme.

Wir wollen neue Mitglieder aufnehmen: und fühlen bereits so sehr die Folgen von der so sehr vermehrten Zahl der Mitglieder.

1) Je mehr wir unser sind, desto mehr Veranlassung zum dissensus animorum; 2) honor nimis multis communicatus vilescit. 3) die Vortheile lassen sich desto schwerer verbreiten und vertheilen, und selbst die Hoffnung theilt sich zu sehr. 4) Können wir mit einigem

*) Am Rande: 'Desswegen waren im Anfang 3 Stunden zu der Zusammenkunft bestimmt. Jedes Mitglied sollte mit auswärtigen Gelehrten in Correspondenz stehen, insonderheit mit den auswärtigen Mitgliedern und den Correspondenten seines Fachs. Die Nachrichten, die jeder in der Zeit erhalten hatte, wurden nun vorgelegt und vorgelesen. — Seit der Zeit sind in Göttingen mehr Journale, die hiezu genutzt werden könnten.'

Grunde hoffen, dass bey 24 Mitgliedern die Vorlesungen besser sollten gefördert werden, als bey 12? Man müsste die Menschen wenig kennen. In Jahr und Tag geht es sicherlich noch schlechter.

Wir wollen setzen, es sollen neue Mitglieder angesetzt seyn: erst, wie viel? zwey? vier? Die hälfen uns nichts; es müssten 12 seyn, die für uns arbeiteten.

Wenn sie sind: was soll nun mit den alten Mitgliedern werden? wollen sie ihre bisherige Verpflichtung den Neuaufgenommenen auflegen, oder wollen sie blos nach Willkühr lesen, oder sich zu gar nichts verpflichtet halten?

Man nehme einen Fall welchen man will und überlege, was dadurch gewonnen seyn wird.

Soll Pflicht vorzulesen mit der Pension und dem Turnus des Directorii in Vereinigung gesetzt werden: die doch gar nicht zusammen gehören; gut so entscheide man, und so wird die Einrichtung darnach gemacht.

Was uns drückt, ist nicht, dass viele oder wenige lesen: sondern dass man verspricht zu lesen und nicht liesst.

Bisher war es eine Einrichtung die wir blos unter uns gemacht, und uns dafür verbunden hatten, dass jedes Mitglied jährlich einmal vorlese. ich mag mir diess Engagement betrachten, wie ich will, so finde ich das Ungereimte nicht darinn. Eine Ordnung muss doch bey der Societät seyn; wir wollen sagen, es soll jedem freygestellt werden, vorzulesen, wenn er den Drang vorzulesen fühlt: was wohl hievon die Folge seyn werde, beurtheile man nach dem, was jetzt erfolget, da nur erst einige sich von der Verpflichtung losmachen. Also Ordnung, Einrichtung, Verabredung, muss seyn: die kan nichts lächerliches enthalten. Nun nahm man ein Jahr an, in welchem der Turnus herum gieng; es lässt sich doch, nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit, voraussetzen, dass einem Gelehrten, der in seinem Fache fortschreitet, den Lauf eines ganzen Jahres über, irgend eine Idee, Bemerkung, Wahrnehmung — noch mehr, die Berichtigung einer andern falschgefassten, aufstosen sollte. So gar ungereimt ist diese Voraussetzung doch nicht, zumal in der Physik.

Aber noch mehr: nie sah man das als einen Zwang an; sondern es war Verpflichtung. Man konnte miteinander Verabredung nehmen, ob man im ersten, oder im zwölften Monat lesen wollte.

Bey allem dem kan ich es also die Stunde noch nicht, als ein unbilliges und ungereimtes Engagement ansehen, dass jeder sich jährlich zu einer Vorlesung anheischig macht. Alles was man

dawider sagen will, wird man auch sagen können, wenn 2. 3. 6 Jahre festgesetzt werden.

Die Stunde noch sind wir 12 Mitglieder, also 12 Arbeiter. Gesetzt es fallen 1 oder 2 aus, so bleiben jährlich noch 10 Vorlesungen, immer für einen Band hinlänglich.

Findet man aber diess unmöglich oder unbillig: gut: so setzen wir unsre Commentarien auf 2 Jahre jeden Band; es wird alle 2 Monate vorgelesen, und es sind jährlich 6 Vorlesungen; so trifft es jeden alle 2 Jahre einmal. Nun mache sich jeder dazu anheischig: wenn er glaubt, dass sich auf den Fuss leichter Wort halten lässt, als bisher.

Noch ein anderer Vorschlag ist: ich mache mich, nach wie vor, zu einer Vorlesung jährlich geschickt; ein andrer thue desgleichen wenn es ihm beliebt; und so bliebe es jedem andern frey, 1. 2. 3 Jahre zu setzen: Nur muss etwas festgesetzt und bestimmt seyn, wornach sich eine Einrichtung treffen lässt.*)

Alles das würde unnöthig seyn, so bald die unglückliche Vorstellung nicht unter uns gekommen wäre: Vorlesen sey ein Onus. Nichts weniger; für uns war es ehemals eine Ehre, die wir kaum abwarten konnten, bis sie an uns kam; und auf dem Fusse betrachte ich es noch; unter allen meinen Geschäften ist mir dieses das Ehrenvollste.

Nun erlaube man mir noch folgende Bedenklichkeiten bey der Wahl neuer Mitglieder zu bedenken zu geben.

Wir mögen einen modum der Wahl einschlagen, welchen wir wollen, so laufen wir Gefahr, neuen dissensus unter uns zu veranlassen: erst ietzt und dann weiter hin.

Fleisige Arbeiter wüsste ich hier in keiner Zahl zusammen zu bringen; also müssten wir sie auswärts suchen.

Aber nun beliebe man zu bedenken, dass alsdann der Zweck der Societät, der Commentarien und der Vorlesungen ganz und durchaus verfehlt wird;

dass wir uns in neue Verlegenheit setzen, wenn uns Stücke zugesandt werden, die uns keine Ehre machen;

dass die Commentarien selbst an ihrer Achtung leiden müssen, wenn man fremde Hülfe aufnimmt; sowie die Gel. Anzeigen, dass man auswärtige Arbeiter aufnehmen muss;

---

*) Am Rande: 'Noch ein Vorschlag: es sollen blos die pensionirten Mitglieder gehalten seyn, vorzulesen; die übrigen nicht. Was wird nun gewonnen?'

dass unsre gemeinschaftliche Reputation, auch schon als Mitglieder, darunter nichts gewinnt.

Folglich sobald wir nichts zu drucken liefern können und wollen: so ist es besser, wir lassen das Drucken ganz seyn.

Unsre Societät lässt sich durchaus mit keiner andern Academie, z. E. der Berlinischen, noch weniger mit der Londoner und Pariser vergleichen: diese sind Nationalgesellschaften, deren Absichten auf eine Hauptstadt und auf die ganze Nation gehet. Unsre ist blos auf die Universität, und in einem oben bemerkten, bestimmten Gesichtspunkte errichtet.

Noch mehr: die bisherige Erfahrung lehrt bereits zur Gnüge, was wir von fremder Hülfe zu erwarten haben. Man erinnert sich nicht mehr, wie ich sehe, dass in unsern Diplomen ausdrücklich verlangt und zur Pflicht gemacht wird, die neuen Mitglieder sollen ihre Obss. und Experimente einsenden. In den Briefen bey der Uebersendung wird diess so gar als conditio sine qua non gemacht.

Dass Versuche und Beobachtungen sollen aufgenommen werden, ist eben das, was auch bisher geschehen ist, und also beständige Observanz: allein man sehe die Comment. in den Vorreden nach, wie viel davon einlaufen.*)

Wir brauchen über das alles also nicht erst Erfahrungen zu machen. Alles das ist schon versucht und leider von schlechter Hülfe befunden worden.

Es bleibt also dabey: können wir nicht selbst gebähren: so wird

---

*) Am Rande: 'Weil man wusste, dass bey vielen die lateinische Sprache ein Hinderniss war: so kam man vor 14 Jahren bereits auf den Gedanken, man wollte es den auswärtigen Mitgl. und Correspondenten erleichtern und auch deutsche Aufsätze annehmen. Zur Aufmunterung fieng man eine Sammlung Deutscher Schriften der Soc. an. Was geschah? Gegenwärtige Mitglieder trugen das meiste bey, und für den 2. B. war kein Mst. hinlänglich zur Auswahl vorhanden.

Noch weiter. Bereits 1773 in To. III. Nov. Commentar. praef. p. X stehet eine weitläufige Einladung der Mitgl. und Corresp. zu ihren Beyträgen, die die Bedingung ihrer Aufnahme gemacht hatten. Diese Erklärung ist hierauf deutsch in die Gel. Anz. eingerückt worden. Zu einer andern Zeit ist eine Erläuterung darüber gegeben worden, warum unter den Correspondenten so viele ansehnliche Männer stünden, welche billig Mitglieder seyn sollten: Als Ursache ward angegeben: weil sie durchaus mit der Societät keine Verbindung unterhalten; und es ward die Auffoderung wiederholt.

Diese Versuche also sind längst geschehen, und haben keine Wirkung gehabt; und bey der gegenwärtigen Lage unserer mercantilen Litteratur lässt sich einiger Erfolg noch weit weniger, schon a priori erwarten. Jeder hat sein Töpfchen neben sich stehen, wo er sein Bisschen Nothdurft hineinthun kan.'

diess ein schlechter Ersatz seyn, dass wir die Hebammen von andern abgeben wollen.

Worauf es uns ankömmt, hat Hr. Prof. Meister sehr gut gezeigt. Lässt sich unter uns nicht Patriotismus, Liebe zur Wissenschaft, selbst Gefühl für Ehre und Ruhm der Societät und der Universität, und Gefühl für die Folgen davon auf die Litteratur selbst, wieder aufleben: so gebe ich für die ganze Societät nichts, und ich werde der erste seyn, welcher, wenn es verlangt wird, anräth, dass man das ganze Ding wieder eingehen lässt. Die Folgen mögen wir dann erwarten.

Soll die ganze Societätsverfassung sich blos auf die Pension beziehen, so deprecire ich für das Ganze, selbst in dem nicht zu erwartenden Falle, wir bekämen alle 12 die Pension; denn in Jahr und Tag hiess es: die elenden 60 Rthlr., was sollen die einem helfen?

Zu bedauern ist es: dass nicht leicht eine Gelehrten Societät eine so ehrenvolle Verfassung und Stellung gehabt hat. Unmittelbar unter dem Könige zu stehen; von der Regierung zunächst abzuhängen, die, um uns Ehre zu machen, selbst das thut, was sie wohl weiss wir könnten es auch thun; aus dem Corpore professorum einer Universität wie Göttingen ist, ausgehoben und in loco illustri doch noch in loco eminentiori gestellt zu seyn; sich also so situirt zu sehen, dass man als Gelehrter und als Schriftsteller sogleich Achtung erweckt — alles das für nichts zu achten, ist so viel als sich selbst nicht zu schätzen wissen. Mein Stolz ist mir hier lieber.

Es bleibt mir nun noch weniges zu extrahiren übrig, und alsdann kann die Sache zum neuen Votiren gebracht werden.'

Hier fängt Heyne an, wirklich zu 'extrahiren', aber mit scharfen Beleuchtungen: einen Antrag über Anstellung eines Zeichners und Kupferstechers, was über die Gelehrten Anzeigen, die Preisfragen, die Rechnungsrevision, die Tagesordnungen der Sitzungen bemerkt worden war. Schliesslich formulirt er die Fragen, die sich ergeben haben (1. neue Mitglieder? 2. Ordnung der Vorlesungen? 3. Neuordnung der Geschäfte?). Darunter votiren die Mitglieder, im ganzen sämmtlich in Heynes Sinne; Beckmann nicht ohne Empfindlichkeit, aber 'er kann nicht so ungerecht sein', dass er 'nicht dennoch die grosse und höchst geschickte Bemühung des Herrn Hofr. alles zum Besten der ganzen Gesellschaft vorzustellen, und so viel sichs will thun lassen, zur Zufriedenheit allen einzurichten, nicht allein erkennen, sondern auch mit aufrichtigem Danke verehren solte.' Mehr interessirt

es, Lichtenbergs Votum zu hören; er erklärt zu 1: 'Wenn jedes Mitglied nur alsdann etwas vorliesst, wenn es etwas vorzulesen hat, woran der gelehrten Welt im Ernst etwas gelegen seyn kan, so wird doch wohl die Gefahr einmal im Monat keine Vorlesung zu hören, bei mehrern Mitgliedern, geringer als bei wenigern. Auch wird den übrigen dadurch ja nichts benommen; sie könten selbst zweymal vorlesen, es wird Ihnen gewiss gerne Platz gemacht werden. Zu einer starken Vermehrung rathe ich nicht, sie würde auch schwer halten.' Dann empfiehlt er von neuem, Beiträge Auswärtiger zu gewinnen. Zu 2: 'Ich werde vorlesen, so bald ich etwas vorzulesen habe, das ist alles, was ich jetzt versprechen kan. Ich werde nicht müssig seyn, und bin auch bisher nicht müssig gewesen, sondern suchen mich so bald es die Umstände nur verstatten, mich meiner Schuld zu entledigen.'

Es bedarf kaum dieser Bemerkungen Lichtenbergs, um den Eindruck zu bestätigen, den jeder aus Heynes Auseinandersetzung gewinnen muss: dass er für eine schon verlorne Sache kämpft. In seiner Rede liegt etwas von tragischer Erhebung. Er hat nicht nur eine reine Auffassung von der Sache zu vertheidigen, die man ihm mit dem Gift der Kleinlichkeiten trübt, er hat auch sein Herz verpfändet, ein Stück seines Lebens hineingethan und bietet alle Waffen auf, das Pfand zu retten. Aber eine Akademie, die nur vermöge einer Anzahl jährlich zu recitirender, dem Verständniss aller Mitglieder anzunähernder 'Vorlesungen' lebte, gehörte schon bei der damaligen Entwicklung der Wissenschaften zu den überlebten Dingen; sie musste in beständigem Kampfe mit ihren eignen Mitgliedern liegen, mit den Mitgliedern, die ihren Arbeiten keine andre Form als die exclusive ihrer Wissenschaft geben konnten und wollten; Heyne selbst würde ohne die Form der akademischen recitatio eine bessere Gestaltung und Wirkung seiner Gedanken erreicht haben. Ein solcher Kampf aber war die Agonie. Die Gedanken zu finden, die ein neues Leben hätten bringen können, dazu war die Zeit noch nicht gekommen; für die Neubegründung der Geisteswissenschaften, die allein zu solchen Gedanken führen konnte, wurden in jenen Jahrzehnten die Vorbedingungen erst geschaffen. Heyne fühlte wohl, dass er dem Uebel ohnmächtig gegenüber stand. Er war auch bereit und offenbar mehr als einmal dem Entschlusse nah, alle Consequenzen aus dieser Erkenntniss zu ziehen. Was ihn immer wieder zu neuen Versuchen trieb, war der Gedanke an die Universität. Wenn er die Societät als eine ganz in ihrem eignen Zweck ruhende

Anstalt betrachtet hätte, so wäre er, bei seinem starken Gefühl für Zweckmässigkeit und der Richtung seiner Gedanken aufs Ziel, schwerlich in seiner Bemühung so unermüdlich gewesen. Aber er sah die Gesellschaft als ein Mittel an, das wissenschaftliche Gedeihen und den wahren Ruhm der Universität auf eine Höhe zu heben, durch die Göttingen den Vorzug vor allen andern Universitäten erlangen sollte. Und in der That hat die Societät in dieser Richtung eine starke Wirkung geübt. In der That ist Göttingen in erster Linie an der Entwicklung betheiligt, in Folge deren die Universitäten die Aufgabe übernommen haben, die nach Leibnizens und Hallers Plan den Akademien zugewiesen war.

Hier liegt Heynes grösstes Verdienst, um die Universität und die Gesellschaft. Die Gesellschaft der Wissenschaften muss gestehen, dass sie ohne Heyne überhaupt nicht mehr existiren würde; sie hätte sich wahrscheinlich schon um 1770 unmerklich aufgelöst, sicher aber während des Jahrzehnts, in dem die eben besprochene Verhandlung spielt.

Man kann nicht ohne Theilnahme sehen, wie bald der tückische Stein wieder in der Ebene angelangt ist. Die oben bereits citirten Vorreden des 6. und 7. Bandes sind im November 1785 und April 1786 geschrieben. Keiner der folgenden Bände geht hinaus, ohne dass die Liste der Vorträge durch Wendungen eingeleitet wird wie: *locum suum in Societate tuiti sunt et studii sui ingeniique argumenta proposuere sodales hi* (VIII p. XI), *ex his symbolas — ad Societatis existimationem—attulere hi* (IX p. XI), *ex his Societatis consiliis suaeque existimationi aliorumque expectationi satisfecerunt* (X p. XIII), *commentationum—numerum, numero sodalium forte non satis respondentem* (XII p. XII). Als der 10. Band, mit den Commentationes von 1789 und 1790, erscheinen sollte, richtete Heyne an den Director (Kästner) folgendes

Gehorsamstes P. M.

Da unsre Societät aus Mangel der Vorlesungen endlich ganz in Verfall kommen muss, so gebe ich des Hrn. Directoris Einsichten anheim, ob nicht entweder ein Surrogat der Vorlesungen zu erdenken, oder die Herren Mitglieder zu bewegen sind, dass jedes sein Contingent einer jährlich einmal zu haltenden Vorlesung abträgt.

Mit saurer Mühe ist endlich im dritten Jahre wieder ein Volumen Commentationum zusammen gepresst; der Verleger klagt über Ver-

letzung des Contracts; wie ich ihn weiter hinhalten soll, weiss ich nicht. Der Muth und die Lust vergeht uns allen.

Eben so schlimm, und oft noch schlimmer gehet es bey den Gelehrten Anzeigen.

Doch durch Klagen wird nichts besser. Jetzt wünsche ich nur, und nichts ist billiger, als dass, der übernommenen Verbindlichkeit nach, jeder jährlich seine Commentation liefert;

oder dass auf andre Weise den nachtheiligen Folgen, die doch gewiss keiner von uns wünscht noch gern siehet, begegnet werden möge. Es ist ein gemeinschaftliches, aber wahrlich eben dadurch eines Jeden Privatinteresse. Ist keine Societät mehr, so verliehren sicher alle und jeder.

Göttingen 21. Sept. 1791. Heyne.

Bei den Akten ist auch diesmal ein Concept mit ausführlicheren Klagen, ferner ein Privatschreiben und ein Circular, das dem Heyneschen Promemoria beigegeben war, beide von Kästners Hand. Von der Wirkung ist nichts weiter zu spüren. Die Vorrede des 11. Bandes (April 1793) schliesst mit sehr ernsten Worten; zuletzt: *dudum eviluit litterarum dignitas quaestu mercenario contaminata; videndum itaque est, ne ad opificinarum et tabernarum mercedes paullo post litterae detrudantur.* Im September 1795 erscheint der 12. Band; am 17. October erlässt die Regierung ein 'Excitatorium' an die Gesellschaft, wie Kästner es schon 1791 hatte veranlassen wollen (Brief an Heyne); mit welchem Erfolge, das lehrt unter anderm ein Schreiben Richters vom 11. Januar 1796.*) Die resignirte Stimmung, in der Heyne die Vorrede des 1798 erschienenen 13. Bandes schreibt, ist begreiflich: *etsi diffitendum non est, ut vina nonnulla, aetatem haud bene ferre Societates, ut alias, ita nec litterarias.* Dann kommt die Mitgliederliste und, durch die Chronik von ihr getrennt, zum Schlusse das Verzeichniss der Abhandlungen, wie wenn der Verfasser müde wäre, auf das Missverhältniss aufmerksam zu machen.

Aber Heyne wusste noch einen letzten Weg. Aus demselben Jahre 1798 besitzen wir von seiner Hand eine Eingabe an den

*) 'Auf E. W. gütige Anfrage habe ich die Ehre gehorsamst zur Antwort zu ertheilen: So lange ich als Mitglied der K. S. nichts wichtigeres und nützlicheres thun kann, als alle Jahre eine Vorlesung halten, die keinen meiner Zuhörer interessirt: Und so lange ich nicht von allen denen Emolumenten und Vorzügen participire, die die ältesten Mitglieder geniessen, kann ich unmöglich thätigen Antheil an den Arbeiten der K. S. nehmen.'

Minister*), deren Inhalt und Stimmung durch das Vorangegangene ins Licht gestellt werden, soweit die gegenwärtige Lage in Betracht kommt. Aber auch den Schimmer der Erinnerung muss man bedenken, in dem der fast Siebzigjährige die alten Zeiten erblickt; es ist nun dreissig Jahre her, seit er die ersten Schritte zur Regeneration seiner Societät unternommen hat.

Die Eingabe lautet:

Ew. Excellenz

geruhen zu genehmigen, dass ich über den gegenwärtigen Zustand der K. Societät der Wissenschaften einmal im unterthänigsten Vertrauen Bericht erstatte. Es erfordert dieses meine Pflicht sowohl, als die Lage der Societät selbst und der Einfluss davon auf das Ganze.

Die Societät sollte zur Absicht haben, dass die Professoren die gewöhnlichen Brodwissenschaften nicht als Grenzen ihrer Studien absteckten, sondern dass auch die eigentlich gelehrten Studien, insonderheit die physischen, chemischen, mathematischen und historischen Wissenschaften excolirt würden; so wie auf der andern Seite die Bibliothek dazu alle Hülfsmittel, und die übrigen Institute die Instrumente und den nöthigen Apparat dazu darbieten. Die Mitglieder sollten sich um die neusten Entdeckungen, Wahrnehmungen und Einsichten, welche ein Gegenstand der Gelehrten Europas sind, bekümmern und durch jenes alles selbst auf neue Wahrnehmungen geleitet werden. Durch die Befolgung hievon hat, insonderheit bei Ausländern, die Universität einen Glanz und Ruff erhalten, dessen sich keine andre Universität rühmen kan. Als ein Canal, die neuen Einsichten und Beobachtungen ins Publicum zu bringen, wurden die Vorlesungen mit dem Drucke der Commentationen, und die Gelehrten Anzeigen eingeführt; diese letztern dienten zugleich als ein Mittel, sich bey dem Publicum in Autorität und Vortheil zu setzen, damit nicht die hiesigen Gelehrten sich bey andern periodischen Schriften blos leidend verhalten müssten. — Seitdem sind die Gel. Anz. beständig als ein Organ hiesiger Universität und in Verbindung mit Bibliothek und Societät als Stütze der Litteratur betrachtet worden.

Diese herrliche Combination ist kaum noch in einem Schatten vorhanden. Auf dass hierunter der Societät selbst nicht alles zur Last falle, muss ich die harten Schicksale vorauf anführen, die sie betroffen haben.

---

*) Cur.-Arch. 'betr. die verbesserte Einrichtung der Societät etc.' No. 1.

Ein grosser Theil ihrer Existenz beruhet auf dem Ertrag der gelehrten Anzeigen, wovon nicht nur die Arbeit und der Druck derselben, sondern auch die Vorlesungen bezahlt werden müssen. Aber diese haben eine Menge Unfälle erfahren, die drückendsten durch das Postamt, welches sich, der Concession vom 10. Octob. 1752 ungeachtet, das Recht zueignete, die gelehrten Anzeigen, wie andre Zeitungen, allein und ausschlüssend zu versenden. *(Es folgt eine längere Erzählung, besonders über Erfahrungen mit dem Oberpostmeister Schröder.)*

Nun war die Societät durch diese langwierigen tausendfachen Unannehmlichkeiten ganz in ihrem Eifer erkaltet. Die gelehrten Anzeigen hatten an ihrem Ertrag verlohren, theils *(durch Schröders Projecte)*, theils durch die Entstehung neuer litterarischer Blätter, insonderheit der Allgemeinen Litteraturzeitung, welche die Periode unserer Verwirrung weisslich nutzte. Es war also nicht mehr möglich die Gel. Anzeigen und die Vorlesungen ohne andre Unterstützung fortzusetzen. Zu dieser ward der Societät wiederholte gnädige Hoffnung und Zusicherung gemacht; es sollten 100 Rthlr. jährlich zur Unterstützung der Societät für jene Zwecke aus dem Intelligenz Comtoir angewiesen werden; wären uns diese wirklich zu Theile geworden, so hätten wir durch eine Beyhülfe so viele Jahre über uns noch retten können. Aber so ist unsre Hoffnung bis ietzt immer vergeblich unterhalten worden.

Mittlerzeit hat sich die Societät so gut als aufgelösst. Alles ist in Unthätigkeit und Gleichgültigkeit zurückgefallen; man rechtfertiget sie so gar durch scheinbare Gründe. Unter den grössten Verlegenheiten sind die Gel. Anzeigen bisher noch von mir fortgesetzt worden; meist durch auswärtige Mitarbeiter. Von den Mitgliedern sind kaum drey fleissige Arbeiter; Richter, Wrisberg, Lichtenberg*), thun gar nichts. Die Kriegszeiten haben die Anzahl der Interessenten der Gel. Anz. endlich so vermindert, dass die Societät jährlich dabey zusetzen muss. Für Vorlesungen, wenn sie auch gehalten würden, wäre nicht einmal das honorarium vorhanden; es sollten deren doch jährlich 12. gehalten werden.

Zu hoher Einsicht und Ermessen Eurer Excellenz sehe ich mich gedrungen die Lage der Sachen vorzulegen; der Verfall der Societät muss endlich zur öffentlichen Notitz kommen; und der Einfluss des erkalteten Eifers und der Gleichgültigkeit für die Ehre Ruff und Ruhm

---

*) Lichtenberg starb am 24. Februar 1799.

der Universität auf das Ganze, ist grundverderblich. Auf dem jetzigen Fusse können die Sachen nicht stehen bleiben.

Liess sich das ganze Institut aufheben, oder an seine Stelle ein anderes setzen: so wäre diess das Besste. Der Geist des Zeitalters, der Egoismus und die Behandlung der ganzen Gelehrsamkeit und Litteratur nach mercantilischen Principien; die Leichtigkeit durch andre Schreibereyen mehr zu verdienen, und zwar ohne nöthig zu haben, lateinisch zu schreiben; der Mangel an Gemeingeist und Gefühl für den Flor und Ruhm des Ganzen, lassen nicht hoffen, dass je ein blühender Zustand der Societät wieder erhalten werden könnte, der uns doch fast allein bey Ausländern Achtung erworben hat.

Allein so vieles andre hängt mit der Societät zusammen, dass nicht einzusehen ist, wie sie ohne Nachtheil des Übrigen aufgehoben werden könnte. Die gelehrten Anzeigen können auch nicht eingehen, ohne dass die ganze Universität dabey unendlich viel an Ansehen und Einfluss verliehret. Ueberall sind von beydem die Folgen nicht zu berechnen.

Es bleibt also nichts übrig, als dass aufs Neue wieder so viel Leben noch eingeflöset werde als möglich ist. Bezeugung des hohen Missfallens, oder doch des grossen Wohlgefallens, das Ew. Excellenz an neuem Fleiss und Eifer in Abhaltung der Vorlesungen und den Beyträgen zu den Gel. Anzeigen tragen würden, müsste gleich das Vorurtheil vernichten, als werde von der Societät keine besondere Notiz genommen.

Die Vorlesungen, welche bisher mit 20 Rthlr. honorirt worden, könnten auf das Duplum, 8 Pistolen, erhöhet werden; da aber die Summe im Ganzen zu hoch gehen dürfte, so könnten dagegen jährlich nur 6 Vorlesungen zur Pflicht gemacht werden; von welcher aber kein Mitglied wieder dispensirt seyn dürfte, oder es müsste seine Stelle aufgeben; da es unbillig ist, die Ehre des Corporis und daher eine Celebrität sich zu verschaffen, sonst aber mit dem Corpus nichts zu schaffen haben zu wollen.

Die der Societät seit so vielen Jahren zugedachten 100 Rthlr. aus dem Intelligenz Comtoir würden, wenigstens zum Theil, um das Übel zu redressiren dienen.

Göttingen 15. Octob. 1798. C. G. Heyne.

Der Erfolg war, so weit die Regierung dabei in Betracht kam, vollkommen: am 9. Januar 1799 wurde eine jährliche Beihülfe von

150 Thlr. beantragt*), durch königliche Ordre vom 21. März bewilligt und dies der Gesellschaft am 10. April durch ein Rescript angezeigt, das nichts anderes als eine Reproduction der Heyneschen Vorstellungen und Vorschläge ist.**)

Durch solche Mittel glaubte Heyne und glaubte man damals der sinkenden Bedeutung einer gelehrten Körperschaft aufhelfen zu können.

Man vereinigte sich zu einer Vorlesungsordnung. Der innere Erfolg war wie er sein musste. Bald kommen die alten Klagen (Comment. XV p. III), und am Ende des Jahrzehnts in der Vorrede des 16. Bandes (p. XXXI) eine Art von Leichenrede: wenn es denn von diesem Bande dereinst heissen werde *dixitque novissima verba.* Es war das Jahr 1808, das zweite des Königreichs Westfalen.

Heyne hatte das Gefühl, dass wie er alt und überalt werde, die Societät es mit ihm geworden sei; ja sie ist vor ihm gealtert: der Mensch steigt allmählich zu Kraft und Blüthe auf, die besten Jahre der Societät waren ihre Kinderjahre, im reifen Alter ist sie krank und matt geworden***). Für diese Klage findet er immer neue Wendungen; er verliert das Vertrauen zu einer dauernden Wirkung seiner Mühen, aber bis zuletzt arbeitet er, in seinem Kreise und den wechselnden Regierungen des Landes gegenüber, an der Erhaltung dessen was von dem alten Baue steht. Zu der Erkenntniss, dass die Recitation gelehrter Abhandlungen kein ausreichendes Fundament für eine Akademie des neuen Zeitalters mehr sein konnte, haben ihn seine geschäftlichen und wissenschaftlichen Erfahrungen nicht geführt.

Auch für die Berliner Akademie war das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts eine Zeit des Niederganges; in demselben Jahre 1798 stand sie vor einer Krisis, die ihre Existenz bedrohte. Die Krisis

---

*) Es heisst darin: 'Durch die Gelehrten Anzeigen hat die Universität, von Hallers Zeiten her, einen entschiedenen Einfluss und Ansehen bey dem gelehrten Publico in Deutschland erhalten, ein Einfluss der noch fortdauret und nur durch diese Anzeigen fortdauren kann' u. s. w. 'Durch die abzuhaltenden Vorlesungen in der Societät und deren Bekantmachung durch den Druck ist die Universität bey auswärtigen Nationen bekant und berühmt geworden. Diese Vorlesungen haben nebenher noch das Gute gewürkt, dass sie eine grosse Anzahl der Professoren nöthigten sich des Lateinschreibens nicht zu entwöhnen, etwas was in den heutigen Zeiten besonders von Wichtigkeit ist, da der Gang der Litteratur sich nur zu sehr zur Seichtigkeit und blos merkantilischen Speculationen neiget.'

**) Die Mittheilung an die Gesellschaft vom 23. April mit der sich daran knüpfenden Verhandlung im Archiv der G., die Mittheilung ans Publikum in der Vorrede des 14. Bandes p. VI.

***) Alloquiorum fragmenta hinter Band XVI (p. 325).

war um so schärfer, als die Akademie nicht nur unter äusseren Verhältnissen litt, sondern sich innerlich umgestalten, dem schöngeistigen, aus der Zeit der französischen Ueberlegenheit stammenden Wesen und der ihr eignes Leben überdauernden deutschen Aufklärung zugleich den Abschied geben musste. Ein vielfaches Glück hat die Akademie aus dieser negativen Periode zu einer im höchsten Sinne positiven fortgerissen. Sie stand im Centrum der moralischen Kräfte, die in den Jahren des nationalen Leidens in Deutschland wirksam waren; sie gehörte einem Staate an, dessen Leiter erkannt hatten, dass die Wissenschaft zu den mächtigsten Factoren der staatlichen Regeneration gehörte; sie hatte in beiden Humboldt Männer, die nicht nur mächtig sondern im Besitz der productivsten wissenschaftlichen Gedanken des Jahrhunderts waren; sie sah neben sich die ihr zur Gemeinschaft engen Zusammenlebens bestimmte Universität entstehen, die ihr die Männer gab, deren sie bedurfte, den grossen Stil der wissenschaftlichen Einrichtungen, das sich täglich erneuernde wissenschaftliche Leben; die Männer endlich, die sie nun gewann, waren die Begründer und Helden der erwachenden historischen Wissenschaft. So trat die Akademie, die das Wachsthum des deutschen Geistes wie eine Halbfremde begleitet hatte, als nun die Zeit der Wissenschaft gekommen war, als Führerin voran.

Als im Jahre 1811 eine Commission, deren thätiges Mitglied Niebuhr war, das die Akademie reorganisirende Statut vorberieth, wendete man sich auch an Heyne mit einer Anfrage nach den Einrichtungen der Societät, vornehmlich ihrem Verhältniss zur Universität. Denn für das Nebeneinanderstehen dieser beiden Anstalten und ihre Wechselwirkung war Göttingen nun seit 60 Jahren das Beispiel. Heynes Antwort liegt im Archiv der Berliner Akademie. Harnacks Bemerkung darüber*) führte mich auf die Vermuthung, dass hier das Schriftstück gefunden sei, aus dem Heeren S. 119—124 wichtige Mittheilungen über Heynes Ansichten von Wesen und Geschichte der Societät gegeben hat.**) Die Vermuthung traf zu***), auch die andere, dass Heerens Publikation an Genauigkeit zu wünschen lässt. Ich theile das Ganze mit, weil es in diesen Zusammenhang gehört und kein

*) Harnack Geschichte der K. Pr. Ak. d. W. zu Berlin I S. 601.

**) Heeren C. G. Heyne S. 119 'Heyne hatte, nicht lange vor seinem Tode, eine Veranlassung, seine Ansicht der Societät und seine Verhältnisse zu ihr schriftlich darzulegen'. Er druckt ab den ersten Theil bis 'in dieser erhielt — eine Stelle' und den Absatz 'Nun kam es —' bis 'Stille und Frieden herrschten wieder.'

***) Für die freundliche Zusendung des Schriftstücks aus dem Akademischen Archiv danke ich auch an dieser Stelle.

Grund mehr besteht, die von Heeren unterdrückten Theile zurückzuhalten.

'So*) eingeschränkt Münchhausens Absichten bey der Anlegung seiner neuen Universität war, so sehr war es Haller bey Stiftung der Gött. Societät d. W. Jene war auf das deutsche Staatsrecht für die Evangelische Parthey auf dem Reichstag, diese auf die bessere Aufnahme einiger Wissenschaften, welche in dem damaligen Kreis der Universitäts-Studien wenig geachtet wurden, Botanik und Anatomie, berechnet. Aber eben hiedurch und durch Erweiterung der Ansichten und der Gründe dieses Zweckes und Wahrnehmung der Folgen kamen beyde denkende Männer weiter auf die Vortheile einer solchen Sonderung von Kenntnissen und einzelnen Gelehrten unter den übrigen Professoren. Diese letztern sollen überhaupt dazu daseyn, dass sie das, was in jeder Wissenschaft ausgemacht ist, der Jugend vortragen; aber jene zu Erweiterung und Vermehrung des Ganzen und der einzelnen Theile der Wissenschaft arbeiten und die Resultate davon sind es allein, die in den Vortrag der Professoren, als solche, gehören. So war der Hauptcharakter gleich angegeben: Eine solche Auswahl von Gelehrten in einer Gesellschaft vereinigt, sind für Forschen, Prüfen, Erfinden bestimmt, die andern für Anwendung und Verarbeitung des Gefundenen.

Natürlich hatte nun eine solche Gesellschaft auf einer Universität eigne Vortheile vor einer Akademie wie London und Paris, die aus blossen gelehrten Männern besteht; Verbindung von forschenden Mitgliedern und von Lehrenden, beide neben einander oder wohl gar in einer Person vereinigt.**)

Man musste bald einsehen, dass nicht alle Wissenschaften für einen solchen Verein gleich passen; man schränkte sich also auf Mathematik, Physik, Oeconomie***) ein.

*) Ohne Ueberschrift und Anrede, oben links anfangend. Heyne hat flüchtig geschrieben und das Geschriebene nicht wieder gelesen, wie gleich der erste Satz zeigt und er am Schlusse selber sagt. Es hat also kein Concept gegeben, nach dem Heeren hätte drucken können; er hat wahrscheinlich vor der Absendung eine Abschrift genommen.

**) Vgl. ausser den oben mitgetheilten Aeusserungen Heynes seine Worte in Reuss' Conspectus von 1808 (vor Comment. XVI) S. 4 — *nolumus enim Societatis res et consilia ab Universitatis laude et meritis ullo modo segregata et discreta esse aut haberi. Communis est nostra utriusque sors, fortuna et condicio; nec alterius incolumitas et existimatio ab altera seiuncta esse potest; ut locum habeat illud Tragici: 'mecum potes, sine me perire non potes'* (Seneca Phoen. 66): *aut illud Lyrici: 'ille dies utramque ducet ruinam'* (Horaz II 17,8); *dummodo 'digna se utraque sequatur'* (IV 11,29).

***) S. o. S. 181 A. **).

Man war eingeschränkt auf das Personale, das man bereits auf der Universität vor sich fand. Alles war daher gleich anfangs lückenhaft.

Bis man nach und nach einsah, es gehörten in eine solche Verbindung diejenigen Wissenschaften, welche neue Erweiterungen und Entdeckungen nicht blos durch Nachdenken sondern durch Wahrnehmungen, Versuche, tiefere Einsichten in die Natur, Verfolgung und Anwendung des bereits Bekannten auf das noch nicht Erkannte u. s. w. gestatten und versprachen.

Also waren gleich*) abgesondert und ausgeschlossen: 1. Alles bereits im Catheder-Vortrag gewöhnlich Begriffene. 2. alles blos speculative und auf metaphysische Begriffe sich gründende, folglich auch Alles, was auf diese gegründet werden soll: und dadurch war gleich die wahre Richtung der Beschäftigungen der Societät gefunden: das Anwendbare, wirklich für das Leben nützliche, durch angestellte Versuche, Erfahrung**), Prüfung Erprobte; also wohin die Fächer der mathematischen und physischen Wissenschaften gehören. Und hiedurch bekam die Societät, und in ihr eine Anzahl guter Köpfe, eine Tendenz zum Wahren, Gründlichen, Erweislichen, die seit der Zeit Göttingen bewahrt hat gegen Alle die metaphysische Sectirerey und die Stunde vor und nach***) gegen die Naturphilosophie, das Verderben Alles gründlichen Wissens.

Der Inbegriff der physischen Wissenschaften insonderheit der chemischen als der Königinn aller Wissenschaft, hat sich seit jener Epoche, von Hallers Zeit, gar sehr erweitert; daher auch die Gegenstände der Societät.

So auch die Anwendung derselben auf die Medezin — auf die Mechanik u. s. w. — mit der Naturkunde auch die Naturgeschichte. —

Ohne Geschichtskunde dessen, was im Studium jeder Wissenschaft durch Versuche, Erfindungen, Aufklärung s. w. vorausgegangen ist, also ohne Litteratur, ist keine vollkommene Kenntniss einer Wissenschaft möglich; diese führt dagegen desto weiter, je mehr man der vorherigen Unvollkommenheit, Fehler s. w. eingesehen hat.

Man kam also auch auf die Alten zurück, und natürlicherweise auf die gelehrte Geschichte überhaupt. Diese, nicht die neuere, nicht die Compendiengeschichte, sondern die gelehrte Geschichte

---

*) Zuerst 'gleich anfangs'.

**) Zuerst 'Erfahrungen'.

***) Heeren 'und die Stunde noch verwahrt gegen die Naturphilosophie'. Das ist Conjectur (Heyne hat die Wendung öfter, s. oben S. 192. 194. 195); verständlich ist mir die oben abgedruckte wahre Fassung nicht.

ward eine Classe der Societät; in dieser erhielt nach und nach das ganze gelehrte Alterthum, also auch die alte Kunst, eine Stelle.*)

Der durch Hallers Forschungsgeist erweckte Ehrgeitz war es wohl allein, was einen Michaelis erweckte ein Gleiches mit den jüdischen heil. Schriften und mit dem Arabischen zu versuchen. Gessner war zu sehr Wortgelehrter. Aber jener trieb es als Nacheiferer von Haller, und bemühte sich durch Paradoxa noch weiter zu gehen, nicht um neue Wahrheiten zu finden.

Die Aufgabe der Preisschriften ist der Reihe nach den Klassen, und in jeder der Reihe der Glieder nach eingeleitet; es giebt der, an dem die Reihe ist, einige Vorschläge ein, und daraus wird gewählt.

Die 50 Dukaten wurden wie Alles übrige für die Societät und die Universität aus der Kloster- oder Universitäts-Casse gezahlt. Nun**) geht Alles aus der Staats-Casse. Die oeconomischen Preise zahlt das Intelligenz-Comtoir in Hannover gegen Ueberlassung der Preisschriften.

Für jeden Band der Commentarien erhält der Verleger ein Geschenk von 50 Rthlr. um wegen des geringen Absatzes entschädiget zu werden; und der Secretar als Redacteur 50 Rthlr.

Seit der Organisation ist nach und nach die jährliche Zahlung für die Societät auf 5500 francs (1415 Rthlr. 16 gr. W. Cour.) gesetzet; davon ist aber ein grosser Theil Zuschuss für den Druck der Gel. Anzeigen, die sich selbst nicht bezahlt machen, bey dem geringen Abgang, durch die Portobeschwerde, den Postzwang und die Concurrenz mit den Litteraturzeitungen.

Dagegen sind die Besoldungen darunter nicht begriffen; für den Director jährl. 100 Rthlr., für den Secretair 60 Rthlr. für die ältesten Mitglieder jeder 60 Rthlr. = 240 Rthlr. also noch 400 Rthlr. (1726 fr. 50 ct.).

Der Redacteur der Gel. Anzeigen, also der Secretair erhält noch für das mühseelige Geschäft jährl. 200 Rthlr. Darunter ist aber noch der Lohn der ganzen Rechnungsführung der Societät begriffen.

Nun kam es auf die Verhältnisse der Societät im Aeussern und im Innern an.

Man kann sich leicht denken, welchen Neid und misgünstigen Blick von andern Professoren auf die Societät fiel.***) Lange hielt

*) S. o. S. 181.

**) Im Königreich Westfalen.

***) Von entsprechenden Aeusserungen Heynes sind vor allem zu vergleichen die Bemerkungen im Elogium auf Münchhausen vom J. 1770 (N. Comm. II hist. 154 sq.) und in der Rede vom J. 1802 (Comment. XVI hist. 331 sq.).

Hallers Ansehen das Gerüste noch zusammen. Aber sobald er von G. abging, und vollends, wie es bekannt war, er käme nicht wieder, bemächtigte sich der Geist der Zwietracht der ganzen Anstalt. Die Herrschsucht, Unklugheit und Mangel aller guten Begegnung gegen andre, des Michaelis Fehler, die er durch Cabale und Intrigue ersetzen wollte, entfernten alle Gemüther von ihm in der Societät. Selbst die gelehrten Anzeigen und der Druck der Commentarien kam durch einen unvernünftigen Process ins Stocken; so fand ich es, wie ich hierher kam; gleich als Mitglied berufen. Wie ich besser unterrichtet und von Münchhausen befragt war, aber wohl sah das Directorium war einmal in Michaelis Händen auf immer: so übernahm ich das Secretariat: da ich einsah, auf den Secretär kommt das meiste an, und dieser kann endlich die ganze Leitung der Geschäfte unvermerkt in die Hände bekommen, ohne Anmaassung und ohne es zu scheinen, kann er die Seele der Societät werden. Aber er muss keinen Ehrgeitz, Stolz und Jactanz besitzen, welches den Michaelis als Director ganz unfähig machten. Nun gingen nach und nach die gel. Anzeigen und der Druck der Commentarien in die Hände des Secretärs über; Ordnung und Ruhe, Stille und Frieden herrschten wieder.

Das Directorium blieb nicht weiter in den Händen eines Einzigen, sondern wechselt jährlich unter den drey Classen und dem ältesten in der Classe; damit auch die Besoldung von 100 Rthlr. jährlich. Der Secretär sagte sich von der Ehre, Director zu seyn, los,*) selbst wie er der älteste in der Classe war, überliess beides, das Direct. und die Besoldung, dem Nächsten nach ihm, und begnügte sich mit der Secretär-Besoldung von jährl. 60 Rthl., so hoch gieng auch die Besoldung von jedem.

Anfangs liessen sich die andern dis gefallen; sie hofften auch einst die ältesten zu werden. Wie es aber zu lange dauerte bis der älteste abging, stellten sich Inconvenienzen ein; zumal wie der unwürdige Wriesberg ältestes Mitglied der physischen Classe und folglich auch Director ward. Beckmann trieb es am weitesten und nahm keinen Antheil weiter als blos an den oekonomischen Preisfragen. Meiners erhielt eine Pension, die aber noch übler wirkte. Gleichwohl konnten keine neue Besoldungen gestiftet werden.

Die Geschäfte der Mitglieder waren leicht zu übersehen; Vorlesungen, Beurtheilungen der eingesandten Schriften, Preisaufgaben, Beyträge für die Gel. Anz.

*) Hier ist es Heyne entfallen, dass er einmal, im J. 1776, das Directorium geführt hat (N. Comm. VII p. III, VIII p. VII).

Aber der Trieb, der Geist, der Studireifer war mittlerzeit erkaltet, endlich fast ganz verflogen. Die Vorlesungen wurden seltener. Um sie neu zu beleben, wurde das Honorar für jede, bis dahin 4 Pistolen, auf 8 erhöht. Aber Herr Richter*) u. a. berechneten bey der Bezahlung der Verleger nach dem Bogen wäre mit weit weniger Mühe mehr zu gewinnen. Dabey machte das böse Latein, dessen man sich immer mehr entwöhnte, noch abgeneigter**). Bey der grössern Frequenz der Studirenden trugen die Collegia für die Bequemlichsten weit mehr ein. Dies war die Klippe, woran fast das Ganze gescheitert hätte.

Thätige Aufmunterung von Seiten der Königl. Regierung that Etwas. Man machte ferner jüngere versprechende Professoren zu Ausserordentl. Mitgliedern. Aber das half nicht viele Jahre, so sanken auch diese in Unthätigkeit; gleichwohl hielten sie sich für gekränkt, und verlangten den ordentlichen nicht nachzustehen. Der Unterschied ward auch nachmals aufgehoben.

Aber Assessoren blieben im Gebrauch, junge Doctoren; sie hatten in den Vorlesungen ihren Platz in den Schranken und konten Aufsätze durch die Mitglieder vorlegen lassen***).

Nach der Vorlesung sollten die Mitglieder beysammen bleiben, und über die Gegenstände der Vorlesung, über eingesandte Schriften, über die neusten Ereignisse der Litteratur jeder Classe sich besprechen. Allein bald war einer, der das grosse Wort führen wollte, bald verfiel der Discurs in Stadt- und Universitäts-Klatschereyen, die den

---

*) S. oben S. 200.

**) Heyne hielt im Jahre 1805 eine Rede über diesen Gegenstand (Comment. XVI hist. 337 sq.). Schon Haller, in dem grundlegenden ersten Gutachten, zweifelt: 'Es kann diese Sammlung Deutsch oder Latein sein, beydes hat Vortheile und Fehler. Latein wird mehreren bekannt, und dringt durch gantz Europa. Deutsch wird den meisten Professoren vielleicht leichter.' (Cur.-Arch. 'betr. die Errichtung der K. S. d. W.' No. 5, S. 5.) Erst am 27. Juni 1837 hat O. Müller den Antrag auf Zulassung der deutschen Sprache in den Verhandlungen und Schriften der Gesellschaft gestellt. Die Vota (Blumenbach, Gauss, Heeren, J. Grimm, W. Grimm, Hausmann, Benecke, Reuss, Dahlmann, Langenbeck, Conradi, Dissen, Ewald, Siebold, Marx, W. Weber, dann wieder O. Müller) sind sämmtlich zustimmend. Aber erst unterm 22. Febr. 1840 erging das Gesuch an die Regierung und wurde am 16. März genehmigt.

***) In den letzten drei Absätzen gehen die Thatsachen etwas durcheinander. Die 'thätige Aufmunterung' ist eben die Anweisung der 150 Thl. zur Erhöhung des Honorars (1798: oben S. 203). Der Unterschied zwischen ordentlichen und ausserordentlichen Mitgliedern wurde schon 1776 aufgehoben; danach wurden nur noch 1789 drei (Tychsen, Buhle, Heeren) und 1792 ein ausserordentliches Mitglied (Hoffmann) gewählt; alle 4 wurden 1797 ordentliche Mitglieder. Assessoren wurden erst von 1782 an, an Stelle der in den ersten Jahren üblichen *hospites* gewählt.

Geist tödten und die Pest gelehrter Zusammenkünfte sind; man war froh dass sie nach und nach eingingen.*)

Das beste Organ für die Mittheilung wissenschaftlicher Ideen und Einsichten blieb das Schriftliche, die Gel. Anz.; aber hier sprechen nur wenige — ein Theil, weil sie Bücher ihrer Wissenschaften wenig lesen, und sich begnügen, blos Lehrer am Catheder zu sein. Alle Vorstellung, dass die Herren auf diesem Wege Rechenschaft von ihrem Fortgange in dem Studium ihrer Wissenschaft vor dem Publicum ablegen, half wenig.

Die Curatel ermannte sich endlich, und war im Begriff ein ernstlich Wort zu sprechen. Aber da kamen die unglücklichen Zeiten dazwischen**). Hier kam ich zwar vor, und war so glücklich, da die Preussen sich im Besitz auch von Göttingen setzten, eine Correspondenz mit dem Hn. Staatssecretär von Beyme anzuknüpfen, und erhielt Bedingungen und Vortheile für die Universität und Societät, die uns auf den Gipfel von Ehre und Glanz gebracht haben würden.

Alles verschwand; man gab Alles auf; und doch ging es unter dem Schutz Napoleons als Consul besser als man dachte. Nur erst, wie eine westphälische Organisation eintrat, waren wir dem Untergang nah. Alles stockte, Besoldungen und Fortsetzung der Institute. An 9 Monathe war es Kunst, diese noch so hinzuhalten; endlich kam nach und nach Eines und das andre wieder in Gang.

Aber die Societät kam nur langsam zu einigen Kräften. Noch sind Vorlesungen bey den meisten Frohndienst.

Joh. v. Müller hatte wissenschaftliche Bildung und Kenntniss der Litteratur; durch ihn hätte Alles nach und nach sich bessern können; aber es fehlte an den Finanzmitteln und ihm an dem Imposanten durch welches ausländische Schwätzer zum Stillschweigen konnten gebracht werden, und an praktischer Klugheit.

Soweit bringt also der hierauf gefolgte eitle, aber thätige, kriechende und übermüthige Charakter mehr vor sich bey dem Antrieb des Ehrgeitzes und der Eitelkeit***).

Eine Änderung ist gemacht worden mit der Hinzufügung der Classe der alten Litteratur; aus Nothdurft und aus Zeitumständen; besser wäre es, es waren 3 Klassen geblieben, Geschichte und alte Litteratur beysammen.

*) Dies war der Erfolg der von Heyne selbst ins Werk gesetzten Einrichtung, s. o. S. 179; vgl. S. 187.

**) Über das Folgende Heeren von S. 420 an.

***) Staatsrath B. v. Leist, Generaldirector des öffentlichen Unterrichts.

Ich wünsche recht sehr, dass diese Notizen Etwas anwendbares für Sie dort enthalten mögen. Was Ihnen nicht deutlich ist, befragen Sie mich nur wieder.

Übrigens verzeihen Sie mir meine Flüchtigkeit, ich habe nicht einmal Zeit den Aufsatz noch einmal durchzulesen.

An die Aufnahme der Mitglieder und Correspondenten bin ich nicht gekommen. Eins der häcklichsten Kapitel. Ist es nöthig, so kann ich Einzelnen einige Erfahrungen mittheilen.

G. d. 14 Jun. 1811*). H.

Man wird nicht erwarten, in dem aus der Erinnerung geschöpften Erguss eines 82 jährigen das Herannahen einer neuen Zeit zu verspüren. An den besten Gedanken dieser Tage des Sterbens und Werdens hat auch Heyne seinen Theil. In der Rede, die er im November 1806 gehalten hat**), erklärt er in einem reinen prophetischen Pathos, dass Deutschlands Gewähr, Heil und Hoffnung in der Wissenschaft liege; sie über den Zusammenbruch der Dinge hinaus zu pflegen und als Rettung für bessere Zeit zu bewahren, sei die Aufgabe der gelehrten Anstalten. Es sind Töne die an W. von Humboldt erinnern. Aber über den altumschriebnen Kreis hinauszutreten empfand er keinen Trieb, so wenig wie Blumenbach, der in der Societät zunächst an seine Stelle trat, oder Gauss, der seit Jahren ihr thätiges Mitglied war, oder O. Müller und J. Grimm, die bald in die Reihe traten. In den mit dem Berliner Statut von 1812 verbundenen Etat, wurde ein Posten für wissenschaftliche Unternehmungen eingestellt; mit dem Antrage Böckhs, das Corpus Inscriptionum Graecarum in Angriff zu nehmen (1815), wurde die alte Form der Akademie zu Grabe getragen***). 'Es ist leider nur zu wahr, dass die deutschen Akademien noch gar nichts geleistet haben, und alle Fortschritte der Wissenschaften durch die Kraft der einzelnen Gelehrten gemacht worden sind.' 'Der Hauptzweck einer Akademie der Wissenschaften muss dieser sein, Unternehmungen zu machen und Arbeiten zu liefern, welche kein Einzelner leisten kann.'

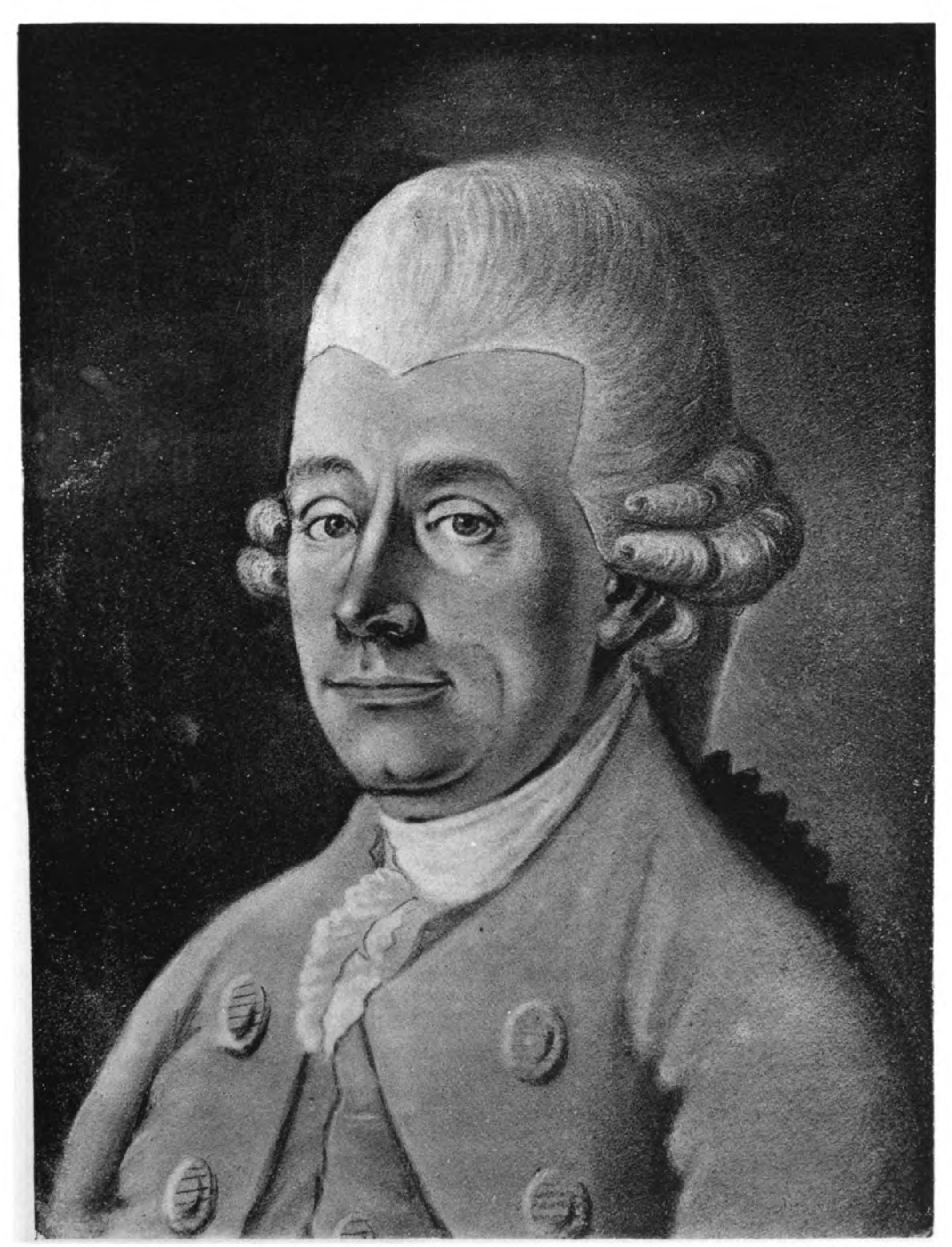
Wenn Heyne, wie er oft thut, von Arbeiten *coniunctis viribus* spricht, so versteht er darunter gegenseitige Anregung oder ein Ideal gemeinsamer Arbeit, wie es später durch Gauss und Weber, durch

*) Nicht 14. Juli (wie Harnack angibt).

**) Comment. XVI hist. 340 sq.

***) Harnack S. 669.





Weidmannsche Buchhandlung in Berlin. Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin W.

CHRIST. GOTTL. HEYNE

nach dem Pastellbilde der Kgl. Universitäts-Bibliothek in Göttingen.



Jacob und Wilhelm Grimm wirklich geworden ist; das ist gemeint, wenn er in den 'Anmerkungen zu den Gesetzen' (oben S. 186) als 'das Wesentliche und Innere der Gesellschaft' bezeichnet: 'vereinigte Kräfte zur Erfindung neuer Wahrheiten, und die Bearbeitung derjenigen Wissenschaften, worin dieses stattfindet'.

Göttingen war vom Glanz persönlicher Forschung umgeben. Als Heyne am 14. Juli 1812 starb, waren die Zeiten vorüber, da es einer Akademie bedurfte, um persönliche Forschung zu sichern, oder da eine Akademie von solchem Glanze leben konnte.

II.

Die Arbeit, die Heyne als Mitglied (nicht als Beamter) der Gesellschaft der Wissenschaften geleistet hat, liegt in 48 Abhandlungen vor, die, nebst einer grossen Zahl von Elogien und Reden, über 27 Bände (die deutschen Schriften von 1771 eingerechnet) vertheilt sind.*) Die Bände beginnen 1770, die Abhandlungen mit Heynes Anfangsjahr, 1763. Die am 10. December dieses Jahres gehaltene Vorlesung *Temporum mythicorum memoria a corruptelis nonnullis vindicata* ist mit den beiden der Jahre 1764 *(De Graecorum origine e septentrionali plaga repetenda suspiciones)* und 1766 *(Musarum religio eiusque origines et caussae)* zusammen, nach der mit der neuen Reihe der Commentationes (s. I p. IV) eingeführten Sitte, hinter dem 8. Bande der Commentationes (1787) abgedruckt.

Diese drei ältesten Abhandlungen beziehen sich, wie man sieht, auf griechische Mythologie und Urgeschichte. Die zweite beruht auf der historischen Auffassung des Mythus von Deukalion; in der dritten wird unter einem Gesichtspunkt, der für die damals vorhandenen Ansichten etwas Neues und Grosses bedeutete, die im Cultus locale Beschränkung einer durch die litterarische Verwendung ins allgemeine Bewusstsein übergegangenen und scheinbar überallhin verbreiteten Gottheit nachgewiesen. Die erste aber, mit der sich Heyne in die Gesellschaft einführte, ist, zusammen mit der Einladungsschrift auf den 17. December 1764 *(De caussis fabularum seu mythorum physicis,* opusc. acad. I 184*)*, ein Programm seiner mythologischen Arbeiten; diese Studien haben ihn durchs Leben begleitet, er hat sie für die Gesellschaft in einer Reihe von Vorlesungen (in der Folge aus den Jahren 1777, 1786, 1798, 1806, 1807), sonst vornehmlich in der Ausgabe Apollodors und Excursen zur Ilias

---

*) Das Verzeichniss bis 1808 in Reuss' Conspectus vor Comment. XVI p. 66 sq.

niedergelegt.*) Gedanken und Forschung hat die Wissenschaft in ihr Erdreich aufgenommen. Es ist nichts dagegen einzuwenden, dass Heynes Name in mythologischen Büchern heute nur selten zu finden ist. Aber wir wissen alle, dass es zur Würdigung eines unserer wissenschaftlichen Vorfahren keine unrichtigere Fragestellung gibt als die landläufige 'was gilt heute noch?'

Temporum mythicorum memoria a corruptelis vindicata: die allgemeine Anschauung von den überlieferten Mythen ist irrig und fehlerhaft geworden durch die Vorstellung, dass Mythus, *fabula*, menschliche Erfindung und Lüge sei, durch Aberglauben oder poetische Willkür entstanden; eine Vorstellung, die dem Verständniss sowohl der Religion, die von den Mythen zu sondern ist, als der Cultur und Geschichte als auch der poetischen Litteratur des Alterthums im Wege steht. Die Mythen sind nicht unter eine Definition zu fassen: sie sind zum einen Theil Niederschlag der allerersten Weisheit und höheren Überlegung des griechischen Volkes, zum andern Erinnerung an historische Ereignisse und Personen. Übereinstimmung mit orientalischen Mythen ist nicht auf gemeinsamen Ursprung zurückzuführen, sondern ruht in paralleler Entwicklung. Ein für die ganze Betrachtung entscheidender Irrthum ist es, die philosophischen und theologischen Anschauungen der eignen Zeit auf die Erklärung der Mythen zu übertragen. Wer den Mythus verstehen und seine Gattungen sondern will, muss vor allem bestrebt sein, sich in Leben und Gedankenwelt der Urzeit und ihrer Menschen zu versetzen. Hierfür geben den wichtigsten Anhalt die Mittheilungen der Forschungsreisenden über Leben und Sitten der wilden Völker; ein Gesichtspunkt, auf den Heyne immer wieder zurückkommt,**) wie er auch in den Gelehrten Anzeigen mit Vorliebe die Reisebeschreibungen und ethnographischen Werke bespricht. Die Sprache der Urzeit konnte nur Gegenstände der Sinne und sinnliche Eindrücke wiedergeben; erst allmählich im Lauf der Jahrhunderte fand die Sprache die vielfachen Wege vom Sinnlichen zum Geistigen, vom Concreten zum Abstracten, vom Besonderen zum Allgemeinen. Während dieses Processes mussten die eignen ursprünglichen Vorstellungen vom Göttlichen, wie sie in sinnlicher Ausdrucksform vorlagen, dem Volke und seinen Denkern zweifelhaft werden und der

*) Eine Übersicht über die Geschichte der römischen Religion opusc. acad. VI 187 sq.

**) Zu vergleichen Comment. XVI 104; die Vorrede zu Apollodor I² p. VIII sq., vieles in den opuscula academica (s. u. S. 225).

Deutung und Weiterbildung unterliegen. Vor allem der poetischen Weiterbildung. Die älteste Poesie bewahrt grade in ihrer Mythensprache etwas von der sinnlichen Kraft des ursprünglichen Ausdrucks; aber die Tragödie bildet die Mythen um, die folgende Poesie geht darin immer weiter, die Mythographie nimmt immer mehr Umgebildetes auf. Der grösste Fehler, den die Mythenforschung macht, ist, dass sie die Zeiten und Individuen der Überlieferung nicht sondert; um das zu können, muss man vor allem in Geschichte und Leben des Alterthums und seiner Perioden eindringen. Man wird dann auch erkennen, dass die Religion der Griechen nicht mit ihren Mythen identisch ist.

Heyne redet mit dem vollen Gefühl, das er besonders zu Anfang der Abhandlung (S. 5) rückhaltlos ausspricht, als Reformator eines der wichtigsten Theile seiner Wissenschaft aufzutreten. Als er 24 Jahre nach ihrer Entstehung die Abhandlung drucken liess, konnte er im Vorwort sagen, die Gedanken seien inzwischen Gemeingut geworden, wenigstens so weit, dass man jetzt ohne Bedenken aussprechen könne, was damals als Paradoxie anstössig gewesen sei. In der That kann es keinen stärkeren Gegensatz geben, als in dem diese Abhandlung gegen die damals geltende Auffassung steht, der das Zeugniss römischer Dichter neben Homer und neuplatonische Deutungen, wenn sie an christliche Vorstellungen anklingen, über der altgriechischen Überlieferung galten. Das Programm von 1764, viele gelegentliche Ausführungen und die öffentliche Lehre hatten statt der zurückbehaltenen Abhandlung gewirkt. Im Jahre 1777 (N. Comm. VIII h. 34) las Heyne *De origine et caussis fabularum Homericarum.* Hier verfolgt er eine Consequenz seiner Anschauung von der ältesten mythischen Ausdrucksform und ihrer Umbildung in der Poesie. Homer setzt in seiner Göttersage uralte Kosmogonie, den gegenständlichen Ausdruck ursprünglicher Speculationen über Entstehung und Urverhältnisse der Welt, aber auch den Glauben an das Eingreifen der Gottheit in alle menschlichen Dinge, selbst Hypostasen sittlicher Begriffe in Erzählung um. Die Beispiele, die Heyne anführt um das anschaulich zu machen, zeigen bald, dass der Satz in seiner Anwendung zu einer rationalistischen Mythendeutung führt.

Gleichzeitig mit den drei ersten Abhandlungen erschien die 1786 vorgelesene über die orgiastischen Culte *(Religionum et sacrorum cum furore peractorum origines et caussae)*, mit der die 20 Jahre jüngere *De Sacerdotio Comanensi* (Comment. XVI 101) in engem Zu-

sammenhange steht. Die Erörterung über die einzelnen Culte legt ein grosses Material vor; die historische Speculation über die Entstehung solcher Riten aus den ersten Regungen des religiösen Gefühls, über die Beibehaltung des Primitiven im Cultus, die folgenden Ausdeutungen und Verfeinerungen und die Degeneration sind klar und auch tief gedacht. Der Gedanke, dass es sich um Religion handelt und dass die Nothwendigkeit der Religion in der menschlichen Natur begründet ist, erhebt diese Ausführungen hoch über das bis dahin Vorhandene.

Eine Sonderung der verschiednen Arten historischer Mythen deutet die Abhandlung von 1798 (Comment. XIV 107) *De fide historica aetatis mythicae* an. Hier wird auch der Gesichtspunkt aufgestellt, dass die Mythen der hellenischen Stämme von einander zu scheiden sind (S. 111. 112, schliessend mit den Worten: *singularis alicuius commentationis materiam ex his petere liceret).* Heyne hat dabei vornehmlich die antike Überlieferung im Auge, deren Material er in seinem Apollodor (erschienen zuerst 1782, in zweiter Bearbeitung 1803) gesammelt und gesondert vorgelegt hat, einer der wichtigsten Vorarbeiten für die folgende mythologische Forschung. Aber auch in seiner historischen Auffassung von der Vorgeschichte des griechischen Volkes liegen die Keime der eigentlich belebenden Gedanken, die dann O. Müller ans Licht gebracht hat.*)

Die in demselben Bande veröffentlichte Abhandlung von 1799 (S. 121) *Historiae scribendae inter Graecos primordia* handelt auch von der Überlieferung der historischen Mythen. Als Anhang und Ergänzung dazu gibt er von S. 143—157 einen Abriss seiner allgemeinen Anschauungen über Mythenbildung: zuerst über die 'philosophischen' Mythen *(de opinionibus per mythos traditis)*, dann über die poetischen und speciell die homerischen. Er will damit sein letztes Wort zur Mythologie gesprochen und sich gegen Angriffe und Weiterbildungen, nur mit einem leisen Anfluge von Polemik in den Anfangs- und Schlussworten, das Recht auf seine Gedanken gewahrt haben. Vor fünf Jahren waren Vossens 'mythologische Briefe' erschienen und vor kurzem war in Wolf ein neuer Feind gegen Heyne aufgetreten. Auf die Steinwürfe des einen und die Fleurettstiche des andern hat Heyne nur die Antwort, wie tröstlich ihm der Gedanke sei, *a quibus studiorum rationibus, quibus ipse innutritus*

---

*) Dazu zu nehmen sind besonders die Abhandlungen über Grossgriechenland im 2. Bande der Opuscula academica.

eram, quibus progressibus ad hanc litterarum lucem perventum sit in his annis, in quibus ipse ad canitiem perveni.

In seinen letzten Jahren hat er sich dann noch einmal zu einer zusammenfassenden Darstellung seiner mythologischen Ansichten erhoben. Die im Jahre 1807 gelesene Abhandlung *Sermonis mythici seu symbolici interpretatio* (Comment. XVI 285) enthält zusammen mit der systematisch geformten Kette der Hauptgedanken die für die Methode der mythologischen Forschung massgebenden Folgerungen; darum ist die Erörterung auf den *sermo mythicus* zugespitzt; es handelt sich darum, die Überlieferungssprache des Mythus nach ihren Bedingungen richtig zu beurtheilen, im einzelnen Falle den Sinn des ursprünglichen Ausdrucks und die von ihm durchlaufenen Phasen zu erkennen und danach die Natur des Mythus zu beurtheilen. Der Mythus ist ein, durch die Natur der menschlichen Sprache unvollkommener, Ausdruck des ältesten religiösen Gefühls. Der alte und ursprüngliche Mythus ist nie einfach wörtlich zu verstehen; vielmehr, nachdem man das wörtliche Verständniss erreicht hat, muss man nach dem hinter diesem liegenden Vorstellungsinhalt suchen und zu diesem Zwecke sich in Leben und Menschen der mythenbildenden Zeit versenken. Neben den Mythen bestehen die Riten; neben den religiösen Mythen die historischen. Die Riten haben in ihrem Kreise die besprochene Entwicklung erfahren; die Mythen unterliegen durch die ganze griechische und römische Geschichte hindurch einer in Poesie, Philosophie, Historie und Leben sich beständig vollziehenden Umwandlung. Die Interpretation jedes Mythus muss sich nach der Überlieferung richten: Homer, die Tragiker, die Philosophen, die Historiker und Mythographen geben nach den Bedingungen und Motiven ihrer Kunst und Zeit, nach den Zielen die sie suchen und nach den Quellen aus denen sie schöpfen, die verschiednen Methoden der Interpretation an die Hand. Das bunte Bild verlangt für jede Zeit und Variation eine besondere Art der Betrachtung. Es ist so irrig die Mythologie auf Homer wie auf die Orgien und Mysterien zu begründen.

Diese Abhandlung ist die wichtigste als der am vollständigsten und tiefsten und auch am entschiedensten mit Rücksicht auf die Forschung selbst gefasste Ausdruck von Heynes Gedanken. Man vermisst bei diesen wiederholten allgemeinen Erörterungen die Ausführung einzelner Untersuchungen über wichtige mythologische Probleme, wie sie dann Buttmann und Welcker, O. Müller und Lobeck geliefert haben. Solche Durchführung würde ihn auch

genöthigt haben, manchen allgemeinen Gesichtspunkt schärfer zu fassen. Aber doch spricht die eigene wissenschaftliche Erfahrung aus jeder Seite. Wenn man bedenkt, dass damals noch die theologia gentilis von G. J. Voss das wichtigste mythologische Werk und die cacozelia diaboli noch eine giltige Formel für die Auffassung der griechischen Religion war, dass es vor Heynes Auftreten damals nur eine nichtige Produktion auf diesem Gebiete gab, geschichtslose und rationalistische Anschauung neben der theologischen, dass, als Heyne mit seinem fertigen System vor die Gesellschaft trat, weder Herders noch Winckelmanns Anregungen bereits vorhanden waren, so wird man schon in dem Suchen nach einem innerlich begründeten Entwicklungsgange, in dem Postulat einer organischen Mythenbildung mit eigner Formensprache einen unermesslichen Fortschritt erblicken. Nicht umsonst hat O. Müller seine Übersicht der für seine Zeit in Betracht kommenden mythologischen Ansichten mit Heyne begonnen (Prolegomena S. 317); er war in der That, nicht nur durch die Sammlung und Sichtung des Stoffes im Apollodor, sondern durch die Production der belebenden Gedanken der Neubegründer der griechischen Mythologie. Der Fortschritt über ihn hinaus konnte erst gethan werden, als ein neues Zeitalter eine neue Anschauung von der menschlichen Religion begründet hatte.

Zunächst indessen habe ich auf Heynes übrige der Gesellschaft vorgelegte Abhandlungen einen Blick zu werfen. Sie erstrecken sich auf historische und litterarische, antiquarische und archäologische Probleme und sind zum Theil mit den mythologischen Arbeiten eng verbunden. So die ersten beiden nach der Reorganisation der Gesellschaft gelesenen Abhandlungen (von 1769 und 1771, N. Comm. I 66 und II 40)*) über Castors Epochen der meerbeherrschenden Völker bei Eusebius, deren erste ganz die mythische Vorgeschichte betrifft; die gegen die bisherige Interpretation der Theogonie gerichtete Vorlesung *De Theogonia ab Hesiodo condita* (1779, Comment. II 125), in der Heyne eine Perspective älterer kosmogonischer Gedichte nachzuweisen versucht, aus denen, nicht aus einem eigenen philosophisch-theologischen System, die Theogonie zusammengearbeitet sei, um dann später von anderen Händen Erweiterungen zu erfahren (p. 134); die oben erwähnte Abhandlung von 1799 *De historiae scribendae inter Graecos primordiis* (Comment. XIV 121); vor allem

*) Dazwischen 1770 die beiden Abhandlungen über das Elfenbein und seine künstlerische Verarbeitung (N. Comm. I 96. 111).

die durch den 3. bis 7. Band der Novi Commentarii, von 1772 bis 1776 reichenden Abhandlungen über Geschichte und Mythen, Cultur und Wissenschaft, vor allem Kunst der Etrusker. Die archäologische Grundlage dieser Arbeiten ist so unzureichend wie sie sein musste; in Folge davon sehen wir heute den grössten Theil dieser Mühe, so viele sie überhaupt ansehen, mit Bedauern an. Die etruskischen Urnen und andern Skulpturen scheinen ihm ein eindringendes Verweilen nicht zu verdienen*), auf den in Etrurien gefundenen Vasen ruht seine Anschauung von Kunst und Leben der Etrusker. Aber er erhebt sich über seine Vorgänger durch den steten Zusammenhang mit der Geschichte, den Versuch die Zeiten zu sondern, die religiösen Vorstellungen zu bestimmen, durch den Kampf gegen die willkürlichen Interpretationen der Denkmäler und die historischen Erfindungen, wie sie bei Dempster, Gori, Passeri herrschen, gegen die Verwechselungen mit Römischem und sonst Italischem, gegen die Vermischung der Funde aus Etrurien mit denen aus Umbrien und Campanien.

Reicher an bleibendem Gehalt sind die auch durch eine Reihe von Jahren (1790—1795)**) hindurchgehenden Abhandlungen über die antiken Kunstwerke in Byzanz (Comment. XI—XIII, dazu die Abhandlungen von 1809, Comm. rec. I, *Antiquitatis Byzantinae recognitio historica et critica)*, ihren Bestand und Untergang, mit topographischen und chronologischen Untersuchungen, die von den Anfängen der Stadt bis in den Untergang des Reiches gehn; zum grossen Theil eine Arbeit auf kaum berührtem Gebiet. In den 'Deutschen Schriften' von 1771 erschien die 'Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannischen Geschichte der Kunst des Alterthums', eine Kritik der thatsächlichen Angaben Winckelmanns über Kunst und Künstler vor Phidias. Der Gegensatz der Geister, des bauenden und des behauenden, ist handgreiflich genug; und begreiflich, dass diese Erörterungen wie auch die Antiquarischen Aufsätze (1778 und 79), die wesentlich der Kritik Winckelmanns gewidmet sind, Justis Zorn erregt haben. Aber das trifft auch Lessing; auch Heyne weiss, dass Winckelmanns Verdienst 'niemand in der Richtigkeit und Genauigkeit seiner historischen Materialien sucht' (D. Schr. 209); und es mag gleich hier bemerkt werden, dass es wohl ein Glück für die junge Wissenschaft war, wenn

*) N. Comm. V 40 *Equidem obscuriora illa et vitiata marmora prorsus deserenda arbitror, cum nulla in iis certa et tuta iudicii fides expectari possit.*

**) Vorher 1789 und 1790 über die in Epigrammen erwähnten Kunstwerke (Comment. X); die Abhandlung steht in Zusammenhang mit den folgenden über byzantinische Kunst, vgl. XII 274.

Heyne und Heynes Schüler das Fundament von Winckelmanns Ideen prüften und befestigten.

Ich erwähne noch die Abhandlung von 1788 über den Staat der Spartaner (Comment. IX 3) wegen des Suchens nach anschaulicher Vorstellung, nach dem Zusammenhang der Einrichtungen und ihrer Wandlung mit der Geschichte, wegen der Sonderung der Zeiten und Gewährsmänner und des danach gerichteten Urtheils; ferner die 20 Jahre jüngere Abhandlung über den Gebrauch der lateinischen Sprache in der römischen Provinzialverwaltung (Comm. rec. I) wegen des wichtigen und weit gefassten Gedankens, dem wie so oft die durchgeführte Untersuchung nicht zur Seite steht. Einige Jahre vor der Abhandlung über Sparta war in einer Folge (1782—85; Comment. V 89; VII 75. 107) die grosse Arbeit *De fontibus et auctoribus historiarum Diodori et de eius auctoritate ex auctorum quos sequitur fide aestimanda**) entstanden, eine der ersten Untersuchungen grossen Stils über die Herkunft des historischen Stoffes in den grossen Compilationen des späteren Alterthums. Der von Heyne immer wieder auch auf diesen Gebieten hervorgekehrte Gesichtspunkt, dass die Werthschätzung eines Berichtes von der Zuverlässigkeit des Gewährsmannes abhänge, nach dem also vor allem zu forschen sei, bedeutet an sich einen grossen Gewinn. Diese Untersuchung ist die Grundlage aller folgenden geblieben.

Endlich die schon am 1. August 1795 verlesene, aber erst 1798 (Comment. XIII 159), nach dem Erscheinen von Wolfs Briefen, publicirte Abhandlung *De antiqua Homeri lectione indaganda, diiudicanda et restituenda.* Sie muss hier wegen ihres historischen Interesses und auch deshalb erwähnt werden, weil sie Heynes einzige Vorlesung mit textgeschichtlichem, ja auch mit eigentlich litterarhistorischem Inhalt ist. Im übrigen war es wohl nicht nur die Abneigung gegen *digladiationes virorum litteratorum*, wie es in der einleitenden gegen Wolf gerichteten Anmerkung heisst, was ihn bewog, die Abhandlung zurückzuhalten so lange es anging. Er entschuldigt sich zwar zu Anfang wegen des geringfügigen Gegenstandes; aber es fehlte ihm doch nicht das Gefühl, dass die dürftige historische Begründung zu Anfang und die Übersicht über die Perioden der Textgeschichte am Schlusse dem Gegenstand nicht genügte. Die dazwischen stehenden Fragen nach schriftlicher Entstehung oder mündlicher Tradition, nach Ein- und Nachdichtungen und späteren Redactionen, sogar (S. 172)

---

*) Kürzer der Titel VII 107 *De fontibus et auctoribus historiarum Diodori.*

die Zweifel an Homers Person, alle diese Fragen waren reif gefragt zu werden, aber es war nicht wohlgethan sie ohne die Methode sicherer Antwort aufzuwerfen.*) Es ging ihm damit nicht viel anders als Herder mit seinem 'Günstling der Zeit'; nur dass Herder ein Menschenalter hindurch seinen Blick auf den Kernpunkt dieser Probleme gerichtet hatte, während Heyne um sie hergegangen war als um Möglichkeiten neben andern oder litterarische Ketzereien.**)

Wer sich von den geistigen Kräften, die in Heyne lebendig waren, eine Vorstellung verschaffen will, muss ihn um die Zeit seines Eintritts in Göttingen beobachten. Auf eine Jugend voll beispielloser Entbehrungen war ein Jahrzehnt der bittersten Noth gefolgt. Er hatte seit 1753 eine kleine Stelle als Copist an der Brühlschen Bibliothek, aber die Besoldung blieb aus und er musste Jahre lang sein Brod als Hauslehrer und in andern Beschäftigungen suchen. In den Jahren 1755 und 56 erschienen sein Epiktet und Tibull, die ihm später den Weg nach Göttingen öffneten. Im Juli 1760, bei dem Bombardement von Dresden, verbrannte ihm Alles was er an Sammlungen, Excerpten und Vorarbeiten hatte. Diese Jahre ertrugen keine wissenschaftliche Arbeit. Als Lippert ihm den lateinischen Text zum dritten Tausend der Daktyliothek auftrug (erschienen 1763), hatte Heyne 'Mühe, sich nur erst wieder in die lateinische Grammatik zu finden' (Heeren S. 67).

So kam er nach Göttingen, um Collegien zu lesen, das philologische Seminar, ein damals noch einziges Institut, zu leiten, an der Bibliothek die Hauptstelle einzunehmen, in der Gesellschaft der Wissenschaften mitzuarbeiten; alles nach einem langen Interregnum, während dessen die Ansprüche sich gehäuft und die Erwartungen sich gespannt

---

*) S. 171 *habent haec aliquam probabilitatem; etsi contra negantem nihil video satis stabiliri ac fundari posse; video quoque ab aliis aliud aliter constitui posse.* Und so oft.

**) Heyne schreibt an Zoega am 22. Sept. 1790 (Welcker, Zoegas Leben II 62): 'Wie sollte mir es einfallen, über das Zeitalter der Homerischen Gedichte weiter zu gehen, als Data vorhanden sind? Alles übrige heisst geträumt. Mir ist es wahrscheinlich: es sind erst einzelne Gesänge gewesen, die man nachher verband. Im Grunde ist es doch nur eine Möglichkeit. Ein Hälmchen im Ocean ist noch kein Fahrzeug bis an das andre Ende zu schwimmen. Genug die Stücke sind da, und ich habe den Genuss, kann sie verstehen ohne alle jene weitgesuchte Hypothesen'. Die Worte beweisen sowohl dass Wolfs Insinuationen so haltlos sind wie man es ohnedies wusste, als dass Heynes Wege auf keine aussichtsvolle Fragestellung in dieser Materie führten. Leider ist Zoegas Brief, auf den Heyne antwortet, nicht vorhanden; Zoega drang schärfer zum Ziele, wie die vom 31. October 1788 datirte Skizze 'Homer' in den 'Abhandlungen' (herausgegeben von Welcker) S. 306–315 zeigt. Vgl. v. Wilamowitz Hom. Unters. 399 f.

hatten; gleich zu Anfang erwarteten ihn Programm und Rede zu seinem Antritt, zur Trauerfeier Georgs II., zur Stiftungsfeier der Universität, die Vorlesung in der Societät. Noch in Dresden ergriff ihn, gleich nach der Berufung, ein heftiges Nervenfieber, das ihm Monate lang, bis zur Abreise, die Kräfte zur Arbeit raubte. Drei Wochen nach der Ankunft war das Einladungsprogramm erschienen und wurde die Antrittsrede gehalten (23. Juli 1763), jenes über 'Einfluss des Characters auf Gefühl des Schönen in den schönen Künsten und Wissenschaften, und folglich auf Bildung des Geschmacks und die Darstellung des Schönen selbst' (wie er den Inhalt der lateinischen Abhandlung selber wiedergibt opusc. acad. I 35, um zu zeigen, dass es ein Wagniss war, über den Gegenstand in lateinischer Sprache zu handeln), diese über den Zusammenhang von Kunst und Wissenschaft mit freier Staatsverfassung, ein Jahr vor dem Erscheinen von Winckelmanns Kunstgeschichte. Im September kam das Programm *De genio saeculi Ptolemaeorum,* das aus einem grossen Zusammenhang*) aufklärende Gedanken brachte, im October die Rede über das ägyptische Todtengericht, mit einer rhetorisch meisterhaften Anwendung des historischen Stoffes auf den Gegenstand der Feier; im December die oben besprochene Vorlesung, die die Grundlegung einer neuen Wissenschaft enthielt**); alles in einem Latein das, trotz individueller Schwächen, die er stets unverändert beibehalten hat, nur aus tief ins Erdreich der römischen Litteratur eingeschlagnen Wurzeln so hervorwachsen konnte.

Man bekommt den Eindruck einer sehr intensiven und aufs Ziel gerichteten Entwicklung, die der Göttinger Zeit voraufliegt. Auch in der Folgezeit hat er stets aus dem Vollen schöpfen und seine Gedanken in einen grossen Zusammenhang stellen können, obwohl ein grosser Theil seiner Kraft durch Geschäfte verschiedenster Art verbraucht wurde. Die Entwicklung zu verfolgen genügt weder was er in den bis an die Göttinger Zeit reichenden autobiographischen Aufzeichnungen über seine äusseren Schicksale noch was er über seine

*) Er hatte damals den Plan zu einem grösseren Werke über das Zeitalter der Ptolemäer gefasst, vgl. Apollodor I pr. XXI sq. Die Nachträge von 1785 zum Programm (op. I 85 sq.) geben diesem freilich erst Gewicht und Fülle.

**) Comment. VIII app. 5 *Quod tamen in praesenti — — meae in his studiis infantiae ratio postulare videri potest, cum, iis nuper demum admotus, non nisi in antiquarum litterarum elementis adhuc versari me bene sentiam: agedum delibabo nonnulla, quae quidem viam ad pravas illas opiniones ex animis hominum evellendas patefacere possunt* — Bescheidenheit und Selbstbewusstsein in richtiger Mischung.

Studien bei Ernesti*) und Christ mittheilt; auch nicht die Arbeiten seiner ersten Periode. Es ist gewiss bezeichnend, dass er als Student 'länger als ein Jahr die Woche nur zwei Nächte schlief', um nach Christs Rath die ganze alte Litteratur herunterzulesen. Auf einen glühenden Eifer der Jugend weist seine ganze Natur; aber man fragt nach dem Wege, den er genommen hat. Eine Andeutung gibt er in der späteren Vorrede zum Apollodor (1803, p. V): er habe zuerst, mit Tibull beginnend, die Dichter interpretirt, dann sei er zur Geschichte, dann zu den Denkmälern der Kunst weitergegangen und habe bald eingesehen, dass er ohne Untersuchung der Mythologie das Grosse und das Kleine, auch das Verständniss und die Kritik der Dichter verfehlen müsse. Hier beschreibt er ungefähr, wenn auch in Ausdrücken, die mit auf die Zeit des Lehramts gehen, sein wissenschaftliches Fortschreiten bis auf diese Zeit. Anderes kann man aus Zeichen ergänzen, die in der Periode des Werdens wurzeln müssen. Es muss auffallen, dass ein Mann, der mit Dichtererklärung begonnen hat, der unter den ersten die griechische Kunst und ihre Geschichte ergriffen, der die griechische und italische Cultur und Geschichte mit einer solchen für seine Zeit beispiellosen Weite des Blickes übersehen hat, sich von der grossen litterarischen Kunst der Griechen wenig berührt zeigt. Nur zu Homer und Pindar hat er ein inneres Verhältniss. Die Tragiker, Aristophanes und Platon geben ihm mythologisches Material, d. h. sie erscheinen in Notizen und Citaten. Heynes Vergil lässt denn auch ein tieferes Eindringen in das poetische Individuum erkennen als seine Ilias. Er ist eben von den Römern aus zu den Griechen gekommen und hat diesen Ursprung nie verleugnet. Tibull in der früheren, Vergil in der späteren Zeit seiner Thätigkeit als Interpret für das grosse Publikum, Horaz in seinen Vorlesungen: diese Dichter sind ihm als Dichter die vertrautesten geblieben. Man kann die Anregung sowohl auf Ernesti als auf Christ zurückführen. Sonst wird man einen stärkeren Einfluss Christs erkennen, mit dem auch Heyne selbst einen näheren Umgang bezeugt.**) Denn in Christ vereinigte sich die Richtung auf das Antiquarische mit der auf die dichtende und bildende Kunst; Ernestis Abneigung gegen die 'Realien' und Neigung zur Philosophie hat weder die eine negativ noch die andre positiv auf Heyne gewirkt. Er hat sich der philosophischen

---

*) Dazu das (oben S. 155 angeführte) Nachwort; in dessen Schlusssatz: — *cuius disciplinae et amori plura quam hic commemorare licet debeo.*

**) Heynes Aufzeichnung bei Heeren S. 25. Dazu Heynes Sammlung antiquarischer Aufsätze I S. V.

Einwirkung seines Zeitalters nie zugänglich gezeigt und es mit Anderen als einen der Vorzüge Göttingens betrachtet, dass hier weder die kritische noch die Naturphilosophie einen festen Boden fand; gelegentlich weist er von den *metaphysicae tricae et salebrae* auf die *ratio sana**), d. h. den gesunden Menschenverstand, zurück.

Wie er dann die neue Periode seiner wissenschaftlichen Production mit einem starken Einsetzen begann und durch eine Reihe von Jahren weiterführte, haben wir gesehen. Wenn man den Ertrag des Göttinger halben Jahrhunderts überschaut, was davon in Büchern vorliegt, so muss man sagen, dass die Fundamente auf ein grösseres Gebäude deuteten. Der Grund liegt auf der Hand, man braucht nur Heerens Beschreibung seines ständigen Tagewerks nachzulesen, um ihn zu finden. Mit der vollen Hingebung, die für seine jungen Jahre vorauszusetzen ist, hat er nie wieder seiner Arbeit leben können; dafür hat er die Universität und die Societät, die Bibliothek und die Gelehrten Anzeigen, das Freitischwesen und die Ilfelder Gelehrtenschule regiert. Was er für den Druck producirte wuchs aus seinen Collegien, aus seiner Professur der Eloquenz, aus seiner Verpflichtung für die Societät hervor. Er gab genug Gedanken und Stoff um viele Geister in Bewegung zu setzen; aber er hat nicht viel geschaffen. Das war sein gewähltes Schicksal.**)

Es geht nicht an, die productive Wirkung eines in öffentlicher Thätigkeit stehenden Gelehrten allein nach seinen Schriften zu ermessen. Wo bliebe so mancher Name, der wie Heynes zu seiner Zeit in Prangen steht, in der Geschichte der Wissenschaft? Heynes Gelehrtenruhm und Lehrerruhm standen in enger Wechselwirkung. Eine Reihe von Jahrzehnten hindurch war er nicht nur der erste, war er der philologische Lehrer in Deutschland. Ernesti starb 1781; Wolfs Thätigkeit in Halle begann 1783. Das Intervall zwischen diesen

*) Op. ac. VI 60 (1803). Vgl. Comment. XVI p. XXXI.

**) Eine charakteristische Aeusserung Heynes, an Herder 16. Januar 1786 (Von und an Herder II 201): '- das wäre für einen Mann von Kopf und Geist und Herz, wie Sie sind, der ruhig seinen Forschungen nachgehen kann, für mich ist alles desultorisch; ich fasele bloss so durch das Leben dahin, von einem zum andern. Indessen es ist mein durch meine Lage deutlich genug bestimmtes Loos, und so müssen alle andern Betrachtungen schweigen.' Eine andere, an Jacobs vom 7. November 1796 (Jacobs Verm. Schr. VII 308): 'Ich habe mir aber zum Princip gemacht, *non mihi res, sed me submittere rebus*. Meine ersten Arbeiten sind Pflicht- und Amts-Arbeiten; dann kömmt was ich für meine Familie zu thun mich verbunden achte; und nun endlich was ich für die gelehrte Opinion thun kann; und dafür bleibt mir immer die wenigste Zeit, und die Kräfte sind bereits erschöpft, wenn ich für mich und mein Vergnügen etwas vornehmen möchte.'

beiden Namen und den Begriffen von ihrer Wissenschaft, die sie symbolisiren, füllt Heynes Göttinger Wirksamkeit aus. Er begann sie mit dem deutlichen Gefühl, was hier zu thun sei*), und entliess eine Generation nach der andern mit dem erweckten Gefühl, einer neu aufwachsenden Wissenschaft anzugehören. Es lohnt nicht die Namen der Schüler oder einzelne Aeusserungen anzuführen. Doch mag wer Heyne nur von Hörensagen oder aus seinen Commentaren kennt, mit Nutzen ein beleuchtendes Wort lesen wie das seines trefflichsten philologischen Schülers: 'ihm (Tychsen) fehlte die geistreiche belebende Kraft der Heynischen Vorträge, denen man um dieses Vorzugs willen den abgerissenen, bisweilen buntscheckigen Stil des Mannes zu Gute hielt'.**) Das Bild zu ergänzen dienen vor allem gewisse allgemeine Züge seiner wissenschaftlichen Methode, die im akademischen Unterricht bestimmend hervortreten mussten. Wir haben oben bemerkt, wie Heyne in allen Untersuchungen über Völkergeschichte und Religionsgeschichte des Alterthums sich in Leben und Zustände von der Urzeit her lebendig zu versetzen sucht; nicht durch Speculation, sondern indem er die Reisebeschreibungen und alle ethnographischen Ermittelungen fleissig verwerthet. Eine wissenschaftliche Regelung der historischen Phantasie, die im Zuge der Zeit lag, aber als solche ganz sein Eigenthum ist. Gewiss kam auch ihm die Anregung von Rousseau her, der seit der Mitte des Jahrhunderts die Welt auf solche Gedanken wies. Aber als Wood auf die Homerkritik (1769) und Forster auf das grosse Publikum (1777) ihre starken, in Heynes wissenschaftliche und persönliche Sphäre reichenden Wirkungen übten, war Heyne längst in diese Betrachtungsweisen vertieft.***) Von einer andern Seite war seine Anschauung belebt durch eine grosse Uebersicht über die Universalgeschichte und eine besonders ausgebildete Fähigkeit und Neigung, die Erfahrungen

*) In der Antrittsrede (opusc. acad. I 41) — — *non facile inveniri* — — *qui studio me superet et cupiditate dignitatem litterarum elegantiorum, honorem et gratiam, inter homines defendendi et amplificandi et in eum locum eas evehendi, in quo esse debent* — —. In der Vorrede des Bandes p. IX — — *ut ne litterarum humaniorum studia prorsus ex academiis, in quarum angulis adhaerescunt, exulent.*

**) F. Jacobs Verm. Schr. VII 31. Jacobs sollte Heynes Nachfolger werden (S. 138. 472); dass Heyne ihn selbst dazu ausersehen hatte, geht aus dem Briefe vom 6. August 1807 hervor (S. 312).

***) Vgl. die Abhandlungen opusc. acad. I 166 (1764); 207 (1765), die ersten mythologischen Arbeiten; später opusc. III 1 *Vita antiquissimorum hominum, Graeciae maxime, ex ferorum et barbarorum populorum comparatione illustrata* (1779). Heyne weist opusc. VI 483 auf die von Haller und Michaelis ausgegangnen Anregungen hin. Vgl. oben S. 214.

der Zeitgeschichte zu denen des Alterthums in Parallele zu setzen und Erscheinungen der modernen Cultur mit Antikem zu verknüpfen. Besonders die Universitätsschriften sind voll von solchen Vergleichungen; sie sind nicht nur Spiele des Geistes, sondern haben, wie man aus zeitgenössischen Aeusserungen sehen kann*), auch als lebendige Kraft gewirkt und ganz wesentlich dazu beigetragen, die Alterthumswissenschaft in die Sphäre des Zeitbewusstseins einzuführen. Man geht gewiss nicht irre, wenn man aus solchem durchgehendem Streben nach Anschaulichkeit und Gestaltung auf Gebieten, die bis dahin zum grossen Theil nur Stoff und Notiz waren, auch auf die Art und das Leben von Heynes Vortrag und Unterricht einen Schluss zieht.

Es lässt sich, ohne an den beständigen Strom der jungen Philologen zu denken, die aus Heynes Seminar an die Schulen und Universitäten übertraten (darunter Gelehrte wie Emperius), eine Reihe von Männern aufzählen, die in der Geschichte des Geistes oder der Wissenschaft zu einem dauernden oder doch glänzenden Namen gekommen sind und alle in starkem Masse die persönliche Einwirkung Heynes erfahren haben: F. A. Wolf und Jacobs, Zoega und Heeren, Ramdohr und Münter, beide Schlegel, W. v. Humboldt und Bunsen sind nur eine Auswahl; ob Voss in diese Reihe gehört ist fraglich**), wie Lachmann, in Heynes letzter Zeit, gewiss nicht hineingehört. Die Namenliste lehrt an sich genug, sie deutet auf den grossen Kreis der Anschauung, in den Heyne seine Schüler führte, auf den grossen Zusammenhang und die Begründung aus dem Vollen der Gelehrsamkeit. Es war nicht etwas absolut Neues, dass Heyne das 'antiquarische' Studium mit der Erklärung der Klassiker verband; aber es bedeutete doch etwas sehr Verschiedenes jetzt in Göttingen und vordem in Leipzig. Nirgend wird das deutlicher als in Heynes Verhältniss zu Zoega. Den jungen Zoega kennen wir genau aus seinen Briefen, soweit man vermeinen kann, eine so complicirte Natur zu kennen oder gar ihre Entwicklung zu verfolgen. Skeptische und mystische Elemente mischen sich in ihm auf seltsame Weise; Klarheit philosophischer Lebensanschauung mit Rathlosigkeit der Lebensführung; ein ungestümer Unabhängigkeitsdrang, der ihn nicht hindert, sich in Rom 'allen den Ceremonien, die das Weibernehmen hier mit sich führt, zu unterwerfen', d. h. zum Katholicismus überzutreten;

*) Vgl. die Recensionen von Heerens Biographie in der Hall. Allg. Lit.-Z. 1813 S. 491 und Jen. A. L. Z. 1813 S. 243.

**) Vgl. W. Herbst, J. H. Voss I 73.

das stärkste Gefühl für wissenschaftliche Gründlichkeit und weitreichende, in wohlerworbener Gelehrsamkeit ruhende wissenschaftliche Gedanken neben einer bis ins Mannesalter reichenden Verachtung gelehrter Thätigkeit; ein tiefer und aufgeschlossener Natur- und Freundschaftssinn neben Misstrauen und Verschlossenheit, Geringschätzung der Menschen und ihrer Verhältnisse, einer Selbstschätzung, die nur deshalb nicht Hochmuth zu nennen ist, weil sie sich in der Folge so wohl bewährt hat. Eine solche Natur zu fesseln und in ihrem Gange zu bestimmen war nichts kleines. In der Studentenzeit selbst (1773—75) ist die Wirkung nicht gar merklich. Aber drei Jahre später hören wir, unter allem Ablehnenden allem Andern gegenüber*): 'Kein Mann aus der Klasse, den ich so liebe wie Heyne. Das Studium der Kunst ist noch unter allen Dingen, die man Wissenschaft nennt, dasjenige was mich am meisten interessirt.' Während eines zweiten Aufenthalts in Göttingen, den der vierundzwanzigjährige Zoega 1779 in Begleitung eines jungen Edelmanns, aber auch selbst als Studirender, nimmt, befestigt sich das persönliche Verhältniss. Vorher schreibt er noch aus der Erinnerung: 'Unter den Lehrern freue ich mich besonders auf Heyne. Er ist einer von denjenigen Gelehrten, für die ich am meisten Hochachtung habe. So viel klassische Gelehrsamkeit, verbunden mit so viel zartem, blühendem Gefühl, solch ein scharfer philosophischer Blick, mit so viel stillem sanftem Geiste, ist gewiss etwas, das man überaus selten antrifft'.**) Mit welchen Gedanken und Absichten Heyne den früheren Schüler, dessen Talent und Beharrlichkeit und besondere Neigung zu den archäologischen Studien ihm bekannt war, empfangen musste, ersehen wir recht deutlich aus der 1778 geschriebnen Vorrede zu Heynes Sammlung antiquarischer Aufsätze. Er legt dort die Nothwendigkeit dar, auf Winckelmanns Geschichte der Kunst eine kritische Prüfung der Ueberlieferung folgen zu lassen. 'Ich besitze weder Kräfte, noch

---

*) Welcker, Zoegas Leben I 171 (16. Dec. 1778).

**) I 220 (13. März 1779). Daneben mögen die Worte stehn, die Herder, ein Jahr vor Zoegas erster Ankunft in Göttingen, an seine Braut unter dem ersten Eindruck von Heynes Bekanntschaft schreibt: 'Es ist die edelste, feinste, wohlklingendste Seele, die man nie in einem Lateinischen Manne suchen und vielleicht auch in Jahrhunderten nicht finden wird'. Und weiter: '— die schönste Seele, wohlklingend wie seine Stimme, und der auch die entfernteste, kleinste Krümme wittert, ein Todfeind der Ränke und des kleinsten Grades von zu Freiem, sanft und bescheiden, worunter er die tiefste Gelehrsamkeit, Sentiment und Selbstdenken verbirgt, sorgfältig, dass es ja kein unheiliges Auge sehe. Ich habe edle Züge und Thaten von ihm gehört durch andere, die nicht ihres Gleichen haben.' (Von und an Herder II 110.)

Kenntnisse, noch Musse genug, um ein Ganzes, wovon mir zuweilen ein dunkeles Bild vor dem Auge schwebt, auszuarbeiten; ich muss mich also begnügen, einzelne Gedanken und Anmerkungen mitzutheilen. — — Vielleicht erwecke ich nach und nach einen fähigen Kopf, der das Gebäude aufführet, zu welchem ich einige Materialien beyzutragen mir vorsetze.' (S. IX.) Möglich dass er schon bei diesen Worten an Zoega gedacht hat; sicher dass er ihn festhielt, sobald er ihm wieder vor Augen kam. Bald nach der Ankunft schreibt Zoega: 'Hr. Heyne will ein grosses Subject aus mir machen, wenn's gelingen und's Glück gut seyn will; auch bin ich gewissermaassen Willens, allen Fleiss anzuwenden. Ich habe mich nemlich freywillig und motu proprio bey ihm zum Archäologisten anwerben lassen — — Studire denn Tag und Nacht bis ich alles weiss, was alle andre gewusst haben; und wenn's nun wieder von hier weggeht, giebt mir Heyne eine Notiz von den Dingen, die ihm noch dunkel sind, die durch den Augenschein entschieden werden müssen, und worüber ich ihm dann neue Nachrichten und Aufklärungen ertheilen soll.'*) Einige Wochen später, über dieselbe 'erste Unterredung' mit Heyne: 'Von gewissen Ideen sagte er mir, die ihm vorschwebten, die er würde ausgeführt haben, wenn seine Lage es ihm erlaubt hätte, und wovon er sich Hoffnung macht, dass ich sie würde ausführen können; dergleichen nun freylich schmeichelt, und einem wohl einen Stoss geben kann zur Bewegung aus seiner Sphäre heraus.**) Denn Zoega schwankte auch jetzt, und Heyne fürchtete, 'dass seine grossen Anlagen, da er sich noch für kein Fach bestimmt hatte, bey seiner Rückkehr ins Vaterland zu bürgerlichen Verrichtungen verwandt werden und für die Wissenschaften verloren seyn möchten'.***) Aber es gelang ihn festzuhalten. Am 1. August des folgenden Jahres schreibt Zoega aus Rom: 'Ich habe viele Aufträge von Heynen das antiquarische Studium betreffend, das mir eben sehr heilsam ist, weil ich sonst leicht in Versuchung gerathen könnte, diese Wissenschaft zu vernachlässigen, die doch eigentlich nirgends recht getrieben werden kann ausser hier, und die wiederum nirgends so leicht zum Ueberdruss wird als eben hier, wo einem ihre Unvollkommenheit und Unbeträchtlichkeit so sehr auffällt, wo der zu betrachtenden

*) I 226 (10. Juli 1779); zuletzt: 'Heyne hat gegenwärtig sehr vielen Zulauf; überhaupt wird Philologie, die zu meiner Zeit eine ziemlich verächtliche Sache war, jetzt von vielen mit grossem Eifer getrieben.'

**) I 232 (6. Sept. 1779).

***) Schow bei Welcker I 246.

Gegenstände so endlos viele und des schiefen sinnlosen Geschwätzes über sie solch ein erstickender Schwall ist'.*) Zoegas Aufenthalt in Italien wurde plötzlich abgebrochen, er kam mit zerstörten Plänen zurück; während eines kurzen Besuches in Göttingen befestigte ihn Heyne neu. Zoega schreibt**): 'Seit meinem vorigen Briefe, vornehmlich, nachdem ich Heyne gesprochen, habe ich meine Gesinnung verändert. Ich habe mich gegen ihn verpflichten müssen, alles anzuwenden, um meinen angefangenen Lauf, wenigstens ohne lange Unterbrechung fortsetzen zu können.' 'Jetzt erst fühle ich, wie erstaunlich viel ich verloren habe, da ich nun einsehe, dass ich in meinen Bemühungen schon glücklicher gewesen war, als ich selbst glaubte, und dass ich die Ausführung desjenigen Entwurfs, der der erste Schritt meines ganzen Plans war, schon als unfehlbar betrachten musste. Geleitet von Heyne, durch seine Mitarbeitung unterstützt, musste mirs gelingen, einer noch ungeformten Wissenschaft bestimmte zweckentsprechende Gestalt zu geben, dasjenige, was bisher nur schwankendes, unfestes Räsonnement gewesen war, in ein sicheres, anwendbares und wichtiges Studium zu verwandeln.' 'Heyne hatte schon lange den Plan entworfen, das Studium des Alterthums mit historischer Strenge zu behandeln und durch Anwendung auf die Geschichte der Menschheit wichtig zu machen. Aber gefesselt an einen Ort, wo seine Gegenwart unentbehrlich ist, durfte er an die Ausführung nicht denken, weil dieselbe Aufenthalt erforderte in denjenigen Ländern, wo die Geschichte der Menschheit aufgedeckt liegt in den Ueberbleibseln ihrer Werke — —. Er suchte einen jungen Mann, in dessen Seele er seine Ideen hineinlegen könnte, dessen Geist dem seinigen zu folgen im Stande wäre, der ungebunden und zugleich Enthusiast genug wäre, um seine Kräfte einer Wissenschaft zu widmen, die nur ihrer selbst wegen schätzbar ist.' Heyne empfahl ihn dem dänischen Minister Guldberg, dieser verschaffte ihm in der Folge den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise, die ihn nach Rom brachte und die Heimath nicht wieder sehen liess.***)

Es schien der Mühe werth, diese Zeugnisse so ausführlich vorzulegen. Denn Zoega ging freilich später seine eignen Wege, die Wege eines Helden, ein in viel stärkerem Masse als Heyne von dem Drang nach wissenschaftlicher Durchdringung und Gestaltung getriebener Geist. Aber die Arbeiten, die hier in Betracht kommen,

*) I 325.
**) I 359 (16. Juli 1781).
***) Briefe an Heyne aus 1781 und 82: I 365 ff., aus 1789: II 57.

die in der Nachfolge Winckelmanns stehen, lassen erkennen, dass seine Richtung durch Heynes Einwirkung auf die Dauer bestimmt war. Heynes Forderung, dass vor der Beurtheilung und Deutung der Denkmäler das gelehrte Material aufgearbeitet und die historischen Untersuchungen geführt sein müssten, hat Zoega erfüllt; er hat auch die Genauigkeit der Publication auf eine neue Stufe gehoben und ist überhaupt einer von denen, die Winckelmanns Bau für die Zukunft gesichert haben. Die Gerechtigkeit der Geschichte weist Heyne seinen Theil an diesen Verdiensten zu. Man möchte seinen Einfluss auch in Zoegas Richtung auf den grossen Zusammenhang der Cultur, auf Religions- und Mythenforschung erkennen. Sicher liegt er vor in der nichts ablassenden Genauigkeit der Forschung; es ist ganz im Sinne von Heynes gegen Winckelmann gerichteter Kritik, wie sich Zoega z. B. am Schlusse der Vorrede zu den Bassirilievi äussert. Den Heyneschen Plan freilich, der ganzen griechischen Alterthumskunde eine bestimmtere Gestalt zu geben, hat er im Drange des Lebens zurücksetzen müssen; die ägyptischen Arbeiten schoben sich davor; dass es so wurde, bedeutet zum guten Theil die Tragik von Zoegas Leben.

Es ist bekannt, dass Heyne durch seine archäologischen Vorlesungen eine grosse Wirkung geübt hat. An diesem Punkt wird es vor allem deutlich, wie Heyne durch seine Thätigkeit den aufsteigenden Gang des deutschen Geistes beförderte. Dass das griechisch-römische Alterthum zu einem akademischen Fach wurde, das an allen deutschen Hochschulen seine Stelle fand, war nur ein begleitendes Moment der hellenistischen Bewegung, die der Frühlings- und Blüthezeit der deutschen Litteratur ihren eignen Charakter gab. In Lessings und Herders Zeit stand, durch Winckelmanns Erscheinen, die bildende Kunst der Griechen im Vordergrunde, erst durch Goethe, Schiller und Humboldt trat die Poesie voran. Indem Heyne Generation um Generation zu Beschäftigung und Genuss auf dem Gebiete der griechischen Kunst, in stetem Zusammenhange mit der griechischen Welt und ihrem Leben, anregte, stand er als Führer und Arbeiter recht im Centrum der zukunftreichsten Entwicklung. Durch die Gelehrten Anzeigen wurden diese Anregungen über die Peripherie der Universität hinausgetragen. Es war eine unmittelbare Vermehrung der Lebenskräfte dieser neuen Zeit, und der Ruhm, in dem damals Heynes Name stand, war nicht nur das Reflexlicht des Gelehrtenruhms.

Mit Herder verband ihn, nach dem ersten Kennenlernen in

jüngeren Jahren (1772), die stärkste persönliche Sympathie. Beide hatten die Natur, Gedanken auszustreuen, die durch Andere fruchtbar werden sollten, beide den universalhistorischen Zug und die Neigung auszugreifen lieber als tiefzugreifen. Wie Herder so hat Heyne als Gelehrter durch diese Eigenheiten viel Ungemach erfahren. Die Feindschaft der Voss und Wolf ist, so stark beide Männer an der allgemeinen geistigen Bewegung betheiligt waren, doch nichts als kleinliche Gelehrtenfeindschaft, der Theilnahme der Nachwelt nicht werth, bei beiden aus Eitelkeit und Prioritätssucht und Engigkeit der Seele entstanden. Wolf täuscht, wenigstens in den Briefen an Heyne (1797), durch den Reichthum an Geist und Grazie; von der gespreizten Plumpheit der Vossischen Antisymbolik gilt es: *si perlegeris, virum te putabo, hominem non putabo.* Doch ist die Ansicht verbreitet, dass diese Angriffe, die in der Voss-Wolfischen Recension der Heyneschen Ilias gipfelten, den Kampf eines neuen philologischen Zeitalters gegen das alte bedeuteten.*) Es wird darum nicht überflüssig sein, wenn ich einige Andeutungen über den Zusammenhang von Heynes wissenschaftlicher Persönlichkeit mit der auf ihn folgenden Entwicklung der klassischen Philologie hinzufüge.

Ueber seine Auffassung von Umfang und Zweck seiner ganzen Wissenschaft hat sich Heyne selten und wohl nie direct geäussert, dagegen oft über Verbindung und Absicht der einzelnen Theile. Man kann wohl die Hauptsache in seinem Sinne so formuliren,**) dass das Studium der antiken Litteratur zur Kenntnis von Geschichte und Leben der alten Völker und damit zum besseren Verständniss der Menschheit und der eignen Zeiten führt, dass die antike Poesie mit der bildenden Kunst zusammen den Geschmack am Schönen und Wahren bildet und so der Erziehung zur höheren Sittlichkeit dient. Diese Auffassung verbindet die Theile zum Ganzen, entspricht der Gedankenrichtung der Zeit und war vorzüglich geeignet, das allgemeine Interesse für die Alterthumsstudien zu beleben. Freilich erfüllt sie den Begriff einer Wissenschaft nicht wie ihn Wolf in seiner 'Darstellung der Alterthums-Wissenschaft' (1807, Kleine Schriften II 808) gezeichnet hat. Aber Heyne hatte erst die Theile zusammenzufügen und die Fügung zur Anerkennung zu bringen; Wolf hatte das doppelte Glück, nach Heyne zu kommen und die Freundschaft Goethes und Humboldts zu geniessen, von denen der eine in

*) Z. B. Herbst, J. H. Voss II 2,50.

**) Vgl. Apollodor² (1803) I p. XVII; opusc. acad. VI 433.

Winckelmanns Spuren zur Anschauung des griechischen Geistes als eines Ganzen vorgedrungen war und der andre auf den Wegen des Philosophen und Historikers die lebendigste Vorstellung von dem organischen Wachsthum in der Geschichte der Menschheit und ihrer vollkommensten Erscheinungsform, des Griechenthums, gewonnen hatte. Auch für Humboldt ist Heynes Thätigkeit eine Voraussetzung, wie für Wolf.

Die geschäftlichen Sorgen, die Heyne gehindert haben, seine productiven Kräfte frei zu entfalten, haben auch seine Auffassung von den Grundlagen seiner Wissenschaft geschädigt. Er konnte wohl, durch seine Technik der Stundenausnutzung, den beständigen Contact mit allen Gebieten des wissenschaftlichen Stoffes bewahren; aber das Verhältniss zur Form und Sprache liess sich nicht in gesparten Stunden pflegen. Es war gewiss auch in seinen Anlagen begründet; sicher ist, dass er, trotz aller Commentare die ihn zuerst berühmt machten, die Untersuchung der Sprache und der Verskunst zurückgesetzt und die Textkritik überhaupt gering geachtet hat. Er äussert sich darüber in den meisten Vorreden seiner Commentare, immer davon ausgehend, dass man die Interpretation leisten und die Kritik quantum satis könne nebenher gehen lassen.*) Damit zusammengenommen ergeben allgemeine retrospective Aeusserungen seiner letzten Zeit,**) unter der Formel 'nicht nur — sondern auch', denselben Inhalt. Er stand in dieser Rücksicht hinter Gesner, Hemsterhuis und Valckenaer, hinter Ruhnken und Reiske zurück, wie er diese durch Umfassung des Ganzen übertraf. Er hat nicht von Bentley gelernt. Bentleys Entdeckung von der Existenz des Digamma

---

*) Allgemein praef. Apoll.[2] I p. V (1803) — *in tragicis, Alexandrinis poetis, tum in Pindaro, Virgilio, Homero; ipsam crisin saepe esse parum tutam; etiamsi mihi eam non nisi pro subsidio et adiumento interpretationis constituissem;* dazu besonders die Vorrede der 1. Auflage p. XII (1782). Sehr bezeichnend an Herder 11. März 1773 (Von und an Herder II 157): 'Aber wie sieht es doch mit dem Texte Pindars aus? wo ist er her? welcher Grad der Gewissheit? Richtigkeit? denn, um darin fortzukommen, bei einer so kleinen Stundenzahl eines halben Jahres, muss ich mich wohl ganz auf Interpretation einschränken, die Kritik bleibt also ohnedem weg.' Ueber Homer oben S. 220.

**) Opusc. acad. VI p. VI (1812) — *humanitatis studiis operam ita esse dandam, ut nec in sermonis subtilitatibus grammaticis et criticis — — (iuventus) subsisteret nec rerum incondita farragine ingenium oneraret: sed ut vitae quoque et animi moribus fingendis litterarum studia coleret.* p. 442 *Ceterum in his deinceps prolusionibus, etiamsi aperte professus non sim, facile tamen deprehenditur studium meum iam tum ad antiquitatem graecam non modo grammatice tractandam, sed ad ipsas res, mores, consilia et facta cognoscenda conversum.*

in den homerischen Gedichten begriff er wohl in ihrer Bedeutung, aber die Consequenzen in der Textbehandlung zu ziehen vermochte er nicht; Wolf verschloss seinen Sinn der Wahrheit, aber seinem Schüler Bekker zeigte er die Wege, sie schärfer zu fassen.

Hier liegt auch der Grund dafür, dass Heyne die eigentliche Entwicklung seiner Wissenschaft nicht in der Hand behalten konnte. Sie ging vor seinem Ende über ihn fort. In seinen letzten Lebensjahren erschienen Hermanns Orphica, Lobecks Aias, Böckhs Pindar und Niebuhrs Römische Geschichte. Dass diese neue Epoche der Philologie nicht mehr direct an Heyne anknüpfen konnte, wurde freilich, viel mehr als durch die Voss-Wolfische Recension der Ilias, durch I. Bekkers Recension der kleineren Ausgabe der Ilias Allen vor Augen geführt. Es war ein persönliches Unglück, dass er sich überlebte, das zu erleben. Aber wie die Heynische Einseitigkeit in der Nothwendigkeit der Dinge begründet war, das wird dem Nachlebenden auch bei der Betrachtung der auf ihn folgenden grossen und mit gewaltigem Schritte weit über ihn hinaus vorschreitenden Periode der philologischen Wissenschaft deutlich. Denn auf der einen Seite stehen die Hermann, Lobeck, Lachmann, die Nachfolger der englischen und niederländischen Philologie, auf Text und Sprache gerichtet; auf der andern die Vertreter des neuen Begriffs der klassischen Philologie, Böckh, Welcker, O. Müller, in einer Reihe mit Humboldt und Grimm, Niebuhr und Savigny. Wie bitter ist es diesen Männern von Hermann und den Seinigen vorgeworfen worden, dass sie über den Sachen die Sprache vergässen. Erst als beide Richtungen sich zur Einheit verbunden hatten und der historische Charakter auch des Sprachstudiums dem allgemeinen Bewusstsein klar geworden war, konnte sich das Ganze auch in einem Individuum vereinigen. Wenn man nun von hier aus auf den Begriff der Alterthumswissenschaft zurückblickt, den Wolf aufgestellt hat und auf den die folgende Bewegung hinausgegangen ist, und fragt, welches Mannes Production diesem Ideal vor der Zeit seiner Erfüllung am nächsten gekommen ist, so kann nur geantwortet werden, dass das Heyne gewesen ist. In der That geht der Strom der inneren Entwicklung von ihm, nicht von Wolf, in das Heroenalter der historischen Alterthumswissenschaft hinüber. Die Geschichte hat an dem Fortlebenden die Wunde geheilt, die sie dem Altgewordnen schlagen musste.

Es ist noch heute dem Andenken und der Schätzung Heynes hinderlich, dass von seinen Werken, etwa ausser dem Apollodor, die Commentare, wenigstens die zu Tibull und Vergil, im Gebrauch

übrig geblieben sind. Es wäre auch nicht leicht zu sagen, welchen seiner Schriften sonst man wünschen oder zutrauen sollte, ein individuelles Leben weiter zu führen. Doch hat er sowohl in der Geschichte der Wissenschaft als in der allgemeinen Geschichte des deutschen Geistes eine höhere Stelle. Gleichviel wie weit auch dies der allgemeinen Geschichte angehört: die Universität Göttingen hat er ein halbes Jahrhundert lang in ihrem Ansehen wie in ihrer Kraft und Wirkung gehoben, die Gesellschaft der Wissenschaften hat er vor dem sichern Untergange bewahrt und in den Weg eines dauernden und thätigen Lebens geleitet. Das soll ihm wenigstens in Göttingen nicht vergessen werden.

Johann Lorenz von Mosheim

als Kirchenhistoriker.

Von

Nathanael Bonwetsch.

—⁕—

An den Anfängen der Gesellschaft der Wissenschaften ist auch Joh. Lorenz von Mosheim durch ein Gutachten, das er als Kanzler der Universität abgegeben, und als ihr Ehrenmitglied betheiligt gewesen.*) War er doch auch bei der Gründung der Göttinger Universität als Berather des Freiherrn von Münchhausen in hervorragender Weise mitthätig. Neben dem Tübinger Kanzler Pfaff, den sowohl, dass er „die Theologie mit einer vernünftigen Philosophie verbinde," wie seine irenischen Bemühungen um einen Ausgleich zwischen Lutheranern und Reformirten empfahlen, und Rambach, der als „vortrefflicher Moralist", wegen seiner Lehrgabe und weil er „sich überaus gut im Deutschen exprimire" sehr geschätzt wurde, war von vornherein auch Mosheim für das Amt eines Professors primarius der Theolog. Facultät und eines Kanzlers der Universität in Aussicht genommen worden**). Pfaff lehnte wiederholt ab, wurde auch von der württembergischen Regierung nicht entlassen, Rambach starb schon 1735, aber mit Mosheim trat der Freiherr von Münchhausen bald in eine lebhafte Beziehung. Namentlich unterstützte ihn jener ebenso in Betreff der theologischen Fakultät wie Just Hennig Böhmer und Werlhof hinsichtlich der juristischen und medicinischen. Zeugniss legt

*) Vgl. unten den Bericht vom 4. und 10. Januar 1750 (Akten des Gött. Curatorialarchivs VI, 2 betreffend die Errichtung der Societät der Wissenschaften 1750 ff., in die mir durch die Güte des gegenwärtigen Herrn Curators Geh. Ob.-Reg.-R. Dr. Höpfner Einblick gestattet wurde).

**) Vgl. die Akten Cod. Gotting. MS. hist. litt. 83 und E. Rössler, Die Gründung der Universität Göttingen, Göttingen 1855, I, 36. — Schon am 11. Mai 1733 schrieb Gesner an Mosheim: „Göttingensis academiae τὸν πάνυ Moshemium primum decus et illicem quasi felicissimam futurum fama nescio quam certa etiam apud nos vulgavit. Nimirum id norunt homines, ubi Moshemius sit, ibi esse academiam"; vgl. J. L. Moshemii atque J. M. Gesneri vir. clar. epistolae amoebaeae ed. Klotz, Lpz. 1770, S. 107 f. Ebenso Treuer auf eine Anfrage über M. Cod. 83 S. 485 „er ist wirklich der Mann, davor er ausgegeben wird." Dagegen scheint man nach S. 616 auch Rambach nicht mehr gewollt zu haben, und S. 568 heisst es über Pfaff: „a talibus theologis praeserva nos, Domine!"

davon ab die reiche Correspondenz zwischen Münchhausen und Mosheim aus den Jahren 1734 und 35.*) Mosheim, der auch den

*) Grossentheils abgedruckt bei Rössler II S. 163—220. Die Originale in der genannten Sammlung der Universitätsakten Cod. hist. litt. 83. Es handelt sich wie um die Einrichtung der neuen Universität und die theologische Fakultät, so auch um die Person Mosheims und dessen zeitweiligen oder dauernden Uebergang nach Göttingen. Die Aussicht, Generalsuperintendent von Göttingen zu werden, kann ihn wegen der damit verbundenen Geschäfte und Schreibereien nicht locken; ebenso nicht der Titel eines Consistorialraths, da dieser „wenig oder nichts" bedeute. Dennoch wäre Mosheim gern dem Ruf nach Göttingen gefolgt, aber die gegen die Wolfenbütteler Regierung übernommene Verpflichtung, ohne ihre Zustimmung Helmstedt nicht zu verlassen, hielt ihn zurück. Wie er sich auch für moralisch gebunden halte, hat er in dem Brief vom 14. August wiederholt dem Freiherrn dargelegt. Erst viel später (1747) konnte er in der Stellung eines Kanzlers in die Göttinger Universität eintreten; „doch war er mehr dem Namen als der Sache nach im Besitz dieser einflussreichen Stelle" (Rössler I, 33). Die von Rössler nicht mitgetheilten Briefe sind folgende: Vom 10. August 1735 (Cod. h. l. 83 S. 847). Mosheim motivirt hier seine oben angedeuteten Bedenken: „Die neuen Vorschläge, die von Ew. Hochwohlgeb. Excellenz mir eröffnet worden, sind mit aller nöthigen und christlichen Ueberlegung von mir geprüft und gegen die Verbindungen und Umstände, in welchen ich jetzund stehe, gehalten worden. Ich kan keine Ursache finden, dem durchl. Hause Wolfenbüttel, von dem ich so viel Gnade genossen und noch geniesse, meine Dienste aufzusagen. Und wenn ich dies ohne alle mir gegebene Ursache thun würde, könnte ich weder für Gott noch für Menschen mein Verhalten rechtfertigen und werde den Fluch mit von hier nehmen, der auf die Undankbaren geleget ist. An der andern Seite kann ich es auch durch mein Nachsinnen nicht ausmachen, ob der Rath von dem Herrn oder von Menschen komme, der von E. Hochw. Exc. mir angetragen worden." Er will es daher der Entscheidung des Serenissimus anheimstellen, und er hofft, dass dieser ihm Freiheit zu handeln gebe. Dann will er dem Ruf nicht widerstreben, andernfalls es als Gottes Wille ansehen, dass er bleibe. In seinem Brief v. 20. Okt. schreibt er u. a.: „Hat die Vorsehung des Herrn es beschlossen, der ich mich völlig überlasse, dass ich heute oder morgen diesen Ort verlassen soll, so wird sie alles so vermitteln, dass ich ihre Führungen deutlicher als bisher sehen kan." Er will Münchhausen an einer andern Wahl nicht hindern, stellt sich aber auch weiter für Gutachten zur Verfügung. Anmerkungen über die Klosterordnung hat er beigefügt. — Auch am 3. Nov. erklärt er gegenüber weiterem Drängen Münchhausens, dass er auch nach erneuter Ueberlegung aller Umstände, nachdem er „einmal Serenissimi Entscheidung zur Regel und Fürschrift angenommen", davon nicht mehr abgehen könne, „ohne in die grösste Beschuldigung zu verfallen." Dagegen sei er bereit, „auf ein Jahr nach Göttingen abzugehen, das, was mir möglich, in Ordnung zu bringen und in allen Stücken getreu zu handeln." Er habe deshalb an einen Wolfenbüttler Minister geschrieben. Als auch diese seine Hoffnung sich zerschlug, blieb Mosheim doch überzeugt, dass gerade solche, die ihn schätzen, dies zu hintertreiben suchen (Cod. 83 S. 881). „Wenn E. Hochw. Exc. wüssten, wie vieles durch meine Hände ginge, würden Sie sofort urtheilen, das man gültige Ursache hätte, alles vorzukehren, dass ich nicht völlig wegginge." Am 10. Nov. ist noch keine Antwort wegen der Ueberlassung auf ein Jahr eingelaufen. „Unsere Sachen gehen verschiedener Ursachen halber ein wenig langsam." Er macht verschiedene Vorschläge für die Besetzung geistlicher Stellen in Göttingen. Mit dem Entwurf der von den Göttinger Professoren herauszugebenden gelehrten Anmerkungen erklärt er sich einverstanden. Am 21. Nov.

Namen Georgia Augusta zuerst in Vorschlag gebracht*), hat auf den Wunsch von Münchhausen eine Denkschrift über die Einrichtung einer Akademie d. h. Universität ausgearbeitet**), eine Stipendiatenordnung, ebenso die Statuten der theologischen Fakultät***) entworfen und den Freiherrn bei der Besetzung der theologischen Fakultät berathen. In jener Denkschrift hat Mosheim sofort auch die Begründung einer Societät der Wissenschaften und einer deutschen Sprachgesellschaft empfohlen. Er wiederholt dies in seinem Brief an Münchhausen vom 7. Februar 1735: „Man muss eine gewisse gelehrte Gesellschaft unter Ihrer Königl. Majestät Schutze daselbst aufrichten, in welche auch Fremde können aufgenommen werden, die zu gewissen Zeiten ihre Zusammenkünfte hält und Proben ihres Fleisses in unverrückter Ordnung ableget." Der „Entwurf einer gelehrten Gesellschaft" jedoch, dessen Uebersendung Mosheim am 30. März 1735 (Rösler II, 202) gedenkt, bezieht sich nicht auf diese Societät. Wohl aber schreibt er am 25. April (Rössler II, 203): „Nach der Ordnung, die ich gemacht, sollte, wo ich mich nicht irre, jetzt ein Entwurf der Academie der Wissenschaften, die meiner Meinung der Academie selber einverleibet werden könte, und der vorgeschlagenen Sprachgesellschaft gegeben werden." Ebenso am 15. Mai (Rössler II, 208): „Ich habe noch eine Academie der

---

(S. 901 ff.) kann er über Schwierigkeiten, die seiner Ueberlassung gemacht werden, berichten und sendet einen vorläufigen Entwurf der Stipendiatenordnung ein. Am 4. Dez. (S. 909 ff.) bezeichnet er als Haupthinderniss die Furcht, er werde von Göttingen nicht mehr zurückkehren. Jetzt folgen (S. 917—920) Vorschläge wegen des zu gründenden Buchladens; die Hauptsache sei, dass die Professoren etwas Rechtes an ihre Bücher wenden, und dass man klein anfange. Am 12. Dec. (S. 921) schickt er dann Anmerkungen zu den Bemerkungen zu seinem Stipendiatenentwurf. — Am 6. und 9. Juli 1736 (nachdem man inzwischen vergebens bei Pfaff angefragt) glaubt er, dass jetzt keine Hindernisse jener Ueberlassung sich entgegenstellen werden, und will sich dazu noch mündlich näher erklären. Aber am 5. Juni 1737 hat sich Mosheim gegen wider ihn auf Grund einer Unterredung in Celle erhobene Anschuldigungen bei Münchhausen zu vertheidigen. Auch jetzt vermeidet er ein hartes Urtheil. Aber: „Ich werde sterben und die mich angeben auch. Indess werden die Rathschlüsse des heiligen und weisen Gottes vollzogen werden."

*) Mosheim war eigentlich (13. Febr. 1735, vgl. Rössler II, 193) gegen jeden besonderen Namen einer Universität. „Soll aber doch die gemeine Weise beobachtet werden, so deucht mir der Name Georgiana weit besser zu sein, als das Wort Augusta." „Es ist zu frühe, wird man sagen, eine Academie augustam zu nennen, von der man noch nicht weiss, ob sie augusta oder angusta mit Recht werde heissen können." (27. Febr. 1735, Rössler S. 196.) „Allem Missverstande zuvorzukommen, könnte man die beiden Namen Georgius und Augustus zusammensetzen und Georg-Augusta sagen." Jedenfalls eher Augustea als Augusta.

**) Rössler II, 20—27.

***) Ebda. II, 270—297.

Wissenschaften und eine Sprachgesellschaft vorgeschlagen.“ „Man könte, was das erste betrifft, einige Professores unter einem Präsidenten versamlen, die wöchentlich zusammen kämen, die Mathesin, Chemie, Physic und Historie zu bessern und zu erläutern, die jährlich einen Band von allerhand Observationen herausgäben, andere Gelehrte, die sowol auf der Academie lebten, als in auswärtigen Ländern sich aufhielten, unter königlicher Bewilligung zu Mitgliedern annähmen, jährlich eine oder mehr Fragen zur Auflösung den Gelehrten vorlegten, wie in Paris und Leipzig geschieht, und sich des Calenders in den königlichen Landen und einiger anderer Dinge annähmen.“

Den Gedanken an die Schöpfung einer Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hat somit zuerst Mosheim angeregt, wenn schon er jene seine Absicht, einen Plan für ihre Begründung zu entwerfen, offenbar nicht ausgeführt hat, und überhaupt jener Gedanke zunächst unberücksichtigt blieb. Auch für die Herausgabe gelehrter Anzeigen ist Mosheim schon früh eingetreten, wie er denn in jenem Brief vom 25. April 1735 auch bemerkt, dass mit den Actis eruditis schon begonnen werden könne, „wenn sich nur vier der dortigen Gelehrten zu dem Ende recht zusammen thun wollten. Diese Herren müssen ja ohnedem die Bücher lesen, die zu ihrer Wissenschaft gehören. Und wie schwer ist es denn, wenn man ein Buch mit Bedacht gelesen, einen klaren aneinanderhängenden und deutlichen Auszug daraus aufs Papier zu setzen?“

Schliesslich, 1747, ist Mosheim doch nach Göttingen gekommen als erster und einziger Kanzler dieser Universität. Aus dieser amtlichen Stellung ergab sich von selbst, dass er bei der Gründung der Gesellschaft der Wissenschaften nicht unbetheiligt blieb. Schon Andr. Weber hatte in seinem „unmaassgeblichen Vorschlag“ (Curatorialakten a. a. O.) für die Eröffnung der Gesellschaft eine Feier empfohlen, bei der Mosheim eine Rede über die Geschichte von deren Errichtung, ihrer Verfassung und ihren Absichten halten und dann veröffentlichen sollte.*) Am 30. Dezember 1750 erging dann an ihn die Aufforderung den Plan, den Haller entworfen, zu prüfen, namentlich darauf hin, ob durch diese neuen Aufgaben die Professoren nicht zu sehr belastet würden, und ob sich die Kosten nicht vermindern liessen. Mosheim

*) „Wie nöthig, wie nützlich, wie reizend würde seine zierliche Feder dieses alles nicht abzuschildern wissen?“ — Weber schlug hier auch Mosheim als Vicepräsidenten, d. h., da Münchhausen als nomineller Präsident gedacht war, als eigentlichen wirklichen Präsidenten vor.

kann in seiner Eingabe vom 4. Januar 1751 eine Ueberlastung in keiner Weise befürchten. „Die Mitglieder der Academie kommen nur zwölfmahl im Jahr ordentlich, und einmahl ausserordentlich zusammen. Eine jede Zusammenkunft währt einige Stunden. Sie haben nebendem nicht mehr, als eine einzige Schrift, von etwa vier Bogen im ganzen Jahre auszuarbeiten. Diese Dinge erfordern so viele Zeit nicht, dass sie nicht ein fleissiger und geschickter Mann, er habe so viel ordentliche Arbeit, als er wolle, gemächlich bestreiten könnte.“ Mosheim verweist auf das Beispiel der Mitglieder der Berliner Akademie. „Und können unsere Professores in ihren Nebenstunden Programmata und andere nützliche Schriften verfertigen: So werden sie auch jährlich eine kleine Academische Schrift zum Stande bringen und etwa 30 Stunden im Jahre auf die Zusammenkünfte zu verwenden, geschickt seyn.“ Jedenfalls würde vermehrtes Gehalt ihre Arbeit nicht verringern. Doch will Mosheim dadurch den Mitgliedern „nicht eine Ergötzlichkeit wegen ihrer Mühe und eine Verbesserung ihres Gehalts absprechen, obgleich die mehrsten Mitglieder der Academie zu Berlin ohne alle Vergeltung dienen.“ Aber er schlägt vor, „bis die Umstände sich verbesserten“, für die Präsidenten und den Sekretär 100, für jedes ordentliche Mitglied 50 Reichsthaler. „Die Jettons müssen vorerst wegbleiben, um die Kosten zu erleichtern. Sie können hernach folgen, wenn die Sachen sich verbessern. Auch kann der kleinere von den beyden Preisen wegfallen, bis die Anstalt mehr Kraft gewonnen hat. Zu dem grossen Preise wären im Anfange 50 Reichsthaler genug. Durch diese Verringerung würden die Kosten sich nur auf 450 Reichsthaler erstrecken.“ Er empfiehlt Gesner zum ordentlichen Mitglied und Sekretär zu machen. „Man würde ausser ihm, da die Schriften der Academie in Latein sollen gedruckt werden, Niemanden hier finden, der das Amt des Secretarii würdig verwalten könnte.“ „Damit Herr Gesner desto besser placiret werden könnte, wäre es sehr gut, wenn zu den dreyen angegebenen Klassen die vierte Philologica, welche sich bey der Preussischen Academie findet, hinzugesetzt würde. Wenn dies geschehe, würde die Academie aus fünf pensionirten Mitgliedern, mit Einschluss des Secretarii, bestehen.“ 200 Thaler erhofft Mosheim von dem Verleger der Schriften der Akademie. Aus einem Kalender eine Einnahme zu erzielen, wie in Berlin, verhinderten schon anderweitig dafür ertheilte Privilegien. Doch hält Mosheim es für möglich, dass ein astronomischer oder mathematischer Kalender der Akademie könnte verwilligt werden, den freilich die Gelehrten allein kaufen würden. Auch giebt er anheim,

der Akademie die Generalcensur aller im Land erscheinenden Schriften zu übertragen, oder ob nicht „von einem jeden Bogen, der gedruckt würde, ein guter Groschen der Academie zur Bestreitung der Kosten zugesichert werden“ könnte. Mosheim schliesst: „Ueberhaupt bleibe ich der Meinung, dass es sehr rathsam sein werde, stille und ohne Geschrey den Anfang der Sache zu machen und nicht sogleich von einer Königlichen Academie der Wissenschaften, sondern nur von einer Privatgesellschaft zum Besten der Gelehrsamkeit zu reden. Es kann sein, dass die Sache keinen guten und glücklichen Fortgang hat, dass die Mitglieder mit einander zerfallen, oder andere Dinge entstehen, die den Fortgang der Anstalt hemmen. Wenn sich dieses zutragen sollte, würde viele Nachrede und böses Gerüchte bei den auswärtigen entstehen, wenn man gleich anfangs die Sache als eine Königliche und öffentliche Anstalt gerühmet und bekannt gemacht hätte. Wenn man aber vorerst die Sache als eine Privatgesellschaft angiebt, die nur durch die Königliche Regierung unterstützt wird, so ist nichts verloren, wenn sie etwa eingehet und nicht dauern kann.“

In einem Nachtrag vom 10. Januar erklärte Mosheim, dass auch er die Hoffungen von Hallers in Betreff des Nutzens einer Societät für die Universität durchaus theile. „Und über dieses traue ich seynem Eifer und seiner weltbekannten Geschicklichkeit und Erfahrung zu, dass er alles zu den Zwecken, die er hoffet, vernünftig einrichten und weise regieren werde. Inzwischen beharre ich bey der unmassgeblichen Meinung, dass man langsam gehen und des Königs allerhöchsten Namen nicht eher hineinziehen müsse, als biss alle Dinge so eingerichtet sind, dass man an dem guten Erfolg nicht mehr zweifeln kann. In dem neuen Gutachten wird die Arbeit der Mitglieder der Gesellschaft verdoppelt und von einem jeden zwey Schriften des Jahres erfordert. Mich dünket es wäre vorerst an einer genug.“ M. empfiehlt die dänische Societät der Wissenschaften zum Muster zu nehmen.

Haller erklärte in seinem Promemoria vom 12. Januar 1751 den Vorschlag, die Sache privatim einzurichten für den sichersten Weg sie zu Grunde zu richten (ebda.). Ebenso dringt er in einer Ausführung vom 11. Januar (Akten der Gött. Philos. Fak. F. 1. Erste Abth. A. Acta der allg. Einrichtung etc.; durch Herrn Leo mir freundlichst mitgetheilt) durchaus auf sofortige öffentliche Sanktion. Private Gesellschaften zerfallen. Eine besondere philologische Klasse lehnt er ab; es sei an der Historia genug. Er wendet sich gegen eine zu geringe Pensionirung und gegen Gesner als Sekretär, weil derselbe

schon über 60 Jahre alt und Präsident der deutschen Gesellschaft. Grundvoraussetzung für das Gedeihen seien „die Gesetze einer allerhöchst autorisirten Gesellschaft und eine würdige Belohnung."

Hallers Vorschläge drangen durch. Schienen aber die Erfahrungen der nächsten Zeit Mosheims Bedenken Recht zu geben, so ist doch sicher der dauernde Bestand der Gesellschaft eben durch ihren officiellen Charakter ihr erhalten geblieben.

Mosheim ward Ehrenmitglied der neugegründeten Gesellschaft. Die „Relationes de libris novis" half er begründen, und an ihrem ersten Bande hat er mitgearbeitet. Später zog er sich zurück; man witterte Verstimmung, nahm an, dass ihn die „gloriola" der jungen Societät peinlich berührte, da er nur in losem Verhältniss zu ihr stand. Wie dem sei, seine Bedeutung für die Anfänge Göttingens rechtfertigt, dass auch in dieser Festschrift seiner gedacht wird. Es ist dann aber auch ohne Weiteres gegeben, ihn gerade nach seiner Wirksamkeit als Kirchenhistoriker ins Auge zu fassen. Zur Eigenart Mosheims gehört eine ungewöhnliche Vielseitigkeit der Interessen und der wissenschaftlichen Bethätigung. Die verschiedenen Gebiete der Theologie hat er angebaut, besonders gefeiert war er als Ethiker und als Homilet. Aber schon von Einem hat in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Mosheims Kirchengeschichte des Neuen Testaments I, 1 (Heilbr. und Rottenb. ob d. T.) bemerkt: „In der Kirchengeschichte haben Mosheims Verdienste etwas so unterscheidendes und eigenthümliches, dass ich mir nicht getraue, ihn mit einem seiner Vorarbeiter oder Nachfolger . . zu vergleichen. Er ist, wie ihn Herr Schroeckh nennt, unser erster wahrer Geschichtsschreiber in der Kirchenhistorie".*) Ist dies das Lob eines begeisterten Schülers, so bemerkt doch auch F. Chr. Baur, dass in der Reihe der Kirchenhistoriker alter und neuer Zeit kaum ein anderer Name einen bessern Klang habe als der Mosheims**). Mit Recht da-

---

*) „Er verband mit einer weitläufigen Sprachwissenschaft, mit nicht gemeinen Einsichten in die politische und gelehrte Geschichte eine bei grossen Gelehrten seltne Kenntniss der Welt und der Menschen, ein glückliches Gedächtniss und eine gründliche Beurtheilungskraft, und in Ansehung seines Herzens unüberwindliche Liebe zur Wahrheit, christliche Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit und Bescheidenheit. Hierzu kam ein leichter, angenehmer und die Aufmerksamkeit unterhaltender Ausdruck, eine in die Augen fallende und jederman begreifliche Ordnung, eine Natur, die ohne Kunst schmückte und mit einem Reichthum von Sachen und einer so populären Philosophie verbunden war, dass man über dem Lesen seiner Schriften ebenso wenig ermüdete, als man bei seinem mündlichen Vortrag einschlafen konnte."

**) Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung, Tübingen 1752, S. 118 f. „Man ist allgemein darüber einverstanden, dass er nicht nur die gewöhnlichen Eigenschaften eines Kirchenhistorikers in der glücklichsten Vereinigung besass, sondern

tire man von ihm die neuere kirchliche Geschichtschreibung. Mosheim gilt als der „Vater der modernen Kirchengeschichte.“ Trifft dies zu, und worin ist es begründet?

Mosheim hat das Gebiet der Kirchengeschichte in sehr umfassender Weise angebaut. Seine frühesten kirchenhistorischen Arbeiten sind zumeist Fragen aus der Geschichte der alten Kirche zugewandt. Ihr Interesse für Mosheim beruht aber vornehmlich darauf, dass an ihnen die Polemik der englischen Deisten eingesetzt hatte. So erhält diese erste kirchenhistorische Schriftstellerei Mosheims eine apologetische Färbung; sie büsst aber dadurch ihren historischen Charakter nicht ein, sondern gewinnt vielmehr höhere Gesichtspunkte. Um eine Vertheidigung der Märtyrer handelt es sich ihm in seiner philosophischen Doktorschrift ‘Apologia pro martyribus adv. M. Antoninum philos. ad l. XI τῶν εἰς ἑαυτόν § 3 (Kiel 1718)’*). Noch ausgesprochener apologetischen Charakter tragen die ‘Vindiciae antiquae Christianorum disciplinae adv. cel. viri Jo. Tolandi, Hiberni, Nazarenum. Accedit de vita, fatis et scriptis Jo. Tolandi commentatio’, die erweiterte 2 A. mit einer kurzen Vorrede von J. Fr. Buddeus, Hamburg 1722. Die Ausführungen über die Anfänge des Christenthums in Tolands Nazarenus empfand Mosheim als grundstürzend; er trat daher, obwohl aller Polemik abgeneigt, seinerseits in die Untersuchung der aufgeworfenen Fragen ein, unter Vorausschickung einer Schilderung von Tolands Leben und Schriften. Mosheim zeigt die ganze Leichtfertigkeit der Aufstellungen Tolands über ein Evangelium des Barnabas und ein damit identisches Evangelium der Türken, ohne im Uebrigen auf die durch Toland schon in dessen „Amyntor“ angeregten Probleme über die Entstehung des Neuen Testaments einzugehen (doch zeigt er wie der ältesten Kirche die Merkmale des von Toland behaupteten Ebionitismus fehlen). Dann aber weist er darauf hin, wie thöricht es sei, aus den dunkeln Nachrichten über Nazaräer und Ebioniten die Geschichte der Urkirche aufhellen zu wollen, und begründet die Unterscheidung beider aus der Verschiedenheit ihrer Lehren und der von ihnen gebrauchten heiligen Schriften. In Bezug auf die Nazaräer

auch noch besonders durch eine geistreiche und geschmackvolle Behandlung sich auszeichnete. Selbst die Fehler, von welchen er nicht freigesprochen werden kann, rechnet man ihm wieder zum Lobe an, da sie ihre Quelle hauptsächlich in der ihm in so hohem Grade eigenen Combinationsgabe hatten.“ Vgl. auch schon Lücke, Narratio de J. L. Moshemio, Göttingen 1837 (zur Säkularfeier der Universität), S. 22 f.

*) Auch in Mosheims Observationes sacrae et hist.-criticae I, 136 ff., Amsterdam 1721.

hält er fest, sie seien gesetzestreue Judenchristen, aber ohne Feindschaft gegen die Gesetzesfreiheit der Heidenchristen.

Die Frage nach der Existenz eines Begründers der ebionitischen Sekte hat Mosheim in seiner „Dissertatio, qua ostenditur certo hodie et explorate constitui non posse, utrum Ebion quidam novae sectae auctor exstiterit olim inter Christianos necne“ behandelt.*) Schon die Fassung des Themas lässt erkennen, wie Mosheim hier zugleich an einem Beispiel zeigen wollte, auf welche Weise Fragen aus der Geschichte der alten Kirche nach seinem Urtheil zu behandeln seien, nämlich mit Verzicht darauf, zu einem allseitig gesicherten, einwandfreien Resultat zu gelangen.**) Denselben Gedanken vertritt Mosheim auch in der Verhandlung mit Chr. A. Heumann über die Sage von der Eintauchung des Apostels Johannes in siedendes Oel bei Tertullian: 'Epistola ad Chr. Aug. Heumannum de Joanne in fervens oleum coniecto', und in der 'Epistola responsoria ad Chr. Aug. Heumannum', (Kiel 1721; beide abgedruckt in den Diss. ad hist. eccl. I, 2. A. S. 497 ff. 535 ff.). Wie der Brief an Heumann so sind auch die 'Demonstratio sectae Nicolaitarum adversus doctissimos eius oppugnatores' (an Th. Hase [Hasaeus] in Bremen gerichtet) und die 'Dissertatio de vera aetate Apologetici quem Athenagoras pro Christianis scripsit' zuerst in der Bremer Bibliotheca theologica erschienen.***) In der ersteren vertheidigt Mosheim gegen die namentlich von Vitringa vertretene Deutung des Namens der Nicolaiten als durch Uebersetzung aus Bileamiten entstanden die Geschichtlichkeit einer mit diesem Namen bezeichneten Sekte, ohne sie jedoch deshalb mit Bestimmtheit auf Nicolaus, einen der Sieben Act. 6, zurückzuführen. Die Apologie des Athenagoras setzt er in das J. 177. Verwandten Inhalts ist die 'De aetate Apologetici Tertulliani et initio persequutionis Christianorum sub Severo commentatio chronologico-historica', zuerst zu Leiden 1720 erschienen, dann zu Helmstedt, aber auch in den Diss. ad hist. eccl. I, 2. A. S. 1 und 740; er weist Tertullians Apologeticus dem Jahr 198 zu.

*) Zuerst erschienen in den Observationes S. 233, etwas erweitert in den Dissertationes ad historiam ecclesiasticam pertinentes I, 2. Aufl. 1743, S. 547 ff.

**) Diss. ad hist. eccl. I, 574 f.: „Mihi tantum, ut docerem, constitutum fuit, in utramque partem commode de eiusmodi rebus disceptari posse. . Scientiam suam augere, eruditionemque sectari, sapientis est. At de omnibus decernere velle, ac in rebus obscuris pro certo pronuntiare, intemperantiae quoddam genus. . Ego quidem cum in omni studiorum genere tum in rebus historicis modestia nil praestantius esse arbitror“.

***) Wieder abgedruckt in den Diss. ad hist. eccl. I, 2. A. S. 389 [dazu Supplementum ad dissertationem de Nicolaitis S. 457] und 269.

Ueberall zeigt sich schon die selbständige Quellenforschung Mosheims und seine Unabhängigkeit gegenüber den kritischen Aufstellungen anderer. — In die Geschichte der Anfänge der Kirche greifen auch ein seine Abhandlungen über das Wesen der Gütergemeinschaft in der Urgemeinde 'Commentatio de vera natura communionis bonorum in ecclesia Hierosolymitana' (Diss. ad hist. eccl. II, 1 ff.), über die Propheten in der apostolischen Kirche (schon aus späterer Zeit, unter seiner Mitwirkung und Leitung von seinem Schüler Elend ausgearbeitet 1732; in den Diss. ad hist. eccl. II, 125) und die 'Commentatio de uno Simone Mago' gegen die Unterscheidung mehrerer, angeblich in den Berichten über Simon Magus confundirter Personen (ebd. II, 55 ff.; unter seiner Mitarbeit und Leitung von Völger verfasst 1734). Mit Fragen aus der ältesten Ketzergeschichte hat es auch die schon ältere (1724) 'Diss. historico-ecclesiastica de causis suppositorum librorum inter Christianos saeculi primi et secundi' zu thun (wieder herausgegeben in den Diss. ad hist. eccl. I², S. 217 ff.). Durch gründlichere Erforschung der ältesten Kirchengeschichte hofft Mosheim (S. 267) würden nicht wenige von den gegen die alte Kirche erhobenen Vorwürfen entkräftet werden. Habe es zwar auch in kirchlichen Kreisen nicht an untergeschobenen Schriften gefehlt (Acta Pauli et Theclae, vielleicht Hermas), so besitze die pseudepigraphe Schriftstellerei eine principielle Wurzel doch nur bei den Gnostikern, indem diese nur so für ihre Geheimlehre den Beweis als einer urchristlichen zu erbringen vermochten. — Ein apologetisches Interesse bewegt Mosheim nicht minder bei seiner Abhandlung 'De turbata per recentiores Platonicos ecclesia' (zuerst 1725, dann Diss. ad hist. eccl. I², 85 ff.). Mosheims Bedeutung für die kirchengeschichtliche Forschung beruht nicht zum geringsten Theil darauf, dass er die Wichtigkeit der gleichzeitigen Philosophie für die kirchliche Entwicklung erkannt hat. Das Bedürfniss nach einer mehr pragmatischen Geschichtsbehandlung hat ihn dem Problem über das Verhältniss der Philosophie zur Kirche nachgehen lassen. Die hier in Angriff genommene Untersuchung über die Schädigung der Kirche durch den Neuplatonismus sollte ein grösseres Werk über die Gebräuche und Sitten der alten Christen vorbereiten. Ganz auf der Oberfläche bleibt das über die Durchkreuzung des Erfolgs der Angriffe der christlichen Apologeten auf das Heidenthum und die verschiedenen philosophischen Systeme durch den neuplatonischen Eklekticismus und seine vergeistigende Umdeutung der heidnischen Mythologie Gesagte. Aber Mosheim erkennt zugleich als eine viel empfindlichere Schädigung das Eindringen

der philosophischen Ideen in die christliche Gedankenwelt; hierfür entnimmt Mosheim die Belege besonders den Pseudoclementinen, doch auch Justin (vgl. Diss. ad hist. eccl. II Praef. gegen Maranus). Tiefer in die Frage einzudringen verhindert Mosheim wohl seine stets beobachtete Zurückhaltung in Fragen des Dogmas (s. u.). Die Abhandlung verwandten Inhalts 'De studio ethnicorum Christianos imitandi' (Helmst. 1729 und a. a. O. I, 321) ist von J. H. Wedderkamp nach Mosheims Anweisung und mit von ihm übergebenen Material ausgearbeitet, und Mosheim will nicht alles in ihr vertreten. Nicht nur die Christen haben danach heidnischen Einflüssen nachgegeben, sondern auch umgekehrt die heidnischen Philosophen, namentlich die späteren Neuplatoniker, haben sich mehrfach christliche Ausdrucksweise angeeignet, allerdings sie umdeutend, sowie auch dem christlichen Dogma und der christlichen Sitte manches entnommen.

Mehr in das Gebiet der Polemik, aber einer irenisch gehaltenen, gehört die 'Diss. de concilio Dordraceno, magno concordiae sacrae impedimento', Helmst. 1724, etwa gleichzeitig mit seiner Uebersetzung der Geschichte jenes Concils von Halesius*), also beide aus den Anfängen der Helmstedter Wirksamkeit Mosheims. Wenig später (1726) fällt seine die durch die Bulle Unigenitus hervorgerufenen Kämpfe zwischen den Jansenisten und ihren Gegnern beleuchtende Abhandlung 'De Gallorum appellantibus ad concilium universae ecclesiae unitatem ecclesiae spectabilem tollentibus' (auch Diss. ad hist. eccl. I², 577), mit der die spätere (zuerst Helmstedter Programm von 1740, dann a. a. O. II, 307) 'Inquisitio in veritatem miraculorum Francisci de Paris saeculi nostri thaumaturgi' sich durch ihr Objekt berührt. Bei aller Anerkennung des sittlichen Ernstes der Jansenisten erblickt Mosheim doch in ihrer Appellation einen Widerspruch mit der katholischen Lehre von der sichtbaren Einheit der Kirche, und die selbstquälerische Askese des Paris und die Verherrlichung der an seinem Grabe geschehenen Wunder sind ihm nicht sympathisch.

Ueber seine ganze schriftstellerische Thätigkeit bis 1731 orientirt Mosheim in seiner 'Notitia scriptorum et dissertationum a J. L. Mosheim vel auspiciis eius editorum' (Helmstedt 1731). An ihn herangetretene Wünsche und das Bedürfniss Missverständnissen zu begegnen, doch auch wohl, dass es sich zum nicht geringen Theil um kleine und mehrfach als Programme erschienene Schriften handelte, hat ihn dazu

*) Joh. Halesii historia concilii Dordraceni, J. L. Mosheim ex Anglico sermone latine convertit, variis observationibus et vita Halesii auxit. Hamburg 1724.

bestimmt. Die geschichtlichen fasste er zum Theil zusammen in seinen schon mehrfach citirten Dissertationes ad hist. eccl. pertinentes, Bd. I, erste Auflage 1732, die zweite Altona und Flensburg 1743; Bd. II ebda. 1743. Es befinden sich darin noch an Schriften geschichtlichen Inhaltes die Abhandlung über die Auferstehung der todten Leiber als durch Christus begründet*), die als dogmengeschichtlich gedacht ist, die Untersuchung 'De lumine sancti sepulchri' (Programm 1736, dann II, 211), seine Uebersetzung aus dem Englischen: 'Michaelis Geddesii martyrologium eorum, qui in Hispania ob professionem religionis protestantium suppremo supplicio affecti sunt', und mehrere Arbeiten seiner Schüler**); aus Gründen des Raumes fanden keine Aufnahme in diese Sammlung seine Abhandlungen über die Hofschule der fränkischen Kaiser und Könige und über den alten theologischen Kursus (vgl. II, 662).

Die Vielseitigkeit der historischen Interessen Mosheims bekundet die unter seiner Leitung verfasste und von ihm auch sprachlich durchkorrigirte 'Historia Tartarorum ecclesiastica' (Helmst. 1741) und seine „Erzählung der neuesten chinesischen Kirchengeschichte" (Rostock 1748), ursprünglich Vorrede zu der deutschen Uebersetzung von du Haldes Beschreibung des chinesischen Reichs (Rostock 1747, 2. Theil S. 1—48), in der er über die katholischen Missionsunternehmungen in China in sehr eingehender und objektiver Weise orientirt.

Bereits 1726 hatte Mosheim zunächst für seine Vorlesungen eine zusammenfassende Darstellung der Kirchengeschichte ausgearbeitet: Institutiones historiae ecclesiasticae Novi Testamenti, doch zunächst nur die drei ersten Perioden der Kirchengeschichte, nicht auch die vierte (seit der Reformation). Der Ausgabe von 1737 wurde dagegen 1741 von ihm auch die Geschichte der neueren Kirche beigefügt. Schon hatte er auch eine ausführliche Darstellung der Kirchengeschichte in Angriff genommen, die 'Institutiones historiae christianae maiores', I, Helmst. 1739. Für die Geschichte der sechs ersten Jahrhunderte geplant, behandeln sie jedoch nur die Geschichte des ersten christlichen Jahrhunderts und sind in dieser Gestalt nicht fortgesetzt worden. Einen gewissen Ersatz dafür bieten die 'Commentarii de

*) Dissertatio qua docetur servatorem nostrum, Iesum Christum, resurrectionem mortuorum corporum, qualem Christiani credunt ex tenebris in lucem revocasse et demonstrasse II, 583 (zuerst Programm 1740).

**) Specimen tractatus edendi de turbis sacris in ecclesia Goslariensi a tempore reformationis, exhibens turbas primas sacramentarias, Kniggio et Graverto autoribus (I, 621) und Historia critica novae explicationis dogmatis de tribus in Deo personis, quam vir clariss. Paulus Maty excogitavit von F. W. Hannibal (II, 399).

rebus Christianorum ante Constantinum Magn.', Helmst. 1753. Fast unmittelbar vor Mosheims Tod, 1755, ist noch eine Auflage seiner Institutionen in wesentlicher Neugestaltung erschienen.*) Namentlich Abschnitte der mittelalterlichen Kirchengeschichte haben hier eine eingehende Behandlung erfahren, auch für sie hat er daher Aehnliches wie für die alte Kirchengeschichte geleistet.**)

Schon zuvor hatte Mosheim gesucht auch weiteren Kreisen die Kirchengeschichte näher zu bringen. Er hatte die Vertheidigungsschrift des Origenes gegen Celsus übersetzt***), und er hatte eine Darstellung der Ketzergeschichte in deutscher Sprache unternommen†), um an der Behandlung einzelner häretischer Erscheinungen zu zeigen, in welcher Weise eine Ketzergeschichte geschrieben werden müsse, die das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen will. In Zusammenhang mit den Ausführungen des Origenes gegen Celsus wählte Mosheim als Beispiel aus der Ketzergeschichte der alten Kirche die Ophiten; aus dem Mittelalter behandelte er die Apostelbrüder. Aus den nachreformatorischen Häretikern nahm er Servet††), dessen Geschichte schon 1727 unter seiner Führung und Hülfe H. v. Allwörden in einer von Mosheim selbst nicht mehr vertretenen Weise behandelt hatte.†††)

Die Bedeutung Mosheims als Kirchenhistoriker beruht nicht auf jener fraglosen Vielseitigkeit seiner historischen Interessen und auf seiner Kenntniss geschichtlicher Einzelheiten, sondern darauf, dass er einen Fortschritt in der ganzen Auffassung und Durchführung der Aufgabe der Kirchengeschichte bezeichnet. Jenem gewaltigen Anlauf, den die kirchenhistorische Forschung in Deutschland in den Magdeburger Centurien genommen, hatte der Fortgang nicht entsprochen, vielmehr war man hier bedenklich namentlich hinter französischen, niederländischen und englischen Leistungen auf kirchengeschicht-

---

*) Jo. Laur. Moshemii, acad. Georgiae Augustae cancellarii Institutionum historiae ecclesiasticae antiquae et recentioris ll. IV ex ipsis fontibus insigniter emendati, plurimis accessionibus locupletati, variis observationibus illustrati, Helmst. 1755.

**) Hierfür ist auch auf seine Schrift 'De beghardis et beguinabus' ed. Martini, Leipzig 1790, zu verweisen.

***) Origenes . . acht Bücher von der Wahrheit der christlichen Religion wider den Weltweisen Celsus übersetzt und durch Anmerkungen aufgeklärt, Helmst. 1745.

†) „Versuch einer unparteiischen Ketzergeschichte", Helmst. 1746.

††) „Anderweitiger Versuch einer vollständigen und unparteiischen Ketzergeschichte", Helmst. 1748; eine Ergänzung dazu noch „Neue Nachrichten von dem berühmten spanischen Arzte Mich. Serveto, der zu Geneve ist verbrannt worden", Helmst. 1750.

†††) Historia Michaelis Serveti, quam praeside I. L. Moshemio 1727 d. 19. Dez. publ. exp. H. ab Allwörden.

lichem Gebiet zurück geblieben. G. Arnolds „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie" *) hatte zwar Kritik an den überlieferten Vorstellungen geübt, aber in durchaus willkürlicher Weise; sie hatte nur einer Einseitigkeit die andere entgegengesetzt. Neben dem dogmatischen und polemischen Interesse führte nur das des Polyhistors zur Beschäftigung mit der Kirchengeschichte; dagegen bestand nicht das Streben nach wirklich eindringender Erkenntniss dieser Geschichte und einem Verständniss des von der Kirche Erlebten. Mosheim, der über Arnolds Leistung wenig befriedigt urtheilt**), hat viel darüber geklagt, dass die kirchenhistorische Arbeit seiner Zeit nur in einem Anhäufen von Material und in einem Sammeln gelehrter Einzelheiten bestehe, nicht auf wirklich wissenschaftliches Verständniss der Geschichte in ihrem Zusammenhang gerichtet sei. Sein Streben gilt dagegen einem solchen, und unfruchtbarer Vielwisserei sucht er mit Ernst entgegen zu arbeiten. In Bezug auf die zu seiner Zeit mit Vorliebe gepflegte und vielgerühmte Litterärgeschichte führt er schon früh aus***), dass es sich hierbei nicht um eine Geschichte der Gelehrten oder ihrer Schriften handele, nicht um Sammlungen von Notizen, sondern um eine Geschichte der Wissenschaften. Ebenso macht er später den meisten Ketzergeschichten den Vorwurf, sie seien mehr nur „mühsame und nützliche Sammlungen und Untersuchungen, worinnen Schriftstellen und Zeugnisse vorgetragen, erkläret, verbessert, von Missdeutungen gerettet, verglichen, die Zeitrechnung in Ordnung gebracht, Stücke aus der alten Geschichte und Erdbeschreibung aufgekläret, verschiedene Lehren der Kirche in den vorigen Zeiten untersuchet, die mannigfaltigen Mei-

*) Vgl. F. Flöring, Gottfr. Arnold als Kirchenhistoriker, Giessen 1883.

**) Z. B. im Versuch einer unp. u. gr. Ketzergesch. S. 384: „Seine Ketzergeschichte der mittleren Zeiten ist eine sehr schlechte Arbeit, die zu nichts sonst nütze ist, als diejenigen, die ihm viel trauen, zu überführen, dass er in diesem Theil der Geschichte ganz blind und unerfahren, und doch unverschämt genug gewesen sei, sich für einen Meister in derselben auszugeben." De reb. Chr. a. Const. S. 142 über die Histor. cognationis spiritualis veterum Christianorum, Goslar 1703: „farrago indigesta, uti omnia, quae vir ille minime malus, nec indoctus, sed mediocris sapientiae conscripsit." Doch auch in der Kurzen Anweisung die Gottesgelahrtheit vernünftig zu erlernen, S. 155: „Es ist wahr, er hat in der Kirchengeschichte das Eis gebrochen."

***) Cogitationes de studio litterario (zuerst erschienen in den Miscellanea Lipsiensia Bd. VI S. 63 ff.) in Jo. Laurentii a Mosheim . . Commentationes et orationes varii argumenti, S. 110 f. Die Geschichte der Gelehrten und Schriften sei von geringem Werth, wie alles, wobei allein der Gedächtnissstoff vorherrsche; Kenntniss desselben schütze noch nicht vor Unbildung. — Ebenso im Entwurf für die Gött. Theol. Fakultät, Rössler II, 290: „Viel Namen, Meinungen, theologische Fragen und critische Untersuchungen beyzubringen, dienet zu nichts, als das Gedächtniss zu beschweren."

nungen der Gelehrten von den Ketzern und ihrem Glauben geprüfet und zum Theil widerlegt werden." Das alles sei wohl sehr nützlich, aber noch keine Geschichte. „Ein Geschichtsschreiber . . soll nur aufrichtig und ordentlich das erzählen, was er entweder in seinen Urkunden und Nachrichten gefunden, oder nach einer vorsichtigen Ueberlegung für wahrscheinlich gehalten hat. Und er soll es so erzählen, dass auch diejenigen Nutzen und Vergnügen aus seiner Arbeit schöpfen können, die keinen Sitz unter den Gelehrten verlangen."*) Den Grund für den geringeren Nutzen, den man aus der Geschichte der Kirche ziehe im Verhältniss zu dem aus der Geschichte des weltlichen Staates, erblickt er in dem nicht genügend pragmatischen Verfahren, der mangelhaften Verknüpfung der Vorgänge mit den Ursachen. Es sei ja vortrefflich die Widerfahrnisse der Kirche, die Unruhen durch Irrthümer, die Entstehung der Dogmen und Riten zu erforschen. Aber dadurch werde zunächst doch nur das Wissen, nicht die Erkenntniss bereichert. Daher sei vielmehr auch zu untersuchen, was denn jene Wandlungen bewirkt, die Irrthümer hervorgebracht habe, welche Einwirkungen auf die Entwicklung von Dogma und Ritus stattgehabt haben; nur so werde die Geschichte zu einer nützlichen Lehrmeisterin werden.**) In De rebus Christian. etc. erklärt er daher (Praef. 3), absichtlich über kleinliche und nebensächliche Dinge nicht zu handeln, z. B. über die Heimath der verschiedenen Häretiker, über die Ursprungsjahre der Häresien, über Oertlichkeiten und Aehnliches. Denn nicht nur werde in dieser Hinsicht vieles stets dunkel bleiben, sondern in einer pragmatischen Geschichtsdarstellung sei dafür kein Raum, und für eine solche trage es nichts aus. Seine Institutiones histor. eccles. aber leitet Mosheim mit einer Bestimmung des Wesens und der Aufgabe der Kirchengeschichte ein. Diese ist ihm die durchsichtige und klare Erzählung der äussern Widerfahrnisse und innern Erlebnisse der christlichen Gesellschaft und zwar mit einer solchen Verknüpfung von Ursachen und Folgen, dass daraus die göttliche Vorsehung bei ihrer Stiftung und Erhaltung erkannt wird, und wir frömmer und weiser werden.***) Mit einem

*) Versuch einer Ketzergesch. S. 38.

**) Diss. ad hist. eccl. pert. I, 89 f.

***) Instit. (ed. 1755) S. 3: „Historia ecclesiastica novi foederis perspicua est et sincera narratio rerum illarum, quae vel societati illi hominum, cui nomen a Christo est, extrinsecus acciderunt, vel intra ipsos eius fines gestae sunt, in qua sic eventa cum causis suis copulantur, ut et Dei providentiam in ea constituenda et conservanda

bestimmten Ziel vor Augen hat demnach Mosheim seine kirchenhistorische Arbeit gethan und an die Stelle einer dogmatistischen und antiquarischen eine wirklich wissenschaftliche Geschichtsforschung zu setzen gesucht. Schon Loofs hat darauf hingewiesen (Die deutschen Universitäten, Berlin 1893 S. 198), dass Mosheim bei den französischen, englischen und italienischen Historikern in die Schule gegangen. Engländer, Franzosen, Niederländer sind es auch zumeist, auf deren Arbeiten er in seinen Schriften zurückgreift. Die Namen von Tillemont, Samuel und Jacob Basnage, Noris, Voss, Lequien, Dodwell, Wadding, Beausobre u. a. sind neben J. A. Fabricius die besonders häufig wiederkehrenden. Mosheim sucht den bei jenen Nationen vorhandenen Fortschritt historischer Arbeit auf deutschen Boden zu verpflanzen.*) Nun hatten aber namentlich in England die Ideen der Aufklärung sich wirksam zu erweisen begonnen. Schon die Auseinandersetzung mit Toland zeigt, dass Mosheim zu denselben Stellung nimmt. Er hat auch das Werk von Ralph Ludworth Intellectual system als Systema intellectuale huius universi seu de veris naturae rerum originibus, Jena 1732, aus dem Englischen ins Lateinische übertragen. Der Blick für neue Probleme war ihm auch durch diese apologetische Thätigkeit geschärft. Er erkannte die Nothwendigkeit einer neuen wirklich wissenschaftlichen Geschichtforschung. Mag man mit Baur schon in Ch. E. Weismanns Introductio in memorabilia ecclesiastica historiae sacrae N. T., 1718 f. und 1745, durch deren knappere Fassung, ihr Bestreben „den vorhandenen Stoff immer mehr zu durchdringen", ihre objektivere Haltung, ihr milderes Urtheil über Papstthum und Häresie den Beginn einer neuen Zeit in der Behandlung der Kirchengeschichte angekündigt sehen**), so datirt doch erst von Mosheim die neuere kirchliche Geschichtschreibung, da nunmehr grundsätzlich die religiöse Betrachtungsweise durch die geschichtliche abgelöst wurde (Baur S. 119).

---

cognoscant homines, et pietate non minus, quam sapientia, crescant." — Ebenso in der Vorrede zur Ketzergesch. S. 35.

*) Er hat auch sechs umfangreiche Schriften über italienische Städte für den Thesaurus antiquitatum Siciliae von Grävius und Burmann 1722 ff. aus dem Italienischen ins Lateinische übersetzt.

**) Baur a. a. O. S. 110 ff. Mosheim ist jedoch von Weismanns Kirchengeschichte nur wenig befriedigt. Er erkennt sie an als eine Sammlung guter Materialien, vermisst aber Methode und Zusammenhang (J. L. v. Mosheim, Kurze Anweisung die Gottesgelahrth. vernünftig zu erlernen, in akad. Vorles. vorgetragen. Nach dessen Tod übersehen und in Druck befördert von Chr. E. v. Windheim. Helmstedt 1756 S. 155 f.; vgl. auch S. 88).

Hiermit hängt zusammen, dass Mosheim die an die Behandlung der Kirchengeschichte zu stellenden Anforderungen bestimmter, als es bisher geschehen, ins Auge fasst. Als echten Historiker erweist ihn, dass er unter diesen Anforderungen die Quellenmässigkeit als die grundlegende voranstellt. In allen seinen Vorreden betont Mosheim sie als sein vornehmstes Streben. So bemerkt er in der Vorrede zu den Institutionen (Aufl. v. 1755), sein erstes Bemühen sei darauf gerichtet gewesen, die Geschichte so wiederzugeben, wie er sie in den ersten Quellen oder bei vertrauenswürdigen Autoritäten dargelegt finde. Zwar habe er früher auch selbst nach üblicher Methode sich genügen lassen, in Auszügen die Resultate fremder Specialuntersuchungen wiederzugeben; aber dadurch würden trotz mancher Vortheile schliesslich nur Fehler aus einem Werk in das andere herüber genommen und so gewissermaassen verewigt. Selbst die Zuverlässigkeit der scheinbar Vorzüglichsten bewähre sich nur unvollständig.*) Er habe daher seinerseits mit Sorgfalt und Fleiss wirkliche Treue gegenüber den Quellen zu beweisen gesucht, alle von ihm verwertheten Zeugen selbst vor Augen gehabt, gelesen und verglichen, fremder Zuverlässigkeit sich nicht anvertraut**); er sei auch bestrebt gewesen durch genaue Quellenangabe stets die Controlle zu ermöglichen. Ganz ebenso hatte sich Mosheim schon in der Vorrede zu den grösseren Institutionen ausgesprochen.***) Nicht anders in der zu De rebus Christianor. etc. Er habe die durch Fleiss und Berühmtheit hervorragenden neueren Schriftsteller nicht bei Seite gesetzt, aber immer erst nachdem er ihre Glaubwürdigkeit geprüft durch eigene Einsichtnahme in die Quellen, aus denen sie geschöpft oder zu schöpfen sich den Schein gegeben. Um dem Leser aber ein bequemes Urtheil über seine eigene Zuverlässigkeit zu ermöglichen, habe er bei irgendwie belangreichen oder zweifelhaften Dingen die Worte der Alten selbst beigefügt. Dagegen über die verschiedenen Meinungen der Gelehrten habe er nur, wo es durchaus durch die Sache oder die Autorität

*) Praef. b 2 v.: „Princeps haec mea cura fuit, ut narrationi fidem et auctoritatem compararem. Ea re ipsos fontes, ex quibus haurienda est, scriptores puta omnium aetatum optimos, et rebus, de quibus exponunt, aut aequales aut vicinos adii et attente consului, quaeque scripta in illis inveni breviter, perspicue, nervose retuli."

**) Praef. b 3: „omnes, quos testatus sum, ipse ante oculos habui, tractavi, legi inter se contuli, alienae fidei me committere nolui."

***) „Fontium, ex quibus historia nostra hauriri debet, magis mihi rationem habendam esse credidi, quam recentiorum scriptorum, qui studiis suis et coniecturis saepe immodice traduntur. . Veterum testimonia, quibus tanquam nervis historia utitur, aut ipsa descripsi, aut accurate indicavi."

der betreffenden Persönlichkeiten gefordert war, berichtet. Den gleichen Grundsätzen verleiht die Vorrede zu seinem „Versuch einer unparteiischen und gründlichen Ketzergeschichte“ Ausdruck. Mosheim findet allerdings für die Ketzergeschichte der alten Kirche die Quellen unzureichend (S. 7), und er klagt in Bezug auf die reichlicher vorhandenen mittelalterlichen Geschichtsquellen: „Wann werden alle diese Dinge, deren wir zu einer vollständigen Ketzergeschichte der mittleren Zeit behötiget sind, aus ihren Winkeln hervorgezogen werden“ (S. 10)? Aber ihm steht fest: „Eine Geschichte hat nur so viel Grund und Gewissheit, als sie erlangen kann, wenn sie auf die ältesten, besten und beglaubtesten Zeugnisse gebaut ist. Eine gründliche Ketzergeschichte wird demnach eine solche sein, die aus den Urquellen, so viel deren vorhanden sind, gezogen, die mit den Stellen der vornehmsten Zeugen beleget, die durch eine vernünftige Prüfung aller Nachrichten, sonderlich derer, die nicht übereinstimmen, zu derjenigen Höhe der Gewissheit gebracht ist, die sie erreichen kann.“ Daher tadelt es Mosheim an den Darstellungen der mittelalterlichen Ketzergeschichte, dass sie mehr aus den Widerlegungen der Ketzer schöpfen, als aus den eigenen Schriften derselben, während doch selbst wörtliche Anführungen der Gegner den „Zusammenhang der Rede“ vermissen lassen, der den wirklichen Sinn der Worte erst klarstelle. — Eine solche Forderung des Zurückgehens auf die Quellen und die an diesen geübte Kritik war ja freilich nichts durchaus Neues, auf deutschem Boden hatte ein Leibnitz in dieser Weise gearbeitet; nur eine so grundsätzliche und gleichmässige Anwendung auf das Ganze der Kirchengeschichte hatte sie noch nicht gefunden. Allerdings bietet Mosheim noch keine eigentliche Untersuchung der Quellen, und seine Verwerthung der ältesten Zeugen schliesst doch zugleich einen gewissen Verzicht auf Urkundlichkeit im strengen Sinn in sich. Woher z. B. die Nachrichten eines Epiphanius und Theodoret über die Häretiker stammen, dem forscht auch er nicht im Einzelnen nach, sondern er urtheilt nach der Vertrauenswürdigkeit der Berichterstatter. Dass er aber dennoch Urkundlichkeit, wo sie erreichbar war, sehr ernstlich erstrebte, zeigen u. a. seine vielfachen Bemühungen die Akten des Processverfahrens gegen Servet zu erlangen und die Urkunden, die er seiner Geschichte Servets beifügte.

Seine ausgezeichnete philologische Schulung befähigte ihn zu einem zutreffenden Verständniss der Quellen. Zugleich aber behandelte er dieselben mit der ihm eigenen Umsicht, in der Erkenntniss, dass eine willkürliche Kritik des überlieferten Textes das Fundament

der Geschichte bedroht*). Ebenso will er immer wieder lieber etwas unklar und unentschieden lassen, als vorschnell und ungegründet etwas als sicher behaupten.**) So wenig er verlangt, das von den Kirchenvätern Berichtete ohne Weiteres als richtig hinzunehmen, so tritt er doch für ihre wesentliche Glaubhaftigkeit ein. Freilich vermeidet Mosheim auch mehrfach nicht, nach Ausscheidung des Unwahrscheinlichen den Rest festzuhalten.

Neben der auf sorgfältiger Verwertung des gesammten Quellenmaterials, soweit eine solche zu ermöglichen, beruhenden „Vollständigkeit" und „Gründlichkeit" der Geschichte fordert Mosheim mit gleichem Nachdruck und in unermüdlichen Variationen die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers. Zwar von der römischen Kirche könne Unparteilichkeit nicht verlangt werden (Ketzergesch. S. 21). Aber auch auf protestantischem Boden werde sie nicht in der erforderlichen Weise geübt. Man sei hier z. B. in Bezug auf das Mittelalter geneigt, den Ketzern ihre Angriffe gegen ungeistlichen Sinn des Papstthums zur Gerechtigkeit zu rechnen und daraus auf eine evangelische Anschauung derselben zu schliessen. „Wir verachten diese Muthmassungen nicht ganz; sie erwecken unsere Achtsamkeit und bringen uns nicht selten auf die Spur der Wahrheit" (ebd. S. 26). Aber das Streben eine „nie unterbrochene Folge der wahren evangelischen Kirche von der Apostel Zeiten bis auf Luther darzustellen", trübe den objektiv geschichtlichen Blick. In dieser Hinsicht hätte man sich vielmehr an der Erkenntniss sollen genügen lassen: „War unsere Kirche vor Luther nicht da, so war doch unser Glaube da. Er stand in den Büchern der Propheten und Apostel, die kein Papst verwerfen kann." Abneigung gegen das Papstthum und Sympathie für seine Gegner darf also den Protestanten bei der Darstellung der mittelalterlichen Kirche nicht beinflussen. Ebenso rügt Mosheim es scharf an der unter seiner Leitung in früheren Jahren geschriebenen Geschichte Servets, dass dort nicht die erforderliche Objektivität gegen Calvin geübt worden. Um so mehr ist er bemüht in seiner eigenen Schilde-

*) De caus. supp. libr. in Diss. ad hist. eccl. I, 282: „De omnis historiae veritate actum erit, si quod nostris non respondet rationibus expungere, quod convenit antiquorum libris addere licebit. . Equidem nisi gravis iubeat necessitas ab arte critica in eiusmodi rebus auxilium haud esse petendum arbitror."

**) Vorrede zu den Instit. maiores: „Ad res impeditas et ancipites quum accedo . . studiosissime caveo, potiusque duco saepenumero nihil quam temere pronuntiare. Valeant, qui se omnia, quae recondita sunt in christiana antiquitate sagacitate assequi posse putant." Er sei überzeugt, „ignorationem eius, quod inclusum penitus et abditum est sapienti viro non indecorum esse."

rung Servets und seines Processes Licht und Schatten in maassvollster Weise zu vertheilen, die Voraussetzung unedler Motive ebenso wie unbegründete Beschönigung zu vermeiden. In den Institutionen von 1755 S. 7 (ganz so schon in den Instit. mai. S. 24) bekämpft Mosheim die Gefahr einer dreifachen Abhängigkeit durch Zurückschliessen von der Gegenwart auf die Vergangenheit, durch Beeinflussung von Autoritäten, besonders wegen Heiligkeit und Tugend gefeierter, und durch Befangenheit in den eignen Anschauungen, die verhindern die Dinge so zu sehen, wie sie sind. Nur wenige hielten sich frei von dieser Voreingenommenheit durch die eigene Zeit*) und die eigene kirchliche Partei. Mosheim selbst ist durchweg bestrebt, diesen im Verhältniss zur bisherigen Geschichtschreibung höheren Standpunkt der Objektivität festzuhalten, und er hat ihn auch thatsächlich bewährt.**) In seiner Darstellung der Ophiten, der Apostelbrüder und Servets hat Mosheim an Beispielen aus den verschiedenen Theilen der Kirchengeschichte Proben von einer solchen Behandlung der Ketzergeschichte zu geben gesucht. Freilich bietet er dort eingehende und breit angelegte Monographien aus dieser Geschichte. Doch waren schliesslich solche die Voraussetzung für eine zusammenfassende Darstellung. Ueberall zeigt sich sein Bestreben, das Werthvolle herauszuheben, und seine Neigung, lieber Licht als Schatten zu vertheilen.

Vollständigkeit, Gründlichkeit und Unparteilichkeit sind aber für Mosheim doch zunächst nur die Voraussetzungen einer rechten Geschichtschreibung. Diese hat noch die doppelte Aufgabe, einerseits in das Verständniss der Begebenheiten durch Klarlegung ihrer Verursachung in den Verhältnissen und in dem Charakter der handelnden Personen einzuführen und andererseits die einer künstlerisch geschmackvollen Darstellung. Eine Geschichte solle unterweisen und vergnügen. Mosheim erklärt daher (Ketzergessch. S. 35): „Eine Geschichte ist eine

---

*) S. 7 „Nostra maxime aetate incredibilis apud multos temporum et opinionum vis est. Hinc illa argumenta quae toties in doctorum virorum libris occurrunt: Sic oportet sentire, haud secus igitur veteres Christianos sensisse putandum est; sic ex praescripto Christi vivendum est, ergo sic vixisse antiquiores Christianos non dubitemus; id hodie non fit, igitur nec olim contigit". Den Subjektivismus und ungeschichtlichen Sinn seines Jahrhunderts hat er hier erkannt.

**) Baur a. a. O. S. 123: „Es lässt sich nicht leugnen, dass seine historischen Darstellungen den Charakter einer Objektivität an sich tragen, wie sie bisher auf dem Gebiet der Kirchengeschichte nirgends zu finden war, und es zeugt auch schon der ruhige gemessene, von aller Aufregung freie Ton, welcher ihm durchaus eigen ist, von dem Vorzug, welcher ihm in dieser Hinsicht zuerkannt werden muss." In der Vorrede zu den Instit. mai. sagt Mosheim in Betreff der Häretiker: er wisse „pios etiam et sanctos viros labi et errare posse".

an einanderhängende, fliessende und dabey lebhafte Erzählung gewisser Begebenheiten, worin die Thaten aus ihren Ursachen, soweit als es geschehen kann, hergeleitet, die auftretenden Hauptpersonen nach ihren Neigungen Gaben und Sitten abgebildet, und alle Dinge so geordnet und vorgestellt werden, dass die Gelehrten sowohl als die ungelehrten Leser nicht nur dadurch ergötzt, sondern auch in dem Erkenntnisse ihrer selbst sowohl, als der Welt, und in der wahren Klugheit unterwiesen werden können.“ In der Forderung, die Geschehnisse aus ihren Ursachen herzuleiten, Betonung der Aufgabe in „Neigungen, Gaben und Sitten“ in der Geschichte wirkenden Persönlichkeiten einzudringen, spricht sich das Streben Mosheims nach einer pragmatischen Geschichtsbehandlung aus.*) Vollzog sich nach der Ueberzeugung der älteren Kirchenhistoriker die kirchenhistorische Fortbewegung wesentlich durch das Eingreifen übernatürlicher Gewalten, so will Mosheim die natürlich geschichtlichen Bedingungen für das Eintreten der Ereignisse erkennen. Die blosse Feststellung der einzelnen geschichtlichen Thatsachen hat für ihn nur untergeordneten Werth, er will den Zusammenhang der historischen Vorgänge erfassen. Er glaubt, dass hierzu das psychologische Verständniss der handelnden Personen die entscheidende Voraussetzung sei, und verlangt daher von dem Historiker vor allem ein geschickter Psychologe zu sein; die richtige Erkenntniss des Menschen führe zur zutreffenden Erklärung des Geschehenen. Zeigen sich hierin somit schon bei Mosheim Anfänge jener bald alles beherrschenden Neigung der „pragmatischen“ Historiker subjektiven und zufälligen Faktoren den maassgebenden Einfluss auf den Gang der Geschichte zuzuweisen, so hat doch Mosheim selbst durchweg darin ein besonnenes Maasshalten beobachtet. Schon seine Schüler haben mit Recht darauf verwiesen, wie er bei allem kombinatorischen Scharfsinn doch stets deutlich zu erkennen gebe, was er der historischen Ueberlieferung entnommen, und was er durch Vermuthung festzustellen gesucht. Seine sorgfältig alles abwägende Art musste ihn davor bewahren, sich auf das unsichere Gebiet einer nur psychologisch argumentirenden Geschichtskonstruktion zu begeben, und seine Ausscheidung alles Unwesentlichen ihn unterstützen, ein wirkliches Verständniss zu gewinnen. Seine Nachfolger in der Darstellung der Lehrgeschichte sammelten entweder wie C. W. F. Walch mit der Sorgfalt und Unparteilichkeit,

*) „Kurze Anweisung die Gottesgelahrtheit vernünftig zu erlernen“ S. 100: die Kirchengeschichte solle „nicht auf eine kindische Weise, sondern vernünftig und pragmatisch“ getrieben werden.

die sie von ihm gelernt, die einzelnen Nachrichten, oder sie beurtheilten die in der Geschichte der Kirche hervortretenden Lehrbildungen als eine willkürlich sich ablösende Reihe von Meinungen. Mosheim dagegen ist an jenen noch persönlich betheiligt; für ihn handelt es sich bei den Lehrstreitigkeiten der Kirche um die wichtigsten Fragen (Ketzergesch. S. 3). Auch die Geschichte der Häresien ist ihm nicht eine Geschichte unbegreiflicher Thorheiten, sondern eine Geschichte nicht auf Bosheit, aber auf bedenklichen Irrthümern beruhender verkehrter Lösungen höchst bedeutsamer Probleme. Daher hat er sich nicht daran genügen lassen können, die einzelnen durch die Berichte überlieferten Gedanken der Häretiker zu registriren, sondern er hat sich bemüht die häretischen Anschauungen als ein systematisches Ganze zu erfassen.*) Für die Geschichte der Häretiker in der alten Kirche ist daher die kirchenhistorische Arbeit Mosheims durchaus epochemachend. Sie ist es aber auch dadurch, dass Mosheim durch seine Richtung auf eine Erkenntniss der historischen Zusammenhänge seine Geschichte der Kirche einleitet mit einer Orientirung über die religiösen und Bildungszustände, unter denen die Kirche ins Dasein trat, namentlich über die hellenische Philosophie (De rebus Christ. S. 16 bis 32) und über jene von Mosheim als orientalische Philosophie bezeichneten Anschauungen, die für nicht wenige Erscheinungen in der ältesten Kirche so bedeutungsvoll geworden sind. Auch das Verhängnissvolle des Einflusses der Philosophie auf die eigene Denkweise der Kirche hat Mosheim erkannt. Bei den Apologeten (De rebus Christ. S. 302 ff.) und bei Origenes weist er darauf hin. Sonst thut er es jedoch nur andeutungsweise. Hier hat offenbar, wie Harnack (Dogmengesch. I³, 27) richtig urtheilt, „sein latitudinarischer dogmatischer Standpunkt, sowie die Sorge, keine Streitigkeiten heraufzubeschwören“ ihn bestimmt, diesem Problem nicht näher nachzugehen und mehr an häretischen Erscheinungen die Einwirkung der ausserchristlichen Philosophie aufzuzeigen. Als den Grundgedanken des Gnosticismus und aller manichäischen Häresien erkennt schon er den von der „orientalischen Philosophie“ überkommenen Dualismus. Auch ist ihm nicht entgangen, dass die Gnosis schon vorchristlichen

---

*) Richtig Baur S. 128: Mosheims Vorzug sei, „dass er . . das Einzelne immer wieder aus dem Zusammenhang des Ganzen zu begreifen und auf die Grundanschauung, aus welcher es hervorgegangen ist, zurückzuführen suchte.“ Es ist interessant, wie gerade dieses die eigentlichen Vertreter des pragmatischen Verfahrens, selbst sein ihn so hoch verehrender Schüler Schroeckh, Kirchengesch. I², 196, Mosheim zum Vorwurf machen; ein Zeichen, dass er das „pragmatisch“ anders versteht als sie.

Ursprungs ist, und dass jüdischer Gnosticismus auf die Bildung eines christlichen eingewirkt hat. In vorzüglicher Weise werden die Wurzeln der ganzen Theologie des Origenes in der Philosophie, auch die seiner allegorischen Auslegungsweise und seiner Ethik, durch deren Gedanken die Tendenzen des Mönchthums erst ihre Kraft empfangen hätten, von Mosheim nachgewiesen. Uebertrifft nach Baur's Urtheil Mosheims Darstellung des Manichäismus alles weit, „was bis auf jene Zeit und noch lange nachher auf diesem Gebiet der alten Kirchengeschichte geleistet worden ist", so verdient doch auch seine Arbeit für die manichäischen Erscheinungen der mittelalterlichen Ketzergeschichte alle Anerkennung und beweist wie Mosheim auch auf dem ganzen Gebiet der mittelalterlichen Ketzergeschichte selbständig gearbeitet hat. Seine Selbständigkeit auf dem Gebiet der neueren Kirchengeschichte zeigt sich u. a. auch darin, wie er hier die Sache der Independenten gegen die Anklagen ihrer Gegner zu führen weiss. Auch in dieser Periode kommt bei ihm die Bedeutung der parallelen Geschichte der Philosophie für die der Kirche zur Geltung.

Eine Veräusserlichung des Begriffs der Kirche ist es freilich, wenn Mosheim ihre Geschichte wie die eines Staates behandeln will und dem entsprechend bemerkt, dass wie der Staat so auch die Kirche solche habe, die sie regieren, und Gesetze, ihre Lehren, als Norm der Regierung, — mag er sich auch dagegen verwahren, als wolle er die Kirche zu einem Staat machen (Instit. mai. S. 12). Daher dann auch die Unterscheidung der äussern Geschichte der Kirche, die sich auf die Missions- und Verfolgungsgeschichte beschränkt, und der alles andere, die Lehr-, Kultus- und Verfassungsgeschichte, umfassenden inneren Geschichte. Mosheim hat sich nur durch andere bestimmen lassen, diese Sacheintheilung statt einer fortlaufenden chronologischen, nur nicht annalistischen, Geschichtserzählung beizubehalten obwohl er ihre Nachtheile kannte, dass sie nämlich zeitlich Zusammengehörendes auseinander reisse und eine „lebendige Erzählung" verhindere.*) Auch die Eintheilung nach Jahrhunderten hält er aus Nachgiebigkeit gegen den üblichen Brauch noch fest, obwohl er im Grunde gegen sie ist (Instit. mai. S. 28). Seine den Jahrhunderten übergeordnete Periodisirung: Bis Constantin, Karl d. Gr., bis zur Reformation, seit der Reformation, ist zum Theil aus Gesichtspunkten der politischen Geschichte gewonnen und wird nicht motivirt. Hier wirkt doch ein

*) Vgl. De rebus Chr. a. Const. M. Praef.: „res divellit arcte coniunctas, lectoresque impedit, quominus initia, progressus, finem, eventum simul videant et quibus ex caussis magnae conversiones prodierint, commode ac facile perspiciant".

unlebendiger Kirchenbegriff, und dass auch ihm der Gedanke der Entwicklung sich noch nicht wirklich erschlossen hat. Daher empfindet Mosheim mit seiner Zeit auch das Bedürfniss immer wieder den mannigfachen Nutzen der Kirchengeschichte darzuthun.*) Aber er ringt nach einem Verständniss der Geschichte der Kirche. Dies zeigt sich daran, dass er das Werden der Kirche im Zusammenhang mit den Verhältnissen, in die sie eintrat, und in denen sich ihre Geschichte bewegt, zu beobachten sucht, und dass er es versteht die Hauptsachen herauszuheben und das Nebensächliche auszuscheiden. Eine „regelmässige" Erzählung zu geben ist in der That er zuerst befähigt gewesen.

Hier greift zugleich sein ästhetisches Gestaltungsvermögen ein. Mosheim hatte ein lebendiges Interesse an der Form. Sein Briefwechsel mit Gesner (s. o.) trägt ganz das Gepräge des humanistischen. Das geschmackvolle Latein seiner Schriften war schon zu seiner Zeit mit Recht berühmt. Nicht minder das Deutsch, das er zu schreiben verstand. Er strebt dabei je länger je mehr nach Schlichtheit des Ausdrucks und der Darstellung. Die Geschichte habe „ihre eigene Beredsamkeit, die von der Beredsamkeit der Lehrer und Redner weit unterschieden ist." Auch dem nicht fachmännisch und überhaupt wissenschaftlich Gebildeten soll die Darstellung verständlich sein. Wie nach ihrem Inhalt die reifsten, so sind die letzten Schriften Mosheims auch die in der Form vollendetsten. In möglichst knapper Zusammenfassung bietet er die Kirchengeschichte in seinen Institutionen. In De rebus Christ. folgt der ganz kurz gehaltenen Erzählung die Erörterung der einzelnen wissenschaftlichen Fragen in den Anmerkungen. Noch vollständiger ist die Trennung von allgemein verständlicher Erzählung und wissenschaftlicher Begründung in dem doppelten Versuch der Ketzergeschichte durchgeführt, indem hier die Auseinandersetzungen und urkundlichen Belege am Schluss der Darstellung beigefügt werden. Mosheim erklärt (Ketzergesch. S. 23): „Die Geschichte leidet keine ge-

*) Wenn er (Kurze Anweisung etc. S. 153) dem Theologen vornehmlich die Geschichte der ersten drei Jahrhunderte und dann die seit dem ausgehenden Mittelalter, besonders die der Reformation zu studiren empfiehlt, weil diese letztere in die Gegenwart hineinwirke, so waltet hierbei der Gedanke, dass die Kenntniss der Vergangenheit der Kirche das Verständniss ihrer Gegenwart bringen soll. Ebenso wenn es in dem Statutenentwurf für die Göttinger Fakultät heisst (Rössler II, 289): „Alles aber soll auf eine pragmatische Weise abgehandelt werden, dass die jungen Leute zur prudentia ecclesiastica, und zur rechten Beurtheilung der Meynungen und Zeiten durch die Geschichte geführt werden mögen." Immer wieder aber versucht M. dennoch auch einen unmittelbar praktischen Nutzen im Einzelnen aufzuweisen.

lehrten Untersuchungen. Und sie bedarf doch zu ihrer Gewissheit und Bestätigung der Gelehrsamkeit. Daher kommen die Anmerkungen." In diesen seien Textesemendationen, Kritik der sich widersprechenden Nachrichten, Untersuchung der Zeitrechnung und aller eingreifenden Fragen zu geben: sie „ein Stück der Ehrerbietung, die man der klugen und gelehrten Welt schuldig ist" (S. 43). Auch für die Untersuchung dem modernen Vorstellungskreis so fern liegender Erscheinungen wie der Ophiten versteht Mosheim Interesse zu erwecken, indem er ihre Wurzeln in Problemen zeigt, die für jede Zeit Bedeutung haben. Freilich verstand gerade die nächste Folgezeit dies sein Streben am wenigsten; sie hatte nur ein gelehrtes Interesse daran oder gar keines.

Das Wachsthum der Kirche in seiner vollen Lebendigkeit zu erkennen, — in das Wesen des in ihrer Geschichte Epoche machenden (z. B. der Reformation) vollständig einzudringen und es zur Darstellung zu bringen, war Mosheim noch nicht gegeben, — zum Theil wegen seiner Beiseitestellung der dogmengeschichtlichen Hauptprobleme. Aber er hat thatsächlich die neuere Kirchengeschichtschreibung begründet durch seine grundsätzliche Forderung, die Geschichte den Quellen in ihrem ganzen Umfang unter ebenso sorgfältiger wie besonnener Kritik zu entnehmen und in voller Objektivität darzustellen. Ferner durch sein Bemühen, die Erscheinungen in ihrem innern Zusammenhang und in den Bedingungen ihres Entstehens zu verstehen und dadurch nicht nur eine Bereicherung des Wissens, sondern eine Vertiefung der Erkenntniss zu gewinnen. Beides beruht auf seiner Ehrfurcht vor dem Wirklichen in der Geschichte, bei gleichzeitigem Verständnis für das nur Relative in der Ausprägung des Christlichen im Leben der Kirche und für die Grenzen unserer Kenntnis des Geschehenen. Dazu kommt schliesslich sein Streben nach einer ebenmässigen und gerade durch ihre schlichte Verständlichkeit künstlerischen Darstellung. Wohl in keiner seiner historischen Schriften gelangen diese Vorzüge in gleichem Maasse zur Geltung wie in der De rebus Christianorum ante Constantinum Magnum.

Geschichte

der

Gründung und Entwicklung

des

botanischen Gartens zu Göttingen.

Von

Albert Peter.

Mit 13 Abbildungen im Text und einem Gartenplan.

Uebersicht des Inhaltes.

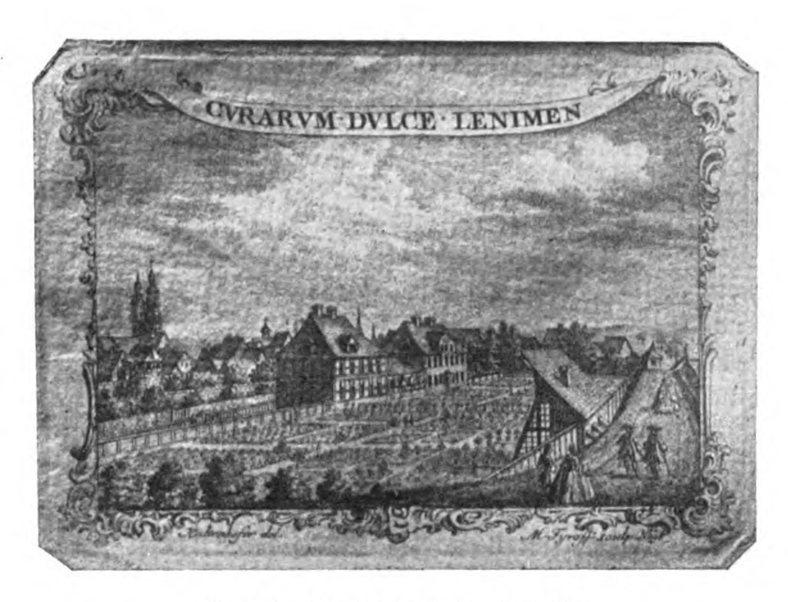


Fig. 1. Der botanische Garten im Jahre 1740.

Die engen Beziehungen, welche seit dem Bestehen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen zwischen derselben und dem botanischen Garten schon dadurch bestanden haben, dass die meisten Directoren dieses Gartens vermöge ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit als Botaniker Aufnahme in die Gesellschaft fanden, bilden einen der Gründe, die es veranlasst haben, dass in dieser Festschrift auch der Geschichte der Anfänge des botanischen Gartens ein Platz zugewiesen worden ist. Diese Beziehungen werden noch vertieft durch den Umstand, dass der Organisator, erste Vorsitzende und langjährige Ehrenpräsident der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften Albrecht von Haller auch zugleich den botanischen Garten gründete und einrichtete, und dass in dem auf dem Gebiete des botanischen Gartens stehenden Wohnhause Haller's während der ersten Zeit des Bestehens der Königlichen Gesellschaft deren Sitzungen stattgefunden haben.

Für die Auswahl des jetzigen Zeitpunktes zu einer Darstellung der ersten Einrichtungen des botanischen Gartens war endlich als ein mehr äusserlicher Grund auch die Erwägung massgebend, dass während der Jahre 1901 und 1902 in dem Garten so tiefgreifende Umänderungen eingetreten sind und eintreten werden, was die Vertheilung und Anordnung der Gewächse, Terrainverhältnisse, Bewässerungs- und Heizungseinrichtungen, Gewächshäuser, Wohngebäude und Institutsräume betrifft, dass es wünschenswerth erscheinen kann, das Gedeihen und die Grössenzunahme des Gartens von dessen

ältesten Zeiten ab zu verfolgen, um eine breitere Grundlage für eine Beurtheilung des aus jenen Veränderungen sich ergebenden Zustandes desselben mit allen seinen Attributen zu gewinnen. Es wird durch die soeben in Ausführung begriffenen Neueinrichtungen manches bis dahin Bestandene so vollständig beseitigt werden, dass es einem Späterkommenden nicht immer leicht gelingen würde, sich ein genau zutreffendes Bild von den früheren Zuständen zu machen, wenn nicht eben jetzt noch aus Akten und Erinnerungen, aus eigenem Wissen und mitten aus der umwälzenden Thätigkeit heraus die Materialien für einen solchen Rückblick niedergelegt werden.

Leider verstattet die kurzbemessene Zeit, welche der Berufsthätigkeit oft nur mühsam abgewonnen werden konnte, eine vollständige Darstellung der Entwicklungsgeschichte der hiesigen botanischen Anstalten bis zur Jetztzeit im Augenblick nicht. Es musste vielmehr eine Beschränkung auf das erste Jahrhundert ihres Bestehens eintreten, und es durften nicht alle Einrichtungen in gleicher Weise behandelt werden, vielmehr waren mehrere derselben, wie sich bald herausstellte, fast völlig auszuschliessen. So habe ich die Gewächshausbauten, die Gehülfenwohnungen und Werkstätten, und zu meinem Leidwesen auch das Universitäts-Herbarium, das botanische Museum, die pharmakognostische Sammlung und das Versuchsfeld auf dem Brocken hier ausser Betracht lassen müssen, um dieselben einer eventuellen späteren Folge von Mittheilungen anheimzustellen. Es schien für jetzt darauf anzukommen, dass eine thunlichst genaue Geschichte der Gründung des botanischen Gartens und der allmählichen Vergrösserung desselben unter erschöpfender Benutzung der darüber vorhandenen amtlichen Dokumente gegeben werde. Demgemäss sind für diese Darstellung die im Königl. Universitäts-Curatorium, in der Universitäts-Canzlei, beim Universitäts-Bauamt und im Archiv des botanischen Gartens selbst vorhandenen den Garten betreffenden Akten sorgfältig herangezogen worden, der grösseren Zuverlässigkeit wegen häufig in der Weise, dass die betreffenden Schriftstücke selbst sprechen. Einige Vorkommnisse aus der Zeit des sogenannten Königreiches Westfalen habe ich besonders behandelt, weil sie diese Periode der Fremdherrschaft mit ihrem merkwürdigen Gemisch von Willkür der regierenden Elemente, Eigenmächtigkeit der Beamten, chronischem Geldmangel auf der einen Seite, Wohlwollen und Förderung mancher Anstalten und gutem Willen der Höchstgestellten (besonders gegen den botanischen Garten) auf der anderen Seite mit zu charakterisiren geeignet sind.

Am Schlusse dieses Aufsatzes wird ein Blick auf den gegenwärtigen Zustand des botanischen Gartens nicht unangemessen erscheinen, der durch einen in meinem Auftrage von Gartenmeister Bonstedt nach seinen eigenen Aufnahmen ad hoc gezeichneten Gartenplan erläutert werden soll.

A. Die Gründung des botanischen Gartens.

Vorverhandlungen.

Der Apothekergarten. Nachdem die Regierung zu Hannover bereits mehrmals an die Stadt Göttingen den Antrag „wegen Ueberlassung eines Platzes vom Apotheker-Garten*) zu dem künftigen horto medico der Universität" gestellt hatte, antwortete die Stadt, dass sie nicht mehr als 104 Quadratruthen hergeben könne „ohne Verletzung ihrer Amtspflichten". Die Regierung aber war in einer Zuschrift an Bürgermeister und Rath der Stadt Göttingen vom 26. August 1734 der Meinung, „dass dieser Platz mit der Zeit dennoch zu klein werden wird, und unserem Bedünken nach der Apotheker-Garten an sich, und ohne den dabey vorhandenen Schank, der Stadt wenig Vorthel schaffet, dieser aber leichtlich auf ein ander Hausz, auch der Apotheker Garten selbst, in soweit einen solchen zu halten nöthig ist, und nicht etwa die Nothdurft an Kräutern vor die Apothek demnächst aus dem Universitäts Garten geschaffet werden könnte, an einen andern Ort allenfalls ausser der Stadt zu legen stehet". Bei dem Apothekergarten käme es nicht so sehr wie beim „horto medico, worin allerhand exotica gezogen werden müssen", auf die Lage an. Die Stadt möge sich die Sache nochmals überlegen und es „auf alle Weise thunlich zu machen suchen, dass der gantze zum Apotheker Garten bisher gebrauchte Platz, der Universität demnächst gegen billige Conditiones überlassen werde. Welches dann in Betracht der vielen Vortheile, so der Stadt durch die künftige Universität erwachsen, nicht allein vor derselben gantz wol zu verantworten seyn, sondern uns auch zur Gefälligkeit gereichen wird."

Diesem dringenden Wunsche der Regierung gegenüber wusste die Stadt, nachdem sie nochmals „reifflich und nach unsere Gewissen"

---

*) Der Apothekergarten befand sich zwischen der Strasse „Klein Paris" (jetzt Thurmstrasse), „Hinter den Rähmen" (jetzt westlicher Theil der Hospitalstrasse), der „Kurzen Strasse" und „Düsteren Strasse", ausserhalb der Stadtmauer; die Nicolaistrasse ist später durch diesen Garten hindurchgeführt worden.

überlegt hatte, „wie Viel wir zum höchsten von solchen Garten missen können", nur das kümmerliche Ergebniss sich abzuringen, „das Vorige Quantum annoch bisz 16 quadrat Fuss zu erhöhen, dasz mithin der hortus medicus 121 quadrat halten kann. Euere Hoch- und Hochwohllöbliche Excellences werden gnädig ermessigen, dass dieses zum horto medico genugsam hinreichig sey . . .".

Inzwischen war Johann Wilhelm Albrecht als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik von Erfurt nach Göttingen berufen worden, und die Regierung hatte die Angelegenheit mit dem botanischen Garten bis zur Ankunft desselben ruhen lassen. Am 16. December 1734 wird darauf dem Professor von der Regierung folgendes mitgetheilt: Es ist bisher „kein mehr convenabler Platz zur Anlegung eines horti medici vor unsere Universität aufgefunden" worden, als der vom Rath der Stadt miethweise angebotene Theil des Apothekergartens. „Nachdem aber numehro gut seyn wird, auch auf die Ausführung dieses Instituti näher Bedacht zu seyn", so soll der Professor Albrecht den Platz ansehen und zu ermessen haben, ob er sich zu einem „Scopo" schicke und dazu gross genug sei. Wenn dies nicht der Fall ist, so soll der Professor bei dem Rathe „Instantz thun", dass der Universität ein mehreres und wo möglich der ganze Garten abgetreten werde. Auch die Miethe soll er verabreden und vorstellen, dass „der Garten ohne das bisher schlecht zum Gebrauch der Apothec eingerichtet sey, also die Stadt solchen um so leichter der Universität würde auf einige Zeit überlassen können, als diese sich allenfalls erböte, alle Kräuter und Gewächse daraus auf die Apothec gegen ein billiges verabfolgen zu lassen, Senatus auch den Schank, der in dem dazu gehörigen Hause exerciret wird, und worauf das bisher eingekommene Pacht Geld dem Ansehn nach den mehrsten respectum hat, jedoch so dass dieser Abgang bei determinirung des von der Universität zu erlegenden Pacht Geldes in Anschlag komme, von einem anderen Hause exerciren lassen könnte."

Die Beharrlichkeit, welche sich in diesem Auftrage an Professor Albrecht ausspricht, bleibt der Regierung in der ganzen Angelegenheit der Gründung des botanischen Gartens eigen. Ein kräftiges Zugreifen, mitunter fast bis zur Härte, charakterisirt den Vorgang und zeigt, wie viel der Regierung daran gelegen war, einen brauchbaren botanischen Garten rasch herzustellen. Auf der anderen Seite lässt sie alle Vorsicht beim Handel walten und ist besorgt, dass die finanzielle Belastung keine allzugrosse werde. „Solltet Ihr den Platz dergestalt convenable finden, dass man auf beständige Zeiten solchen

acquiriren zu können, suchen müsste: und von solcher qualität Keinen so nahe haben könnte, als welches Ihr collegialiter zu überlegen habt; So werdet Ihr ohnvermerkt, und ohne dass der Raht deshalber in ohnnöthige apprehension gesetzt werde, dessen Meynung darüber zu erforschen suchen, und inzwischen der Miethe und des Interims-Gebrauchs halber die Sache berichtigen und deshalber eine förmliche Abrede mit dem Rahte bis zu unserer ratification, nehmen, auch davon, und was sonst dieser wegen vor zu kehren zu seyn Ihr diensahm findet, zu fernerer Verfügung collegialiter berichten, gestalten denn Ihr, der Professor Albrecht, zu dem Ende von dem, was darinnen von Euch gehandelt wird, jederzeit in conventu*) zu referiren habt."

Der Brauns'sche Garten. Nun fand jedoch Albrecht, dass der Apothekergarten zur Anlegung eines botanischen Gartens „nicht convenable" sei. Der Platz war ja auch nur miethweise zu haben, und die Regierung wollte lieber einen der Universität als Eigenthum gehörenden Garten erwerben. Der Vorschlag des Professor Albrecht, einen der Commissarin Brauns gehörigen Garten auf der Masch anzukaufen, wurde daher genehm befunden und ihm aufgetragen, „in der Hofnung dass die Eigenthümerin damit nicht zu hoch hinaus, sondern ihn etwa vor 300 oder 350 Thaler nach Proportion seiner Grösse, abstehen wolle, deshalber so gut möglich zu handeln. Ihr werdet aber, damit dieselbe nicht Gelegenheit nehme, ihn ins Geld zu halten, Euch nicht vermerken lassen, zu was vor einem Endzwecke solcher destiniret werde, und den Handel in Eurem Nahmen zum Stande zu bringen suchen, auch den Gerichts Schultzen Neubour, der die dortigen pretia rerum kennet, mit zu Rahte ziehen, und ehe der Kauf völlig geschlossen wird, davon anhero berichten". Diese Befürchtung, dass der Preis des Grundstückes von der Besitzerin zu hoch gehalten werden könnte, war nur allzusehr begründet, denn es wurden 900 Thaler verlangt, obwohl der Garten noch nicht einen vollen Morgen gross war. „Da solches Quantum gar zu enorm fiel, so hat man von solchem auch abstrahiren müssen."

Der Franckenfeldt'sche Garten und der Gallenkamp'sche Bauplatz. Bereits jetzt, zu Anfang des Jahres 1735, sah man voraus, dass man auf dem neu anzulegenden Garten auch werde Gebäude errichten müssen. Die Regierung hatte indessen auch anderwärts „beyde Hände voll mit Bauen noch zu thun."

*) d. i. der Senat der Universität.

Professor Albrecht machte nun abermals einen nach seiner Meinung für den hortus medicus geeigneten Platz ausfindig, der fast 2 Morgen gross war und „wegen seiner Lage sowohl, als der Güte des Bodens und eines an denselben herfliessenden Kleinen Wassers, sich zu obigem Institut recht gut schickete." Der Garten gehörte einem Göttinger Bürger Franckenfeldt, der ihn vom Könige zu Lehen hatte; er lag ebenfalls in der Vorstadt „die Masche" und sollte gegen Erlegung von 350 Thaler abgetreten und der Universität überlassen werden. „Es stösset immediate an sothanen Platz eine gantze Reihe kleine Häuser, und dürffte also ein oder anderes davon, zur Wohnung des Gärtners ebenermassen zu erstehen, und mit wenigen Kosten dazu bequemlich einzurichten seyn . . ." so berichtet die Universität an den König. Die Regierung beauftragte den Klosterbaumeister Schädeler zu Göttingen, unter der Leitung des Professor Albrecht den Platz und das Haus zu besichtigen und Kostenanschläge einzusenden, „ohne sich von der Absicht gegen andere etwas merken zu lassen." Albrecht wünschte, dass die vorhandene Hecke durch einen festen Zaun ersetzt werden möge.

Als Resultat seiner Besichtigung berichtete Baumeister Schädeler unterm 19. März 1735 folgendes: Der Garten ist wohl 1½ Morgen gross und zu einem botanischen Garten sehr bequem und wohl gelegen, aber die eine Hälfte ist sehr niedrig und müsste um 2 Fuss erhöht werden. Die Erde zur Aufschüttung könne man dadurch gewinnen, „dass man auf 360 Fuss lang an der Passage einen Graben aufschlagen liesse und mit der ausgebrachten Erde den Garten erhöhete, so etwa 15 Thaler kosten wolte, welcher Graben denn ohnedem höchst nöhtig, um nicht allein dass Wasser von dem Garten abzuziehen, sondern auch den Weg dadurch Trocken zu machen." Die Planke an der Passage und an der Nachbaren Gärten würde 600 Fuss lang sein und 230 Thaler kosten. Das zur Gärtnerwohnung ersehene Haus ist sehr alt und ganz baufällig, und der Eigenthümer hält es „hoch ins Geld." Schädeler schliesst den Bericht mit den Worten: „Vermeyne dannenhero am Besten zu seyn, dass man solches auf den der Wittiben Gallenkam zugehörig und daran Belegenen ledigen Platz, welcher 150 Fuess lang und 60 Fuess Breit den Sie, weilen Sie dem ihr geschehenen Befehle, solchen zu Bebauen, Keine Parition geleistet, liegen lassen muss, neu erbaue, als wovon die Kosten ohngefehr auf 500 Thaler Kommen dürften."

Mit diesem Vorschlage des Klosterbaumeister Schädeler begann eine lange Reihe von Verhandlungen, die sich auf die kurze Zeit

von wenigen Monaten zusammendrängten, freilich zum endgiltigen Resultat auch noch nicht geführt haben, aber doch so charakteristisch für die Gesinnung der in Betracht kommenden Bevölkerung Göttingens gegenüber der neu gegründeten Universität, wie für die Art und Weise des Vorgehens der Regierung bei Verfolgung ihrer Zwecke im Interesse der letzteren erscheinen, dass auch darüber einiges hier mitgetheilt werden möge.

Zunächst war es nothwendig festzustellen, welche Bewandniss es mit dem Gallenkamp'schen Platze habe. Dabei zeigte es sich, dass der Factor Gallenkamp vor Jahren, als ein Anderer auf dem Platze habe bauen wollen, sich selbst zur Errichtung eines Hauses bereit erklärt, auch dazu 50 Thlr. Caution auf dem Rathhause eingezahlt hatte; er war aber gestorben, ohne seinen Vorsatz ausgeführt zu haben. Nun hätte die Witwe den Platz unentgeltlich hergeben müssen, falls nicht der König, da sie mit ihren Kindern armselig lebte, ihr „noch eine billigmässige Satisfaction davor zu accordiren Allergnädigst geruhen wolte.“ Auch die Caution durfte vom Magistrat eingezogen werden, weil der festgesetzte und inzwischen schon einmal verlängerte Termin für die Bebauung seit einem Jahre verflossen und die Berechtigung zu derselben ebenso wie die Caution verfallen waren; es konnte nun Jeder dort bauen, der nach den üblichen Freijahren die onera tragen wollte. Im Auftrage der Regierung verhandelte nun Professor Albrecht sowohl mit Franckenfeldt als auch mit der Witwe Gallenkamp. Letzterer würde eröffnet, dass sie mit Rücksicht auf den Verfall des Rechtes an den Platz wohl thun würde, ihre Forderung billig zu stellen.

Albrecht antwortete zunächst seiner Gewohnheit gemäss nicht direkt dem Ministerium, sondern er richtete Fragen und Berichte unter der Hand an verschiedene einzelne Personen in Hannover. Dies wurde dem Ministerium bekannt, und Prof. Albrecht wurde schliesslich bedeutet, dass das Ministerium direkte Verhandlung mit ihm wünsche, dass er „theils um der Förmlichkeit, theils um Vollständigkeit der Acten willen, wobey sich nicht allzeit privat-Briefe registriren lassen wollen, Seine rescripta immediate beantworte. Euer Hoch-Edelgeboren werden solches ohne weitläuffigkeit und grosse curialia thun. . .“ Auch soll er immer an das Ministerium und zugleich an das corpus academiae berichten „wann E. H. nur geruhen wollen über die Sache selbst es sey vor oder nach abstattung Ihrer relationen an die Geheimbte Rath Stube zu communiciren, und also alles was darin geschiehet den H. Professoribus als etwas so in

gewissem Masse das gantze Corpus academiae respiciret, ad notitiam zu bringen, werden Sie den mentem des rescripts schon befolgt haben." Das liess Prof. Albrecht sich gesagt sein, und in der Folge verkehrte er direkt mit der Regierung.

Der Handel mit Franckenfeldt war bald abgeschlossen. Letzterer verkaufte den „in der Masche-Vorstad hinter und an dem Commendur Hoffe belegenen Wiesen-Platz" um 350 Thaler „an guten in hiesigen landen vollgeltenden Müntz-sorten" an Albrecht, und das Ministerium erklärte sich damit einverstanden. Da der Platz jedoch ein Lehen vom Könige war, so mussten nach dem Lehnsrecht auch die Agnaten Franckenfeldt's befragt werden, deren Zustimmung erforderlich wurde, um spätere Weitläufigkeiten zu vermeiden. Nachdem dann die königliche Einwilligung zum Verkauf des Wiesenstückes eingetroffen war, wurde der Kaufpreis ausgezahlt, und am 19. Juni 1735 davon durch Prof. Albrecht an die Regierung berichtet.

Nicht so einfach gestaltete sich die Angelegenheit mit der Witwe Gallenkamp, die thunlichst viel aus ihrem Grundstück herausschlagen wollte und ihr Ziel mit Zähigkeit und einer gewissen Dreistigkeit verfolgte. Sie verlangte zunächst 200 Thaler für den Platz, der schätzungsweise nur 30—40 Thlr. werth erschien. Darauf liess die Regierung ihr „ad Protokollum" mittheilen, dass sie den Platz und die 50 Thlr. Caution eingebüsst habe; da sie aber arm sei, so solle „nicht letzteres nach aller rigueur zur Execution gebracht werden," und der Magistrat wird angewiesen, ihr eine „gäntzliche oder erkleckliche Erlassung angedeyhen zu lassen." Prof. Albrecht musste ihr eröffnen, „dass, ob sie wohl dergleichen durch ihre vorherige impertinente Forderung nicht verdienet hätte", man ihr dennoch 30 Thlr. zahlen wolle. Die Sache wurde aber nur noch schlimmer dadurch, dass die Witwe Gallenkamp unter Hülfe eines Rechtsbeistandes eine langathmige Darstellung an die Regierung schickte, in welcher sie immer noch an einer hohen Forderung festhielt und zum Schluss mit Appellation drohte. Ihr verstorbener Mann, der Factor Gallenkamp, habe eine auf der Masch gelegene wüste Baustelle zum Besten seiner Fabrik angekauft, bis 1734 Dilation erhalten und als Caution 50 Thlr. hinterlegt, auch habe er bereits mit mehreren Handwerksmeistern über die Lieferungen zum Bau verhandelt. „Es kam aber der Fatale Casus dazwischen, dass er durch einen plötzlichen und unvermuhteten Todt von dieser Zeitlichkeit hinweg gerissen wurde, wodurch ich leider in einen solchen bejammernswürdigen Zustandt gesetzt bin, der jedermann bekanndt genug ist." Da sie nun nicht bauen konnte, so habe

sie um Verlängerung der Concession bei der Regierung nachgesucht, aber noch keine Antwort erhalten. Sie brauche aber ein Haus bei der Fabrik „ohnundbehrlich nöhtig, indem in der gantzen Stadt keine Stuben, wo die spanischen Tuch Stühle hingesetzet werden könnten, anzutreffen, ausser dem auch der Platz qu. in Betracht ein Arm von der Leine dabey hinfliesset, zu Waschung der Wolle ohngemein bequem fället"; daher hätte sie in diesem Frühjahr mit dem Bau begonnen, wenn nicht der Professor Albrecht den Platz für die Universität hätte erwerben wollen und mit ihr deswegen lange verhandelt hätte. Wenn die Herren das alles gewusst hätten, so würden sie ihr gewiss nicht die Strafe auferlegt haben. Sie bittet beweglich um Erlass derselben und um Erlaubniss bauen zu dürfen oder wenn nicht, doch wenigstens 100 Thlr. zu zahlen, „welches anerbiethen so resonaible ist, dass es jedermann dafür anerkennen wird, wiedrigenfalls und daferne eine hochpreissliche Regierung von hochgedachtem Rescripto nicht abzugehen geruhen solten, sehe ich mich ohnumbgänglich genöhtiget, meine bereits dagegen interponirte appellation zu prosequiren, welches ich zwar ungern thue, gleichwohl aber mir ein gewissen daraus zu machen, und gegen meine Kinder es zu verantworten hätte, wenn ich solches unterliesse."

Mit solcher Drohung aber liess sich die Regierung nicht kommen. Sie wies den Magistrat an, den Platz dem Professor Albrecht auszuweisen, diesen aber, der Gallenkamp 30, auch wohl 36 Thlr. zu geben, und der Witwe selbst teilte sie mit: „da sie eine gantz unbillige Forderung machet, und sogar in dieser in die Policey schlagenden Sache an ein Justitz-Collegium sich wenden zu wollen sich vermerken lässet; So wird Königl. Geheimbte Raht Stube hierinnen mit ihr nach dem Rigore der Verordnungen verfahren lassen." Diese Resolution machte auf die Frau, wie sie selbst angiebt, „einen so heftigen Eindruck, dass bey dessen Verlesung ich in eine tiefe Ohnmacht gefallen bin, und habe ich den Barmhertzigen Gott nicht genugsahm danken können, dass Er bey solchen plötzlichen und grossen Schrecken mich noch beym leben erhalten hat." Aber auch dieser „heftige Eindruck" war nicht gross genug, um sie zu vermögen, mehr als 20 Thlr. von dem Preise für den Platz abzulassen: jetzt wollte sie immer noch 80 Thlr. dafür haben. Die Regierung liess nunmehr Prof. Albrecht durch den Magistrat in den Besitz der Gallenkamp'schen Baustelle setzen, so dass also der Platz in derjenigen Ausdehnung, wie sie gewünscht war, zum botanischen Garten vorhanden gewesen wäre. Aber immer noch wollte die Witwe Gallenkamp sich durchaus nicht zufrieden

geben, und sie machte der Regierung erneute Vorstellungen. Erst nachdem ihr klar gemacht war, dass eine Klage überhaupt nicht angenommen werden würde, sie auch gar keine Rechte mehr an die Baustelle habe, liess sie sich herbei, die ihr „ex capite misericordiae" gebotenen 50 Thlr. für dieselbe anzunehmen. Während nun aber die Aufstellung des Kaufcontractes im Gange war, und die Regierung sich entschloss, der Gallenkamp auch die 50 Thlr. Caution zurückzugeben, während ferner betreffs der Einfriedigung der Grundstücke. der Entwässerung durch einen Graben und wegen der Errichtung von Gebäuden für Gartenzwecke vorläufige Aufträge ertheilt wurden, gerieth die Angelegenheit in ein ganz neues und diesmal für alle Zukunft entscheidendes Stadium.

Wahrscheinlich bei den Vorarbeiten für die soeben genannten Zwecke wurde es den Betheiligten deutlich und der Regierung mitgetheilt, „dass der Platz, welcher zum medizinischen Garten ausersehen und angekaufet ist, nicht allein sehr feucht, sondern auch zur Winters-Zeit gar der Ueberschwemmung unterworfen sey. Als nun dieser Umstand von der Erheblichkeit ist, dass solcher etwas näher untersuchet zu werden verdienet, damit allenfalls der Sache auf hinlängliche Art remediret werden kann;" — dies verfügt die Regierung an Professor Albrecht — „So werdet Ihr deshalber mit dem Kloster-Amtmann Tollen von Wieprechtshausen, so bald solcher aldort sich einfindet, communiciren." Diese Verfügung geschah am 3. August 1735; am 22. desselben Monats erstattete Tollen den ersten Bericht an die Regierung. Von jetzt ab ist die Thätigkeit dieses Mannes von einschneidender Bedeutung für die Gründung des botanischen Gartens, und von ihm rührt der Gedanke her, den Garten an derjenigen Stelle anzulegen, wo er sich heute noch befindet.

Inzwischen war es erforderlich gewesen, einen Raum für die Vorlesungen zur Anatomie ausfindig zu machen; damals hatte der Professor, welcher Anatomie lehrte, auch gleichzeitig die Vorlesungen aus der Botanik zu halten. Man hatte zwar daran gedacht, das „Theatrum anatomicum" in das Auditorium medicum oder sonst in das Collegiengebäude mit zu verlegen. Das erwies sich aber als unthunlich, und so sollten andere Vorschläge gemacht werden. Vielleicht könnte in dem zu erbauenden Gärtnerhause zugleich das Theatrum anatomicum untergebracht werden? Da inzwischen die Anatomie gehalten werden müsse, so frage es sich, ob nicht einer der Stadtthürme dazu passend sei? — Die Universitäts-Commission ging sofort auf diese Gedanken ein und erklärte einerseits, dass in dem für den Gärtner zu errichten-

den Gebäude auch ein „Theatrum anatomicum" und ein „Laboratorium chimicum" Platz finden könnten, anderseits, dass über dem „Grüner*) Stadt-Thore" ein Thurm befindlich sei, den Niemand bewohnte, darin könne Anatomie gelesen werden. So wurde ein Provisorium geschaffen, das von der Regierung gutgeheissen und von Professor Albrecht im Auftrage derselben dem Conventu Professorum mitgetheilt wurde.

Der Garten in der Karspüle.

Bis die Besichtigung der angekauften Gartenplätze durch den Klosteramtmann Tollen geschehen konnte, wurden Pläne zur Anlegung des Gartens, Herstellung der Umzäunung und Erbauung der Gärtnerwohnung erwogen. Tollen berichtete dann ausführlich. „In der That ist der Platz nicht allein sehr niedrig und feucht, sondern auch sehr ungleich und abhangend, und dennoch hat er keinen abgang an der niedrigen Seite, an der oberen Seite fliesset ein wässergen her, an welcher die höltzerne planke des Professoris meinung nach gesetzet werden soll, solch wässergen lieget itzo viel fuss höher als der Garten, und verursacht meiner meinung nach die mehriste feuchtigkeit des gartens." Professor Albrecht meine, es sollten „2 Grabens" gezogen und an deren Ende ein Teich ausgehoben werden. Mit der so gewonnenen Erde sei der Garten zu erhöhen. Tollen aber ist der Ansicht, dass dies nicht viel nützen und viel Geld kosten, auch schlecht aussehen werde, selbst wenn die Gräben ausgemauert würden. „Und wie ich diesen allen weiter nachdenken wolte, fiel mir ein anderer Platz in Göttingen in den sinn, welcher sich zu einem Medicinischen garten schicken könte. selbiger lieget in der Karszspühle mit den langen seiten zwischen dem walle und einer ohnbebaueten strasse. der Platz ist rechtwinkligt und hält 384 quadrat Ruten, ich habe selbigen dem H. Professori gezeiget, und gefiel selbiger ihm ungemein besser, ich ging zu dem eigenthümer des platzes welcher Rauscheplate sich nennet, und that die anfrage, ob er den platz woll abtreten und mit der universitet einen tausch treffen wolte, that selbigen allerhand dienliche Vorstellung und fandt ihn willig einen tausch zu treffen, wann der consens erfolgen könte, ess wäre ein lehn, welches er von dem Herrn von Bülau wegen Stockhausen im Ambt Friedlandt belegen hätte, ich habe die nachricht dem Herrn Professori Albrecht gebracht wie auch dem H. Commissario Schröder welche

*) Das Groner Thor, jetzt nicht mehr vorhanden.

darob erfreuet waren, und ward beschlossen, Euere Excell. von dieser sache unterthänigst zu berichten, und ehe man wegen des bereits angekauften gartens ein mehreres untersuchte den tausch desselben ganz unterthänigst in Vorschlag zu bringen, der bereits erhandelte hält 190, der zu ertauschende 387 □ ruhten. Solte dem Manne ein stück geld herauss zu geben seyn wie billig, hätte man dagegen nicht halb so viel unkosten den platz zu ebnen und ins feine zu bringen, hat eine ungleich bessere lage, fällt vom Stadtwalle ab völlig ins gesichte und kan mit wenigen kosten eine ziemliche fontaine hinein geleget werden."

Sofort ging die Regierung auf diesen Vorschlag näher ein und beauftragte den „Commissarium" Schröder, er solle ausfindig machen, von welcher Qualität eigentlich der Platz sei „und gleichsahm als vor Euch bey dem Eigenthümer vernehmen, auf was vor Conditiones er solchen allenfalls abzustehen gemeynt sey, danebst Euch erkundigen, was vor Leute (dafern. es, wie es scheinet, Lehn ist) in die Alienation zu willigen haben." Zugleich ergeht Befehl, den Kauf des Gallenkamp'schen Grundstückes für den Fall des Erwerbs des Gartens in der Karspüle nicht abzuschliessen resp. ihn rückgängig zu machen, indem der Witwe Gallenkamp das Stück zurückzugeben sein werde.

Der Besitzer des Landstückes in der Karspüle, Herr von Bülow zu Essenrode, zeigte sich bereit, den Platz zum medizinischen Garten abzutreten, auch sich mit den gesamten Lehnsinteressenten auf das bestmöglichste und profitabelste zu vergleichen. Schröder stellte fest, dass das zu erwerbende Stück Land aus 4 Theilen bestehe: „davon das erste denen Gevettern Rauschenblaten als ein Lehn, das zweyte der Witwe Böning als ein Erbe, mitten darin belegen, eigenthümlich zugehöret. Das dritte und vierte Stück stehet denen Gevettern Rauschenblaten gleichfalls zu." Der ganze Garten misst 384 □ Ruthen, ist also um 194 □ Ruthen grösser als der bereits in der Masch angekaufte Platz. Was die Rauschenplaten für ihr Land verlangen würden, kann noch nicht angegeben werden; die c. 12 □ Ruthen Landes der Witwe Böning wolle diese für 40 Thlr. hergeben. Schröder schliesst seinen Bericht wie folgt: „In Betracht nun, dass der erstere Platz (sc. an der Masch) in der blossen Erhöhung nicht mit 1000 Thaler zu Stande zu bringen, der neue aber ohne weitere Kosten sofort zu bestellen und weit besser gelegen, auch 194 □ Ruthen grösser denn der erstere, so halte dafür, dass dieser Platz nach proportion von dem Kauf-pretio des ersteren, mit 350 biss 360 Thlr. zu kauffen

und gegen den andern Frankenfeldischen Platz zu vertauschen.“ In der Folge wurde beschlossen, den ganzen Garten mit Einschluss des

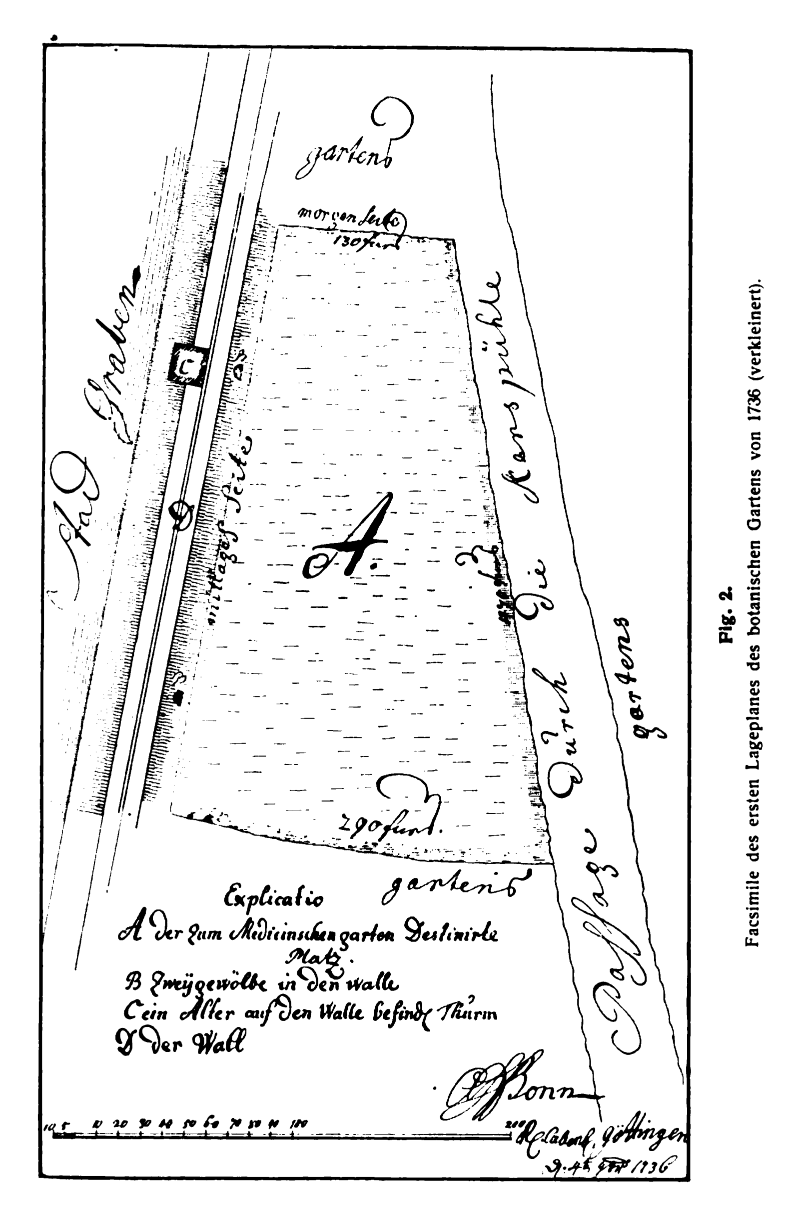


Fig. 2. Facsimile des ersten Lageplanes des botanischen Gartens von 1736 (verkleinert).

Böning'schen Streifens durch Tausch oder Kauf zu erwerben. Bülow verlangte 600 Thlr., und es wurde mit ihm durch Bevollmächtigte weiter verhandelt. Solche waren von Seite der Universität der Polizeiinspector und Senator Karl Georg Ludwig Tusch unter gelegent-

licher Beihülfe des Klosteramtmanns Tollen von Wieprechtshausen*), von Seite Bülows zuerst der Gerichtsverwalter Billeb, dann der Gerichtsverwalter Heise. Tusch wurde am 10. December 1735 instruirt „den Handel usque ad ratificationem so gut immer möglich zu berichtigen, wegen der auf dem Platze haftenden Qualitatis feudalis die nöthigen praecautiones zu nehmen, worüber Ihr mit ermeldetem Mandatario (Bülow's) einig werdet, darüber eine punctation zu errichten und solche nebst Eurem Bericht baldthunlichst einzusenden.“ Er erlangte folgende Bedingungen: 1) „wenn abseiten der universitet der Lehnsherrliche consens verschaffet, so dann diesen Garten nach dem er sich vor mit denen jetzigen Einhabern verglichen, auch denenselben 2) das jus tollendi impensas voluptuarias et utiles, des Zauns und derer Bäume gelassen würde, 3) der universitet vor 580 Thlr. Erb- und eigenthümlich zu überlassen.“ Demgemäss musste sich v. Bülow, bevor der Handel geschehen konnte, erst mit seinen Afterlehnsleuten, der Familie der Rauschenplaten abfinden. Er bot ihnen ein Aequivalent in einem vor dem Albaner-Thor gelegenen Garten, der ihm ebenfalls gehörte, und die Regierung wäre damit einverstanden gewesen, dass eine Uebertragung der Lehnsqualität von dem Garten in der Karspüle auf den anderen Platz stattgefunden hätte: da stellte es sich heraus, dass dies nicht ausführbar sei, weil das Gartenstück vor dem Albanerthor bereits Lehen war.

Man suchte nun zunächst den Franckenfeldt'schen Garten wieder los zu werden. Es traf sich gut, dass die Stadt einen Platz zur Aufstellung von Wandrahmen**) brauchte und zu dem Zweck für diesen Garten 300 Thlr. bot; ferner scheint auch die Commende sich um denselben interessirt zu haben, doch durfte „die Commenderey wegen der bekannten Recesse liegende Gründe innerhalb der Mauern der Stadt nicht acquiriren.“ Nach einigen weiteren Verhandlungen zahlte die Stadt am 3. August 1736 für den ehemaligen Franckenfeldt'schen Garten 350 Thlr. an die Regierung, also den Einkaufspreis, den letztere ein Jahr zuvor gezahlt hatte. — Mit der Witwe Gallenkamp verfuhr man kurz. Sie hatte längere Zeit hindurch, nachdem sie sich zur Annahme von 50 Thlr. für das von der Universität gewünschte Stück Wiesenland bereit erklärte, nichts mehr zur Sache vernommen, und so bat sie endlich um die Auszahlung des Geldes, erhielt aber von der Regierung am 7. Mai 1736 den Bescheid: Da der Franckenfeldt-

*) Tollen selbst schreibt stets „Wibbrechthausen“.

**) Wand = dickes Tuch; Wandrahmen sind Gerüste zum Aufspannen der Tuchstücke.

sche Garten, zu dessen Erweiterung man den Gallenkamp'schen Platz habe gebrauchen wollen, zum hortus medicus ungeeignet sei, so reflektire man nicht mehr auf diese Baustelle. Die Regierung werde sich also, um so weniger als der Handel nicht perfekt geworden sei, auf weiteres nicht einlassen, auch die Relaxation der 50 Thlr. Caution nicht verfügen, sondern die Angelegenheit dem Magistrat überlassen. So erscheint die Witwe Gallenkamp für ihre übermässigen Forderungen gewissermassen bestraft, denn man gewinnt aus den Verhandlungen den Eindruck, als wenn ihr die Auszahlung der 100 Thlr. schliesslich doch recht angenehm gewesen wäre.

Ankauf des Gartens. Zur Erwerbung des Gartens in der Karspüle war es nöthig erstens, dass der Verkäufer von Bülow den Consens seiner Agnaten beschaffte, sodann dass der Consens der Königlichen Lehnskammer erfolgte, endlich dass Bülow sich mit seinen Afterlehnsleuten abfände. Ausser diesen Umständlichkeiten erschien auch der für den Garten (einschliesslich des Böning'schen Streifens) geforderte Preis von 680 Thlr. etwas hoch, so dass die in Geldangelegenheiten stets vorsichtige Regierung Tusch den Auftrag gab, nochmals sich zu erkundigen, ob kein anderer geeigneter Platz in der Stadt für geringeren Preis zu finden sei, „auch die Sache mit dem Bülow'schen Mandatario äusserlich mit solcher Kaltsinnigkeit zu tractiren, dass dieser nicht auf den Gedanken gerahte, als ob man keinen andern als den im Handel habenden Platz auszufinden wüsste.“ Der Garten ist in dieser Zeit vermessen worden, wie die hier beigefügte Reproduction ausweist. Dagegen Norden

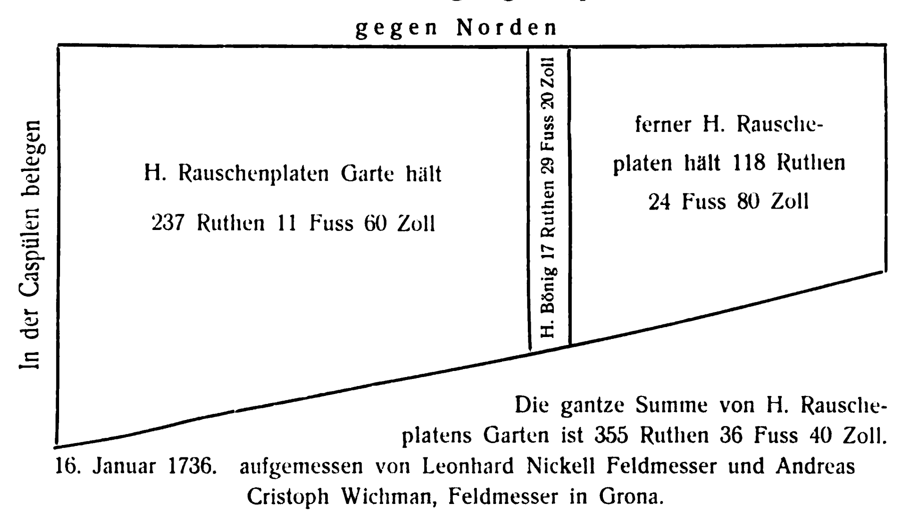


Fig. 3.
Besitz- und Grössenverhältnisse zur Zeit des Ankaufes.

nach enthielt das westliche Rauschenplaten'sche Stück 237 Ruthen 11 Fuss 60 Zoll, das östliche Rauschenplaten'sche Stück 118 Ruthen 24 Fuss 80 Zoll, und der zwischen beiden liegende Böning'sche Streifen 17 Ruthen 29 Fuss 20 Zoll im Quadrat. Bülow brachte nun bald den lehnsvetterlichen Consens des Johann Gottlieb von Bülow zu Grossen Brunsrode*) bei und erklärte sich bereit, wenn dazu der oberlehnsherrliche Consens erfolgen sollte, das Lehn der Universität ganz zu erlassen, den Garten als der letzteren erbeigenthümlich zu übergeben. Er begehrte aber dafür, dass er nicht gezwungen werde, für den Kaufpreis wieder ein anderes Lehn zu beschaffen, sondern dass er das Geld behalten dürfe. Ursprünglich hatte er die Absicht gehabt, den Garten der Universität zwar zu Lehen zu geben, dann aber beim Tode des ersten Professors der Medizin (als des Belehnten) die Lehnsfälle sich zu reserviren; jetzt aber wollte er dies nicht mehr. Er versprach seinen Afterlehnsleuten als Aequivalent für den Garten in der Karspüle einen anderen — schon genannten — vor dem Albaner Thor und dazu 126 Thlr. zu zahlen, weil letzterer um mehr als 1 Morgen kleiner war als der zu verkaufende.

Die Ueberlassung der Rauschenplaten'schen Stücke als Erbeigenthum an die Universität durfte jedoch nicht ausgeführt werden, denn die Regierung entschied in folgender Weise. Es wäre ihr zwar genehm, „dass der Platz ein sub-feudum von den von Bülow zu seyn aufhöre, und die Universität solchen von diesen zu recognosciren nicht verbunden werde. Aber der Platz könne die qualitas feudalis in Absicht der Lehnkammer nicht verlieren, sondern er müsse von der Kammer zu Lehn gehen." Also könne Bülow denselben nicht als erb- und eigen verkaufen, und die Aufhebung des Afterlehnsverhältnisses dürfe nicht zu hoch angeschlagen werden. Ob Bülow mit dem Erlös ein anderes Lehn erwerbe oder nicht, habe er nur mit seinen Verwandten abzumachen. Uebrigens sei der Garten in der Karspüle eine wüste Hausstelle; da die Rauschenplaten die meisten Schwierigkeiten machten, so sei ihnen zu eröffnen, dass sie zum bauen angehalten werden würden, falls sie weitere Schwierigkeiten zu machen fortfahren oder den Handel rückgängig machen wollten. Senator Tusch und der von Bülow'sche Bevollmächtigte Syndicus Offeney verabredeten nun die Verkaufsbedingungen genauer und reichten dieselben der Regierung ein; der Königl. Lehnskammer wurde ein Promemoria über den bisherigen Gang der Dinge unterbreitet. — Die Universität wurde benachrichtigt, dass die Regierung den jeweiligen „Professorem primarium

*) Andere interessirte Agnaten waren nicht vorhanden.

medicinae zum Lehnsträger bestelle und dass die Universität die Belehnung durch denselben suchen lassen soll“, und König Georg II. bestimmt durch einen Erlass vom 21. April 1736 den Hofrath und ersten Professor medicinae D. Richter zum Lehnträger. Am 18. Juli 1736 wird die Verkaufsurkunde über die Bülow'schen Landstücke unterschrieben, nachdem am 12. Juli eine solche mit den Böning'schen Erben geschlossen worden war, am 3. August 1736 bestätigte die Regierung beide und wies die Kaufgelder zur Auszahlung an. Die Verkaufsurkunde, durch welche die eigentliche Festlegung des Platzes für den künftigen botanischen Garten erfolgte, hat nachstehenden Wortlaut:

„Kund und zu wissen sey hiermit, dass heute dato zwischen der Königlichen Georg Augustus Universitet zu Göttingen als Käuffern an einem und dem Wohlgebohrnem Herrn Gotthard Henrich August von Bulow, zu Essenroda und Stockhausen Erb-Herrn, als Verkäuffern am andern Theil, ein beständiger unwiederrufflicher Kauff getroffen und folgender gestalt geschlossen worden.

Es Verkauffet nemlich jetztgenandter Herr Gotthard Henrich August von Bulow, mit ausdrücklichem Consens Sr. Königl. Gross-Brittannischen Majestet und Churfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Braunschweig-Luneburg, als Lehns Herrn, wie auch seines nechsten Vettern und Lehnsfolgern Johann Gottlieb von Bulow zu Grossen Brunsrode welcher seinem aus der Lehnsfolge habendem Rechte, Krafft von sich gestellten Scheines und eigenhändigen Unterschrifft, vor sich und seine Erben ausdrücklich entsaget, an Vorgedachter Königlicher Georg Augustus Universitet, als ein Mann-Lehn, drey Morgen Garten Land, in Göttingen zwischen dem Wehnder altem Dorffe, dem Walle, Vormahligem St. Nicolai Thor, und der Strassen in der Karspühlen belegen, so wie es in des Verkäuffers Lehn Brieff beschrieben, und von dessen Affter-Lehn-Männern denen Rauschenplatten bis anhero besessen, und genutzet worden, samt allem etwa auff dem Gart Lande, da es vor dem eine Baustelle gewesen, hafftenden und erweislich zu machenden Juribus und Gerechtsahmen, frey und von allen Ansprüchen ins Besondere derer Affterlehn Männer Rauschenplatten, als welche ihres Affter Lehns halber völlig befriediget, ledig, es mögen dieselben nahmen haben oder herrühren wo sie wollen: Gestalt denn zu mehrer Versicherung vorgesetzeten allen der Herr Verkäuffer bey Adelichen Ehren und Glauben, auch Verpfändung aller seiner Haab und Gühter jetzigen und zukünfftigen in specie des in Fürstenthum Grubenhagen belegenen Dorffes Stockhausen cum pertinentiis, so er der Königl. Georg Augustus Universitet als Käuffern, zu einem rechten

wahren unterpfande cum clausula constituti possessorii mittelst dieses verschreibet, auch gegen iedermann, welcher diesen Kauff anzufechten, oder Löchericht zu machen sich unterstehen sollte, zu gewehren und inner und ausserhalb des Gerichts nach Vorgängiger extrajudicial denunciation zu Vertreten.

Hiervor zahlet die Königl. Universitet als Käuffer an den Herrn Gotthard Henrich August von Bulow als Verkäuffern 630 Thlr. schreibe Sechs Hundert und Dreissig Reichsthaler den thaler zu sechs und dreissig Marien Groschen gerechnet, als ein richtig abgehandeltes Kauffgeld, welches sogleich vor ausantwortung dieses Kauff-Brieffes in einer unzertrenneten Summe an guten gangbahren $^{2}/_{3}$ Stücken Baar entrichtet, und von Verkäuffern wiederum zu seinem und seiner Erben augenscheinlichen Nutz und Vortheil angewendet worden.

Weswegen denn auch Derselbe vor sich und seine Erben, die oberwehnte Universitet als Käuffer dieses Kauff Geldes halber ledig und loss spricht über den empfang derer 630 Thlr. mit Verzeihung der ausflucht des nicht gezahlten Kauff Geldes in bester Form rechtens quitiret, sondern auch selbige in die rechte ruhige und nützliche possession setzet, das Lehn davon vor sich seine Erben und Lehnsfolger auflösset, so wie es allerunterthänigst in die Hände Sr. Königl. Gross Brittannischen Majestet und Churfürstl. Durchl. refutiret worden, um diese drey Morgen Gart Land, als ein wahres Mann-Lehn zu ewigen Zeiten nach bestem Vermögen zu geniessen und zu gebrauchen.

Gleichwie nun beyderseitige contrahenten mit diesen Kauff vollenkommen zufrieden sind, also haben sie allen und jeden exceptionen und Behelffen, so wieder diesen Kauff könnten erdacht oder gemachet werden, sich ausdrücklich und wohlbedächtlich begeben, absonderlich des arglistigen Betrugs Beleidigung unter oder über die Hälffte des wahren Werths, der Wohlthat der wieder einsetzung in vorigen Stand, und des Rechts, so da wil, dass keine allgemeine Verzicht gelte, wo keine besondere vorher gegangen alles bey Adelichem Worte und Glauben ohne arglist und gefehrde.

Zu mehrerer Uhrkund ist dieser Original Kauff Brieff in duplo ausgefertiget, ein original davon von dem Herrn Verkäuffer selbsten eigenhändig unterschrieben und mit dessen angebohrnen Petschafft Besiegelt, dass zweyte original aber im nahmen der Königl. Universitet unter approbation hoher Regierung von mir dem Gevollmächtigten. So geschehen Essenroda d. achtzehnden July Ein Tausend Sieben Hundert und Sechs und Dreissig.

(L. S.) Gotthardt Heinrich August von Bülow mpr.

Die Belehnung. Es fehlte nunmehr zur vollständigen Besitznahme des Gartens durch die Universität nur noch die beabsichtigte Belehnung des ersten Professors der medizinischen Fakultät mit dem Garten. Dieses Document erfolgte erst am 12. Mai 1739; es ist auf Pergament, in der gewöhnlichen Weise mit Verzierung der Anfangszeilen versehen, theils in Fraktur- theils in Currentschrift abgefasst und lautet wie folgt:

„Wir Georg der andere von Gottes Gnaden Koenig von Grossbrittannien Franckreich und Irland, Beschützer des Glaubens, Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heyligen Römischen Reichs Ertz Schatzmeister und Churfürst etc. für Uns, Unsere Erben und Erbnehmer, Uhrkunden und bekennen hiermit:

Demnach Unsere Lehn-Männer und liebe Getreue die Von Bülow zu Essenrode, einen gewissen Garten in Unser Stadt Göttingen zwischen St. Nicolai und dem Wehnder Thore belegen, mit Unser gnädigsten Genehmhaltung an Unsere Georg August Universität daselbst, behuef Anlegung eines Horti Medici verkauffet;

Also haben Wir besagte Unsere Universität in der Persohn des zeitigen Professoris Medicinae primarii, Unseres Hoff Rahts und lieben Getreuen Doctoris Georg Gottlob Richters mit besagtem Garten Platze binnen Unser Stadt Göttingen hiemit und Krafft dieses Briefes also und dergestalt belehnen, das derselbe und seine Successores in Officio Uns und Unseren Mittbeschriebenen davon soll treu, hold und gehorsahm seyn, wie einem Treuen Lehn-Manne eignet, zustehet und gebühret, auch das Lehn bey jedem Fall sinnen und empfahen. Dagegen wollen Wir denselben zu der Universität Handen und Behuef dieses Lehns, rechter bekenniger Herr und Gewehr seyn, wie und so offte Wir das zu thun schuldig sind. Alles getreulich und ohne Gefehrde. Des zu Uhrkund haben Wir an diesen Brieff Unser Gross-Insiegel wissentlich hangen lassen, der gegeben in Unser Residentz-Stadt Hannover den 12. May 1739.

Königl. Grossbritt. Zur Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Regier. verordnete Geheimte Rähte Krafft Königl. Special-Vollmacht

H Grote. G von Münchhausen. O W Hauss. C v Orff.

Der Lehns-Revers des Professor Richter von 1739 (welcher bei den Akten nur im Concept vorliegt) hat folgende Fassung:

„Ich Georg Gottlob Richter Nahmens und von wegen der Königl. Grossbrit. und Churfürstl. Br. Lüneb. Georg-August Universität Thue Kund und bekenne hiemit dass von den Allerdurchläuchtigsten Gross-

mächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Georg dem Andern, Könige von Grossbritanien Frankreich und Irrland Beschützer des Glaubens, Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heyl. Römischen Reichs Ertz-Schatzmeister und Churfürsten etc. Mein allergnädigsten Herren Ich etliche Güther von den Churhause Braunschweig Lüneburg zu Lehn empfangen habe, laut des mir darüber gegebenen Lehn-Brieffes welcher von Worten zu Worten lautet wie folget."

(Wortlaut des Lehnbriefes vom 12. Mai 1739.)

„Verpflichte mich demnach hiemit vor mich und meine Mitbelehnte, dass Allerhöchst-Gedachter Sr. Königl. Majt. und Churfr. Durchl. Ich und Sie von solches Lehns wegen, getreu und hold seyn, Deroselben frommen und Bestes wissen Thun und Schaffen, Schaden und Arges, aber wehren und abwenden auch in Rath und That nicht sein die wieder Sr. Königl. Majt. und Churfr. Durchl. fürgenommen werden dazu die Lehn so offte der Fall kömbt sinnen und empfahen dieselbe auch an keinen andern Orte, dann für Sr. Königl. Majt. und Churfr. Durchl. verrechten dass Lehn nicht verringern noch schmälern auch ohne des Allerhöchsten Lehns Herrn Consens und Bewilligung, davon nichts alniren sondern vielmehr stärcken und sonsten, alles andere Thun und Leisten solle, und wolle, was getreue Lehns Leute ihren Lehns Herrn zu Thun schuldig seyn alles getreul. und ohne Gefährde. Zu Uhrkund habe ich diesen Revers mit eigenen Händen unterschrieben und mit meinem Pettschaft befestiget geschehen und geben wie oben."

Es scheint nicht, als ob dieses so feierlich bestätigte Lehnsverhältniss jemals irgendwelche hervortretende Folgen gehabt hat, selbst dann nicht, wenn ein Wechsel in der Person des Professor primarius medicinae eintrat. Gleichwohl ist es lange Zeit in Uebung geblieben, und wirklich aufgehoben ist es bis heute noch nicht, wenn es auch gewissermassen ruht. In den Jahren 1778 und 1779 verursachte es dem damaligen Prof. medic. primar. Ernst Gottfried Baldinger, wie er selbst seufzt „unbeschreiblich viel Schreiberei." Nach dem Tode des ersten Lehnsträgers Richter war Professor Vogel der älteste Professor der medizinischen Fakultät, der ebenfalls bald verstarb. Auch ging in jener Zeit der Thron von dem Könige Georg II. durch dessen Tod auf Georg III. über. Bei keiner dieser Gelegenheiten wurde eine Erneuerung des Lehens nachgesucht oder ertheilt. Erst Baldinger wurde wieder am 11. Januar 1779 ein neuer Lehnsbrief verliehen, nachdem die für 3 Lehnsfälle zu entrichtenden Gebühren aus der Universitätskasse bezahlt worden waren. Diese Gebühren

waren folgende: 18 ggr Anmeldungsgebühren, 3 Thlr. Fahnengelder, 14 Thlr 12 mgr Revers- und Coll.-Gebühren, 1 Thlr. 12 mgr für Ausstellung des Lehnbriefes.

Obwohl nun Baldinger 1787 nach Marburg abberufen wurde, der nächste Professor primarius Wrisberg 1808 starb und dessen Nachfolger August Gottlieb Richter ihm 1812 im Tode folgte, geschah doch eine Wiederbelehnung bei diesen Gelegenheiten ebensowenig wie nach dem Tode Georgs III. Erst im Jahre 1825 erinnerte sich die Lehnskammer wieder an diese Ceremonie, die ohne Zweifel in den Zeiten der französischen Occupation in Vergessenheit gerathen war, und das Ministerium forderte die Universität auf, ihren Verpflichtungen unverzüglich Genüge zu leisten. Prorector und Senat indessen stellten nur die bisher erfolgten Belehnungen fest und richteten, da mancherlei Zweifel über die Behandlung der Sache aufgetaucht waren, bevor sie sich weiter darauf einliessen, folgende Fragen an die Regierung, bei denen man herauszuhören glaubt, dass die Abschaffung des lästigen Verfahrens den Betheiligten recht lieb sein würde:

1. ob bei dieser Lehnssache die Muthung und sonstigen Praestanda sowohl jetzt als für die Folge von der Universität als solcher oder von der medizinischen Fakultät ausgehen solle;
2. ob der jetzige Professor primarius der medizinischen Fakultät Obermedizinalrath Blumenbach zum Lehnsträger bestellt werden solle;
3. ob die Muthung auf sämmtliche theils von der Universität abgegangene theils verstorbene Professores primarii geschehen solle;
4. ob die Universität sich einen Anwalt für diese Geschäfte nehmen dürfe?

Dann fährt das Schreiben folgendermassen fort: „Nach der obigen Darstellung ist der Platz zu dem botanischen Garten nicht von der Universität, sondern von Königl. Geheimenraths Stube erkauft, und jene verdankt die Benutzung desselben wiederum lediglich der Königlichen Gnade; so dass in diesem besonderen Fall das lehnsherrliche Recht mit dem des Vasallen im wesentlichen vereinigt zu sein scheint. Da nun ausserdem, wie die Erfahrung gezeigt, in der Person des Professor primarius der medicinischen Facultät, als den bisherigen Lehnsträgern, theils durch Abgang auf eine andere Universität, theils durch Todesfälle, öfters Veränderungen vorgehen und

folglich eben so oft neue Belehnungen nöthig werden, welche mit nicht unbedeutenden Kosten verknüpft sind, so verstellen wir zu höherem Ermessen es ehrerbietigst, ob wohl nicht eine Allodification jenes Lehens thunlich wäre, oder, wenn dieses nicht stattfinden könnte, ob nicht in Hannover von Seiten Königl. Universitäts-Curatorii ein Lehensträger bestellt werden könnte?"

Welche Erwägungen über diese Anregung stattgefunden haben, ist aus den hier vorliegenden Akten nicht zu ersehen; sie fiel jedenfalls auf günstigen Boden, denn schon am 3. Februar 1826 theilte das Ministerium der Universität ganz kurz mit: „es ist beliebt worden, zwar die bisherige Lehnsqualität des dortigen botanischen Gartens fortbestehen zu lassen, jedoch die Universität Göttingen, so lange derselbe von dieser benutzt wird, von der Verfolgung des Lehns und der Berichtigung der üblichen Belehnungsgebühren zu dispensiren." Auch wegen der bereits eingetretenen 4 Lehnsfälle wurden die Formalien ebenso wie die Gebühren niedergeschlagen. Damit war diese Angelegenheit aus der Welt geschafft.

Die Einrichtung des Platzes zum botanischen Garten und die Bauten.

Mit der Aufstellung und Vollziehung der Kaufcontracte war der Auftrag erledigt, den die Regierung dem Polizeiinspector Tusch gegeben hatte; sie theilte ihm dies mit, indem sie die Absicht aussprach, wegen Aptirung des Platzes zum botanischen Garten weiterhin mit dem künftigen Professor der Botanik das nöthige überlegen zu wollen.

Nun handelte es sich zunächst um 3 Dinge: die Einfriedigung des Gartens, den Bau der Häuser und die Urbarmachung des Landes behufs Aufnahme der Gewächse. Es wird zweckmässig sein, die Maassnahmen zur Herstellung derselben getrennt zu überblicken.

Die Einfriedigung.

Eine feste Abgrenzung des für den botanischen Garten ersehenen Platzes gegen die Nachbargrundstücke war schon bei den Verhandlungen um die Grasgärten in der Masch als vor allem erforderlich erkannt worden. Hier in der Karspüle erschien dieselbe um so nothwendiger, als zu wiederholten Malen darüber geklagt wird, dass „unartige Leute" und Thiere in den Garten eindrängen. Daher wurde alsbald nach geschehener Ratification der Kaufverträge der Landbaumeister Bonn seitens der Regierung beauftragt, ein

Gutachten darüber abzugeben, ob eine Holzplanke oder eine Mauer als Einfriedigung zweckmässig sei. Bonn schlug eine sog. „Haarwand“ von 9—10 Fuss Höhe längs der Karspüle vor, an der Wallseite ein Stacket. Schon damals war „der zur Errichtung der Universität gewidmete Fond durch die Kostbarkeit der bisherigen Baue gänzlich erschöpfet“, daher musste man auf äusserste Sparsamkeit bedacht sein, und es wurde beschlossen, an der Strassenseite eine Planke, an der Wallseite ein Stacket und an den beiden Kurzseiten des Gartens lebendige Hecken aus Weissbuchen herstellen zu lassen; dem Unternehmer sollte das Holz zu den Zäunen geliefert werden. Die Hecken zu pflanzen übernahm der Gefreyt-Corporal Piepenbrinck. Kloster-Baumeister Schädeler schloss mit ihm einen Contract ab, der von der Regierung genehmigt und dem Bürgermeister Riepenhausen sowie dem Commissar Tusch mitgetheilt wurde, damit sie sich bei der Bezahlung der Arbeit darnach richten und die contractmässige Ausführung beaufsichtigen könnten. Da die Hainbuchen nicht anders als aus dem Stadtwalde zu haben waren, so sollte der Bürgermeister deswegen den Magistrat „anlangen, wobey Ihr jedoch auch in die Wege richten werdet, dass durch genaue Aufsicht allem besorglichen Unterschleif vorgebeuget, und nicht gestattet werde, ein mehreres als zu der Hecke nöhtig, aus dem Holtze zu holen.“ Wenig später jedoch änderte sich die Ansicht bezüglich der Hecken wieder: es sollte Professor Haller überlassen bleiben, eine solche demnächst von einigen in einem medicinischen Garten nützlichen Kräutern oder Stauden-Gewächsen setzen zu lassen.“ Uebrigens sollten die Nachbarn ihre Hecken und Zäune in Ordnung zu halten und dicht zu machen durch den Magistrat angehalten werden, wie diesem von der Regierung in besonderer Verfügung aufgetragen wurde. Auch der darum befragte Klosteramtmann Tollen sprach sich gegen die Anlegung von Hecken aus, die später doch durch Planken ersetzt werden müssten. Dennoch wurden die Hecken im Jahre 1738 angelegt. Man brauchte dazu 26 Schock 6füssige daumenstarke Hainbuchenbüsche, die aus dem Göttinger Walde gegen Bezahlung von 9 mgr für das Schock, zusammen also für 6 Thlr 18 gr entnommen wurden; die Arbeit ist unter Aufsicht des Conducteurs Oelffen, Haller's und Tollen's ausgeführt worden. Die Hainbuchen wurden am 27. März 1738 bezahlt, alsbald gepflanzt und waren am 28. August „ziemlich ausgeschlagen.“ Aber schon zu Anfang des Jahres 1740 klagte Haller darüber, dass die Hecke übel gerathen sei und wünschte statt derselben Planken. Obwohl auch der zur Bericht-

erstattung aufgeforderte Bürgermeister Riepenhausen die Hecke als schlecht bezeichnen musste, wurde nur eine Ausbesserung derselben durch den Gärtner Mittag für 4—5 Thlr bewilligt.

Die Planke an der Karspüle wurde am 14. Februar 1737 dem Zimmermeister Deckelmann in Auftrag gegeben, ebenso ein Stacket, das den Vorplatz vor den Häusern abschliessen sollte. Das erforderliche Holz lieferte das Klostergut Wieprechtshausen: es waren 7 Fuder Futterdielen, die dem Zimmermeister übergeben wurden.

Ebenso musste an der Wallseite ein Abschluss hergestellt werden. Zunächst dachte man daran, auch hier eine Hecke zu pflanzen, doch war die Regierung der Meinung, „man müsse sich die Situation des Platzes zu nutze machen, und an dem Wall herunter Terrassen, welche in anderen dergleichen Gärten oft durch Kunst und grosse Kosten zu erlangen gesucht werden, dergestalt anlegen, dass solche bloss mit Wasen ohne Mauer Werk befestigt und oben an dem Walle eine niedrige Planke oder Stacket demnächst gesetzet werde." Aber der Brigadier von Druchtleben berichtete auf Befragen wegen etwaiger Genehmigung solcher Arbeiten an die Regierung, dass er weder erlauben noch versagen könne Terrassen anzulegen, denn der Hauptwall gehöre der Stadt. Der Wall sei an dieser Stelle schmal, daher möge man im Fall der zugestandenen Erlaubniss die Terrassen nicht aus dem Wall ausheben, sondern solche mit anderer Erde anfüllen. Der Gang durch den Wall, der an dieser Stelle zu einem kleinen gemauerten Rondel führe, müsse immer verschlossen bleiben „zu Verhütung allerhand Unterschleiffe und Desordres." Beigegebene Zeichnungen des Wallprofiles und zweier resp. dreier Terrassen mit Verwendung von Mauerwerk erläuterten die Ausführungen des Brigadiers dahin, dass die Regierung von der Anlegung solcher Terrassen „als welche nicht wenig kostbahr werden würde" absah. Hier griff nun auf Erfordern abermals Klosteramtmann Tollen ein. Er bezeichnete die Herstellung einer Bretterplanke oben am Wall als nothwendig, „zumahlen daran ein recht schönes Expallier anzulegen wäre." Ferner schlug er vor, dass die ganze Planke in Mandelbeck fertig gemacht und dann nach Göttingen geschafft werde; er glaubte dabei zu sparen und die Planke bald fertig zu haben. Die Regierung war damit einverstanden, liess unter Tollen's Vermittelung ein gemauertes Fundament zu dieser Planke durch den Maurermeister Sebastian Seeger für 51 Thlr. ausführen und die Planke errichten, die im Mai 1738 fertig wurde. Wahrscheinlich ist sie aber nicht an der Wallkrone, sondern am Fusse des

Walles erbaut worden, wie sich aus späteren Akten ergiebt. Sie hatte 2 Thüren. Die Kosten der ganzen Planke um den Garten betrugen nun 252 Thlr. 12 mgr., wovon wegen forstzinsfreier Lieferung der Hölzer 23 Thlr. 36 gr. abgingen, so dass 228 Thlr 18 gr. zu zahlen waren.

Als dann im Jahre 1740 die Häuser erbaut waren, in denen der Gartendirector und der Gärtner (nebst Anatomie etc.) wohnten, verlangte Haller zur Sicherung seines Hauses gegen Diebe eine Planke auch ausserhalb der so übel gerathenen Hainbuchenhecke, oder im unteren Stockwerk eiserne Stäbe an den Fenstern, oder Fensterläden. Wieder musste der vielbenutzte Bürgermeister Riepenhausen sein Gutachten auch hierüber abgeben, und dieser schlug in Gemeinschaft mit dem Hofgerichts-Assessor Insinger vor, dass in der Fluchtlinie der beiden Häuser auf der Nordseite derselben eine Scheidungsplanke errichtet werde, theils wegen der Bewachung des Gartens, theils des eindringenden Viehes wegen; 3 verschiedene Kostenanschläge wurden dazu eingereicht. Auch Architekt Heumann in Hannover, der von der Regierung zur Begutachtung der Sache ebenfalls veranlasst wurde, hielt des Viehes wegen eine Hecke für unzureichend. Die Planke an den Häusern entlang sollte 438 Fuss lang sein, wovon aber die Längen der Gebäude selbst abgehen, so dass der Zaun 320 Fuss lang sein würde. Sie sollte 128 Thl. 12 mgr. kosten, eine Untermauerung ist nicht für erforderlich erachtet worden. Am 17. März 1740 wurde diese Scheidungsplanke an den Zimmermeister Gabriel Thon für 118 Thlr. vergeben, unter genauer Vorschrift über die Beschaffenheit und die Maasse des Zaunes und der zu verwendenden Hölzer.

Nun war der Garten in folgender Weise eingefriedigt: an der Strassenseite stand eine untermauerte hölzerne Planke, unten am Wall eine ebensolche, an der West- und Ostseite befanden sich Hecken aus Hainbuchen; unmittelbar in der nördlichen Fluchtlinie der beiden Häuser verlief in west-östlicher Richtung eine gerade nicht untermauerte Gartenplanke, und es waren die Zugänge zu den Gebäuden durch Stackete rechts und links abgegrenzt. Aber schon im Jahre 1747 musste die zuerst errichtete Aussenplanke, weil sie infolge unordentlicher Construction schadhaft geworden war, unter Aufwand von 44 Thlr. ausgebessert werden.

Bau der Häuser.

Als gegen Ende des Jahres 1736 die Regierung an die Einrichtung des in der Karspüle angekauften Gartenstückes zum Zweck eines Hortus medicus ging, war zuerst zu überlegen, welche Gebäude

dort errichtet werden müssten. Haller wurde um seine Meinung befragt und, nachdem dieselbe geäussert worden, der Landbaumeister Bonn veranlasst, im Einvernehmen mit dem Professor die Risse und Anschläge herzustellen. „Da der fundus zu den Einrichtungs-Kosten der Universität sehr vergriffen ist, so ist ein Haupt Absehen in alle Wege auf eine vernünftige menage zu richten.“ Bonn sollte zusehen, was etwa von den bisher bei anderen Universitätsbauten vorräthig gebliebenen Materialien zu gebrauchen sei, und die Baupläne auf das allernöthigste einrichten, doch aber so, „dass mit der Zeit eine Extension Statt finden könne Gestalt wir denn insonderheit die angegebene Grösse des Gewächs-Hauses etwas übermässig finden.“ Besonders wird auch ein Gutachten darüber verlangt, was an Tannen- und Eichenholz dazu nöthig sein werde, „weil der menage halber das Gebäude von Holtz zu machen seyn wird.“

Das Hauptgebäude.*) Nach dem ursprünglichen Plan vom 22. November 1736 sollte das Gebäude 50—60 Fuss lang werden. Es sollte „zum Gewächssaal und dem darüber anzulegenden Theatro anatomico“ dienen, zu letzterem sollte auch 1 kleine Küche und 1 Kammer zu den Praeparationen gegeben werden; für den Gärtner war nicht mehr als 1 Stube, Kammer und Küche bewilligt. Da die Gebäude nicht massiv werden sollten, so waren zunächst nur die Fuhrlöhne zu berechnen und anzugeben, wo man das Holz schneiden lassen könne. Das Tannenholz werde wohl aus Wieprechtshausen, das Eichenholz aus Mariengarten genommen werden können.

Jetzt wurde der Klosterbaumeister Schädeler in Hannover zu der Herstellung der Bauten herangezogen und etwa Mitte Januar 1737 nach Göttingen versetzt. Vor allem wurde ihm von der Regierung Sparsamkeit empfohlen, denn es werde schwer sein, im nächsten Jahre das Gebäude für das Gewächshaus und das theatrum anatomicum herzustellen. Nach dem Vorschlage Bonn's sollte das Gebäude an den Wall gerückt werden, so dass man zu demselben durch die ganze Breite des Gartens werde gehen müssen. Diese Stellung sei zwar wegen Schutzes gegen den Nordwind gut, „es ist aber dagegen das Bedencken, dass wenn die Studiosi zu den anatomien in Menge zusammen kommen und durch den Garten gehen, dieser dadurch beschädiget und insonderheit der Früchte nicht geschonet werde“

*) Enthielt nach seiner Fertigstellung den anatomischen Lehrsaal nebst Zubehör, einen Raum für Gewächshauspflanzen und die Wohnung des Gärtners; enthält 1901 im oberen Stockwerk die Wohnräume für den Gartenmeister, im unteren westlich eine Wohnung für den Gartendiener, östlich Diensträume zu Gartenzwecken.

mögte, daher dann rahtsamer zu seyn scheinet, das Gebäude vorn in den Eingang des Gartens zu legen, wo es nicht etwan thunlich ist, dass zu der anatomie Cammer der Eingang vom Walle aus gemachet werde.“ Bald darauf erhielt Schädeler einen von dem Geheimen Kanzleisecretär Voigt angefertigten „Riss zu einem Gebäude, worin zugleich nebst der Wohnung vor den Gärtner das Gewächs Hauss, das theatrum anatomicum, und obendrauf ein observatorium astronomicum mit Anbringung eines platten Dachs angelegt werden könnte,“ zur Ueberlegung, „in wie weit nach den localistischen und oeconomischen Umständen auf solchen Riss zu reflectiren stehe.“ Man

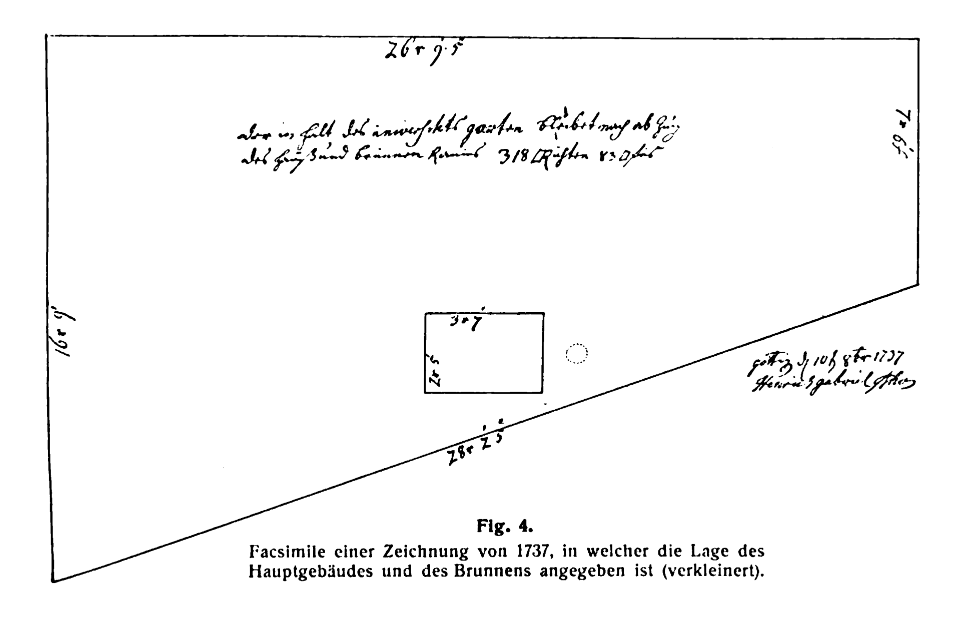


Fig. 4.
Facsimile einer Zeichnung von 1737, in welcher die Lage des Hauptgebäudes und des Brunnens angegeben ist (verkleinert).

wollte zwar von dem Bau dieses Hauptgebäudes im laufenden Jahr noch absehen, doch Haller bat um Beschleunigung, und die Regierung wollte ihm so viel als möglich entgegenkommen; sie glaubte mit 1200 Thlr., abgesehen von dem Holze, für den Bau auszureichen. Das Treibhaus aber musste nun um so mehr für das folgende Jahr zurückgestellt werden. Was die Stellung des Hauses im Garten betraf, so wünschte Haller, dass es in die Mitte des Gartens käme, die Regierung aber rückte es zunächst um 10′ näher gegen die Strasse, damit der ohnehin gegen seine Breite disproportionirt lange Garten um so breiter bleibe. Das Glashaus sollte dann westlich davon in gleicher Linie stehen, damit die Wallseite frei bliebe. Es wurde ferner erwogen, wie man mittelst Anbringung einer Mezzanine

die Beschwerlichkeit und Kostbarkeit einer Mansarde ersparen könne; auch sollte ein Keller angelegt werden, und für den Gärtner wurde eine kühle Speisekammer vorgesehen; endlich wollte man ein nach Norden gelegenes Praeparationsgemach einrichten, dessen einziges Fenster mit einem dicken Laden verschlossen werden könne. Ueberdies wurde die Anlegung eines Brunnens im Garten geplant.

Wegen der Lieferung der zum Bau erforderlichen Hölzer wurden Klosteramtmann Tollen in Wieprechtshausen und der Klosterverwalter Kellner in Mariengarten angewiesen, ersterer betreffs des Tannen-, letzterer betreffs des Eichenholzes, diese Hölzer in einer nahe gelegenen Sägemühle schneiden zu lassen und so nach Göttingen zu befördern, jedoch „nach Eyd und Pflicht aufs allerwohlfeilste und genaueste zu behandeln"; die Rechnungen seien aus dem Klosterregister zu bezahlen. Haller zog unterdessen den Professor Segner zur Berathung hinzu, wobei sich ergab, dass namentlich verschiedene Fenster grösser gewünscht wurden. Ein Kostenvoranschlag Schädeler's vom 14. Februar 1737 stellte folgende Posten auf:

Maurer-, Steinhauer-, Dachdecker- und Tünchearbeiten (Maurermeister Christoph Heinemann)	630	Thlr.	–
Zimmer- und Schmiedearbeiten (Zimmermeister Nicolaus Busack)	174	Thlr.	–
Tischlerarbeiten (Tischlermeister Andreas Vogt)	170	Thlr.	–
Schlosserarbeiten (Schlossermeister Joh. Christian Wrede)	65	Thlr.	12 ggr.
Glaserarbeiten (Glasermeister Johann Hennen) .	45	Thlr.	–
„die Ofens" (Töpfermeister Georg Christ. Dankmer)	46	Thlr.	–
in summa	1130	Thlr.	12 ggr.
Der Brunnen würde kosten	53	Thlr.	–

Bereits am 20. Februar fanden alle diese Vorschläge die Zustimmung der Regierung, die Contracte mit den genannten Handwerksmeistern wurden abgeschlossen, und es wurden auch die Abänderungsanträge Haller's, nach welchen das obere Stockwerk um 6 Zoll höher und die Fenster grösser gemacht werden sollten, ebenso wie die Herstellung des Kellers unter der Gärtnerstube und Kammer und der Brunnen genehmigt. Haller wollte das Gebäude immer noch so gestellt wie ursprünglich beabsichtigt, damit man mit einem Wagen vor demselben umkehren könne, doch ging die Regierung darauf nicht ein, vielmehr wurde erst mehrere Monate später dem Bürgermeister

Riepenhausen der Auftrag ertheilt, er solle dies „auf gute Art obbemeldetem Professori zu erkennen geben."

Nun sollte alsbald der Bau begonnen werden, und er wurde von der Regierung aus thunlichst gefördert. Den Handwerkern wurde Geld angewiesen, dem Maurer Rüstzeug und Kalk verabfolgt, den Klosterguts-Verwaltungen von Wieprechtshausen und Mariengarten wurde unter genauester Angabe der Maasse Auftrag ertheilt, die zum Bau erforderlichen Hölzer an Busack, die Dielen an Deckelmann zu liefern, ja dem Tischler sollte das Holz sogar ins Haus geschickt werden; mit Heinemann und Busack wurden die Contracte bezüglich der Herstellung eines Brunnens abgeschlossen, auch ihnen Vorschüsse gezahlt. Als trotz allem am 20. April die Bauarbeiten noch nicht begonnen hatten, drängte die Regierung darauf, dass der Maurermeister schriftlich angehalten werden solle, ungesäumt an die Arbeit zu gehen, den Grund auszugraben, die Fundamente aufzuführen. Es zeigte sich indessen, dass theils die Lieferung des Holzes von den Klostergütern noch nicht geschehen war, theils das aus Mariengarten verabfolgte Eichenholz als unbrauchbar sich erwiesen hatte. Man schuf Abhülfe durch wiederholte Befehle der Regierung und durch Anweisung einiger alter Eichenstämme aus dem Mandelbecker Forst. Daraufhin ging es zwar mit dem Bau verhältnissmässig rasch voran, so dass bereits Mitte August der Maurermeister Heinemann um Zahlung ansuchen konnte, da das Haus so ziemlich fertig sei; der Zimmermeister hatte es schon früher unter Dach gebracht. Aber zugleich ergab sich, dass einige Handwerker die contractmässigen Bedingungen nicht erfüllt hatten: die Grundmauern waren z. B. statt 4′ nur 3′ und $2^1/_2$′ dick; der Tischler weigerte sich zu arbeiten und schützte späte Lieferung allzu frischen Holzes, Ueberhäufung und Gesellenmangel vor; der Brunnen war im Dezember noch nicht angefangen, dort vielmehr nur ein unförmliches Loch zur Lehmgewinnung ausgegraben worden; im Hause lagen die Fenster der Gärtnerwohnung $5^1/_2$′ über dem Fussboden, so dass man auf eine Bank steigen musste, um hinauszusehen; es war kein Keller angelegt; die Gips-Fussböden fehlten noch; die Fensterbeschläge im Theatrum anatomicum waren unzulänglich u. s. w. — Wer dächte bei der Schilderung solcher Zustände nicht an ähnliche Vorkommnisse auch heutzutage noch?

Die Regierung war indessen nicht gewillt, derartige Ungehörigkeiten sich bieten zu lassen. Sie sistirte zunächst die weiteren Auszahlungen an die Handwerker, ordnete eine Untersuchung über die Schuld der letzteren an, der Bürgermeister wurde angewiesen die Fenster mit

Matten zu schliessen und die Kosten zu notiren. Bauamtmann Schädeler musste eingehend berichten, stellte jedoch dabei einzelne der geschehenen Ausstände als minder erheblich dar. So meinte er „die Fenster, welche aber in keinen Saalon sondern zur Anatomie destinirt“ seien, wären ganz recht so wie sie gemacht wurden; das eine derselben gegen die Strasse werde mit runden erhobenen Bänken fast zugekleidet werden, darum seien die übrigen so gross und breit zu lassen, damit desto mehr Licht auf den Anatomie-Tisch falle. Gleichwohl mussten die Handwerker manches ändern, z. B. sollte die Wohnung des Gärtners mit trockener Erde so weit aufgefüllt werden, dass er zum Fenster hinaussehen könne; ein Schornstein musste abgebrochen und in anderer Weise wieder aufgeführt werden, weil er gegen die Symmetrie errichtet war, und anderes mehr. Der Fussboden im Gewächshause ist mit behauenen „Heydenberger“*) Platten belegt worden, statt des ursprünglich veranschlagten hölzernen Fussbodens; vor dem Anatomie-Tisch wurde ein Geländer von gedrechselten Traillen für 2 Thlr. 18 gr. hergestellt; 3 eiserne Oefen wurden gesetzt.

Nachdem nun die Arbeiten so weit gediehen waren, wollte der grossen Verantwortung wegen Niemand mehr die Aufsicht über den Garten länger führen, und Bauamtmann Schädeler beantragte, den Schlüssel zum Garten an Haller zu übergeben. Auf Verfügung der Regierung geschah diese Uebergabe der Schlüssel von Haus und Garten durch den Bürgermeister Riepenhausen am 8. Mai 1738, indem zugleich die Regierung die Aufsicht über den Garten und die Gebäude an Haller übertrug.

Treibhaus. Das „Gewächsgemach“, wie Bürgermeister Riepenhausen den zur Aufstellung einiger Topfpflanzen bestimmten Raum in dem Hauptgebäude des botanischen Gartens einmal nennt, konnte nur den ersten Anfang der Gewächshausbauten bedeuten. Schon am 19. Juli 1735 hatte Albrecht eines zu erbauenden Glashauses Erwähnung gethan, dann hatte Haller in Verbindung mit dem Landbaumeister Bonn Pläne zur Bebauung des Gartens in der Karspüle eingereicht und darin ein Gewächshaus beantragt. Gegen Ende des Jahres 1736 wünschte die Regierung bereits genaueres über die Stellung dieses Treibhauses zu dem Hauptgebäude zu vernehmen, ob es an den Seiten desselben oder für sich besonders stehen solle.

*) d. i. der Hainberg bei Göttingen, auf welchem Muschelkalk-Platten gebrochen werden.

Derartige Häuser müssten gegen die Mittagsonne gerichtet sein. Haller wollte es in die Mitte des Gartens setzen und man hoffte dasselbe schon im Frühjahr 1737 ausführen zu können. Bonn schlug vor, dafür alte Materialien zu verwenden, die von dem beim Hause des Professor Heumann*) abgebrochenen Brauhause entnommen werden könnten, indessen kam man davon bald zurück, um so mehr als auch der Bau selbst für später zurückgestellt werden, die Herstellung der an der Ostseite des Gartens einzurichtenden Mist-

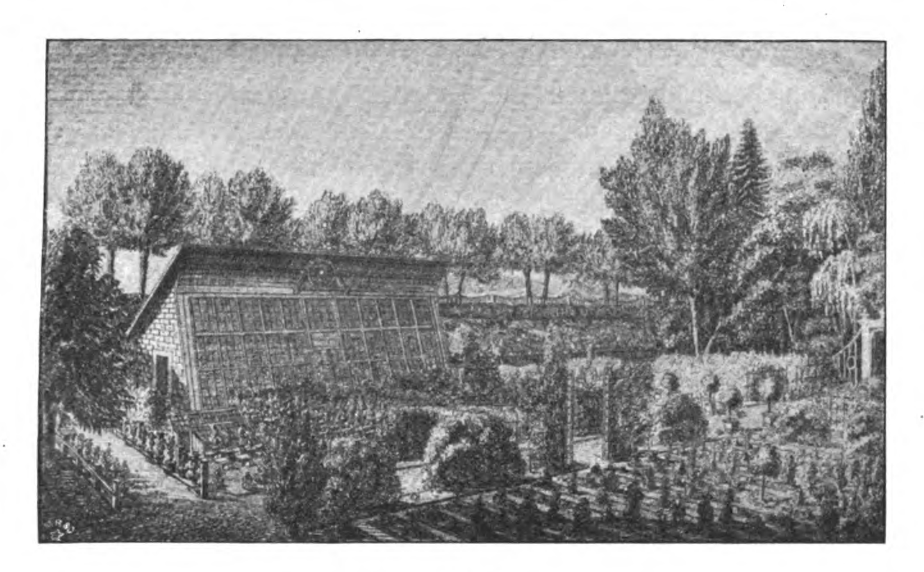


Fig. 5.
Das erste Gewächshaus in der Zeit um 1750.

beete dem künftigen Gärtner vorbehalten bleiben sollte. Bei Gelegenheit eines eingehenden Berichtes über den Garten schlug dann im Dezember 1737 Klosteramtmann Tollen mit praktischem Blick vor, das Treibhaus und die Mistbeete zu beiden Seiten desselben dem Hause gegenüber, mitten im Garten am Wall anzulegen, was denn auch Billigung fand.

Neuerdings beantragte Haller die Erbauung eines Glashauses, doch wurde ihm 4. Juni 1738 eröffnet, dass dies wegen Mangels an Mitteln nicht geschehen könne, Mistbeete könnte er indessen anlegen. Wenige Tage später aber hat das Blatt sich plötzlich gewendet:

*) An der jetzigen Paulinerstrasse.

Bürgermeister Riepenhausen erhält die Nachricht, es sei „beliebet worden ein, jedoch nur gantz kleines Glashauss, behuef ausländischer Gewächse aufrichten zu lassen.“ Der Kunstmeister I. G. Pfister in Hannover soll Riss und Anschlag fertigen „mit möglichster Menage, jedoch vorhero des Leib Medici Hugo guthachtliche Gedanken über dessen Einrichtung vernehmen.“ Diesem Auftrage kam Pfister bereits innerhalb einer Woche nach, und jetzt erhielt auch Haller die Nachricht, dass man nun doch ein Glashaus bauen werde; wenn er nichts gegen die ihm zugesendeten Anschläge und Pläne zu erinnern habe, möge er dieselben an Riepenhausen weitergeben, der Sachverständige befragen und einen Unternehmer suchen sollte. Unter des Architekten Heumann Beistand wurden die Vorschläge ausgearbeitet und die Kosten auf 242 Thlr. berechnet. Es ist dann nach Zustimmung der Regierung mit dem Zimmermeister Deckelmann am 24. Juli 1738 ein Contract auf 240 Thlr. abgeschlossen und das Haus von diesem noch in demselben Jahre erbaut worden. Im ersten Winter scheint man es aber noch nicht benutzt zu haben, denn erst Anfang November 1739 verlangte Haller das für dasselbe erforderliche Brennholz, welches ihm der Bürgermeister liefern musste. Auch wurden einige Wochen später eine Stellage im Treibhause und 15 Fensterläden für dasselbe bewilligt. Erstere fertigte Deckelmann für 8 Thlr. 27 mgr., letztere Joh. Heinr. Schröder für 15 Thlr. 5 mgr. Die Läden waren zum Abnehmen eingerichtet, Anstrich derselben wurde nicht beliebt.

Die Mistbeete sollten ursprünglich in die östliche Ecke des Gartens gelegt werden, doch kam man davon zurück, weil Schädeler richtig bemerkte, dass sie dort im Schatten der Planke liegen würden. Zunächst wurden im Sommer 1739 zwei 20′ lange und 7′ breite Beete mit eichener Umfassung für je 10 Thlr. 30 mgr. angefertigt. Nach Tollen's Vorschlag lagen sie zu beiden Seiten des Treibhauses unter dem Wall. 1740 wurde die Anlage eines dritten Mistbeetes verweigert, dagegen wurden im gleichen Frühjahr zwölf Mistbeetfenster bewilligt, deren jedes 3 Thlr. 6 gr. kostete.

Brunnen. Die Regierung beschloss am 7. Februar 1737 einen Brunnen im botanischen Garten anlegen zu lassen, dessen Kosten auf 53 Thlr. berechnet wurden. Obwohl seine Herstellung sofort verdungen wurde, liessen die Unternehmer Maurermeister Heinemann und Zimmermeister Busack sich damit so viel Zeit, dass es das Befremden der Regierung erregte. Der vielbenutzte Klosteramtmann Tollen musste auch hier eingreifen, gleichwohl wurde der Brunnen erst im Frühjahr 1738 fertig. Eine Besichtigung desselben ergab ein

überraschendes Resultat, das an die bekannte Anekdote von dem Blaserohr erinnert: statt des ausbedungenen Druckwerkes war ein Zugwerk benutzt worden, statt der Bekleidung der Brunnenröhre aus Eichenholz hatte man Tannenholz genommen. Solcher Eigenmächtigkeiten wegen verweigerte die Regierung die Auszahlung der Restsumme der Rechnung; entweder solle Busack sich um 5 Thlr. kürzen lassen, oder er habe 5 Jahre lang für den Brunnen zu garantiren und für alle etwa vorkommenden Reparaturen aufzukommen. Busack rechtfertigte sich dahin, dass er wegen des hohen Salpetergehaltes im Göttinger Wasser statt des Druckwerkes ein Zugwerk im Brunnen angebracht habe, weil dieses länger haltbar sei. Er wolle lieber 10 Jahre für ein Zugwerk als 2 Jahre für ein Druckwerk garantiren. Dadurch war indessen die Regierung nicht zufriedengestellt, vielmehr musste Busack eine 5 jährige Garantie übernehmen und sogar, „da er nicht angesessen auch sterblich ist", einen Caventen stellen. Derartige Unzuverlässigkeiten der Handwerker hatten zur Folge, dass man gegen dieselben nur um so vorsichtiger, ja misstrauisch wurde. — Im Jahre 1746 mussten für Reparaturen am Brunnen 11 Thlr bezahlt werden.

Das Wohnhaus des Directors. Am 9. Januar 1738 reichte der Klosteramtmann Tollen bei der Regierung einen Plan ein, welcher zeigte, in welcher Weise nach Haller's Ansicht der Garten einzutheilen wäre. „Es ist darinnen zu sehen, auf welchen Ort der Dr. Haller ein Wohnhaus vor sich zu setzen verlanget." Dies ist die erste Nachricht über das Dienstgebäude, welches für den Director des botanischen Gartens bestimmt war. Am 5. April 1738 verfügte die Regierung, dass „das behuef des neuen Hauses im horto Medico ausgewiesene Holtz" in Mandelbeck an Ort und Stelle behauen werden solle. Schon am 17. Juli 1738 waren durch den Maurermeister Tümmel die Fundamente aus behauenen Kalksteinen vom Hainberge hergestellt, und man begann die Kellergewölbe zu construiren. Die Thür- und Fenstergewände des Kellergeschosses wurden aus behauenem Sandstein eingesetzt, ebenso der Sockel. Der Zimmermeister Thon richtete „das grobe ungerade ästige Eichenholz" zu; das Tannenholz war angefahren. Der Zimmermeister wurde angehalten, 14 Gesellen anzustellen, „damit das Gebäude zeitig gerichtet werde und unter Dach kommen möge, zu dem Ende die Ziegel auch schon bestellet sein, damit das Hauss so bald es im Holtze auffgerichtet, belattet und mit Ziegeln behanget werden könne." Am 28. August 1738 konnte Riepenhausen berichten, dass das Gebäude eben aufgerichtet werde (d. h. das Fachwerk aus Eichen- und Tannenholz),

so dass man noch in derselben Woche damit fertig werden und mit der Ausführung des Daches beginnen könne. Die Maurerarbeiten

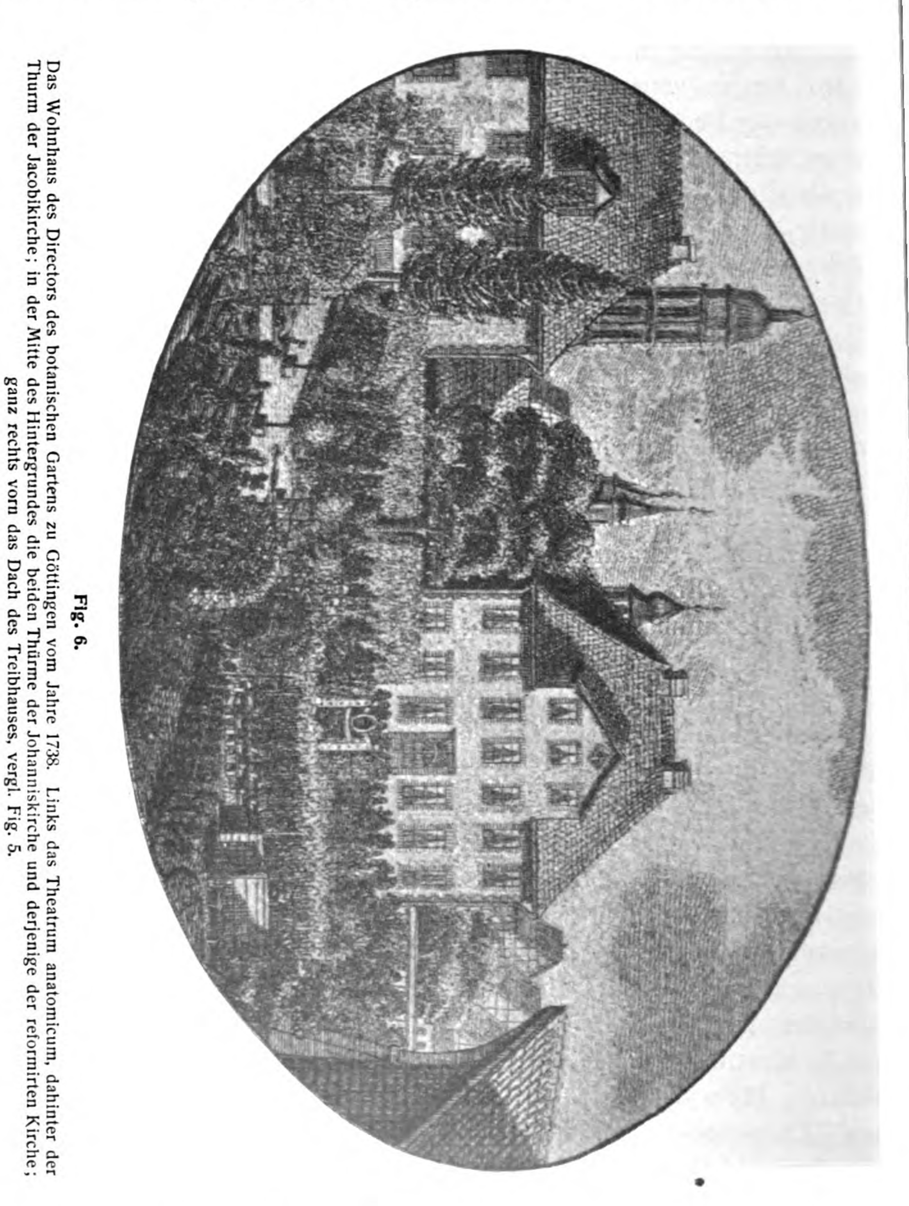


Fig. 6.
Das Wohnhaus des Directors des botanischen Gartens zu Göttingen vom Jahre 1738. Links das Theatrum anatomicum, dahinter der Thurm der Jacobikirche; in der Mitte des Hintergrundes die beiden Thürme der Johanniskirche und derjenige der reformirten Kirche; ganz rechts vorn das Dach des Treibhauses, vergl. Fig. 5.

waren „mit dem unterwerck in Kellern und Mauer, ausser denen 2 Treppen vor beyden Hauss-Thüren fertig.“ Der Bürgermeister meinte, man solle den Maurern und Zimmerleuten beim Richten des Hauses ein „trinckgeld“ geben, die Regierung aber versprach dies

erst nach der Besichtigung des Hauses thun zu wollen. — Die Akten über den Bau dieses Dienstgebäudes scheinen grösstentheils abhanden gekommen zu sein, sie waren wenigstens bisher nicht aufzufinden. Was hier darüber noch mitgetheilt werden kann, ist dürftig und trifft die Hauptsachen nicht. Immerhin mag manches davon interessiren.

Im August 1739 beantragte Riepenhausen, dass die Häuser gefirnisst werden möchten; diese „Bemahlung" wurde veranschlagt auf 44 Thlr. für die Anatomie, 52 Thlr. für das Haller'sche Wohnhaus und 13 Thlr. für das Treibhaus. Die Kosten wurden zwar bewilligt, doch zugleich aufs genaueste bestimmt, dass keine Leimfarbe sondern Oelfarbe, keine Kreide sondern Bleiweis in dreimaligem Anstrich zu verwenden seien, auch dass die Häuser nur innen, nicht auch die Aussenseiten angestrichen werden dürften, letztere erst im künftigen Sommer. Der Maler Friedrich Daniel Oelbken führte die Arbeiten aus.

Nachdem Professor Zinn gestorben war, beantragte dessen Witwe im April 1759, dass die Melioramente, welche der Verstorbene in dem Gebäude der Dienstwohnung auf seine Kosten vorgenommen hatte, ihr erstattet würden. Solche bestanden neben mannigfachen Anstrichen und Tapezierungen der Zimmer auch in der Einrichtung von Bretterwänden in den beiden bewohnbaren Räumen des Dachgeschosses und in einer hölzernen Wand, welche den grossen mit einem Kamin versehenen Saal an der Ostseite des I. Stockwerkes in zwei gleiche Hälften theilte; auch war an dem Ausgange des Erdgeschosses gegen Norden hin eine Doppelthür mit Verglasung angebracht*) und ein Abort angelegt worden. Zwar zeigte man sich nicht abgeneigt, diese Verbesserungen auf die Universität zu übernehmen, obwohl dieselben als impensae voluptuariae anzusehen seien. Man betonte aber gleich von vornherein, dass es bei keiner öffentlichen Kasse üblich sei, sich auf Tapezierungskosten einzulassen, und als dann die Schätzung dessen, was dem Staat als für das Gebäude selbst nützlich erscheinen konnte, ziemlich gering ausfiel, bot man der Witwe „mehr zum Soulagement als aus anderen Beweg Gründen" 50 Thlr. an, die sie indessen ablehnte. Sie zog es vor, die Ankunft des neuen Professors der Botanik abzuwarten und mit diesem wegen etwaiger Uebernahme der Melioramente zu verhandeln.

---

*) Die genannten Holzwände und die Doppelthür sind noch 1901 vorhanden; der Abort ist 1888 umgebaut worden.

Im Frühjahr 1760 wurde der von Berlin berufene Professor Büttner als ordentlicher Professor der Botanik in Göttingen angestellt, und es sollte ihm der botanische Garten nebst dem darauf befindlichen Gebäude zur Aufsicht und zum Gebrauch nach dem Inventar angewiesen werden. Da zeigte es sich, dass erst ein solches aufgenommen werden müsse. Der Baucommissar Joh. Mich. Müller fertigte dasselbe an, und es ergiebt sich aus demselben folgendes. Ausser dem Kellergeschoss mit durchweg gewölbten Räumen enthielt das Haus 2 Stockwerke und ein Dachgeschoss. Im unteren Stockwerk befanden sich nach Norden hin (von Westen nach Osten gerechnet) eine Kammer, der Gartensaal und eine Küchenstube, nach Süden zu (ebenso) ein Wohnzimmer, die Deele, die Küche und Speisekammer. Die im westlichen Theil des Hauses gelegene Treppe führte in das I. Stockwerk, das ausser dem Vorplatz sowohl nach Norden wie nach Süden je 2 Zimmer, und am Ostende des Gebäudes einen grossen, die ganze Tiefe des Hauses einnehmenden Saal*) enthielt. Im Dachgeschoss befanden sich ein Vorplatz, 2 Zimmer und ein grosser Bodenraum. Zur Wohnung gehörte ferner ein Holzstall und ein Waschhaus, die in dem Gebäude zwischen dem Wohnhause des Directors und der Anatomie lagen.

Es waren nämlich „neben dem Horto botanico behuef dem Hofstaat der Durchl. Hessischen Prinzen“ Pferdeställe erbaut worden, die mehrere Räume zur Unterbringung von Pferden, eine Wagenremise, und andere Räumlichkeiten enthielten. Wie aus den Zeichnungen Fig. 8—11 hervorgeht, verbanden diese Gebäude nicht nur die beiden Häuser des botanischen Gartens völlig mit einander, sondern es ging auch ein langer Flügel derselben von dort aus bis an die Strasse.

Als nun diese Stallungen nicht mehr für die Prinzen gebraucht wurden, nahm man im Jahre 1756 ein Inventar derselben auf, und sie wurden in der Folgezeit zur Aufbewahrung von Baumaterialien benutzt. „Es sind aber diese Gebäude, während dem gantzen Krieg von der feindlichen Besatzung eingenommen, und dadurch alles Bewegliche abhanden gebracht, auch überhin die Gebäude selbst so verbraucht worden, dass nur mit Mühe und Noth, was zu deren Verschluss und Erhaltung dienet annoch (1763) erhalten ist. In dem

*) In diesem Saal haben wahrscheinlich die Sitzungen der Königl. Societät der Wissenschaften stattgefunden, deren Organisator und erster Präsident Albrecht von Haller gewesen ist.

grossen Stall, sind indessen die sämtliche Krippen, und Raufen, obgleich sehr verbraucht doch noch vorhanden. In dem kleinen, sind ebenfalls die Krippen und Raufen, auch nächst diesen die Lattierwände auf 4 Pferde, weilen solche jedesmal ein officier im Verschluss gehabt, annoch brauchbar geblieben." Auch sonst war noch einiges erhalten, neuerdings sogar die Räume in Ordnung gebracht und gereinigt worden. Nun nahm Professor Büttner, dem man auf dringendes Verlangen schon die Wagenremise eingeräumt hatte, auch diese Stallungen eigenmächtig für sich in Gebrauch und wollte sie nicht wieder herausgeben, als man dies von ihm verlangte. Die Regierung musste einschreiten; als dann die Ställe frei gegeben waren, wurden sie z. Th. 1767 an den Universitäts-Stallmeister Ayrer überlassen, z. Th. 1768 an den Universitätsgärtner Joh. Heinr. Fischer vermiethet. In jener Zeit wurden aber beim Universitäts-Reitinstitut neue Ställe erbaut, so dass Ayrer den im botanischen Garten innegehabten Raum bald wieder aufgeben konnte. Im Jahre 1769 scheint es nicht ganz leicht gewesen zu sein, die Erben des Prof. Büttner zum Verlassen der Wohnung zu bewegen, denn die Regierung musste eine Commission ernennen, um den Abzug derselben, eventuell unter gerichtlichem Beistand, zu veranlassen.

Die Akten schweigen nun lange Zeit hindurch über die Dienstwohnung des Directors; dann aber ereignete sich eine sonderbare Episode, die hier kurz erzählt werden mag.

Dem Professor Hoffmann wurde im Jahre 1802 die Direction des botanischen Gartens abgenommen und dieselbe dem Prof. extraord. Schrader übertragen. Dem Ruf nach Moskau, welcher an Hoffmann erging, leistete dieser nicht sogleich Folge, sondern er blieb einstweilen als Professor der Botanik in Göttingen und gab seine Dienstwohnung nicht auf. Da diese aber, wie der Geh. Justizrath Heyne in einer Vorstellung an die Regierung betont, eigentlich für die Direction des Gartens bestimmt war, so hatte Professor Schrader von der Zeit an, wo ihm diese Direction aufgetragen worden, Anspruch auf die Wohnung. Man hatte gemeint, Hoffmann werde nun bald nach Russland verziehen; „allein" so schreibt Heyne entrüstet „dieser findet es bequem, von aller Sorge und Arbeit befreyt, lieber kümmerlich, aber müssig, zu vegetiren, als in eine thätige Lage sich zu setzen, macht Bedingungen, und da sie ihm alle zugestanden sind, will er seine Ruhe doch nicht verlassen." Man könne dem Professor Schrader nicht zumuthen, täglich mehrmals aus einer weit entfernten Wohnung zum Garten zu kommen und

dabei zuzusehen, wie ein Anderer, der für den Garten nichts gethan hat und nichts thut, die ihm eigentlich zukommende Wohnung inne hat. Schrader habe in der kurzen Zeit so viel im Garten gearbeitet, ihm eine neue Gestalt gegeben, und ihm wieder Reputation erworben; noch erhalte er keine Besoldung; „die Wohnung ist also jetzt das Einzige, was sich ihm anbieten lässt." Man solle Hoffmann die Wohnung auf Ostern 1804 kündigen, vielleicht wirke das auf seine Trägheit und Apathie, so dass er sich ermanne und sich nach Moskau zu gehen entschliesse, dann wäre alles in Ordnung.

So entschied sich die Regierung dementsprechend, die Wohnung zu kündigen. Hoffmann aber entgegnete — allerdings mit einigem Recht —, dass ihm bisher der Professor Schrader als Director des botanischen Gartens nicht notifizirt sei, so dass für ihn keine Veranlassung vorgelegen habe, die Wohnung zu verlassen. Die Bewilligung der auf 200 Thlr. anzusetzenden Dienstwohnung sei ihm bei seiner Zusage auf die am 24. September 1791 an ihn ergangene Berufung massgebend gewesen. Gleichwohl wollte er „gegen ein zureichendes Quantum an Hausmiethe" die Wohnung räumen, doch bat er wegen eines zu erwartenden Familienzuwachses um Aufschub bis Pfingsten 1804, der ihm auch bereitwillig gewährt worden ist. Von dieser Zeit ab waren ihm 150 Thlr. Miethsgeld zugesagt; doch verzog Hoffmann alsbald nach Moskau, unter Bewilligung von 100 Thlr. für die von ihm in dem Wohngebäude getroffenen Melioramente. Nach seinem Weggange im Juni 1804 ergab sich indessen die Nothwendigkeit zahlreicher Reparaturen, darunter die gänzliche Erneuerung der Stein-Treppen an beiden Eingängen und des zerfallenen Herdes, der Anstrich der „äusserst schmutzigen" Thüren und Treppen etc. Die Kosten dieser Arbeiten betrugen 165 Thlr. 24 gr.

Herstellung der Kulturflächen.

Erdarbeiten. Mit dem Ankauf des Bülow'schen Gartens in der Karspüle war zwar genügend Platz zur Kultur von Gewächsen gegeben, doch bedurfte es noch vieler Arbeit und Zeit, bis das Erdreich auch wirklich für die gewünschten Pflanzen aufnahmsfähig wurde. Zuerst wollte der Commissarius Schröder den für die Kulturen nöthigen Platz für 5 Thlr. umpflügen lassen. Dann entstand die Frage nach etwaiger Anlegung von Terrassen an der Wallböschung, die bereits oben erwähnt wurde. Aber erst am 18. October 1737 beginnt die Regierung sich ernstlich mit der Herrichtung des Platzes

zum Garten zu beschäftigen. Sie verfügt an den Rath Penther und den Hofgerichtsassessor Insinger: „Es ist nunmehro an dem, dass der Medicinische Garten daselbst nach Erbauung des Hauses in gehörigen Stand gesetzet und zur Bepflanzung aptiret werde.“ Zu diesem Zweck war Rajolen in Vorschlag gebracht worden; das sei aber theuer, und es frage sich, ob umpflügen, düngen und umgraben im nächsten Frühjahr nicht auch genüge. Es soll mit dem Apotheker-Gärtner und mit Haller erwogen werden, ob dem Garten nach der Strasse hin Fall zu geben sei? Auch der Klosteramtmann Tollen zu Wieprechtshausen wurde zu Rathe gezogen, und der betreffenden Conferenz wohnten dann noch Inspector Helmold und Commissar Graetzel bei. Man gelangte zu der Erkenntniss, dass der Quecken wegen das blosse Umpflügen nicht genüge, vielmehr müsse die Erde auf 1 Elle Tiefe umgewendet, der Rasen untergebracht und dann der Boden gedüngt werden. Die Regierung entschloss sich zur Ausführung dieser Arbeiten, nachdem sie durch Tollen hatte feststellen lassen „wieviel Ruthen, nach Abzug der Gänge, Mistbetten und desjenigen Landes, so dem Gärtner zu eigenem Gebrauch zum blossen Garten Gewächs zu überlassen ist, angesehen in soweit die Kosten des Rojohlens erspart werden können, annoch übrig bleiben.“ Tollen musste die Wege und das Gärtnerland unter Zuziehung von Penther und Haller abstecken, und so blieben 175 Ruthen, die zu rajolen waren, übrig. Unten am Fusse der Wallböschung lief ein alter trockener Graben hin, der zugleich ausgefüllt werden sollte, und dem Garten wurde ein Abfall von 1′ vom Wall nach der Strasse hin, am Wall entlang aber von 10′ 6″ in der Richtung von Osten nach Westen gegeben, entsprechend der natürlichen Neigung der Bodenoberfläche. Ein ehemaliger Soldat, jetzt Gärtner Conrad Mans übernahm die sämtlichen Erdarbeiten; ihm wurde auf Anrathen Tollens in der Person des Conducteurs Oelffen eine Aufsicht bestellt. Der „Musquetier“ Mans erhielt für seine Arbeit 50 Thlr., auch wurden ihm 4 Schiebkarren bewilligt; Oelffen aber die „kleine Ergötzlichkeit“ von 12 Thlr. für die Aufsicht.

Inspector Helmold wünschte auch dem Garten mit seinen Einsichten zu nützen: er reichte in dieser Zeit, zu Anfang des Jahres 1738, eine Vorstellung bei der Regierung ein, die dahin ging, dass man wegen der starken Neigung des Gartens von Ost nach West Terrassen in demselben anlegen solle. Aus der weiteren Darlegung geht hervor, dass der Garten „vor den Ostwind schon wegen des angrentzenden Baum-Gartens und dar hinter liegenden Walles Schutz“ hatte. Da

indessen der befragte Sachverständige sich dagegen aussprach, so unterblieb die Terrassirung, und das Rajolen konnte von März bis Mai vorgenommen werden. Bald aber war wieder viel Unkraut auf dem gestürzten Boden gewachsen, so dass im folgenden Jahre eine Umgrabung des Erdreiches als nothwendig erkannt wurde, die abermals 30 Thlr. kostete. Nun erst war das Erdreich zur Aufnahme der Gewächse genügend vorbereitet.

Wasserversorgung. Zwischendurch war seitens der Regierung selbst angeregt worden, entweder den unter der Wallböschung verlaufenden alten Graben zur Herstellung eines Teiches für Sumpfgewächse zu benutzen, oder auf andere Weise Wasser in den Garten zu führen, ein Gedanke, der sich freilich damals noch nicht in die That umsetzen liess, sondern erst mehr als 150 Jahre später zur Verwirklichung gelangte, so unglaublich dies scheinen mag, angesichts des Umstandes, dass ein botanischer Garten ohne Wasser ein Unding ist. Der Kosten wegen sah man davon ab, einen Teich herstellen zu lassen, zu welchem durch einen gewölbten Kanal oder ein Röhrenwerk frisches Wasser geleitet werden müsse, wenn aber ein solcher Teich ohne Zuleitung herzustellen sei, so wäre man nicht abgeneigt. Tollen, der als Landwirth die Unzulänglichkeit einer derartigen Einrichtung sofort einsehen musste, bemühte sich Ende 1737 darum, „eine Wasserleitung durch Röhren aus einem nicht gar weit vom Garten etwas hoch liegenden Stadt-Teiche*) in ein Bassin und auch bey das Garten Hauss anlegen, und dagegen den vorher resolvirten Brunnen, woran noch nichts gewandt, eingehen zu lassen, und solche Kosten an dieses zu wenden.“ Aus dem Bassin könne „das Wasser in einen Sumpf so am ende des Garten Platzes nach der Strasse hin zu wasser Kräuttern geleitet werden, welches der Herr Professor (sc. Haller) gar zu gerne haben möchte.“ Teichwasser wäre besser als Brunnenwasser. Als es nun aber zur Berechnung der Kosten für den Teich kam, zeigte es sich, dass für die Wasserleitung 64 Röhren aus Eichenholz erforderlich waren. Das war der Regierung offenbar eine zu grosse Ausgabe, und sie lehnte die Ausführung ab, indem sie befahl, dass die Arbeiten im Garten ohne Rücksicht darauf geschehen sollten. Der Brunnen aber wurde, wie oben erwähnt, gebaut.

---

*) Vielleicht ist damit der seit längeren Jahren zugeschüttete und bebaute Teich gemeint, welcher ehedem „Karspohle“ d. i. Kressenpfuhl genannt wurde, nördlich neben dem obersten Theil der jetzigen Theaterstrasse zwischen Wall und Obere Karspüle lag und der Strasse den Namen gegeben haben soll.

Eintheilung und Bepflanzung des Gartens.

Bevor die Erdarbeiten im Garten in Angriff genommen werden konnten, musste man einen Plan zur Eintheilung und Bepflanzung desselben aufstellen, schon um die Wege von der tiefgreifenden Umarbeitung des Erdreichs auszunehmen. Klosteramtmann Tollen erhielt den Auftrag, unter Zuziehung von Penther und Haller einen Gartenplan zu entwerfen, die Wege abzustecken und den dem Gärtner zum Gebrauch zu überweisenden Platz zu bestimmen. Der Plan wurde von dem Conducteur Oelffen entworfen und durch den Sohn des Klosteramtmann Tollen unter dessen Leitung abgeändert, so dass er in dieser Gestalt Hallers Zustimmung fand; er wurde am 19. December 1737 von der Regierung genehmigt. Gelegentlich fertigte dann Oelffen unter Beihülfe Tollen's abermals einen Bepflanzungsplan an, der den Intentionen Hallers noch besser entsprechen wollte. Danach wurde nun der Garten in 10 Felder eingetheilt (Fig. 7), die Wege wurden abgemessen, und um die Felder sind alsbald niedere Buchsbaumhecken gepflanzt worden, wozu durch den Bürgermeister Riepenhausen 80 Körbe voll Buchsbaumpflanzen für 20 Thlr angekauft waren. Indessen bemängelte die Regierung sowohl diese Kosten wie auch diejenigen für das Einpflanzen der Hecken (6 Thlr. 24 gr.) als zu hoch, denn den Buchs, „der anderwärts fast umsonst zu haben", sollte der Gärtner billigerweise ohne Gehülfen selbst setzen. Dieselbe peinliche Sparsamkeit äusserte sich auch bezüglich des Düngers, der behufs Zubereitung des Erdreiches für die Aufnahme der Pflanzen gebraucht wurde. Man veranschlagte nämlich für jedes der 10 Gartenfelder 8 Fuder Dünger à 21 gr. und an Tagelöhnen für das Untergraben desselben 6 Thlr 24 gr. Deswegen erging an den Bürgermeister Riepenhausen, der auch hier wieder den Vermittler der Geschäfte abgeben musste, die Weisung: „jedoch werdet Ihr Euch, nebst dem Gärtner, äusserst angelegen seyn lassen, ob bey ein oder anderem Post, worunter Uns sonderlich der Articul des Mistes etwas hoch fürkommt, keine Menage gemacht werden könne."

Die Wege wurden im Spätsommer 1739 beschottert und mit Sand befahren; dazu wurden für 3 lange Wege à 438′ und 6 Querwege à 118′ 68 Fuder Grand à 12 gr., also zusammen an Kosten 22 Thlr. 24 gr gebraucht. Es scheint dies aber noch unzureichend gewesen zu sein, denn im Februar 1740 wird seitens der Regierung eine beantragte Verbesserung der Wege, ja sogar die Anschaffung einer Walze abgelehnt, nachdem Heumann in Hannover seine Meinung dahin geäussert: „Harte wege machen besonders in dasigem Kley, einen Garten noch einmal so angenehm, inzwischen dienets

nicht zum Nutzen, sondern zur Lust.“ Haller jedoch zeigte im Juli desselben Jahres schon wieder an „dass der leimichte Grund des dortigen Medicinischen Gartens von der Beschaffenheit sey, dass man die Wege nach dem Regen nicht gebrauchen könne, und dahero die Befahrung mit Gerber Lohe, so etwa 12 Thlr. kosten dürffte, unentbehrlich scheine.“ Das setzte Haller nun sofort durch, und wieder im Jahre 1746 wurden 12 Thlr. zur Ausbesserung der Wege mit Sand bewilligt, — die „leimichte Beschaffenheit“ aber geht dem Garten noch heute nach.

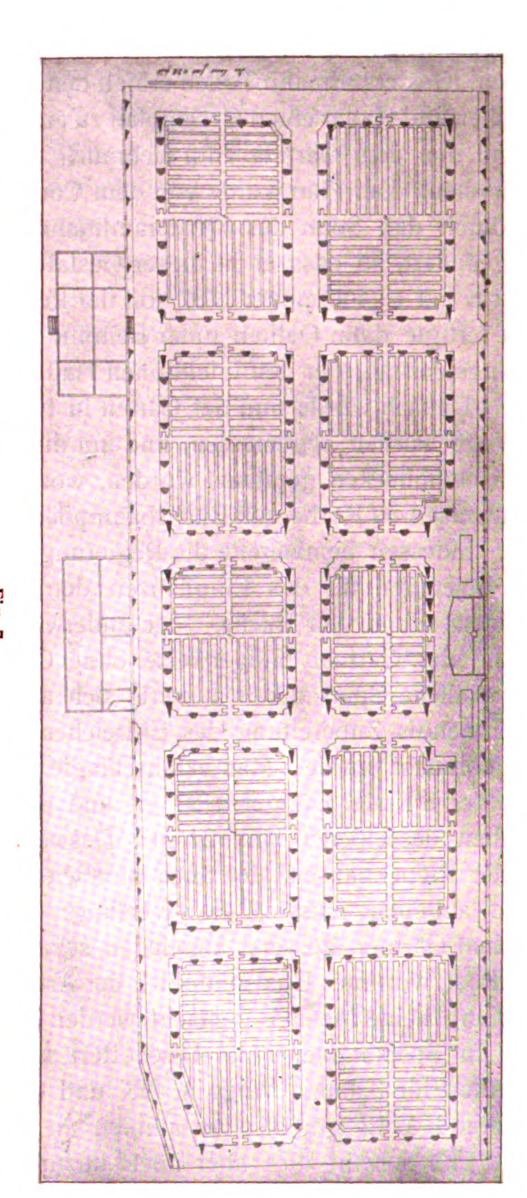


Fig. 7. Die Haller'sche Eintheilung des Gartens in 10 Felder vom Jahre 1738. Den beiden Häusern (deren Dimensionen unrichtig sind) gegenüber das Treibhaus und neben demselben rechts und links je ein Mistbeet.

Im October 1739 entwarf der Gärtner Mittag einen Bepflanzungsplan. Insinger und Riepenhausen schickten denselben zu Beginn des Jahres 1740 an die Regierung und bemerkten dazu, dass von den 10 Feldern des Gartens 4 für Medicinalia gebraucht würden, auf den übrigen 6 könnten gute Küchengewächse erzeugt werden. Letztere nahm der Gärtner für 8 Thlr. jährlich in Pacht, auch wurde ihm die Verpflichtung auf-

erlegt, am Schluss der Pachtzeit 24 Fuder Mist anzufahren. Heumann meinte dazu: „dass der Gärtner Mittag 1 Thlr. 12 gr. pacht vor jedes quarrée geben will, deucht mich, in Betracht der felder, sehr raisonable zu seyn, es ist aber seine Sorge wie er es wieder heraus bringet.“ Am 26. Februar 1740 wurde der Contract darüber ratificirt, später zunächst auf ein Jahr, dann mehrmals nach einander auf weitere 3 Jahre erneuert. Vom Jahre 1744 ab musste jedoch der Gärtner 1 Feld für Gartenzwecke hergeben, so dass Haller 1746 berichtete, es habe „der Universitätsgärtner Mittag von den zu eigenem Gebrauch in cultur gehabten 6 Feldern des Hortus medici ein Feld, welches mit zu denen botanischen Kräutern emploirt worden, in denen zween abgewichenen Sommern entbehren-, gleichwohl das locarium von allen 6 Feldern vermöge Assignation vom 21. August 1743 entrichten müssen.“ Der Betrag von 2 Thlr. 24 gr. wurde dem Gärtner restituirt, und als im Januar 1747 der neue Universitätsgärtner Kornmüller antrat, erhielt er nur noch 4 Felder zum jährlichen Miethpreis von 4 Thlr. 24 gr.

Späterhin enthielt der Garten überhaupt nur 6 Felder oder Quartiere; er ist also offenbar in der Zwischenzeit anders eingetheilt worden, besonders scheint hier die Anlegung eines Arboretum am Ostende des Gartens massgebend gewesen zu sein. Hoffmann berichtete 1798 über diese Quartiere, dass sie niemals umgelegt worden seien; daher gingen eine Menge Pflanzen auf denselben zu Grunde, weil sie nicht mehr genügend Nahrung fänden. Man müsse also düngen, was seit 25—30 Jahren nicht geschehen sei; 12—15 Fuhren Dünger für jedes Quartier werden als erforderlich erachtet, mit einem Kostenaufwand von 25 Thlr. Diese Arbeit ist im gleichen Jahre noch ausgeführt worden.

Das Pflanzenmaterial. Die erste Nachricht über die Bepflanzung des botanischen Gartens findet sich in einem Bericht des Bürgermeisters Riepenhausen an die Regierung vom 6. August 1739. Danach hat der Gärtner „4½ Hundert Sorten Medicienscher Kräuter, Blumen, und Sachen schon erzeuget und davon bereits in 300 Töpfe auch schon etwas in die Garten Felder eingesetzet, erzeigt sich dabey in allen Bisherigen von guter Wissenschaft und Erfahrung.“ Im März 1740 wird die Anschaffung von Obststämmchen empfohlen und eine Liste derselben eingereicht, die folgendes aufzählt (die Sorten sind mit Namen aufgeführt):

15 niedrige Pfirsiche	in 14 Sorten,
15 „ Aprikosen	„ 4 „ ,
30 Weinstöcke	„ 10 „ ,

32 niedrige Birnen	in	17	Sorten,
8 „ Kirschen	„	6	„ ,
8 „ Pflaumen	„	8	„ ,
14 „ Aepfel und Quitten	„	5	„ ,
4 Maulbeeren	„	2	„ .

Diese Pflänzlinge müssten aus Cassel verschrieben werden und würden ohne die Transportkosten nicht unter 9 gr. das Stück zu haben sein. Da indessen die „Casselschen Gärtners nicht zuverlässig“ seien, so müsse der Gärtner Mittag dorthin reisen, um die Stämme auszuwählen, und er müsse „mit etwas Zehrungs Kosten versehen werden.“ Der Regierung waren diese Vorschläge genehm, und es wurden dem Gärtner 4 Thlr. zur Zehrung bewilligt; doch bemerkte man, dass wohl auch in Adelebsen die Obstbäume zu haben sein dürften. Aus dem Gartenplane geht hervor, dass diese zahlreichen Obstbäumchen um die sämmtlichen Quartiere des Gartens gepflanzt worden sind; sie sollten niedrig gehalten werden, und der Obstertrag von denselben war dazu bestimmt, eine Einnahmequelle für den botanischen Garten zu bilden.

Von weiteren Erwerbungen und Anregungen findet sich dann folgendes. Im Sommer 1740 werden die Frachtkosten „derer vom Professore Hoyen offerirten Leidenschen Gewächse“ im Betrage von 4—6 Thlr. bewilligt. — Am 5. Mai 1748 schreibt der Minister von Münchhausen an Haller: „Man hat öffters bereits bedacht, und ist darunter mit dem H. HoffRath völlig einerley Meinung, dass eine gute orangerie und ausländische Bäume dem horto Medico eine herrl. Zierde geben würden. Da aber solches sowohl in der Anlage als Unterhaltung eine zieml. Summe erfordern dürffte; Und in der Universitäts-Casse die Einnahme kaum zu den ordinariis zureicht: So ist man wieder Willen genöthiget dieses project noch zur Zeit stecken zu lassen.“

Diesen Standpunkt hat die Regierung mit Recht auch später festgehalten, wie aus einem Ereigniss hervorgeht, bei dem sie freilich etwas überrumpelt worden ist. Im Juni 1792 nämlich hatte Professor Hoffmann 8 ausgesucht schöne Orangenbäume vom Geheimen Kammerrath von Hecke für den Garten als Geschenk angenommen, er liess dieselben durch 8 Pferde von Hannover nach Göttingen transportiren und hatte dafür 7 Louisd'or neben den Unkosten des Gärtners im Betrage von 12 Thlr. 18 gr. zu entrichten. Als er nun die Regierung um Bezahlung dieser Summen bat, weil der Etat des Gartens (70 Thlr.) dieselben nicht tragen könne, wurde diesem

Antrage zwar nothgedrungen entsprochen, doch dem Professor bedeutet, er möge andermal anfragen, bevor er etwas annehme; die Wartung der Bäume werde „einen den Bedürfnissen und dem Zweck des Gartens nicht angemessenen Aufwand verursachen."

Zu Beginn des Sommers 1763 waren dem Professor Michaelis durch die dänische Reisegesellschaft „einige rare aegyptische Sämereyen zu Handen gekommen", die er dem botanischen Garten bestimmt hatte. Die Regierung trug ihm auf, darüber Aufsicht zu führen „als Sachen, die zur Erweiterung eurer Orientalischen Gelersahmkeit dienen könne", der Gärtner sollte nach seiner Vorschrift achten.

Die Bewirthschaftung des Gartens

in der ersten Zeit seines Bestehens geht aus dem bisher Mitgetheilten zum Theil schon hervor.

Das Personal bestand aus einem angestellten „botanischen Gärtner" und aus Tagelöhnern je nach Bedarf. An die Annahme eines Gärtners hatte schon Professor Albrecht gedacht, und es waren auch bereits zu Anfang 1735 Bewerbungen um die Stelle erfolgt, dem Professor aber war der Beschluss mitgetheilt worden, dass die Anstellung eines Gärtners in Zukunft der „Akademie" überlassen werden würde, doch solle er die Sache in conventu academico anzeigen, und von diesem möge „in hisce primordiis novae Academiae" der Regierung zur Genehmhaltung berichtet werden. „Indes ist doch noch zur Zeit die Ausfindung eines Gartens das praemittendum, und mit dem Gärtner so sehr nicht zu eylen, weil auf dem Garten vermuhtlich wird gebauet werden müssen, ehe er zum Garten gemacht und eingerichtet wird." Als dann jedoch der Platz in der Karspüle angekauft war, ist auch sofort auf die künftige Anstellung eines Gärtners dadurch Rücksicht genommen worden, dass man eine Wohnung für denselben in dem Hauptgebäude vorsah: er sollte eine Wohnstube, eine Kammer und eine Küche erhalten, auch sollte ihm ein Gartenstück zum eigenen Gebrauch überlassen werden, das denn auch später zu beiden Seiten des Garteneinganges abgezäunt worden ist. Gleichwohl beauftragte die Regierung erst Ende 1737 Tollen und Haller damit, sich nach einem Gärtner umzusehen und wegen des demselben zu bewilligenden Gehaltes Vorschläge zu machen. Das scheint damals nicht so ganz leicht gewesen zu sein, denn Haller erhielt im Mai 1738 bei Gelegenheit der Uebergabe der Aufsicht und der Schlüssel des Gartens wiederholt den gleichen Auftrag. An Besoldung für den Gärtner wurden 26 Thlr. halbjährlich bewilligt.

Im Juli 1739 unterschreibt ein „Universitätsgärtner Andreas Funcke" die Gartenrechnungen, doch ist derselbe bereits am 11. September 1739 wieder entlassen worden, und es zog Johann Jürgen Bolte für ihn ein, der am 30. September angekommen ist und in die Wohnung eingewiesen wurde. Und wieder erscheint am 18. Januar 1740 ein neuer Gärtner Joh. Georg Mittag, der wie erwähnt die 6 zunächst nicht in Gebrauch genommenen Gartenfelder pachtete und auch ein Mistbeet auf eigene Kosten einrichten wollte.

Auf Befehl der Regierung wurde eine Instruction für den Gärtner ausgearbeitet, die unter Hallers Zustimmung von Insinger und Riepenhausen aufgestellt worden ist, und auf welche der Gärtner verpflichtet wurde. Sie hat es leider nicht verhindert, dass grosse Ungehörigkeiten vorgekommen sind. Bei einer derartigen Gelegenheit ist Haller offenbar in sehr heftigen Zorn gerathen, denn er liess den Gärtner durch die Scharwache verhaften und bestrafen, unter Umgehung des Universitätsgerichtes. Freilich trug ihm dies eine Beschwerde ein, die über sein eigenmächtiges Vorgehen seitens des Gerichtes beim Ministerium geführt wurde.

Der Etat des Gartens. In den ersten Jahren des Bestehens des botanischen Gartens wurden für denselben die Geldmittel je nach Bedarf angewiesen, dabei jedoch immer genaueste Sparsamkeit geübt, wie aus mehreren bereits citirten Stellen der betr. Verfügungen hervorgeht. Bei fast allen Kostenanschlägen liess die Regierung wiederholt prüfen, ob die Arbeiten nicht billiger auszuführen seien, und gelegentlich fehlte es nicht an Lob für Denjenigen, der eine Sache so geleitet hatte, dass kleine Ersparnisse dem genehmigten Voranschlag gegenüber herauskamen.

Als dann im Sommer 1739 der Gärtner Funcke seinen Dienst antrat, wurde ihm sogleich aufgegeben, einen Anschlag darüber zu machen, was der Garten an Kosten erfordern werde. Das vermochte er natürlich nicht, bevor der Garten nicht einige Zeit bewirthschaftet war. Er stellte jedoch eine Liste „der allernöthigsten Geschirre und Sachen" auf, die der Bürgermeister Riepenhausen alsbald anschaffte, unter diesen befanden sich auch 400 grössere und kleinere Blumentöpfe. Der Gärtner musste bescheinigen, dass er die Sachen übernommen habe, und auch seinem Nachfolger wurden dieselben unter den gleichen Formalitäten übergeben.

Abermals drängte die Regierung im Herbst 1739 darauf, „dass nunmehro ein ordentlicher Plan formiret werde, was zu Unterhaltung des Gartens jährlich werde erfordert werden und was derselbe hin-

gegen an zu verkauffendem Obst und Garten Gewächse ungefehrlich abwerffen könne.“ Hofgerichtsassessor Insinger, Bürgermeister Riepenhausen und Haller sollten diesen Wirthschaftsplan entwerfen, auch der Gärtner sei zu befragen. Für die Stellung, welche man in der Regierung zu Hannover dem eben angelegten Garten gegenüber einzunehmen beabsichtigte, ist die an die Genannten ergangene Verfügung so charakteristisch, dass dieselbe hier wörtlich angeführt werden möge.

„Als man gegenwärtig im Begriff ist den Hortum medicum daselbst einrichten zu lassen, dabey sich aber sogleich im Anfange geäussert, dass die Kosten dazu gar hoch anlaufen wollen, und solche mit der Zeit weiter gehen dürfften, als die Kräffte der Kasse es ertragen können. So ist zu dem Ende gegenwärtige Commission auf Euch resolviret worden, damit Ihr, jedoch allenthalben mit Zuziehung des Leib Medici Hallers einen accuraten Plan entwerffen wollet, welchergestalt bemeldeter Garte mit den wenigsten Kosten gehörig eingerichtet und in den Stand gesetzet werden könne, worin solcher demnechst beständig zu conserviren. Ihr werdet zu dem Ende von allen darin befindlichen Feldern Espaliers und Mist Betten, die vors erste mit medicinalibus schwerlich werden besamt werden können, eine accurate disposition vorschlagen und dahin sehen, dass sowohl das überflüssige Land als die espaliers und Mist Betten insofern man derselben zu medicinischen Kräutern und Gewächsen nicht bedarff mit nützlichen Garten Gewächs und Obst versehen werden, damit man aus deren Verkauff nicht nur die Erhaltungskosten, wozu kein fonds vorhanden, allezeit stehen, sondern auch vielleicht einen Ueberschuss, behuef ausserordentlicher Ausgaben gewärtigen könne. Uebrigens wollet Ihr bey Erstattung eures Berichts einen accuraten Ueberschlag mit bey fügen, was sowohl die erste Einrichtung des Gartens ausser dem, was bereits dazu verwandt, annoch kosten als was die jährliche Erhaltung desselben betragen dürffte und was hingegen aus denen zu berechnenden Garten Gewächsen und Früchten gelöset werden könne. Und wie ihr übrigens eine Instruction für den Gärtner entwerffen und zur approbation anhero einsenden werdet: Also werdet Ihr denselben zugleich vernehmen, wie hoch er die jährlichen Erhaltungs Kosten sammt demjenigen, was aus dem Gewächs und Obst zu löhsen an- und über sich nehmen wolle.“

Die Regierung dachte sich also, dass der botanische Garten zwar ein medicinischer sein sollte, der nur auf Arzneigewächse einzurichten wäre, dass sie aber doch aus ihm auch pecuniären Nutzen ziehen könne,

ja sie war sogar sanguinisch genug anzunehmen, dass der Garten sich selbst zu unterhalten vermöge. In dieser Beziehung äusserten sich die Beauftragten verständiger Weise alsbald dahin, dass eine Schätzung der Einkünfte erst nach 2—3 Jahren thunlich sein werde. Eine weitere Folge der citirten Ministerial-Verfügung war dann die Ausarbeitung des Gartenplanes (Fig. 7), die Verpachtung der 6 von 10 Feldern des Gartens an den Gärtner Mittag, und Uebersichten der bereits für den Garten geleisteten und der noch weiter erforderlichen einmaligen Ausgaben, sowie der jährlichen Erfordernisse.

Es betrugen die Ausgaben bis Ende 1739: „an Besoldungen und Umzugsgeldern, Umgrabung dess Gartens und Taglohn, Mist und Mistbeet-Einfassungen, Garten-Geräthen, Buchsbaum, und Brennholtz, item pro Fenster Laden und inwendiger Stellage im Treibhause" 202 Thlr. 13 gr. 2 Pf.

An weiteren Ausgaben hielten die Sachverständigen erforderlich für den Zaun in der Fluchtlinie der Gebäude 100 Thlr., für Mistbeete 87 Thlr. 9 gr., für die Wege 29 Thlr. 12 gr., für Obstbäume 82 Thlr. 18 gr., für Spargelbeete 11 Thlr., zusammen 310 Thlr. 3 gr.

Die jährlichen Ausgaben zur Unterhaltung des Gartens werden wie folgt berechnet: für Dünger 22 Thlr. 27 gr., Sämereien 4 Thlr., Heizmaterial (für 3 Oefen in den Gewächshäusern 6 Klafter) 24 Thlr., Stroh und Matten zum Binden und Decken 2 Thlr., ein ständiger Gartengehülfe 52 Thlr., zusammen 104 Thlr. 27 gr.

Daraufhin wurde mit dem Gärtner Mittag wegen der Unterhaltung des Gartens ein Contract auf 2 Jahre (1. März 1740/2) abgeschlossen, wonach gegen Zahlung von 80 Thlr. jährlich genau festgesetzt wurde, was derselbe zu leisten und anzuschaffen habe, nähmlich alles soeben hier Aufgeführte nebst Anschaffung und Unterhaltung der Gartengeräthe. Dabei blieb es wohl längere Zeit hindurch, denn als im Sommer 1748 Haller Vorstellungen wegen Verbesserungen des Gartens an die Regierung richtete, erhielt er zur Antwort „es ist zu bedauern, dass die Casse sich in einer wahren impuissance befindet ein mehreres als die gesendeten 100 Thaler herzugeben, und wird es dabey zu lassen seyn, wo nicht der Herr Hoff Rath auf eine Beyhülfe aus dem fisco medicorum ohne hiesiges Zuthun staat machen könne. Welches man aber Dero Vorsorge überlassen muss." Und als er etwas später ein Gerüst brauchte, erhielt er es auch nicht, weil man nichts geben könne.

S t e u e r n u n d U m l a g e n. Die Stadt verlangte im Jahre 17[illegible] für den botanischen Garten die Bezahlung eines Schosses von 2 Thlr.

12 gr. von Professor Haller. Auf wiederholtes Anfragen der Regierung legte der Magistrat als Grund der Forderung folgendes Verhältniss dar.

Die Rauschenplaten'schen Erben und deren Vorfahren hatten für das $2^2/_3$ Morgen grosse Stück Land, welches jetzt botanischer Garten war, allemal 5 gr. 4 Pf. Schoss und 2 gr. 4 Pf. Zehnten jährlich an die Kämmerei gezahlt, ferner 2 Pf. Collecten und 2 gr. Servis monatlich ohne den Proviant an die Billetstube; dies alles restirte seit 1737. Die beiden Häuser im botanischen Garten geniessen „eine zehnjährige Freyheit von oneribus, jedoch nicht von der neuen Anlage, welche bekanter massen ein jeder Freyer zu bezahlen gehalten, und worunter das Laternen, Kothfuhren und Schaarwachte Geld zu bezahlen ist." Diesen allgemeinen Pflichten verschloss sich die Regierung nicht, und der Klostersecretär Graevemeier erhielt am 19. Februar 1744 Anweisung, die für 7 Jahre rückständigen Gebühren im Gesammtbetrage von 5 Thlr. 9 gr. an die Stadt zu zahlen, „jedoch mit der Erläuterung, dass die sämtliche von dem Hause und Garten zu entrichtende onera pro futuro von dem Bewohner des Hauses getragen werden sollen." Mit welchem Recht die Regierung dem letzteren die Steuern aufbürdete, ist nicht verständlich, auch aus den Akten nicht zu entnehmen, denn die Bewohner des Hauses, also zunächst Haller, dann seine Nachfolger Zinn und Büttner, haben diese Steuern niemals bezahlt, ja nicht einmal die Universitätskasse hat die Zahlung geleistet. Und im Jahre 1766 verlangte der Magistrat abermals nach langer Pause die Bezahlung der rückständigen onera für 1736/1766 im Betrage von 44 Thlr. 6 gr. $5^1/_4$ Pf.; er begleitete seine Rechnung mit einer Darlegung, welcher nachstehendes zu entnehmen ist. Der Garten sei früher Lehen gewesen, aber seit dem Verkauf Erbland geworden, er sei nach neuerer Vermessung nicht $2^2/_3$, sondern 3 Morgen gross; Erbländereien werden höher besteuert als Lehnland; die Stadt habe kein Recht sich an den Bewohner des Hauses zu halten. Von den Wohnhäusern würden die Lasten ebenfalls zu entrichten sein, „wir sind jedennoch, um von unserer Seite alles mögliche zu Favorisirung dieser ruhmwürdigen Anstalt beyzutragen, nicht abgeneigt, beyde solche Wohn-Gebäude, so lange selbige der Königl. Kloster-Kasse eigenthümlich verbleiben, und dabey lediglich zu obigem Gebrauch (d. h. zu Wohnungen und zur Anatomie) angewendet werden, von den oneribus civicis ordinariis frey zu lassen, in der Hofnung, es werde auch unsere Bürgerschaft hinfüro sich dabey beruhigen." Die Regierung aber wird ersucht, die „rechtliche Versicherung zu geben, dass im Fall eines oder das andere von den in

dem Botanischen Garten zur Wohnung des Professoris Botanices, imgleichen des Gärtners und der Anatomie auf einem onereusen fundo civico erbaueten beyden Häusern über kurtz oder lang zu solchem Gebrauch nicht mehr verwendet, sondern veräussert werden würde, sodann alle onera civica tam ordinaria quam extra ordinaria, auch sobald die Gasse, woran diese Häuser belegen, ordentlich gepflastert und mit Gassen-Leuchten versehen werden solte, die neue Anlage, welche zu Unterhaltung der Kothfuhren und Gassen Leuchten besonders angeordnet ist, Nachbar gleich davon entrichtet werden solle. Woneben es sich von selbst verstehe, dass im Fall jemand darinnen wohnete, der bürgerliche Gewerbe und Hanthierung treiben solte, derselbe die gewöhnlichen onera von solchem Gewerbe und von der Persohn zu entrichten und zu praestiren habe." Der Regierung erschien es zunächst zweifelhaft, ob die betr. Lehnländerei, von welcher das dominium directum ehemals denen von Bülow zu Essenrode zugestanden hatte, überhaupt stadt- und bürgerpflichtig sei, da in dem Kaufcontract nichts davon stehe; auch fragte es sich, woher es rühre, dass der Garten jetzt als Erbland behandelt wird, da ihn doch ein Professor zu Lehn trägt. Mit der Ermittelung des eigentlichen Verhaltens dieser Angelegenheit wurde der Amtsschreiber Lüders als Administrator des Gerichtsschulzen-Amtes zu Göttingen beauftragt, und durch diesen ist festgestellt worden, dass der Garten, ebenso wie alle vor der Stadt gelegenen Lehnländereien, immer onerös gewesen, dass aber die Bezeichnung desselben als Erbland irrthümlich ist und die Stadt daher eine neue Rechnung über 33 Thlr. 7 gr. 3 Pf. aufgestellt hat. Dieser Betrag ist denn auch wirklich am 23. November 1766 entrichtet worden. Wiederum ruhte die Sache dann bis 1769, wo die Stadt abermals vom Garten die Lasten für 3 Jahre mit 3 Thlr. 13 gr. 5 7/8 Pf. moniert. Es liegen Specificationen bei, darunter auch eine gedruckte vom 6. März 1769 über die „Prinzessin-Steuer für Sr. Königl. Majestät die Königin von Dännemark" mit 4 gr. 4 Pf. Was nun weiter geschehen ist, ergeben die Akten nicht.

Benutzung und Besuch des botanischen Gartens. Ueber die Art und Weise, wie der Garten für den Unterricht benutzt wurde und inwieweit er dem Publikum zugänglich war, fehlen aus der ältesten Zeit der Universität alle Nachrichten. Aus einzelnen Andeutungen darf geschlossen werden, dass der Garten jeden Nachmittag von 5—7 Uhr dem allgemeinen Besuch geöffnet wurde. Das Publikum aber verhielt sich theilweise keineswegs so, wie dies von Seite der Gartenverwaltung gewünscht werden musste, vielmehr rissen allmäh-

lich erhebliche Missstände beim Besuch des Gartens ein, so dass sich im Jahre 1769 der Director Murray veranlasst sah, die Einführung strengerer Gesetze zur Sicherheit und Erhaltung des Gartens bei der Regierung zu beantragen. Als aber dieselben zur Meinungsäusserung an die Universität gegeben wurden, trat hier die Befürchtung auf, als könnten durch solche Maassregeln die Studenten beleidigt werden, denn „da die Gesetze die Fremden und honoratiores nicht angehen, als welche ohnedem den Garten nicht ohne Vorwissen des Professoris Botanices besuchen, auch letzterer zur Abhaltung der gemeinen Leute und Jungen für sich genugsame Mittel in Händen hat, so scheinen die mehrerwähnte Gesetze den Verdacht der Unsicherheit lediglich auf die studiosos zu ziehen.“ Die Universität wünschte, dass der auch anderwärts im botanischen Garten ohne Einschränkung vergönnte Spaziergang nicht behindert werden möge. „Man bedienet sich allhier ohnehin dieser Freyheit sehr selten.“ Es könne der Versuch gemacht werden, durch einen Anschlag an der Gartenthür den Missbräuchen zu steuern. Murray war damit zunächst zufrieden. Der Anschlag wurde gedruckt und hatte folgenden Wortlaut:

„Wir Prorector und Professores der Königl. Grossbritannischen und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen George-Augustus Universität fügen hiermit zu wissen:

Demnach hohe Königl. Landes-Regierung Uns besonders anbefohlen, für die Erhaltung und Sicherheit des hiesigen botanischen Gartens Sorge zu tragen, als versehen Wir Uns zu der guten Lebensart eines jeden, der die mit vieler Mühe und Kosten hier aufgestellte Pflanzen-Sammlung in Augenschein zu nehmen willens ist, dass derselbe von dem vergönneten Zutritt den gehörigen unschädlichen Gebrauch zu machen wissen werde. Damit aber niemand mit der Unwissenheit sich entschuldigen möge, als wird hiermit jedermänniglich ernstlich gewarnet, sich alles Abbrechens oder Abschneidens und überhaupt alles dessen, was zu einiger Beschädigung des Gartens gereichen könnte, zu enthalten. Signatum Göttingen den 16. Sept. 1769.“

Offenbar hat der Anschlag nicht oder doch nur für kurze Zeit geholfen, denn Murray erhob 10 Jahre später dieselben Klagen wie ehemals. In der That müssen die jungen Leute im Garten arg gehaust haben, wenn Murray am 27. Mai 1779 derart lamentiren konnte: „Ich habe leider bereits in diesem angehenden Sommer eben diejenige traurige Erfahrung gehabt die in allen vorigen, so lange ich die Wartung des botanischen Gartens besorget, dass verschiedene Studierende sich an

einer Menge Gewächse vergriffen und entweder davon Theile abgebrochen oder abgeschnitten, oder auch wohl gar die Pflanzen mit der Wurzel ausgerissen haben. Es ist dadurch der Schade erwachsen, dass ich viele Gewächse in den botanischen Vorlesungen gar nicht habe demonstriren können, manche ohne Samen zurückzulassen ausgegangen, andere unersezlich verstümmelt, und dass viele seltene und neue Pflanzen zu meinem grössten Kummer auf immer vertilgt oder aufs jämmerlichste behandelt worden, die ich um die Reputation des botanischen Gartens zu vermehren zu Beschreibungen und Zeichnungen bestimmt hatte; so wie letzteres namentlich eben mit einer neuen Sibirischen Pflanze geschehen ist. Manchem Unfug von der Art hätte freylich gesteuert werden können, wofern der Gärtner wachsamer gewesen, oder auch wohl vermöge kleiner Geldbeschenkungen durch die Finger gesehen hätte."

Wenn der Garten nur zu bestimmten Stunden geöffnet wäre, so würde dies schon helfen, weil dann bessere Aufsicht möglich wäre. Der Professor habe zwar das Recht solche Stunden anzusetzen, dieses Recht sei aber von seinen Vorgängern niemals angewendet worden und auch Murray hat dies, „obgleich der botanische Garten jetzt einen ungleich grössern Schaz enthält, als jemahls, Bedenken getragen, ihr Beyspiel zu verlassen. Die wichtigste Ursache ist meine Befürchtung gewesen, dadurch einen persönlichen Wiederwillen gegen mich bei einigen Studenten zu erwecken." Daher wäre es gut, wenn die Regierung selbst mit Maassregeln vorgehe, den Garten excl. Sonnabend (der Excursionen wegen) nur von 5—7 Uhr Nachmittags öffne, die Gewächshäuser nur unter Begleitung des Professors zu besuchen verstatte, dem Gärtner seine Plichten einschärfe und ihm verbiete, mit den botanischen Gewächsen Handel zu treiben.

Die Regierung genehmigte alle vorgeschlagenen Maassnahmen und verfügte an die Universität, dass die Regelung des Besuches des Gartens durch Plakat am Garteneingange bekannt gemacht werden sollte.

B. Die Vergrösserung des botanischen Gartens.

Von der Gründung im Jahre 1736 ab blieb der botanische Garten in seiner ursprünglichen Grösse etwa 35 Jahre lang, doch wurde die in der ersten Zeit zuerst an den Gärtner verpachteten Abtheilungen nach und nach für die Zwecke des Gartens eingezogen, wie schon oben (S. 308) bemerkt worden ist.

Der Pape'sche Garten innerhalb des Stadtwalles.

Murray war es dann, der im Jahre 1771 zuerst eine Vergrösserung des Gartens anregte. Er wünschte, dass „die Spitze, welche nach der Caspühle gehet", angekauft und zum botanischen Garten gezogen werden möchte, weil es an Raum zu mangeln beginne. Es war dies ein östlich innerhalb des Stadtwalles an den Garten stossendes Gartenstück von etwa $^1/_2$ Morgen Grösse. Im Juni 1772 wurde dasselbe zum öffentlichen Verkauf ausgeschrieben, und Murray mass ihm den Werth von 120 Thlr. bei. Eigenthümerin des Landes war die Witwe Pape in Hannover. Zur Begründung seines Antrages wusste Professor Murray anzuführen, dass durch die Mühe, die er seit 3 Jahren auf die Bereicherung des botanischen Gartens verwendet habe und durch seine Reise die Zahl der Gewächse so sehr zugenommen habe, dass er viele der sonst für Zierpflanzen bestimmten Beete als solche habe cassieren und auf denselben die neu hereingebrachten Pflanzen cultivieren müssen, und auch diese Beete reichten nicht mehr hin; er würde ausser Stande sein, weitere neue Gewächse anzuschaffen, wenn die Regierung nicht Gartenplätze in der Nachbarschaft des botanischen Gartens hinzukaufte. Für die Beurtheilung der damaligen Bedeutung dieses Gartens ist Murray's Aeusserung charakteristisch, dass derselbe in kurzem den Vorrang vor allen deutschen botanischen Gärten erwerben werde, was die Zahl der Gewächse anlange.*)

Solchen Vorstellungen erwies sich die Regierung als durchaus zugänglich. Zwar wurden die „eingeschränkten Umstände" der Kasse betont, die sonst keine Vermehrung der Ausgaben verstatteten, doch wurde dem Professor Murray eröffnet: „zur Ermunterung des Fleisses, den ihr bishero auf den Garten gewand habt, sind wir nicht abgeneigt, euch hierin zu willfahren". Vorsichtiger Weise wurde indessen erst festgestellt, „was für onera publica von dem Garten Stück quaestionis zu bezahlen, und ob auf die Einverleibung und Befriedigung desselben noch Kosten zu verwenden" sein würden. Murray sollte sich unter der Hand, ohne dass die Absicht bekannt werde, erkundigen und dann berichten, und zu dem öffentlichen Verkaufstermin musste er „einen zuverlässigen Menschen zum Mitaufgebot senden, der, für wen er biete vorhero nicht bekannt mache, damit es dadurch nicht über den Wert aufgetrieben werde." 120 Thlr. dürfe er geben. Nun

*) Diese Superiorität und auch diejenige in manchen anderen Einrichtungen hat der Göttinger Garten bis in die neueste Zeit sich zu wahren verstanden, wie aus den Darlegungen am Schluss des vorliegenden Aufsatzes hervorgehen wird.

bildeten zwar die nur unbedeutenden onera publica kein Hinderniss, aber in dem ersten Verkaufstermin sowohl wie in dem zweiten, der im

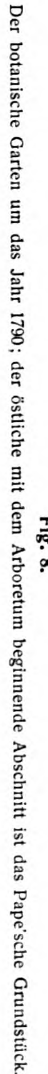


Fig. 8.
Der botanische Garten um das Jahr 1790; der östliche mit dem Arboretum beginnende Abschnitt ist das Pape'sche Grundstück.

August 1772 stattfand, kam kein höheres Gebot als 50 Thlr. zu Stande und der Verkauf unterblieb daher zunächst überhaupt; das Gartenstück wurde seitdem mehrere Jahre hindurch an verschiedene Leute vermiethet.

So stand es auch im Frühjahr 1777, wo das Gartenstück abermals auf 3 Jahre vermiethet werden sollte. Als Murray dies erfuhr, trug er sofort darauf an, dass es für den botanischen Garten für 3 Reichsthaler Kassenmünze in Pacht genommen werde, weil die Zahl der Pflanzen im Garten sehr gewachsen war und Murray dieselben nicht mehr unterzubringen wusste. Besondere Kosten seien nur auf einen Reisigzaun für 7 Thlr. und auf das Rajolen des Bodens wegen des Grases und Unkrautes zu verwenden.

Wiederum war die Regierung nicht nur zu allem bereit, sondern sie nahm auch sofort den richtigen Standpunkt ein, hier kräftig zuzugreifen und auch für die fernere Zukunft zu sorgen. „Lieber würde es uns inzwischen seyn, wenn dieses Stück Land Unserer Bewilligung vom 28. Juni 1772 gemäss zu Erweiterung des Gartens eigenthümlich angekauffet werden könnte, worauf ihr denn bei vorfallender Gelegenheit bedacht sein werdet.“ Murray wurde es anheimgegeben, das Land auf 9 oder 10 Jahre zu pachten, um nicht einer Steigerung der Miethe nach 3 Jahren ausgesetzt zu sein; doch konnte es nur auf 3 Jahre gemiethet werden. Von nun an ist es immer mit dem botanischen Garten verbunden geblieben und schliesslich auch in dessen Eigenthum übergegangen; — aber so weit war es einstweilen noch nicht.

Der Zaun wurde aus Weidenpfählen mit Weiden- und Dorn-Reisig hergestellt; mit der Umarbeitung des Bodens beliefen sich die aufgewendeten Kosten auf 15 Thlr. 9 gr. Nach Umlauf dreier Jahre konnte man dieses Landstück zwar auf 12 weitere Jahre pachten, doch nur gegen den doppelten Zins von 6 Thlr. jährlich. Da die Regierung immer noch auf den späteren Ankauf reflektierte, so wurde in den Pachtcontract die Klausel aufgenommen, dass die Universität das nähere Kaufrecht haben sollte, wenn das Land inzwischen zum Verkauf gestellt würde.

Obwohl Professor Hoffmann 1792 wiederum die käufliche Erwerbung anregte, blieb es bei dem Pachtverhältniss bis zum Sommer 1798, wo das Pape'sche Gartenland zum zweiten Mal zum Verkauf angekündigt wurde. Der Gartendirector Professor Hoffmann machte geltend, dass dasselbe seit über 20 Jahren als ein Theil des botanischen Gartens benutzt worden sei und derartig angepflanzt, „dass gegenwärtig bei weitem der grösste Theil des Bosquets und eine beträchtliche Menge ausländischer Bäume und strauchartiger Gewächse innerhalb demselben enthalten ist. Ausserdem . . . . führt auch der Durchgang unterm Wall aus diesem bisher verzinsten Theil des Gartens in den neuen jenseitigen, dessen ganze neue Anlage nebst der Brücke nach diesem

Ausgang regulirt und vermittelst desselben zu Einem übereinstimmenden Ganzen vereinigt worden ist." *)

Die Regierung beharrte abermals auf ihrem alten Standpunkt des bereitwilligsten Entgegenkommens gegen die Wünsche der Gartenverwaltung und verlangte nur, dass die Pape'schen Erben „mit billigen Forderungen desfalls hervorgehen" sollten. In dieser Bedingung lag schon die Besorgniss, dass die jetzigen Besitzer des Grundstücks den Werth ihres Eigenthums überschätzen möchten, und wie gerechtfertigt diese Sorge war, geht aus den darüber gepflogenen Verhandlungen nur zu deutlich hervor. Der damalige Universitäts-Baubeamte, Oberbau-Commissar G. F. Borheck zeigte sich höchst entrüstet über die „sehr unverhältnissmässige Summe", die von den Erben der Witwe Pape als Kaufpreis genannt wurde. Er wies in allen Einzelheiten das Unberechtigte der Forderung nach, und man muss ihm in der That beipflichten, wenn man folgende Aufstellung durchsieht;

„Der Werth des Gartens wird von uns aus 3 Quellen geschöpft.

1.) Aus dem bisherigen Zins-Ertrage	200 Thlr.
2.) Aus der Integrität des botanischen Gartens und Erhaltung seines Umfanges	200 Thlr.
3.) Aus dem Ersparniss der Kosten des Durchbruchs zu einem neuen Eingang, nach dem Anschlag . . .	200 Thlr.
4.) Das Surplus dieses Anschlages bey einem Bau unter der Erde	100 Thlr.
Facit	700 Thlr."

Das sieht wie ein schlechter Witz aus, den sich der Verfasser dieser Rechnung der Regierung gegenüber gestattete. Aber es war wirklich ernst gemeint, und man weiss nicht, ob man mehr über die Pfiffigkeit oder über die Unverfrorenheit staunen soll, die dem Procurator der Pape'schen Erben die der Rechnung angehängte Bemerkung eingegeben hat: „Und nun bieten Sie mir einmahl honett, denn ich habe doch die entscheidende Stimme, und die aufrichtige Gesinnung unbilliger Weise nicht von der Gelegenheit profitiren zu wollen. Lassen Sie mich aber ohne Umschweife den genauesten Bot wissen und ich versichere Sie der Handel soll in zwey Tagen abgeschlossen seyn." — Und dieser Mann wollte nicht von der Gelegenheit profitieren? —

---

*) Inzwischen war ausserhalb des Walles für den botanischen Garten schon ein beträchtliches Areal erworben und bepflanzt worden; siehe unten S. 327 ff.

Die Sachlage war folgende. Es waren inzwischen für den botanischen Garten zu dessen Erweiterung ausserhalb des Walles ein Theil des ehemaligen Stadtgrabens und ein nördlich davor gelegener Platz angekauft worden, der ehedem eine Contrescarpe gewesen war. Zu diesem äusseren Garten (über dessen Erwerbung und Einrichtung unten das Nähere folgen wird) führte nur ein einziger Durchgang unter dem Wall, dessen innere Mündung sich in dem von den Pape'schen Erben erpachteten Gartenstück auf der Südseite des Walles befand. Auf diesen Umstand gründete sich offenbar die exorbitante Forderung der Besitzer dieses Gartenstückes.

Alle Betheiligten jedoch vereinigten sich in dem Bestreben, dieser Dreistigkeit die gebührende Abfertigung zu Theil werden zu lassen. Der Oberbau-Commissar Borheck untersuchte die Beschaffenheit des Walles bei einem westlich von dem genannten Durchgange gelegenen Thurm und erkannte die Möglichkeit, hier einen zweiten Durchgang herzustellen, der den botanischen Garten von dem Durchgange beim Pape'schen Garten völlig unabhängig machen müsste. Zwar fand er das Gewölbe durchgesprengt und den ganzen Gang voll Erde, so dass die Herstellung desselben immerhin ein paar Hundert Thaler kosten dürfte, aber man wurde doch nun Herr der Situation, indem sich der Kaufpreis des Pape'schen Besitzes durch diesen Befund sehr wesentlich herabminderte. Borheck vermochte denn auch Punkt für Punkt jene „unzulässige“ Aufstellung zu widerlegen und meinte: 200 Thlr. sei der Platz nach dem bisherigen Zinsertrage wohl werth, jedoch würde nicht einmal diese Summe bei einer etwaigen Versteigerung herauskommen, weil der Platz für einen Gartenfreund viel zu unbedeutend, auch zu unregelmässig gestaltet sei, und als Bauplatz dürfe er nicht benutzt werden, weil dies die Regierung wegen des botanischen Gartens nicht gestatten werde. Aber für die Integrität des letzteren und Erhaltung seines Umfanges 200 Thlr. anzusetzen, sei äusserst befremdend. Es liesse sich dafür kein anderer Grund ersehen, als dass die Besitzer von der Gelegenheit profitiren wollten. Wenn man erwäge, dass weder die Einrichtungen des botanischen Gartens noch der Durchgang zum neuen Garten mit dem Pape'schen Grundstück nothwendig verbunden seien, auch an der Erhaltung des Umfanges des botanischen Gartens jetzt nach Erwerbung der ausserhalb des Walles gelegenen Theile weit weniger gelegen sei als früher, so „verwandele sich die sinnreiche Forderung in Nichts.“ Ganz unverständlich erschien der Ansatz von 200 Thlr. wegen Ersparung eines neuen Durchbruches durch den Wall und das demselben willkürlich zuge-

fügte Surplus von 100 Thlr. Borheck macht darüber sehr zutreffende Bemerkungen. „Wären die Erben oder deren Bevollmächtigter mit dem Lokale genau bekannt, so würden sie diesen Punkt garnicht in Anschlag gebracht haben. Denn der jetzige Durchgang bleibt den botanischen Garten auf immer, wenn auch das Stück quaest. davon abgeschnitten wird, und ich verpflichte mich, mit 20 Thlr. einen angenehmen schlangenförmigen Gang längs der Wallböschung anzulegen, der auf eine überraschende Art zu den Gewölbe führen soll." Aber der Durchgang war überhaupt nicht mehr nöthig, als es sich herausgestellt hatte, dass ein anderer ehemaliger Gang durch den Wall nur verschüttet war und leicht wieder passirbar gemacht werden konnte. Der Magistrat gestattete sofort die Aufräumung desselben, offenbar auch mit Rücksicht auf die „unvernünftigen" Forderungen der Pape'schen Erben. Mit einem Aufwande von 30 Thalern ist dieser Durchgang im September 1798 wieder hergestellt worden. Borheck hat in der Folge Recht behalten, wenn er zum Schluss noch bemerkte: „ich fühle mich fest überzeugt, dass, sobald dieser neue Durchgang hergestellt sein wird, jener gar nicht mehr genutzt werden wird, einmal, weil dieser in die Mitte des Gartens trifft, und zweitens, weil das Gewölbe viel kürzer ist, folglich darin gar nicht der unangenehme Zugwind herrscht, wie in dem jetzigen, wodurch so sehr die Gesundheit der Gartenarbeiter leidet." Ueberdies könne man das Wasser hier auf kürzerem Wege holen. In der That ist der alte Durchgang später und bis auf den heutigen Tag nur noch für andere Zwecke benutzt, der neue aber allein für die Communication zwischen Aussen- und Innengarten verwendet worden. Der Kauf wurde indessen damals nicht abgeschlossen, vielmehr blieb es wiederum 30 Jahre lang bei dem Pachtverhältniss (bis 1827), wo es sich herausstellte, dass die Pachtgelder seit längerer Zeit nicht bezahlt worden waren (siehe darüber unten, S. 367).

Im Anschluss an die hierüber gepflogenen Verhandlungen machte die Regierung wieder den Vorschlag, dass ihr das Gartenstück für 200 Thlr. verkauft würde, dieses Mal endlich mit dem gewünschten Erfolg. Der Bevollmächtigte der Pape'schen Erben, Advokat Rautenberg sen. in Hannover, musste sich durch Vorlegung der Vollmachten von allen einzelnen Erben der Wittwe Pape, später wiederverehelichten Hoffmann und durch Beibringung des Testamentes Derselben legitimiren, und am 19. September 1828 ist der Betrag von 200 Thlr. für dieses Gartenstück bezahlt worden.

Die innere Wallböschung.

Als Professor Murray im Jahre 1771 den Ankauf des der Witwe Pape gehörigen innerhalb des Stadtwalles gelegenen Gartenstückes beantragte, regte zugleich auch Justus Claproth die Erwerbung der inneren Wallböschung beim botanischen Garten an. „So nüzlich dieses seyn würde, eben so vortheilhaft würde es vor den botanischen Garten, vor die Naturgeschichte und Oeconomie seyn, den Wall, soweit der botanische Garten reichet, dergestalt in selbigen zu ziehen, dass nur die Promenade über den Wall frey bliebe. Hierdurch, und wenn selbiger Terrassenweise abgeschnitten würde, könnte nicht allein das gegenwärtige bosquet étranger dahin verleget und der Garten blos denen Kräutern und Stauden gewidmet bleiben, sondern das bosquet könnte auch mit ausländischen Obstbäumen und Weinstöcken bereichert werden. Diesen Gedanken hat sowohl der Herr Professor Murray als auch einige Herren des Raths goutiert, welche sich wegen eines billigen Erbenzinses in Ansehung des Gras-Verlustes finden lassen werden. Die kostbare Planken-Befriedigung von der Wallseite fiele hinweg, und könnte dagegen eine grüne Dornen Hecke angelegt werden, worinn alle hochwachsende Dornstauden zum abermahligen Nutzen des Gartens angebracht werden könnten. Die Erweiterung des Gartens würde nur die Unkosten eines Gärtner Gesellens nothwendig machen, hierdurch aber hinwiederum am Taglohn ein beträchtliches gewonnen werden."

Ueber eine weitere Verfolgung dieser Angelegenheit ist in den Akten nichts zu finden bis zum Jahre 1792, wo Geh. Justizrath Heyne sie in einem Bericht an die Regierung wieder zur Sprache brachte. „Hinter dem jetzigen Zaun des botanischen Gartens liegt längsthin an der Böschung des Walles bis hinan an die Hecke ein Streif Grasplatz, welcher, wenn er zum Garten gezogen würde, da er lehnan liegt, ein herrlicher Platz für Pflanzen sein müsste. Er wird als Grasplatz, die Ruthe zu 3 mgr. vom Magistrat ausgethan. Könnte diese geringe Ausgabe noch von der Kasse übernommen werden: so gewönne der Garten einen herrlichen und nützlichen Raum, und eben so viel an Verschönerung." Sofort genehmigte jetzt die Regierung, dass dieser Grasplatz am Wall gegen eine Recognition von 3 mgr. pro Ruthe dem Garten einverleibt werde; das geschah dadurch, dass derselbe der Universität in Erbenzins gegeben wurde von Petri 1793 ab. Die Klosterkammer hatte dem Contract nach also „jährlich 4 Thlr. 34 mgr. 4 Pf. Cassen-Münze pro canone in recognitionem dominii

directi zu bezahlen.“ Doch unterliess die Kasse den Zins zu entrichten bis 1801, wo der Magistrat die aufgelaufene Summe mit 44 Thlr. 22 gr. 4 Pf. Kassenmünze monirte, und daraufhin dem Oberbau - Commissar Borheck von der Regierung aufgetragen wurde, diesen Betrag zu bezahlen und auch künftig damit fortzufahren.

Die dem Garten hinzugefügte Fläche der Wallböschung betrug 59 Ruthen 54 Fuss □, vom Thore an bis gegen das Wehr.

Die Erwerbung der Wallböschung machte zunächst eine feste Einfriedigung auf der oberen Kante des Walles nöthig, da eine Hecke an dieser Stelle „wegen der Kinder und grossen Hunde“ sich als unzweckmässig erwies. Das aus Eichenholz hergestellte Stacket war 733′ lang; es kostete 325 Thlr. 25 gr., sein Anstrich mit weisser Oelfarbe 124 Thlr. 18 gr. Diese Kosten erschienen unverhältnissmässig hoch, indessen war zu bedenken, dass die am Fusse der Böschung bis dahin bestandene Planke, welche ohnehin wegen Alters und Schadhaftigkeit hätte erneuert werden müssen, nun in Wegfall kam.

Man beabsichtigte, einen Theil der Böschung zur Aufstellung von Stellagen für Topfgewächse zu benutzen. Daher mussten die vor dem Gewächshause in Reihen stehenden Quaderdocken dorthin versetzt und die Böschung zu diesem Zweck mit Terrassen versehen werden. Doch wurde die Arbeit im Jahre 1793 noch nicht ausgeführt, „weil Professor Hoffmann sich über die zweckmässige Eintheilung und Benutzung nicht entscheiden konnte.“ Infolge einer Nachbewilligung geschah auch diese Terrassirung, und zwar in der Weise, dass eine einzige Terrassenmauer aufgeführt worden ist, die vom westlichen Anfang des botanischen Gartens über eine dort angelegte Treppe hinaus bis zum Gewächshause 142′, von diesem bis an das Boskett noch 122′ lang war; sie stand 2′ tief in der Erde und hatte über derselben bei 1½′ Höhe die gleiche Dicke, oben war sie mit horizontalen Sandsteinplatten zum Aufstellen der Töpfe gedeckt. Die Mauer wurde mit Erde hinterfüllt, die man von einer Apparelle am Wall beim Weender Thor entnahm, wozu der Magistrat seine Genehmigung ertheilt hatte. Für die Mauer wurden gegen Ende des Jahres 1794, als sie fertiggestellt war, 91 Thlr. 30 gr. bezahlt, für die dabei erforderlichen Erdbewegungen ausserdem 152 Thlr. 6 gr., und für die aus 25 Kalkstein-Stufen mit 2 Ruheplätzen bestehende Aufgangstreppe aus dem Garten zur Wallhöhe 54 Thlr. 12 gr. Zugleich stellte man eine Thür vor dem Durchgangsgewölbe her und vertiefte den Durchgang selbst.

Der untere Theil des Stadtgrabens und der Feuerteich.

Im Mai 1792, als Professor Hoffmann der Regierung eine Reihe Wünsche zur Vergrösserung und Verbesserung des botanischen Gartens äusserte, beantragte er auch, einen Theil des ehemaligen Stadtgrabens, der an den Garten angrenzte und „bisher zum grossen Nachtheil hiesiger Einwohner durch seine die Luft verpestenden Ausdünstungen die Ursache vieler endemischer Krankheiten geworden“ wäre, mit dem Garten in Verbindung zu bringen, um die bisher gänzlich fehlen-

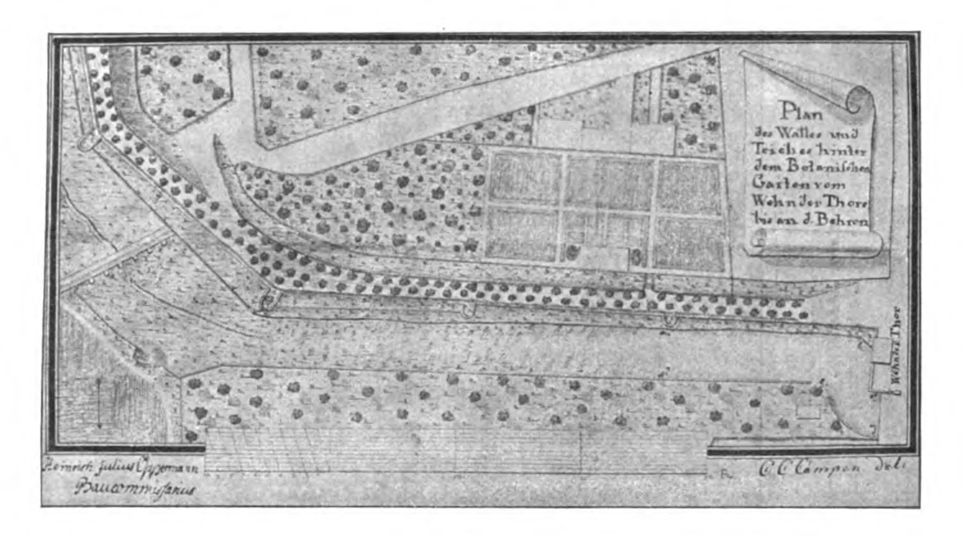


Fig. 9.

Der botanische Garten zu Göttingen und seine nächste Umgebung im Jahre 1792.
(Die Situation ist umgekehrt wie auf allen übrigen Plänen.)

den Wasserpflanzen darin zu ziehen. Dieser Stadtgraben hatte bereits einen Zugang durch den Wall vom botanischen Garten aus, der zu einem Stadtthurm führte; Hoffmann liess ihn öffnen und reinigen. Zu gleicher Zeit berichtete auch Geh. Justizrath Heyne ganz in demselben Sinne an die Regierung. Die „Mängel und Desideria“ Hoffmann's, dessen Eifer für den Garten er lobt, seien mehr als zu sehr begründet. „Der Stadtgraben erfüllt die Stadt durch sein stehendes faules Wasser mit den schädlichsten Dünsten und auf dem Wall kann man für unausstehlichem faulen Gestank kaum gehen.“ Den ganzen Graben auf einmal zu entwässern, gehe wegen grosser Schwierigkeiten nicht an; deswegen schlägt Heyne vor, die Stadt sollte allen denjenigen, die es gern thäten, Stücke des Stadtgrabens überlassen, um ihn aus-

zutrocknen und zu bepflanzen. Es muss damals schon sehr arg mit dem Zustande des letzteren gewesen sein, denn Heyne hebt aber-

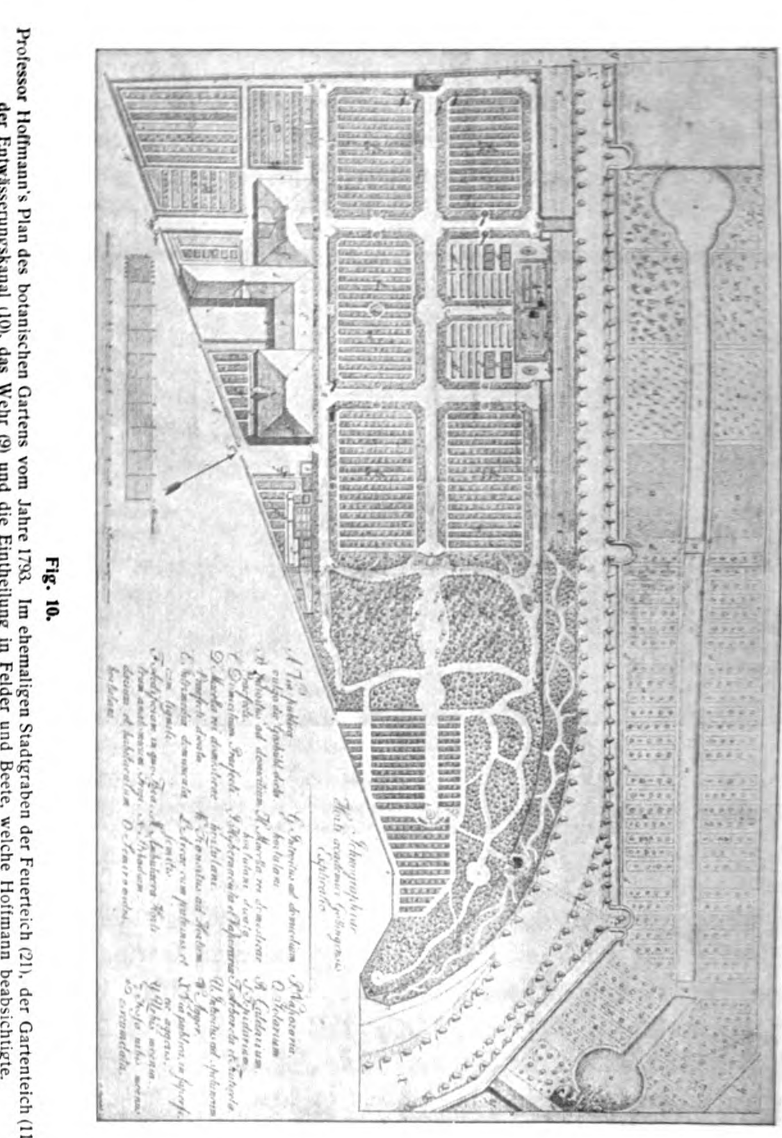


Fig. 10.
Professor Hoffmann's Plan des botanischen Gartens vom Jahre 1733. Im ehemaligen Stadtgraben der Feuerteich (21), der Gartenteich (11), der Entwässerungskanal (10), das Wehr (9) und die Eintheilung in Felder und Beete, welche Hoffmann beabsichtigte.

mals entrüstet an: „eben am botanischen Garten ist eine Stelle des Grabens vom schändlichsten faulen alles verpestenden Geruch, ohne dass man Anstalt macht dem verderblichen Uebel zu steuern.“ Er

empfiehlt dringend, dass der Magistrat dieses Stück des Stadtgrabens dem Garten zur Urbarmachung und Anpflanzung überlasse.

Verhandlungen, welche Heyne im Auftrage der Regierung deswegen führte, hatten den erfreulichen Erfolg, dass die Stadt den Graben vom Weender Thor bis zum Wehr gegen eine jährliche Recognition an den botanischen Garten zu überlassen bereit war, mit Ausnahme eines kleinen Stückes dicht am Thor behufs Anlegung eines Feuerteiches. Da der Flächeninhalt des mit dem botanischen Garten zu vereinigenden Grabens etwa 2 Morgen gross war, und die Recognition für jeden Morgen nur 1 Thlr. betrug, so waren die daraus erwachsenden Ausgaben ganz unbedeutend. So wurde die Erwerbung dieses Graben-Grundstückes bereits am 16. Juli 1792 vollzogen. Unter den Gründen, welche den Magistrat zum Eingehen auf die Wünsche der Universität geneigt machten, verdienen folgende besonders hervorgehoben zu werden. Der Magistrat sagt selbst: „wir finden nun um so weniger bedenklich in solchen Antrag hineinzugehen, da der gedachte Teich der Cämmerey bisher gar nichts eingebracht hat, und der anfangs gedachte Wunsch ohne Kosten einer Stadt-Kasse befördert wird, so wie die zeitigen Bürger-Deputirten diesen ihnen eröffneten Vorschlag ebenfalls als vortheilhaft anerkannt haben."

Die Bedingungen des über diese Abtretung aufgesetzten Contractes sind in der Folge und z. Th. noch für die Jetztzeit von praktischer Bedeutung, so wurde u. a. stipulirt,

dass der unterste Theil des Stadtgrabens beim Weender Thor „zum Spiegel gelassen werde, welcher nötig geachtet worden, um die Weender Vorstadt bey etwa entstehender Feuers-Gefahr mit Wasser zu versorgen";

dass „das übrige bleibende Terrain . . ., welches . . . von 254 Ruthen 78 Fus □ oder 2 Morgen 14 Ruthen 78 Fus □ befunden worden, zur Vergrösserung des botanischen Gartens und bester Benutzung hiermit frey übergeben und abgetreten wird";

dass „von Trinitatis 1800 an, die Onera davon, so wie vom botanischen und Oekonomischen Garten, welche gegenwärtig von einem Morgen bey allen Stadt-Cassen jährlich 18 mgr. $^1/_2$ Pf. Cassen-Münze betragen, entrichtet" werden;

dass „die Jurisdiction über diesen abgetretenen Teich nach wie vor der hiesigen Stadt" bleibt;

dass „aus dem jetzigen botanischen Garten nur der jetzt vorhandene Durchgang unter dem Walle her in den Teich verstattet wird, und der Wall mit jedem anderen Durchgange gänzlich zu verschonen ist";

dass „die Stadt-Mauer vom Weender Thore an bis zum Wehre bey der Kalten Herberge pro futuro samt der inneren Seite des Wehres auf Kosten Königl. Kloster-Kammer zu unterhalten“ sei.

Um nun den so erworbenen Stadtgraben, der durchweg morastig war, für den botanischen Garten nutzbar zu machen, schlug Borheck vor, denselben gehörig auszuteichen und das darin stehende Wasser in bestimmten Grenzen einzuschränken. Zunächst legte er den Graben soweit trocken, dass man dort weiter arbeiten konnte, auch besserte er die auf 80′ Länge schadhaft gewordene Einfriedigungsmauer aus, die 12′ hoch und 3′ dick aufgeführt werden musste. Als Hauptschwierigkeit erschien es, die Erdmassen zu beschaffen, welche behufs Auffüllung des Terrains erforderlich waren. Man benutzte zwar den Schlamm, der sich bei der Ausgrabung des Feuerteiches am westlichen Ende des neuen Areales ergab, auch das Material aus einem alten Thurm am Wall, ebenso die Erde, die bei der Herstellung des 12′ breiten Entwässerungs-Grabens ausgeworfen wurde, doch reichte dies alles bei weitem nicht hin, um eine genügende Erhöhung der künftigen Gartenfläche zu bewirken. Denn die bedungene Höhe des Wasserspiegels im Feuerteich brachte es mit sich, dass noch immer $^2/_3$ der Länge des neuen Gartenareales unter Wasser standen. Nun wurde zwar noch ein besonderes Bassin im nahen Anschluss an den Feuerteich ausgegraben, in welchem der Gartendirector Wasserpflanzen ziehen wollte, allein auch dies genügte nicht, zumal die Ufer des Wasserlaufes nur mit Erde und Rasen befestigt resp. belegt werden konnten, anstatt des gewünschten Mauerwerkes.

Bei diesen sich in das Jahr 1794 hinziehenden Arbeiten musste viel mehr geschehen als vorgesehen war. Die Ufer rutschten nach, das schlammige Erdreich, welches zur Auffüllung verwendet worden war, senkte sich um 6—8 Zoll, ein starkes Regenwetter im Mai verursachte erheblichen Schaden durch Wegspülen einer grossen Menge Erde, und andere Ueberschwemmungen traten dann im Laufe des Jahres noch dreimal ein. Man musste daher das Terrain abermals um 2′ erhöhen. Unter dem Wehr war ein kleines Bassin hergestellt worden, um den Wassersturz aufzufangen; es wurde weggerissen und musste mittelst Mauerwerks in soliderer Weise wieder hergerichtet werden.

Am schlimmsten aber war es, dass das Wehr, welches den oberen Theil des Stadtgrabens von dem unteren schied, und durch dessen kaum 1 □ Fuss grosse Oeffnung das Wasser gehen musste, undicht geworden war und bei Gewittern durch Ritzen und Fugen eine Menge

Wassers an unrechter Stelle in den neuen botanischen Garten gelangen liess. Nachlässigkeiten, Hartköpfigkeit und Unkenntniss von verschiedenen Seiten vereinigten sich hier, um schliesslich ganz unhaltbare Zustände herbeizuführen. Während zweier Jahre zogen sich 1795 und 1796 die Verhandlungen, Gutachten, Erd- und Mauerarbeiten, Reclamationen und Befehle der Regierung hin, bis hier endlich ein erträglicher Zustand herbeigeführt wurde. Der Oberbaukommissar Borheck hatte fast nur Schlamm und wenig festeres Erdreich zur Aufhöhung des Gartens zur Verfügung; er durfte die Ufer nicht durch Mauerwerk befestigen, sondern musste dieselben mit dem nämlichen Material herstellen; er beging zuerst noch den Fehler, diese Ufer nicht genügend abzuschrägen. Professor Hoffmann aber meinte, dass eine widerrechtliche Erhöhung des Wasserspiegels des Feuerteiches schuld wäre und war keiner Gegenvorstellung und keiner Belehrung darüber zugänglich. Borheck beantragte daraufhin, den Wasserspiegel beträchtlich zu senken und den Teich als Feuerteich aufzugeben, da der Leinekanal so nahe hinter den Häusern der Weender Strasse herfliesse: eine Maassregel, die ohne Zweifel allen Calamitäten ein rasches Ende gemacht hätte, doch liess dieselbe sich nicht ausführen, weil der Magistrat darauf beharrte, dass der Feuerteich für die Weender Vorstadt durchaus nothwendig sei. Die Regierung zog nun einen in Wasserbauten Sachverständigen, den Major C. G. Müller in Göttingen hinzu, der die Sache untersuchen und „die möglichen Mittel" angeben sollte, „durch welche der Zweck zu erreichen stehet, dass mit Beybehaltung des Feuerteiches das Wasser auf einen niedrigeren Stand zum Vortheil des botanischen Gartens gebracht werden könne." Hierbei ist noch zu bemerken, dass Professor Hoffmann ursprünglich die tiefe halb inundirte Lage des untersten Gartentheiles gewünscht hatte, um dort Wasser- und Sumpfgewächse zu cultiviren, „allein jetzt wird gegen alle Erwartung behauptet, dass es zu wenig Pflanzen dieser Art gäbe, um damit sehr viel Terrain besetzen zu können"; — so klagte Borheck.

In klarer und überzeugender Darstellung gab Major Müller am 26. Mai 1795 eine Uebersicht über die augenblickliche Lage der Sache und über die Mittel zur Abhülfe der Uebelstände. Da auch noch andere, selbst bis heute von Wichtigkeit erscheinende Factoren in diese Angelegenheit hereinspielen, so möge sein Promemoria an die Regierung hier auszugsweise Platz finden: dies wird zur Beurtheilung der damaligen Schwierigkeiten, in denen der Garten sich befand, wesentlich beitragen. Müller, der zuweilen eine etwas drastische Aus-

drucksweise liebt, klagt zunächst über unzweckmässiges und planloses Arbeiten an den neuen Anlagen im botanischen Garten und wirft den Göttinger Baumeistern vor, dass sie „mit der Erd- und Wasserarbeit schlechterdings unbekannt“ seien. Der Hoffmann'sche Entwurf (von 1793, siehe Fig. 10) wäre gut gewesen, wenn er sich genau hätte durchführen lassen. Das Wehr hat eine nur 1 □ Fuss weite Oeffnung; „bey starken Regengüssen in der Gegend des Heimberges schiesst beym Albanerthor plötzlich eine Menge wilden Wassers in den sonst ganz zugelandeten und trockenen Graben (sc. oberhalb des Wehres), für welche jener Durchfluss viel zu enge ist. In solchen Fällen entsteht vor dem Wehr ein 4—6′ hoher Wasserstau, wodurch der zwischen dem Wehr und Albanerthor befindliche Graben völlig innondirt wird. Nun dringt das Druckwasser durch die schon überall ausgewitterten und ausgewaschenen Fugen des Mauerwerks, wodurch selbiges immer mehr destruirt wird, wie solches noch ohnlängst die Erfahrung bestätigt hat. Bey der Gelegenheit haben auch die einer Stallgosse ähnliche Cascade, und das einem grossen Spühlkumpf gleichende Bassin sehr gelitten. Hieran ist jedoch gar Nichts gelegen, da diese Spielereyen ohnehin wegfallen, sobald der obere Graben, wie es die Absicht ist, benutzt oder urbar gemacht werden soll.“ Man wollte nämlich in dem oberhalb des Wehres liegenden Stadtgraben ebenfalls einen Kanal ziehen, die Oeffnung im Wehr erweitern und so den Wildwässern freiere Bahn schaffen. Dabei werde es aber vorkommen, dass der Wasserstand im Kanal des botanischen Gartens sich zeitweise erheblich erhöhe. Müller macht nun eine Menge Ausstellungen an den beim Kanal und Teich geschehenen Erdarbeiten. Vom Kanal sagt er: „die Art und Weise, wie dessen Ufer vorgerichtet wurden, war wirklich so sonderbar und lächerlich, als mir je Etwas in der Art vorgekommen ist. Der Graben war vorhin eine lange Zeit abgelassen gewesen, und bey der damahligen grossen und anhaltenden Dürre hatte der fast den ganzen Graben anfüllende Schlamm eine ziemliche Consistenz gewonnen. In diesem wurden die Ufer des Kanals b e y n a h e s e n k r e c h t ausgestochen, welche jeder andere en talud*) naturel abgedacht, und überdem noch mit einer Berme**) versehen haben würde, um die Ufer gegen das Einschiessen zu sichern“. Bei der späteren Erhöhung des Terrains wurden die Kanalränder noch höher mit ausgestochenen Schlammstücken aufgesetzt; als dann Wasser in den Kanal gelassen wurde, rutschten sie zusammen.

*) talut = Neigung.

**) Berme ist ein terrassenartiger Einschnitt in die obere Kante.

Die auf der Nordseite des Stadtwalles neben demselben hergehende Mauer stand ehedem „völlig frei und formirte hier einen bedeckten Gang. Da selbige dergestalt sich blos selbst zu tragen hatte, so war sie nur von geringer Dicke, und fast ohne Fundament aufgeführt. Nach dem siebenjährigen Kriege wurden die Brustwehren und feindlichen Batterien ab- und die daher erfolgende Erde, theils in den Zwischenraum des Walls und gedachter Mauer, theils über letztere hinausgeworfen. Der Druck der Erde gegen die Mauer würde solche längst über den Haufen geworfen haben, — wie sie denn auch an manchen Stellen schon sehr übergewichen ist —, wenn nicht die vorliegenden Erdschütten ein Gegengewicht abgegeben hätten. Diese Erdschütten dürfen folglich *schlechterdings nicht* weggenommen werden, weil sonst die Mauer ohnfehlbar überstürzen, ein grosser Theil des hohen Walles nachfolgen, und dergestalt sehr kostbare Reparationen eintreten würden. Man schien indessen die Erdschütten mit zur Erhöhung des Grundes bestimmt zu haben, denn sie wurden — kaum sollte man's glauben — wirklich angegriffen." Müller empfiehlt bei dieser Sachlage „das vor der Mauer befindliche Erdreich zu terrassiren, um selbigem so doch einige schickliche Form zu geben, und Gelegenheit zur Anpflanzung einigen Busch- und Strauchwerks, auch verschiedener *gern* im Schatten wachsender Pflanzen, zu erhalten." (Dies ist die erste Anregung zur Anlage der sog. Schattenpartie im jetzigen botanischen Garten, welche die Bewunderung aller Sachverständigen auf sich zieht.)

Um die immer noch fehlende Erde zu gewinnen, hob man den Feuerteich auf Staatskosten aus (warum nicht die Stadt auf *ihre* Kosten?) und als auch dies nicht genügte, erweiterte man die für den Garten bestimmte Teichanlage bis auf $^1/_6$ Morgen und machte auch hier ganz steile Ufer, die dann später einfielen. Diese Schlammerde schwindet aber beim Eintrocknen bis zur Hälfte, so dass der Boden jetzt bei weitem nicht genügend hoch liegt. Der Schlamm taugt auch nichts zur Cultur von Pflanzen. Die Stadt hat das Recht den Teich noch um $4^1/_2''$ über die jetzige Höhe zu stauen, wodurch aber eine Ueberschwemmung des Gartens eintreten müsste.

Müller schlug vor, von der dem Graben vorliegenden Contrescarpe ein Stück anzukaufen, das Erdreich abzugraben und in den Graben zu dessen Aufhöhung zu werfen. Die Futtermauer müsste abgebrochen werden, und mit dem dadurch gewonnenen Material wäre eine neue Mauer ausserhalb des anzukaufenden Stückes aufzuführen. Doch dürfe dies „nicht auf göttingische Weise angegriffen

werden. Erdarbeiten durch hiesige Tagelöhner, fauler als ich dergleichen je sah, ohne Aufsicht ausführen zu lassen, kostet freylich 3mal soviel, als wenn solche in Verding bewerkstelligt werden." Die ganze Arbeit könne in 3 Monaten geschehen.

Bereitwilligst ging die Regierung auf alle diese Vorschläge ein, sie kaufte den Kämmereigarten auf der ehemaligen Contrescarpe an (siehe unten) und beauftragte Borheck im Zusammenwirken mit Müller die erforderlichen Arbeiten auszuführen. Denn die scharfe Kritik Müller's hatte Borheck empfindlich berührt, und um vor ähnlichen Bemerkungen fernerhin sicher zu sein, erbat sich Borheck, dass er bei der Ausführung „auf die guten Rathschläge des Herrn Majors mit Zuversicht rechnen dürfe, um nicht wegen bedenklicher Fälle den Vorwurf fürchten zu müssen, die in den Plan enthaltenen Vorschriften nicht genau befolgt zu haben." Besonders bedenklich erschien es ihm, ob die geplante Terrassirung der Contrescarpe, die der ganzen Länge nach durchgeführt werden sollte, die erforderlichen Erdmassen wirklich liefern würde, wie Müller bestimmt versicherte. — In der Folge zeigte es sich, dass Borheck in dieser Beziehung richtiger geurtheilt hatte.

Von nun an verquickten sich die Arbeiten in dem Grabentheil vielfach mit denjenigen in der alten Contrescarpe, wie weiter unten ersichtlich werden wird.

Die Contrescarpe.

Bei der Aufhöhung des Terrains in dem 1792 erworbenen Theil des Stadtgrabens entstanden, wie soeben ausgeführt worden ist, die grössten Schwierigkeiten durch die Beschaffung des zur Aufschüttung erforderlichen Erdreiches. Dieser Umstand bewog den von der Regierung zum Gutachten aufgeforderten Major C. G. Müller in Göttingen im Mai 1795 zu dem Vorschlag, ein Stück der dem botanischen Garten gegenüberliegenden und an den neu einzurichtenden Gartentheil angrenzenden Contrescarpe von der Stadt anzukaufen, um sowohl durch die Abtragung des hügeligen Bodens Erdmassen zu gewinnen, als auch um den botanischen Garten zu vergrössern. Der Platz wurde als ein „Cämmerey-Garten" bezeichnet und war damals dem Cämmerarius Kritter in Pacht gegeben. Von der Regierung beauftragt, pflog Hofrath Heyne die Verhandlungen mit dem Magistrat, und bereits am 10. August 1795 wurde der Kaufcontract vollzogen, am 17. September die Kaufsumme bezahlt.

Das Stück Land war 180 Ruthen 62 Fuss □ gross und kostete

600 Thlr. Die jährlich 27 gr. $^3/_4$ Pf. betragenden Onera sollten von Trinitatis 1800 ab an die Stadtkasse bezahlt werden; die Stadt behielt sich in gewohnter Weise die Jurisdiction über das Stück vor. Es wurde der Stadt von der Regierung vorgeschrieben, dass die 600 Thlr. zur Abtragung einer Kämmerei-Schuld von gleichem Betrage anzuwenden seien.

Auf diesem Platze standen 33 Obstbäume, die unter allen Umständen beseitigt werden mussten. Sie sind schliesslich für 27 Thlr. 15 gr. 3 Pf. öffentlich meistbietend verkauft worden. An der Aussenseite des Stückes befand sich ein Stacket, an dessen Innenseite gegen den Graben hin eine Futtermauer. Borheck rieth, statt der „elenden Stacketbefriedigung", von der im Winter durch arme Leute viel Stacken gestohlen würden, sogleich eine Mauer aufzuführen, die 822′ lang werden müsste. Ein Theil der dazu benöthigten Materialien könne von der Futtermauer entnommen werden, die eine Länge von 620′ bei ca. 7′ Höhe und 2—2$^1/_2$′ Dicke hatte. Die neue Einfriedigungsmauer würde aus einer mittleren Hauptstrecke von 620′ Länge bestehen, einer östlichen Abschlussmauer von 112′ und einer westlichen ebensolchen von 90′ Länge; sie sollte wenigstens 5′ in die Erde kommen, des abzutragenden Terrains wegen, und 7′ hoch über den dahinter gehenden Fahrweg*) emporragen. Die Kosten wurden auf 1036 Thlr. 24 gr. festgesetzt. Wegen der für die Aufhöhung des Grabentheiles zu gewinnenden Erdmassen sollte der Kämmereigarten terrassiert werden, was auch zur Verbindung mit dem im Graben liegenden Theil angemessen erschien.

Auch hier wieder hatte Heyne mitzureden. Im Anschluss besonders an Müllers Auseinandersetzungen billigte er die Pläne und wünschte, es möge befohlen werden, dass nun aber auch alles stricte nach den genehmigten Anschlägen ausgeführt werde. „Der Professor der Botanik muss nicht eher drein sprechen wollen, als bis das zubereitete Terrain ihm übergeben wird; worauf fernerhin wiederum der Baumeister in die botanischen Vorrichtungen sich nicht weiter mischen muss; so wird einem Fehler begegnet, durch welchen bisher vieles ist verdorben worden". Er empfahl ebenfalls, die grosse Einfriedigungsmauer aufzuführen, unter Vertheilung der Arbeit und der Kosten auf mehrere Jahre.

Dementsprechend ist denn auch verfügt worden. Als nun aber im Februar 1796 die Vorarbeiten beginnen sollten, stellte sich das

*) Die jetzige Strasse, welche als „Nikolausberger Weg" bezeichnet wird.

Bedürfniss nach einer festen Disposition für die Ausführung heraus, die sich freilich nur entwerfen liess, wenn man vorher wusste, ob die Arbeiten in 1 oder 2 Jahren auszuführen seien. Müller setzte die Gründe auseinander, die für ununterbrochene Durchführung in einem Jahre sprachen, vor allem betonte er mit Recht den Sparsamkeitsstandpunkt. Ihm wurde gewillfahrt, ebenso dem Antrage Borhecks, dass die grosse Mauer nun doch sofort und auf einmal errichtet werden durfte. Dabei sprach wesentlich der Umstand mit, dass während des Winters wegen ausserordentlich hoher Holzpreise die Latten des Stacketes wirklich grösstentheils gestohlen worden waren, so dass man den Rest derselben auch noch hatte entfernen und auf dem Bauhof in Verwahrung nehmen müssen. Die Mauer ist dann während des Sommers aufgeführt worden und hat, wie die im Januar 1797 eingereichte Hauptrechnung ergiebt, 1041 Thlr. 30 gr. 3 Pf gekostet. Offenbar hatte man aber damit allzusehr geeilt, auch auf die Construction nicht die nöthige Sorgfalt verwendet, denn als im Jahre 1804 einige Aenderungen in dem Terrain neben der Mauer vorgenommen wurden, zeigte es sich, dass dieselbe von schlechter Beschaffenheit war und ein ungenügendes Fundament hatte, so dass sie mit 8 Strebepfeilern gestützt werden musste, die noch heute bestehen.

Die äusseren Theile des botanischen Gartens, die nach den Erwerbungen in den Jahren 1792 und 1795 den westlichsten Abschnitt des Stadtgrabens und die vorliegende alte Contrescarpe umfassten, wurden fortan vereinigt und auch gemeinsam angelegt und bewirthschaftet. Einen guten Vorschlag, wie man die Calamität der Ueberschwemmung beseitigen könne, machte Borheck schon im August 1795. Unter dem Eindruck, dass die Erwerbung der Contrescarpe eine gegen früher ganz veränderte Behandlung der Entwässerungsanlagen und der Erdarbeiten im botanischen Garten mit sich bringe, hielt er es für zweckmässig, für die Moos- und Sumpfpflanzen statt des unteren Theiles des ehemaligen Stadtgrabens die Partie unter dem Wehr zu benutzen, da man hier nach Belieben den Wasserstand reguliren könne, während im Feuerteich der Wasserspiegel immer gleich bleiben müsse. Auch müsse der letztere alle 3 Jahre behufs Reinigung des Teiches vom Schlamm abgelassen werden, dadurch werde der Kanal im botanischen Garten mit entleert und die feucht zu haltenden Pflanzen würden dadurch gefährdet werden; oben trete dies niemals ein. Auf diese

vernünftigen Vorschläge, die noch eine weitere Stütze in dem auch damals schon bekannten Umstande hätten finden können, dass unter der äusseren Mauer dieses Gartentheiles „Feuchtigkeit hervordrang, welche von einer gleich nach dem 7jährigen Kriege verstopften Quelle herrührte“, nahm indessen Niemand Rücksicht, und erst dem Verfasser dieser Zeilen ist es — übrigens ohne irgendwelche Kenntniss von den alten Anregungen zu haben — gelungen, an dieser Stelle unterhalb des Wehres vor einigen Jahren einen praktikablen Teich zu schaffen, der dem Unterricht zum grossen Nutzen, dem Garten zur Zierde gereicht.

Die Contrescarpe wurde 1796 in 3 je 4′ hohe Terrassen umgewandelt, von welchen die unterste der ganzen Länge des Gartens nach bis dorthin, wo die Umbiegung gegen das Wehr stattfand, durchging, während die beiden oberen Terrassen successive kürzer waren. Das bei ihrer Herstellung gewonnene Erdreich diente zur weiteren Auffüllung des früheren Stadtgrabens, so dass nun auch hier kulturfähiger Boden erzielt wurde. An den 3 Terrassen legte man Steintreppen an. Die Terrassen haben nur bis zum Jahre 1804 bestanden, wo Professor Schrader deren Abtragung wünschte und rasch durchsetzte. Der Baubeamte suchte die Arbeit hinauszuzögern und wohl gar zu hintertreiben, weil er, wie Schrader klagt, allein wusste, dass die Mauer von so schlechter Beschaffenheit war, dass das Unterfangen wo nicht unmöglich, doch äusserst schwierig werden musste. Wo die Erde weggenommen werden sollte, zeigten sich die Fundamente ungenügend. Professor Schrader musste unter diesen Umständen die Arbeit selbst in die Wege leiten; er übergab sie dem Docenten Dr. Schrader, doch kostete sie nun 200 Thlr. mehr als zuerst vorgesehen war (122 Thlr. 12 gr.). Die Gründe dafür „ergeben sich theils aus der Schlechtigkeit der Mauer überhaupt, nach der sie nicht ohne Strebepfeiler unterfangen werden konnte und theils aus der Unbrauchbarkeit der Fundamente; als welche ganz weggenommen und durch ein neues Mauerwerk ergänzt werden mussten. Blos dem thätigen Eifer und der rastlosen Betriebsamkeit dieses wackeren geschickten Mannes (des Dr. Schrader) hat man es zu verdanken, dass die Mauer nicht ganz von neuem hat aufgebaut werden müssen“. Für die 8 Strebepfeiler wurden Sand- und Mauersteine verwendet, die von dem gleichzeitig erfolgten Abbruch der Sakristei an der Universitätskirche abfielen. Die Terrassen sind 8′ hoch abgetragen worden, die zu ihnen führenden 4 Steintreppen wurden umgelegt (und bestanden bis zum Jahre 1901). Für seine guten Leistungen belohnte

die Regierung den Baumeister Dr. Schrader mit einem Gratial von 50 Thlrn.

Gleichzeitig mit der Herstellung der Terrassen wurde 1796 noch eine Reihe anderer Einrichtungen im botanischen Garten durchgeführt.

Unter dem Wehr entstand ein rundes, mit Mauerwerk eingefasstes Bassin zum Auffangen des herabstürzenden Wassers, in der Nähe des Feuerteiches ein Gartenteich für Wasserpflanzen, und der Feuerteich wurde gegen den Garten durch ein hölzernes Stacket von 65' Länge abgeschlossen. Am Durchgange durch den Wall wurden die noch vorhandenen alten Thurmmauern vollends abgebrochen und 2 bogenförmige Mauerstücke aufgeführt; eine „rustique Brücke und 3 andere Brücken" über den Kanal wurden erbaut.

Professor Hoffmann verfasste während dieser Zeit einen Aufsatz über die Bedeutung und die zweckmässige Anlegung verschiedener Arten von botanischen Gärten. Er erklärte, dass der Göttinger botanische Garten mehreren Zwecken zu dienen habe, und machte endlich in eingehendster Weise Angaben über die Anlage und Verwendung der einzelnen Quartiere, Beete, Spaliere etc. Man kam dahin überein, dass im ersten Jahre nach Fertigstellung der Erdarbeiten und der Einfriedigung die botanischen Bedürfnisse über diejenigen des Baumeisters überwiegen sollten, damit „das Publikum, welches so voller Erwartung über die Benutzung dieser grossen Anlage ist, so bald als möglich befriedigt werde". Es wurde eine Vermessung des Gartens ausgeführt, die 6 Dukaten kostete, und ein Plan über die künftige Einrichtung desselben der Regierung unterbreitet, welcher deren Genehmigung fand. Langgedehnte Spaliere wurden errichtet, sowohl längs der grossen Mauer am Nicolausberger Wege und in deren Verlängerung nach Westen hin bis ans Ende des Gartens, als auch längs der unteren Terrasse. Zur Bepflanzung der Spaliere und zur Anlage der Bosketts sollten die Bäume durch den Gärtner aus Herrenhausen geholt werden: es waren 100 Arten in 556 Exemplaren vorgesehen. In der nordwestlichen Ecke des Gartens wurden Mistbeete angelegt, Compost- und Erdhaufen gelagert, zu deren Verdeckung eben das mit der Mauer gleichhohe Spalier diente. Die Regierung bewilligte alle Kosten für diese Anlagen sofort und sagte bis zur Vollendung der Einrichtung des Gartens jährlich 400 Thlr. zu. Zugleich ordnete sie an, dass Borheck die Rechnung über alle diese Arbeiten zu führen habe, nicht Professor Hoffmann, gegen den die Regierung ebenso wie alle anderen Betheiligten schon damals viel einzuwenden hatte.

Im Jahre 1798 wurde die erst vor wenigen Jahren reparirte alte Grabenmauer an der Feldseite*) ausgebessert und auf 184′ Länge in einer Stärke von $2^1/_2$′ um 5′ erhöht. Auch ist im gleichen Jahre wegen der „unvernünftigen“ Forderungen der Pape'schen Erben für ihr Besitzthum an der inneren Wallseite (vergl. Seite 332 ff.) ein zweiter Durchgang zwischen dem Innen- und Aussengarten hergestellt worden.

Das waren Vergrösserungen und Aenderungen, die dem botanischen Garten zu hoher Förderung gereichten. Doch blieb ihm eine Achillesferse. So oft ein heftiger Regen eintrat, versagte das Wehr am oberen Ende des äusseren Gartens derartig, dass Verwüstungen, zuweilen in grösserem Umfange, die Folge waren. Durch Vergrösserung der Oeffnung im Wehr, die knapp 1 □ Fuss mass, und durch Vertiefung des Abzugskanales aus dem Feuerteiche zur Weenderstrasse suchte man abzuhelfen, aber das Mauerwerk des Wehres selbst war schadhaft geworden, und hier musste man das Uebel anfassen, um es gründlich beseitigen zu können.

Das Wehr im Stadtgraben.

Bereits im Jahre 1795 berücksichtigte der Oberbaucommissar Borheck in einem Promemoria den eventuellen Abbruch des schadhaften, dem botanischen Garten so fatalen Wehres und die Aufführung einer neuen Wassermauer an seiner statt. Das Wehr — damals in verschiedener Schreibweise als „Behr“, „Bähr“ oder „Bär“ bezeichnet — hatte 140′ Länge, 14′ Höhe und 13′ Dicke. Major Müller, und mit ihm Borheck, schlug 1796 vor, dasselbe bis zu der Höhe der dahinter liegenden Gartenfläche abzubrechen, und auf das stehen bleibende Stück eine neue Mauer (10′ hoch, 3′ dick) mit einer verhältnissmässigen Oeffnung (6—8′ weit) zum Durchfluss des Wassers aufzuführen. Als diese Frage indessen dem Magistrat zur Kenntniss gebracht wurde, widersprach der Senator Schröder: denn die Regierung dürfe das Wehr nicht abbrechen, weil die äussere (Wasser-) Seite desselben Eigenthum der Stadt sei. Demnach blieb nur übrig, die Stadt zur Ausbesserung des Wehres anzuhalten. Zunächst aber machte die Regierung den Versuch, brevi manu durchzugreifen und den Abbruch des Wehres zu verfügen, indem sie von diesem Entschluss die Stadtverwaltung in Kenntniss setzte. Der Magistrat aber widersetzte sich. Er erklärte das Abbrechen des Wehres für bedenklich, denn 1) könne man am Weender Thor dem Wasser keinen raschen

*) Die jetzige Futtermauer an der Nordseite des Teiches.

Abfluss geben, 2) würden die Gräben und der Feuerteich verschlämmt werden, 3) würde eine schwache Mauer dem Wasser nicht hinlänglich Widerstand leisten. Uebrigens versteifte der Magistrat sich auf sein contractliches Recht: das Wehr gehöre der Stadt, da „der Wall nebst Teichen oder Stadtgräben und Aussenwerken von Königl. Kriegs-Canzley titulo oneroso für die Stadt vor Jahren acquirirt“ sei. Trotzdem wollte die Stadt den Platz, auf welchem das Wehr stand, an die Universität verkaufen, sie behielt sich dabei jedoch das auf 150 Thlr. bewerthete Steinmaterial vor, dessen man — besonders die auf der Stadtseite des Wehres befindlichen Quadern — zum Schleusenbau benöthige.

Abermals mussten Borheck und Müller Gutachten nach Hannover einsenden. Letzterer zeterte weidlich über die Widersprüche in der Darlegung des Magistrates. „Wie konnte Herr Bürgermeister Grabenstein den Aufsatz mit unterzeichnen, nachdem er einmal den commissarischen Bericht von 1792 mit Ueberzeugung unterschrieben hatte! Das heisst: das nehmliche Ding für weiss und schwarz zugleich erklären. Es ist mir in der That auffallend gewesen, unter den Unterschriften die des Herrn Senatoris Campen zu vermissen; des Einzigen aus dem Magistrats-Collegio, der über die Sache zu urtheilen vermogte.“ Die Oeffnung zum Abfluss des Wassers beim Weenderthor ist grösser als diejenige beim Wehr für den Zufluss, also genügt erstere. Bei Fortbestehen des Wehres wird der Stadtgraben oberhalb desselben wie bisher verschlämmt werden, nicht aber der durch den botanischen Garten gehende Kanal; der Feuerteich wird ebenfalls verschlämmen, weil seine Abflussöffnung oben, nicht an der Sohle, liegt, und dagegen wird nur wiederholtes Reinigen helfen. Wie eine Mauer, die mit dem Wasser nichts zu thun hat (die beabsichtigte Grenzmauer auf dem Wehr), demselben Widerstand leisten soll, sei nicht zu begreifen. „Die Vertheidiger des Stau's irrten sich sehr; sie glaubten die Sache von vorn zu besehen, und bekuckten sie von hinten.“ Die Stadt müsse, wenn sie das Wehr beibehalten wolle, zur sofortigen gründlichen Reparatur desselben angehalten werden, bevor man die Innenseite contractmässig ebenfalls ausbessern könne. Dann fiele aber die „Idée, den oberhalb des Wehres befindlichen Graben zu Gärten zu cultiviren, gänzlich weg, und Sumpf bliebe Sumpf!“ Borheck, der sich diesen Ausführungen durchweg anschloss, fügte noch die Empfehlung hinzu, man möge die Oeffnung im Wehr vergrössern, dann könne man den oberen Theil des Stadtgrabens, der immer noch Sumpf sei, in Gärten für Gemüse und Bäume umschaffen.

Als sich hierauf die Regierung entschloss, ihre auf den Abbruch des Wehres gerichtete Absicht aufzugeben und der Stadt nun befahl, das Wehr zu reparieren und den Durchlass in demselben zu vergrössern, zeigte der Magistrat sich zwar willfährig die Ausbesserung vorzunehmen, nicht jedoch auch, die Oeffnung grösser zu machen; dazu sei man nicht verpflichtet, auch wäre es für die Stadt schädlich, weil nun der Feuerteich verschlämmen würde. Gleichwohl wolle man auch dies thun, wenn die Universität die Kosten übernähme. Erst auf wiederholte ernstliche Mahnung der Regierung gab der Magistrat nach, erweiterte die Oeffnung im Wehr, brachte ein eisernes Fanggitter in derselben an und richtete bei dem Abfluss des Feuerteiches ein Schütt mit 2 Mündungen her, das freilich durchaus nicht tadellos ausgefallen zu sein scheint.

Denn im Spätjahr 1797 kam es wegen des Wasserstaues im Feuerteich abermals zu einem heftigen Zusammenstoss zwischen der Stadtverwaltung und der Direction des botanischen Gartens. Am 26. und 27. November regnete es nämlich fast ununterbrochen 24 Stunden hindurch derartig, dass eine grosse Menge Wildwassers durch den botanischen Garten in den Feuerteich sich ergoss und denselben übervoll anstaute, so dass die Gefahr einer Ueberschwemmung des untersten Theiles des botanischen Gartens sehr dringend wurde. Die zuständigen städtischen Organe behandelten Professor Hoffmann nicht gerade sehr achtungsvoll, als dieser um Verhaltungsmaassregeln anfragte; sie liessen ihn erst lange auf Antwort warten und bemerkten endlich — nur mündlich —, das kürzlich eingerichtete Schütt am Feuerteich könne gezogen werden. Solches zu thun erwies sich indessen als unmöglich, weil das Schüttbrett festgenagelt war. Als dann in nächtlicher Dunkelheit die Bediensteten des botanischen Gartens nach vergeblichen Oeffnungsversuchen dieses Brett etwas gewaltsam behandelten, lief durch den hergestellten Spalt das Wasser des Feuerteiches binnen weniger Stunden völlig ab. Nun reichte der Magistrat sofort eine Klage gegen Professor Hoffmann bei der Regierung ein, und diese verwies — etwas allzurasch, will es scheinen — dem Professor sein eigenmächtiges Handeln ernstlich, indem sie ihn zugleich bei ferneren Anlässen auf die Sachverständigen Major Müller und Senator Campen verwies. In seinem Rechtfertigungsbericht sprach Hoffmann zunächst seinen Dank für die Abnahme der Verantwortlichkeit und Uebertragung derselben auf andere Schultern in ziemlich ironischer Weise aus, dann setzte er die Vorgänge genau auseinander. Gegenberichte von Campen und Müller vermochten

kein anderes Resultat zu erzielen, als dass, übrigens durchaus entsprechend den Vorschlägen des immer verständig gebliebenen Major Müller, die städtischen Behörden von der Regierung energisch zur Abhülfe des Missstandes angewiesen wurden.

Abermals wird von heftigen Regengüssen im Jahre 1801 berichtet, welche „die grössten verwüstendsten Ueberschwemmungen" im botanischen Garten angerichtet hätten. Die Regierung wollte sehr gern vorbeugen, dass ähnliches wiedergeschehe, und beauftragte Hauptmann Schubert in Herrenhausen, nach Göttingen zu reisen und behufs Abhülfe zu berichten. Das geschah, Schubert zog überdies Erkundigungen bei dem Göttinger Bürger Andreas Christian Freise ein, und schlug dann in wiederholten Berichten folgende Maassnahmen vor: der Abzugskanal des Feuerteiches unter der Weender Chaussée müsse 2' tiefer gemacht werden; der Ueberfall an diesem Teich müsse mit einem $3^1/_2$' breiten und 4' hohen Schütt versehen werden, welches man bei heftigem Regen aufziehen könne; der Wasserspiegel des Feuerteiches vertrage ganz wohl eine geringe Erniedrigung; aus dem Teich sei alles Rohr und Schilf, mit dem er stark bewachsen war, zu entfernen; das Fanggitter in der Oeffnung des Wehres sollte bis auf die Sohle des Kanales gehen; oberhalb des Wehres müssten 3 Gruben hergestellt werden, damit der vom Wildwasser mitgerissene Schlamm absinken könne. Die Kosten für diese Einrichtungen hätte die Stadt zu tragen, doch möge man, da die letzteren doch dem botanischen Garten zu Gute kämen, von Regierungs wegen eine Beihülfe von 150—200 Thlr. bewilligen. — Daraufhin fertigte das Stadtbauamt die entsprechenden Kostenanschläge. Als Eigenthümer des oberhalb des Wehres liegenden Stadtgrabens zeigte sich jetzt der Senator Campen. Dieser machte Vorstellungen gegen die Durchführung des Gitters im Wehr, sowie auch gegen die 3 Schlammgruben. Schubert erklärte dann, die Verlängerung der Gitterstäbe könne allenfalls unterbleiben, wenn im botanischen Garten wegen des bei starkem Regen herabkommenden Krautes bei den Brücken sehr aufgepasst würde; ebenso könnten die Schlammgruben wegfallen, wenn das am Ausfluss des Feuerteiches anzubringende grosse Schütt überwacht und rechtzeitig gezogen werde. Der Wasserspiegel des Teiches aber sei um einige Zoll zu erniedrigen, wie das besonders auch der botanische Gärtner Fischer dringend gewünscht hatte.

Mit diesen Einrichtungen scheint es nun längere Zeit leidlich gegangen zu sein. Im Jahre 1827 wurde ein neues Stück Gartenland für den botanischen Garten hinzugekauft, Anfang 1828 auch der ober-

halb des vielbesprochenen Wehres gelegene ehemalige Stadtgraben. Als nun 1833 das Wehr ruinös geworden war und die Stadt dessen Ausbesserung verlangte, berichtete der damalige Landbauinspector Praël darüber und beantragte den Ankauf des Wehres zum Abbruch. Das Universitäts-Curatorium zu Hannover beauftragte die Universitäts-Gerichts-Commission, sich mit dem Magistrat in Verbindung zu setzen und den Antrag auf Ablassung des Wehres und Platzes an den botanischen Garten zu stellen. Da nun das Wehr jetzt ohne Nutzen für die Stadt war und nur die Umgebung entstellte, so fand der Antrag günstige Aufnahme. Man handelte lebhaft über den Preis des Wehres und über den Werth der beim Abbruch erfolgenden Materialien auf Grund der vom Maurergildemeister C. F. A. Rohns ausgeführten Taxation, doch blieb der Magistrat fest bei seinem schon anfangs angesetzten Preise von 200 Thlr. für das Wehr und die Grundfläche, auf der dasselbe stand, und so wurde am 21. October 1833 der Kaufcontract abgeschlossen, der Kaufpreis am 13. December 1833 ausgezahlt. Aus dem Contract sind einige Stellen bemerkenswerth, so § 4. „Sollte das fragliche Wehr früher oder später gänzlich beseitigt werden, so muss der vorfallende Schutt, insoweit er im botanischen Garten nicht benutzt wird, auf Kosten des Königlichen Universitäts-Curatorii in den Schützenteich gebracht, auch, da das Wehr mit der Stadt- und Wallmauer verbunden ist, muss die Mauer, wenn sie durch Abbruch des Wehrs beschädigt wird, auf Kosten Königlichen Universitäts-Curatorii wiederum hergestellt und erhalten werden, wie denn überhaupt im Uebrigen die in Ansehung der Erhaltung der am botanischen Garten befindlichen Stadt- und Wall-Mauern vom Königlichen Universitäts-Curatorio mittelst Vertrages vom 16. July 1792 übernommenen Verbindlichkeiten durch diesen Contract in keiner Beziehung alterirt werden."

Was schliesslich den städtischen Feuerteich am unteren Ende des botanischen Gartens gegen das Weender Thor betrifft, so ist derselbe 1863 bei Gelegenheit des Neubaues eines Auditorienhauses zugeschüttet worden. Anstatt desselben wurde in nächster Nachbarschaft desselben ein neuer Teich angelegt, welcher bestimmungsmässig in minimo 7000 Kubikfuss Wasser enthalten sollte, eine Menge, die in der Folge wegen beständiger Undichtigkeit der Schütze niemals zu erreichen war. Als dann nach Herstellung der städtischen Wasserleitung aus dem Reinsbrunnen am Hainberge jede Bedeutung des Feuerteiches vollends geschwunden war, und sich bei dem Bau der neuen Heizungsanlagen für die Gewächshäuser des botanischen Gartens,

die theilweise in die Wallböschung zu liegen kamen, mindestens 300 Kubikmeter verwendbares Erdreich ergaben, beantragte der Gartendirector H. Graf zu Solms-Laubach die Zuschüttung des Teiches bis auf den durchgehenden Abzugscanal. Nach kurzen Verhandlungen mit der Stadt wurde dieser Anregung Folge gegeben und der Teich im Jahre 1882 endgiltig beseitigt.

Der Platz am Weender Thor.

In einem an Hauptmann Schubert in Herrenhausen gerichteten Briefe vom 6. December 1801 schrieb der damalige Gartenmeister J. F. Fischer, Addressat möge doch bei der Regierung anregen, dass „der untere Theil des Magistratsgartens nebst dem Feuerteich zum botanischen Garten genommen“ werde, da man diesen Platz besonders für die Sämereien (d. h. also für die 1jährigen Gewächse), für die es immer an Raum fehle, sehr gut verwenden könnte. Er selbst werde, wenn er „für den Herrn Geheimen Justietsrath Heinen gefordert werde, dann auch schon seine gründliche meinung hierüber geben.“ Schubert möge ihm Nachricht geben, sobald die Sache im Werke sei, „solches bleibt aber unter uns.“ Damit hatte nun freilich Fischer gar keinen Erfolg, ja es ist nicht einmal ersichtlich, dass die Anregung bis an die Regierung gelangt ist.

Erst zur Zeit der französischen Occupation stellte der damalige Präfect des Leinedepartements im Jahre 1810 beim Ministerium des Innern den Antrag, es möge die Königliche Genehmigung zur Abtretung dieses Communal-Grundstückes behufs Erweiterung des botanischen Gartens erwirkt werden. Dieser Antrag scheint unbeachtet geblieben zu sein; er wurde von dem Nachfolger des Präfecten um Neujahr 1812 erneuert, und zugleich der Generaldirector des öffentlichen Unterrichts um seine Mitwirkung zur schnellen Erledigung der Angelegenheit ersucht. Am 4. Juli 1812 berichtete nun der Generaldirector darüber an das Ministerium des Innern in Cassel folgendes. Schon im December 1809 habe er die Nothwendigkeit dargestellt, den botanischen Garten durch einige der Stadt Göttingen gehörige Grundstücke zu vergrössern. „Diese Grundstücke grenzen an den jenseits des Walles vor dem Weender Thor gelegenen Theil des botanischen Gartens und haben einen Flächeninhalt von etwa 204 □ Ruthen.“ Die Stadt beanspruche für die Ueberlassung der Grundstücke eine jährliche Rente von 15 Thlr. und Uebernahme der darauf fallenden Kosten. Man habe inzwischen, da eine ministerielle Entscheidung ausblieb, die Grundstücke gepachtet. „Durch die Vereinigung der-

selben mit dem botanischen Garten hat nicht nur derselbe an Brauchbarkeit, sondern auch die Stadt an Schönheit gewonnen, indem dieser Platz vor dem Weender Thore, wie sich Eure Excellenz vielleicht noch von alten Zeiten her erinnern, das Auge eines jeden, der in die Stadt kam, oder herausging, beleidigte.“ Als der Minister bei Gelegenheit des letzten Besuches des Königs in Göttingen die neue Einrichtung gesehen habe, hätte dieselbe seinen Beifall gefunden. Der Minister wird um Beschaffung der Genehmigung des Königs gebeten.

Auf diesem Platze ist 1863 das Auditoriengebäude errichtet worden.

Der ökonomische Garten, das Schanzenland und die Campen'sche Teichwiese.

Es war eine Verfügung der Regierung ergangen, dass „auf zweckmässige Anlage der Wege um die Stadt Göttingen Bedacht genommen werden sollte.“ Mit Rücksicht auf dieselbe regte der Oberbau-Commissar Borheck am 20. Juni 1796 an, den hinter dem neu angekauften Kämmereigarten (Contrescarpe) hinlaufenden Weg in gerader Richtung durchzuführen. Dadurch würde freilich ein Dreieck vom neuen Lande abgeschnitten werden; es könne aber dafür Ersatz geschaffen werden, indem man ein grösseres Dreieck hinzukaufe. Allerdings waren damit Erdarbeiten und das Verlegen einer erst vor 3 Jahren aufgeführten Mauer (sc. die jetzige Futtermauer am Teich) verbunden, die 500 Thlr. kosten würden. Auf Seite der Stadt fände sich Widerspruch, weil man eine Verringerung des Werthes der betreffenden städtischen Grundstücke durch diese Zerstückelung befürchte. Die Regierung entschied sich dahin, dass wegen der beträchtlichen Kosten von der Verlegung des Weges „gänzlich zu abstrahiren“ sei. Als Borheck im August desselben Jahres nochmals auf die Angelegenheit kam, weil der Magistrat jetzt geneigter erscheine, von den Ländereien etwas abzugeben und auch die Kosten wenig über 400 Thlr. ausmachen würden, erfuhr er die gleiche Ablehnung seines Vorschlages wie früher. — Dies sind die ersten Nachrichten über eine beabsichtigte Ausdehnung des botanischen Gartens in östlicher Richtung. Aber die Frage begann erst im Jahre 1824 aktuell zu werden, wo es sich darum handelte, den ökonomischen Garten zu verlegen. Denn der Universitäts-Baumeister Müller hatte an die Regierung berichtet, dass die Stadt Göttingen zu der damals in Anregung gekommenen Errichtung eines neuen Anatomie-Gebäudes einen Platz im Masch abzutreten geneigt sei, wenn dagegen eine Ueberweisung des ökono-

mischen Gartens an die Stadt stattfinden könne, die denselben zur Durchführung der Nicolaistrasse verwenden wollte.

[Ueber den ökonomischen Garten mögen hier einige Nachrichten eingeschaltet werden, die sich in verschiedenen Akten zerstreut vorgefunden haben. Auf Anregung des damaligen ausserordentlichen Professors der Oekonomie Johann Beckmann wünschte die Regierung im Jahre 1767 einen ökonomischen Garten anzulegen. Unter Mitwirkung des Bürgermeisters Willig und des Oberbaucommissars Müller wurde nach einigem Suchen auf dem Terrain der aufgelassenen Festungswerke ein Platz zwischen der Stadtmauer bei „Klein Paris" und der zu jener Zeit die Bezeichnung „Hinter den Rähmen" führenden Strasse dazu geeignet befunden. Hier stand auch ein alter runder Stadtthurm, in welchem ehedem die Sternwarte (das „observatorium") untergebracht gewesen war. Dieser Platz war früher als Apothekergarten benutzt worden; er mass 200 Calenberger Ruthen = $1^2/_3$ Morgen, und sein Werth wurde auf 800 Thlr. geschätzt. Am 2. März 1768 ist der Kaufvertrag um den Preis von 750 Thlr. abgeschlossen worden.

Professor Beckmann bepflanzte den Garten mit landwirthschaftlichen Kräutern und Gräsern, doch scheint er denselben weder auf eine besondere Höhe gebracht noch ihn für seine Vorlesungen viel benutzt zu haben, denn schon im Jahre 1770 erkundigte sich die Regierung beim Bürgermeister, ob dort etwas geschehe, und was daselbst eigentlich bisher kultivirt werde, da man darüber nichts vernehme. Auch später scheint der ökonomische Garten mehr den Privatzwecken des Gärtners als der Universität gedient zu haben, obwohl 1797/99 ein neues Wohngebäude und 1809 ein ansehnliches Gewächshaus daselbst erbaut wurden; von dem zu Anfang des Jahres 1811 erfolgten Tode Beckmann's ab fehlte ihm sogar jegliche Leitung, bis am 13. December 1812 der Director des botanischen Gartens zugleich auch zum Director des ökonomischen Gartens provisorisch ernannt wurde.]

Zu Gunsten des vom Magistrat gewünschten Austausches wusste Müller anzuführen „dass die Zwecke des ökonomischen Gartens vollkommen erreicht werden könnten, wenn ein der Stadt gleichfalls angehöriges Grundstück, das „Schanzland" genannt, acquirirt und „mit dem botanischen Garten, an welchen es grenzt, in Verbindung gesetzt werde." Die Regierung fand diese Vorschläge „nicht unangemessen" und beauftragte den Geheimen Legationsrath von Laffert nebst dem Universitätsrath Oesterley in Göttingen mit den Verhandlungen in dieser Angelegenheit. Bei diesem Entschluss sind wohl auch die Berichte maassgebend gewesen, velche der damalige Klosterbaumeister

Müller bereits in den Jahren 1818 und 1822 über den schmutzigen und verwahrlosten Zustand der Umgebung des ökonomischen Gartens an die Regierung gesendet hatte. So wurde z. B. der ehemalige runde Sternwarte-Thurm im Jahre 1821 bis auf den Grund abgebrochen; anstatt nun aber, wie der Magistrat bereits beschlossen hatte, hier eine geradlinige Einfriedigung herzustellen, wollte derselbe hinterher daselbst Aborte und Schweineställe einrichten. Auch wurde der Garten im Westen von der Scharfrichterei begrenzt, die zur Sommerzeit die Luft ihrer Umgebung verpestete.

Auf Anfrage erklärte der Magistrat, dass nicht er der Besitzer des Masches sei, sondern die Bürger, von denen jeder Einzelne Anrechte auf diese zur Viehweide benutzte Fläche hatte, die damals noch von der Leine bis fast an den Stadtwall bei der „Allée“ sich erstreckte. Die Bürgerschaft aber suchte den Werth ihres Bezitzes in den Augen der vom Ministerium ernannten Commission durch folgende merkwürdige Tiraden zu heben: „Gern, recht gern hätten wir es gesehen, wenn es thunlich gewesen wäre, einen andern Platz dazu auszuersehen! Gern, recht gern hätten wir diese schöne grüne Aue, diess für die Stadt und die Bürgerschaft fast unschätzbare Grundstück eben so unverkürzt auf unsere Nachkommen übertragen, als wir es von unseren Vorfahren aufgeerbt und überkommen haben, denn sie ist für die Bürgerschaft . . . . eben so nützlich als unentbehrlich . . . .“ Das hinderte aber nicht, dass die Bürgerschaft dieses 3 Morgen haltende Stück der „schönen grünen Aue“, auf welchem nach dem Befunde des Sachverständigen nur saures Gras wuchs, weil es einigermaassen nasses Land war, doch an die Universität abzugeben sich bereit erklärte, wenn ihr der ökonomische Garten dafür geboten würde.

Durch eine ad hoc ernannte Commisson wurde die Grösse und der Werth beider Grundflächen, ebenso auch bei 2 Stücken sog. Schanzenlandes, welches im Osten an den botanischen Garten angrenzte und hier ebenfalls in Betracht kam, abgeschätzt. Danach war der Flächeninhalt des ökonomischen Gartens 182 □ Ruthen 44 □ Fuss, wozu noch als Grundfläche der Gebäude und des Hofraumes 17 □ Ruthen 37 □ Fuss kamen; die beiden Stücke Schanzenländerei maassen 240 Ruthen 39 Fuss 94 Zoll bezw. 277 Ruthen 75 Fuss 53 Zoll Quadrat. Eingeschlossen in diese Ländereien lagen dort noch 2 in Privatbesitz befindliche Gärten des Schneidermeisters Ludwig Freckmann und des Mützenmachers Jakob Schuchardt, die zusammen 68 □ Ruthen fassten. Beide waren ebenfalls käuflich zu haben, ersterer für 350 Thlr., letzterer für 700 Thlr. Bezeichnend ist es nun für die Gesinnung mancher

Bürger in Bezug auf die Universität und alle Vorsichtsmaassregeln der Regierung im Verkehr mit jenen vollkommen rechtfertigend, dass Freckmann, sobald er vernahm, dass sein Garten für die Universität erworben werden sollte, den Kaufpreis wegen dieses Umstandes sofort

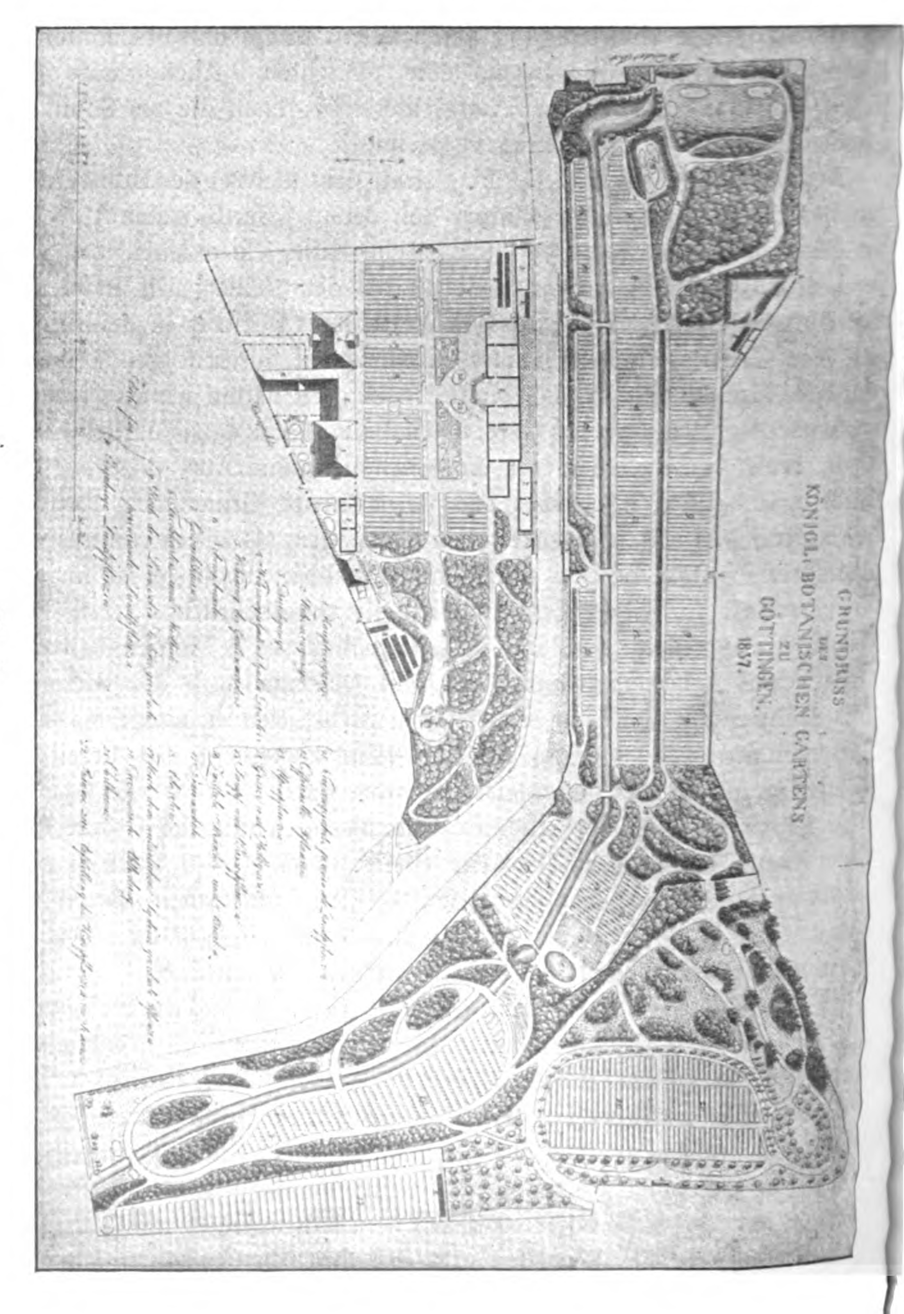


Fig. 11.
Der botanische Garten im Jahre 1837, wie ihn Professor Schrader eingerichtet hatte; nach Professor Bartling's Darstellung verkleinert.

auf 500 Thlr. erhöhte nnd dies nebst seinem Steigerungsgrunde offen zu Protokoll gab. Schuchardt, dem man Vorstellungen machte, ging zwar in seiner Forderung auf 650 Thlr. zurück, behielt sich nun aber das auf seinem Grundstück befindliche Häuschen und alle Bäume vor.

Ausser diesen Plätzen kam noch dasjenige Stück des ehemaligen Stadtgrabens in Betracht, welches oberhalb des vielbesprochenen Wehres südlich gegen das Albanerthor sich hinzog, jetzt als Wiesenland benutzt wurde und nebst einer in dem Stadtwall gelegenen Kasematte dem Senator Campen sen. gehörte. Dasselbe war 1 Morgen 92½ □Ruthen gross, der hindurchziehende Graben mass 32 Ruthen an Länge, hatte 6¼′ obere Breite uud seine Fläche betrug demnach 20 □Ruthen. Campen beanspruchte dafür 600 Thlr. pro Calenberger Morgen zu 120 □Ruthen.

Als vorläufiger Schluss der Verhandlungen im August 1824 ergab es sich, dass die Stadt gegen Abtretung des ökonomischen Gartens, „der zu seinem früheren Zweck ohnehin nicht mehr benutzt wird, und der zur Anlage einer neuen Strasse, mithin zur Verschönerung der Stadt selbst hiernächst trefflich geeignet seyn mögte," als Aequivalent anbot

1.) 3 Morgen Maschland zum Anatomie-Neubau,
2.) 2 Parzellen Schanzenland zwischen dem Weender- und Albaner Thor,
3.) die Gärten von Schuchardt und Freckmann,
und 4.) 500 Thaler Conventions-Münze.

Der Grund und Boden im ökonomischen Garten war selbstverständlich sehr viel höher im Werth geschätzt worden als die ausserhalb des Walles gelegenen Territorien. Freckmann hatte inzwischen den Preis seines Gartens auf 425 Thlr. ermässigt.

Die Verlegung der Anatomie aber gerieth nun etwas ins Stocken, bis zum Mai 1826, wo auf Hofrath Langenbeck's Anregung, der in dem alten Anatomiegebäude seines Bleibens nicht mehr wusste, diese Frage wieder in Fluss kam. Nun bediente sich der Magistrat des Maurermeisters Rohns als Vermittlers mit den Bürgern, deren Gärten für die Universität zu erwerben waren, und der gewünschte Erfolg liess nicht lange auf sich warten: Rohns kaufte den Freckmann'schen Garten für 300, den Schuchardt'schen für 525 Thlr. in Gold, zu so niedrigem Preise offenbar nur deswegen, weil die Besitzer aus der langen Unterbrechung der Verhandlungen geschlossen hatten, dass die Universität auf jene Ländereien nicht weiter reflektire. Auch

Campen blieb nicht fest bei seiner Forderung stehen, sondern verstand sich zur Herabminderung derselben auf 450 Thlr. für den Calenberger Morgen, doch erschien auch dieser Preis noch immer viel zu hoch, so dass man die Verhandlungen mit ihm abbrechen musste.

Dies war deswegen bedauerlich, weil „nach den Ansichten und Wünschen des Professor Schrader der neue ökonomische Garten einen Flächenraum von mehreren Morgen einnehmen sollte, um alle dahin gehörende Pflanzen, im freien Felde, ganz ihrem Bedürfnisse gemäss, cultiviren zu können."

Es ist interessant zuzusehen, wie nun die von der Regierung ernannte Kommission und der Magistrat mit einander um den Preis handelten, für welchen der alte ökonomische Garten von der Stadt anzunehmen sei; die Verhandlungen wurden mit grosser Hartnäckigkeit von beiden Seiten theils mündlich, theils schriftlich geführt, bis endlich der Magistrat sich zur Zahlung des vollen Taxwerthes jenes Gartens bereit erklärte, wenn die Universität gewisse Verbesserungen an der in dem Stadtwalle neu herzustellenden Thür beim Zugange zu dem geplanten Anatomiegebäude auf ihre Kosten übernehmen wolle. Ein Versuch, den auf der Campen'schen Teichwiese — die man ja noch keineswegs hatte — lastenden Erbenzins von 27 mgr. Cassenmünze pro Calenb. Morgen durch Erlass seitens der Stadt zu beseitigen, misslang vollständig, weil „solcher Erbenzins zu den fixen unveränderlichen Revenüen der Kämmerey gehöret" und auch „von dem übrigen Theile des botanischen Gartens ein ähnlicher Erbenzins an die Cämmerey-Casse berichtigt wird." Nun wurde es Campen angesonnen, den Zins auf sein sonstiges Besitzthum zu übernehmen; auch er weigerte sich.

Nachdem nun eine Einigung erzielt war, wurden am 12. April 1827 die Freckmann-Schuchardt'schen Gärten „als zum botanischen Institut gehörig" durch Universitätsrath Oesterley im Auftrage des Universitäts-Curatoriums überwiesen. Ebenso erfolgte die Uebergabe der 3 Morgen Maschland für den Neubau der Anatomie. Das Schanzenland wurde 14 Tage nach Michaelis 1827 abgegeben, ohne dass es vermessen gewesen wäre. Die Nachmessung war ausdrücklich vorbehalten worden. Als sie durch C. Frankenfeld unter Mitwirkung des Senators Berg (von Seite der Stadt) erfolgte, erwiesen sich die Flächen kleiner als zuerst angenommen, nämlich 240,6640195 und 163,2968284 □Ruthen und es ergab sich folgende Gegenüberstellung der Werthe:

Der Magistrat hatte abgegeben

	Thlr.	gr.	Pf.
a) 3 Morgen Bauplatz zur Anatomie . . .	1080 Thlr.	— gr.	— Pf.
b) die Gärten von Freckmann und Schuchardt	907 „	12 „	— „
c) die Schanzenländereien	915 „	— „	1 „
Zusammen	2904 Thlr.	12 gr.	1 Pf.

Der Magistrat hatte empfangen

	Thlr.	gr.	Pf.
a) den ökonomischen Garten	3120 Thlr.	20 gr.	1 Pf.
b) das Gewächshaus auf Abbruch	242 „	11 „	6 „
Zusammen	3363 Thlr.	7 gr.	7 Pf.

Unter Berechnung von Zinsen und Notariatsgebühren hatte der Magistrat noch 420 Thlr. 9 ggr. 4 Pf. herauszuzahlen; auch waren alle im ökonomischen Garten befindlichen und nicht dem dortigen Gärtner eigenthümlich zugehörigen Pflanzen vom Verkauf ausgeschlossen.

Als nun der Gartenmeister Fischer das neu erworbene Gartenland eingezäunt hatte, reklamirte der Magistrat nachträglich einen Fussweg, der am Ostrande desselben 5—6′ breit zwischen dem Rathslande und dem Dankwerts'schen Grundstück gewesen sein sollte, und welchen Fischer mit eingefriedigt habe. Die Commissare der Regierung lehnten rundweg ab, mit der Begründung, dass auf der dem Handel zu Grunde gelegten (noch 1901 vorhandenen) Zeichnung der betr. Ländereien keine Spur eines solchen Weges angegeben, von demselben auch niemals die Rede gewesen sei. Die Qualität eines öffentlichen Weges habe er jedenfalls nicht gehabt; übrigens sei jetzt auch nicht etwa die Universität, sondern der Magistrat ersatzpflichtig. Von dieser Sache ist später die Rede nicht mehr gewesen.

Nun gedieh auch endlich der Handel mit dem Senator Campen über dessen Wiesengrund im ehemaligen Stadtgraben zum guten Ende. Campen meldete beim Magistrat an, dass er seine Forderung auf 400 Thlr. in Gold pro Morgen herabmindere und die Kasematte in den Verkauf mit einschliesse. Am 31. Januar 1828 wurde der Kaufcontract mit ihm ausgefertigt: er erhielt für den 2,017 681 Morgen grossen Platz nebst Kasematte 807 Thlr. 1 ggr. 9 Pf. am 3. Mai 1828 ausgezahlt, nachdem er das Grundstück hypothekfrei gemacht hatte. Die in den letzten Jahren als Pulvermagazin an die Stadt überlassene Kasematte wurde geräumt, nachdem ein besonderes Pulvermagazin hergestellt worden war, so dass dieselbe als Keller für Gartenzwecke Verwendung finden konnte.

Somit war der botanische Garten um eine sehr beträchtliche Fläche vergrössert, seine Aufgaben waren erweitert worden. Durch die Kultur von landwirthschaflichen Gewächsen und Obstbäumen konnte er nun auch praktischen Zwecken dienen. Es war ferner Platz gewonnen, um eine Stauden-Anlage nach dem natürlichen Pflanzensystem herzustellen, nachdem bisher das Linné'sche System allein für die Anordnung der Gewächse im Garten maassgebend gewesen war. Dem Physiographen Oekonomierath G. F. W. Meyer, dem schon ein Theil des alten ökonomischen Gartens „zur Anzucht vaterländischer Gewächse, die ihm der Beobachtung und Untersuchung werth schienen, eingeräumt" worden war, wovon er allerdings „bisher geglaubt wenig oder eigentlich gar keinen Gebrauch machen zu können", wurde auch im neuen Garten Gelegenheit zu Kulturen gegeben.

Schrader erklärte zwar, dass er mit dem bisherigen Personal und auch mit dem Etat des botanischen Gartens trotz dessen Vergrösserung auszukommen gedenke, sobald nur die ersten Einrichtungen getroffen sein würden. Doch scheint er darin allzu optimistisch gewesen zu sein.

Zum ersten Mal berichtete er über die neue Anlage der ökonomischen Abtheilung des botanischen Gartens im Jahre 1828; dieselbe hatte bis dahin schon 428 Thlr. erfordert. Nun beantragte er einen jährlichen Zuschuss zu den bisherigen Kulturkosten von 500 Thlr. Hierin seien auch die Ausgaben für die zur pomologischen Anlage gemachte sehr bedeutende Bestellung an Kern- und Steinobstsorten inbegriffen. Die ganze Anlage werde hoffentlich in 1½—2 Jahren fertig werden. So hat Schrader von 1829 bis 1833 jährlich 500 Thlr. für die Durchführung der Arbeiten im Garten erhalten, in den beiden letzten Jahren allerdings nur mit einigem Widerstreben der Regierung, die darauf drang, dass „auf die thunlichste Kostenersparung bei dem gegenwärtigen Zustande der Universitätskasse sorgfältig Bedacht zu nehmen sei. Wir müssen vielmehr . . . hiedurch empfehlen, solche Einrichtungen zu treffen, dass die Unterhaltung des botanischen Gartens in seinem jetzigen Umfange eine grössere Kostensumme jährlich nicht erforderlich mache, als früherhin gemeinschaftlich für den botanischen Garten und den ehemaligen ökonomischen Garten im Durchschnitt bewilligt worden ist."

Ueber den Gang der Arbeiten selbst finden sich nur spärliche Notizen, aber es geht aus diesen hervor, dass im Herbst 1829 bis in den November namentlich mit der Urbarmachung des im Stadtgraben liegenden Theiles fortgefahren wurde; dass im Winter 1831/32 „ausser

einer äusseren dauerhaften Befriedigung (Mauer) zur Vollendung des Ganzen nur noch übrig blieb: die Abtheilung für das natürliche System im ehemaligen Stadtgraben, das Arboretum in demselben Lokal, das sich besonders des feuchten Bodens wegen für mehrere baumartige Gewächse eignet, und einige andere kleinere Anlagen, Nachpflanzungen einiger in dem vorigen kalten Winter eingegangener Bäume in der pomologischen Abtheilung etc."; endlich dass im Frühjahr 1832 die Arbeiten „mit Ausschluss des den ehemaligen Stadtgraben ausmachenden, aber erst in diesem Sommer culturfähigen und einzurichtenden Feldes" fertig waren und in eine ordnungsmässige Kultur genommen werden konnten. Aus dem in Fig. 11 wiedergegebenen Gartenplan von 1837 geht die damalige Grösse und Bepflanzung des botanischen Gartens so deutlich hervor, dass an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen werden muss.

Es fällt einigermaassen auf, dass nach der so bedeutenden Vergrösserung, die der botanische Garten durch die Angliederung der Fläche für ökonomische Botanik erfahren hatte, die Regierung alsbald wieder auf einen Vorschlag zu noch weiterer Ausdehnung desselben einging. Der Garteninspector Fischer theilte dem Geheimen Cabinetsrath Hoppenstedt mit, dass die neben der neuen Erweiterung des botanischen Gartens belegene Campen'sche Wiese, ehemals Stadtgraben, an den Kaufmann Wedemeyer verkauft worden sei; sie war 4 Morgen gross. 2 Morgen davon wolle der neue Besitzer weiter verkaufen, zu dem Preise von 400 Thlr. Fischer hatte Professor Schrader dazu veranlassen wollen, den Antrag zu stellen, dass die Universität diesen Platz erwerbe, doch ging Schrader darauf nicht ein, und so zeigte Fischer, der es für seine Pflicht hielt, die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Sache zu lenken, dieselbe an. Das Universitäts-Curatorium befahl den Ankauf der 2 Morgen, doch konnte der Handel nicht ausgeführt werden, weil Wedemeyer seinen Sinn änderte, 550 Thlr. verlangte und keinerlei Bedenkzeit zugestand. Jetzt (1901) ist der Platz verschüttet, und es befinden sich die Anlagen an der Nordseite des Theatergebäudes auf dieser Stelle.

Das Dankwerts'sche Grundstück.

Oestlich von dem zuletzt erworbenen Theil des botanischen Gartens lag ein ziemlich grosser Garten, welcher dem Buchhändler Dankwerts gehörte. Als der Besitzer verstarb, sollte das Grundstück verkauft werden. Professor Bartling machte hiervon dem Universitäts-Curatorium am 24. Januar 1843 Anzeige und stellte die Sachlage in

folgender Weise dar: Der Dankwerts'sche Garten grenzt an den botanischen Garten in einer Länge von c. 31 Ruthen, er hat die Gestalt eines ziemlich regelmässigen länglichen Vierecks und umfasst nach einer vom Gartenmeister Gieseler vorgenommenen Messung einen Flächenraum von 2 Morgen 22 Ruthen 43 Fuss ☐. Er besitzt einen sehr fruchtbaren, seit langer Zeit in guter Kultur stehenden Boden und ist südwärts z. Th. mit Obstbäumen bepflanzt, nordwärts zum Anbau von Gemüse und zur Blumenzucht benutzt. In dem Garten, der gegen Norden an dem nach Nicolausberg führenden Fahrwege (jetzt Wilhelm Weber-Strasse) durch eine 8′ hohe mit Platten gedeckte Mauer, übrigens aber durch eine gut erhaltene lebendige Hecke befriedigt ist, befindet sich ausser einem Pumpbrunnen ein erst vor wenigen Jahren erbautes und im besten Zustande befindliches Haus, welches in der Mitte einen decorirten Salon mit Ofen, daneben nordwärts ein kleineres Zimmer, südwärts aber eine kleine Küche und eine Kammer enthält.

„Obgleich nun zwar“, sagt Bartling, „eine Vergrösserung des botanischen Gartens überhaupt für überflüssig oder mindestens für nicht durch das Bedürfniss streng geboten gehalten werden kann, und ohne Auswahl des Terrains selbst unzweckmässig seyn würde, da zur Erreichung der rein botanischen Zwecke des Instituts es für jetzt an Raum im Freien nicht mangelt, so scheinen doch für die Acquisition des Dankwerts'schen Gartens triftige Gründe zu sprechen.“

Als solche Gründe werden folgende angezogen: Der östlich ausserhalb des Stadtwalles gelegene Theil des botanischen Gartens wird nur von einer „allenthalben leicht zu übersteigenden Hecke umgeben“ und liegt gewissermaassen ganz ungeschützt da, so dass hier leicht gestohlen werden könnte. „Diesem Uebelstande könnte sofort und gründlich begegnet werden, wenn ein zuverlässiger Gartenknecht in dem . . . . Hause seine Wohnung erhielte. Da sich ferner in dem ganzen östlichen Theile des botanischen Gartens ausser einem ganz kleinen im Sommer mit Werkzeugen, Sämereien u. dergl. angefüllten Gebäude kein Obdach findet, und es deshalb bei windigem oder regnichtem Wetter ganz unthunlich ist, dort wissenschaftliche Untersuchungen vorzunehmen, bei denen Bücher zu benutzen oder Notizen aufzuzeichnen sind, besonders da die weite Entfernung der Officialwohnungen des Gartendirectors und des Gartenmeisters die Benutzung einzelner günstiger Momente bei unsicherer Witterung nicht verstattet, so wäre durch das mittlere, dem Gartenknecht nicht mit einzuräumende Zimmer im Dankwerts'schen Gartenhause auch diesem Uebelstande

abgeholfen, zugleich aber auch ein Local, wenigstens für einige in jenem Theile des Gartens zu haltende Demonstrationen gewonnen . . ."

Auch für den Garten selbst wäre die Erwerbung des vorgeschlagenen Stückes von Vortheil. Man hatte zur Anzucht von grasartigen Gewächsen schon einen Theil der Baumschule mit heranziehen müssen; was von letzterer noch vorhanden war, genügte zwar für die Bedürfnisse des Institutes an sich, aber es „scheint doch nicht unzweckmässig zu seyn, die Anzucht von Bäumen und Sträuchern in etwas grösserem Umfange zu betreiben, als es jetzt geschehen kann, damit bei dem gänzlichen Mangel an einem tüchtigen Handelsgarten in hiesiger Gegend das Publikum nicht genöthigt wird, seinen Bedarf an Gewächsen zu Bosquet-Anlagen und ähnlichen Anpflanzungen aus dem Auslande zu beziehen. Zu einer solchen Erweiterung der Baumschule aber würde ein Theil des Dankwerts'schen Gartens seiner Lage, sowie seines Bodens wegen sich vorzüglich eignen".

Aus der Sammlung von Obstbäumen werden „jährlich nicht ohne merkbaren Vortheil für die Obstcultur in der Umgegend schon jetzt eine nicht unbedeutende Anzahl von edlen Pfropfreisern abgegeben"; das könne noch mehr stattfinden, wenn die noch fehlenden edlen Sorten vervollständigt würden.

Für die Erweiterung der Baumschule und der Obstbaum-Anlage würden im Ganzen etwa $^{2}/_{3}$ des Dankwerts'schen Gartens eventuell zu verwenden seyn, und könnte dann das noch übrig bleibende Dritttheil in der Art benutzt werden, dass daselbst einige Beete für solche Gewächse angelegt würden, die als Spielarten oder Abarten nicht in die systematische Reihenfolge aufgenommen werden können, oder als zweifelhafte Arten längere Zeit hindurch zur Ausmittelung ihrer etwaigen specifischen Merkmale beobachtet werden müssen, da für dergleichen Pflanzen bis jetzt kein besonderer Platz bestimmt ist."

Endlich war in Betracht zu ziehen, „dass im ganzen Umfange des botanischen Gartens kein für diesen so passend gelegenes Terrain sich findet, und dass die Gelegenheit selbiges zu erwerben, später nicht leicht wiederkehren dürfte."

Der Garten war etwa $2^{1}/_{4}$ Morgen gross; da der Morgen Land auf 300 Thlr. bewerthet wurde und das Haus auf 8—900 Thlr. zu taxiren war, so schien alles zusammen wenigstens 1600 Thlr. werth zu sein; die Dankwerts'schen Erben verlangten 1700 Thlr.

Ihre von jeher für den botanischen Garten bewiesene Theilnahme bethätigte die Regierung auch dieses Mal auf das eifrigste; schon am 6. Februar erfolgte die Resolution, dass das Grundstück nebst dem

Hause für 17—1800 Thlr. in Gold angekauft werden dürfe. Professor Bartling sollte den Kaufvertrag aufstellen, jedoch womöglich von dem Preise noch etwas abdingen und dann beim Abschluss des Contractes zur Wahrung der juristischen Gesichtspunkte das Universitäts-Gericht heranziehen.

Der Contract ist vor dem Stadtgericht am 2. Mai 1843 vollzogen worden, auch wurde der Bepflanzungsplan Bartlings und die Herrichtung des Hauses für einen Gartenknecht genehmigt. Es waren aber noch einige Formalitäten zu erfüllen. „Dafern dies Grundstück zu den in der Landesherrlichen Verordnung vom 26. Januar 1753 bezeichneten stadtpflichtigen Gütern gehören, mithin eine Anmeldung bei dem Magistrate zur Umschreibung in den städtischen Katastern und zur Beseitigung des Näherrechtes erforderlich seyn sollte, so beauftragt das Universitäts-Curatorium das Universitäts-Gericht hierdurch, dieserhalb das Nöthige zu besorgen." Auch musste die Hypothekenfreiheit des Grundstückes nachgewiesen werden. Beides erforderte Zeit. Bis zum October war die Umschreibung erfolgt; auf die öffentliche Ausschreibung (mittelst Anschlages) bezüglich des Näherrechtes meldete sich Niemand; die Belege wegen der Hypothekenfreiheit konnten jedoch vollständig erst gegen Weihnacht beigebracht werden. So geschah die Auszahlung des auf 1675 Thlr. Gold nebst Zinsen zu 4 % vom 13. April 1843 bis 13. Januar 1844 berechneten Kaufpreises an dem letztgenannten Tage. Das Curatorium „liess es si[ch] zum Vergnügen gereichen", die Universität von dem vollzogen[en] Ankauf und der Einverleibung des Grundstückes in den botanisch[en] Garten zu benachrichtigen.

Der Bepflanzungsplan Bartling's wurde gutgeheissen. Wohl v[er-]ursachte seine Ausführung, deren Kosten die Gartenkasse übernah[m,] keine besonderen Ausgaben, das für den Gartendiener bestim[mte] Gartenhaus jedoch musste 1844 mit einem Aufwande von 71 T[hlr.] 2 ggr. 2 Pf. renovirt werden. Letzteres ist dann zunächst dem [Ge-]hülfen, welchem die Aufsicht über die ökonomische Abtheilung [des] botanischen Gartens oblag, zur Wohnung angewiesen worden. S[päter] wohnte dort der Gartenknecht (Gartendiener) bis Ostern 1901.

Eine Zusammenstellung der gesamten Erwerbungen für das [Areal] des jetzigen botanischen Gartens, unter Angabe des Jahres der A[cqui-]sition, des Flächenausmaasses (soweit es im einzelnen möglich) und des Kaufpreises ergiebt demnach folgende Uebersicht:

Jahr	Grundstück	Ruthen		Fuss □		Preis
1736	der Bülow-Rauschenplaten'sche Garten in der Karspüle mit Einschluss des Büning'schen Streifens:	372	Ruthen	65	Fuss □;	für 670 Thlr.
1792	der Stadtgraben . . .	254	„	78	„ „;	(unentgeltlich)
1793	innere Wallböschung .	59	„	54	„ „;	(Erbenzins)
1795	Contrescarpe	180	„	62	„ „;	für 600 Thlr.
1809	Platz am Weender Thor	204	„		;	(Pacht)
1827	Freckmann'sche und Schuchardt'sche Gärten .	68	„		;	für 907 Thlr.
1827	Schanzenland . . . c.	404	„		;	„ 915 Thlr.
1828	Campen'sche Teichwiese c.	240	„		;	„ 807 Thlr.
1828	Pape's Garten . . . c.	60	„		;	„ 200 Thlr.
1833	das Wehr.	12	„	92	„ „;	„ 200 Thlr.
1844	Danckwerts' Garten incl. Haus	262	„	43	„ „;	„ 1675 Thlr.
	zusammen	2117	Ruthen	106	Fuss □;	für 5974 Thlr.

= etwa $17^2/_8$ Calenb. Morgen.

Infolge der Abtretung von Gelände für die Bauten des Auditorienhauses und des pflanzenphysiologischen Institutes und behufs Verbreiterung der angrenzenden Strassen ist der Garten seit 1863 nicht unerheblich verkleinert; ausserdem sind die cultivirbaren Flächen durch Errichtung des botanischen Museums, zahlreicher Gewächshäuser, der Gehülfenwohnungen und des neuen Director-Wohngebäudes stark reducirt worden, wie ein Blick auf den hier beigegebenen Plan des botanischen Gartens ersichtlich macht.

C. Aus der Zeit des „Königreiches Westfalen".

Der Neubau des grossen Gewächshauses.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich der Neubau eines Gewächshauses im botanischen Garten als nothwendig herausgestellt, theils weil das alte Haus baufällig geworden war, theils wegen Raummangels in Folge fortgesetzter Erwerbungen von Warm- und Kalthauspflanzen. Man begann mit dem Bau bereits im Jahre 1803, doch scheinen die bekannten politischen Verhältnisse der Napoleonischen

Kriegszeiten und der allgemeine wirthschaftliche Niedergang es veranlasst zu haben, dass die vollständige Ausführung unterblieb, denn es gelangte nur eine einzige Abtheilung des Gewächshauses zur Vollendung. Später scheint man den Weiterbau zwar noch beabsichtigt zu haben, denn im Februar 1807 wurden die dazu gefertigten Pläne bei der Regierung in Hannover genehmigt; es kam jedoch nicht mehr dazu.

Nachdem dann am 18. August 1807 das Königreich Westfalen errichtet war, König Jérôme seine Residenz in Cassel genommen hatte, und daselbst eine Regierung nach französischem Muster eingesetzt worden war, fasste letztere auch bald den Weiterbau des Gewächshauses im Göttinger botanischen Garten ins Auge. Durch einen Bericht des Universitäts-Architekten Oppermann erfahren wir, dass die im Jahre 1803 hergestellte Abtheilung des grossen Hauses 39 Fuss 8 Zoll Länge hatte und mit einem Aufwand von 3010 Thlr. erbaut worden war, und dass das ganze Haus hätte 125 Fuss 8 Zoll lang werden sollen. Zur Ausführung des gesammten Planes würden ausser den inzwischen schon angeschafften Materialien, die 1747 Thlr. 4 Pf. gekostet hatten, noch 3151 Thlr. 6 ggr. erforderlich gewesen sein, so dass das ganze Gewächshaus sich auf 7908 Thlr. 6 gr. 4 Pf. gestellt haben würde.

Der Präfect des Leine-Departements von Hövel hatte sich von der Nothwendigkeit eines Neubaues des Warmhauses überzeugt, wie es scheint hauptsächlich in Folge der persönlichen Neigungen des Königs Jérôme, der sich für Garteneinrichtungen interessirte und offenbar die gute Absicht gehabt hat, der Universität Göttingen auch hierin förderlich zu sein. Er empfahl den Bau, zu dem man nur noch 3151 Thlr. brauchen werde, mit folgenden Worten: „cette somme modique fera donc exister un batiment util qui aura conte a peu pres 9000 ecus et dont l'achevement ranimera singulierement l'espoir de cette academie et l'opinion qu'on a dans l'etranger du soutien que le Gouvernement lui accorde.“ Zugleich schickte von Hövel eine Liste derjenigen Bäume und Sträucher ein, welche sich im botanischen Garten befanden, „en vous priant de vous interesser pour en augmenter le nombre. C'est surtout par la protection gracieuse de Sa majeste le roi, que cela pourrait aisement se faire — vue que les pepinieres du Jardin de plantes — celle pres la barriere du roule a Paris et celle de Versailles qui s'entretiennent au frais du Gouvernement francois ont la destination de distribuer les plantes qui y sont eleves et meme gratuitement.“ Durch die Protection des

Königs werde es leicht sein, seltene Pflanzen und Sämereien von dort zu erhalten, die hier noch fehlen.

Anscheinend im Anschluss an eine Reise des Königs Jérôme nach Göttingen befahl Derselbe den Bau, und schon Anfang 1808 wurde die schleunige Einsendung des Kostenanschlages gefordert. Der Plan und ein auf 16 614 Fr. 85 cts. nebst 1700 Fr. für Aufsicht lautender Anschlag wurden von Oppermann sofort eingeliefert. Als aber die vorhandenen resp. bestellten Hölzer nun zugeschnitten wurden und verbunden werden sollten, erhielt Oppermann die Nachricht, dass alles, was nicht die dringende allgemeine Vorbereitung zum Bau verlange, in Cassel beanstandet werden würde: dort fände erst noch eine genaue Prüfung durch Bau-Sachverständige statt; jedenfalls dürfe er die Hölzer nicht schon verbinden lassen.

Jérôme besuchte im Sommer 1808 den botanischen Garten. In Folge dessen wurden die Arbeiten noch energischer gefördert, die Baukosten erhöht. Welche Einflüsse sich inzwischen ausserdem noch geltend gemacht hatten, geht aus einer Verfügung des Ministers der Justiz und des Innern Simeon vom 9. August 1808 hervor. Wohl bezeichnet dieselbe die Pläne bei der Rücksendung an den Präfecten als gut, doch hätte der Architekt noch besseres machen können, wenn er nicht durch Sparsamkeitsrücksichten allzusehr sich hätte behindern lassen. Der Minister schicke daher andere Pläne, die von einem jungen Architekten Müller herrührten, „dont les talents meritent d'être encouragés. Ceux-ci me paraissent mieux répondre aux vues du Roi; Sa Majesté désire donner à Göttingue un monument digne de la science à laquelle il est consacré et qui puisse figurer à côté de la Bibliothèque." Auf Verlangen arbeitete Oppermann nun seine Pläne mit Rücksicht auf Müller's Verbesserungen um, und der neue Kostenanschlag belief sich jetzt auf 27492 Fr. 71 cts. Der Präfect, welcher einen vom Minister ihm gegebenen Wink wohl zu deuten verstand, schlug vor, den Architekten Müller, welcher die neuen Pläne gefertigt hatte, zusammen mit Oppermann mit der Ausführung des Baues zu beauftragen, eines „monument digne de la liberalité de Sa Majesté." Dieser Vorschlag war gerade dasjenige, was der Minister haben wollte; aber wenn er vorher von zu grosser Sparsamkeit gesprochen hatte, so verlangte er nun wieder, der Kostenanschlag solle so viel als möglich reducirt werden. Müller musste die Pläne revidiren und angeben, was an Holzwerk noch zum Bau erforderlich sein werde.

Durch den Director der Gewässer und Forsten wurden die ver-

langten Hölzer bei den Forstämtern Westerhof (Mandelbecker Forst) und Ellierode angewiesen, dort das Fichtenholz, hier die Eichen; und den Architekten wurde mitgetheilt, „dass unverzüglich an die Ausführung dieses Baues mit aller möglichen Thätigkeit gegangen werden müsse.“ Dies geschah denn auch, und die Handwerker arbeiteten den Herbst und Winter hindurch an der Zurichtung des Holzwerkes, an den Fenstern u. s. w. Als dann aber beim Präfecten die zahlreichen Rechnungen derselben eingereicht wurden, erschien ihm das unbequem, und er verlangte im Januar 1809, dass der Bau einem Gesammt-Unternehmer gegeben werden sollte, der Caution stellen könne. Es war zwar schon im December das Angebot eines Göttingers eingelaufen, doch wurde dasselbe, wie es scheint absichtlich, nicht beachtet, und Oppermann war so gefällig, den Contract mit seinem jungen Collegen Müller, dem Verfertiger der gutgeheissenen Pläne zum Bau, abzuschliessen, denn „des Herrn Ministers des Innern Excellenz haben selbst dafür gestimmt, demselben die Ausführung dieses Baues zu übertragen.“ Justus Heinrich Müller stellte 15000 Fr. Caution; er sollte den Bau am 6. März 1809 beginnen und ihn bis Mitte October vollenden. Professor Schrader modificirte dies dahin, dass das Haus schon Ende September beziehbar sein müsse.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Als nämlich die Arbeiten im vollen Gange waren, traf am 23. März eine Verfügung des Ministers von Wolffradt ein, laut welcher der Bau bis zum nächsten Jahr suspendirt wurde, unvorhergesehener Ausgaben wegen, „tels que le remplacement des prestations en nature qui précedemment profitaient au Manege de l'Université, et le secours à accorder à la société royale, pour la mettre à portée de continuer l'impression de ses mémoires et de son Journal littéraire.“ Was konnte schlimmeres geschehen? Hier war die Existenz der Gewächshauspflanzen in Frage gestellt, und der Gartendirector sah deren Ruin voraus. Er wendete sich in ausführlicher Darlegung gegen die Verfügung des Ministeriums, und auch der Präfect liess es nach Befragung Oppermann's an Vorstellungen nicht fehlen. „Nach dem genehmigten Plane, in welchem auch die Beschleunigung des Baues zur Pflicht gemacht wird, kommt das neu aufzuführende Gebäude an die Stelle, worauf das alte befindlich war. Zur eigentlichen Errichtung konnten daher nur wenige Monate angewandt werden, weil die in dem abzureissenden alten Gebäude befindlichen Pflanzen erst mit Ende des Winters aus demselben genommen werden konnten. Um die Herstellung des Gebäudes von diesem Zeitraum bis Ausgang des September möglich zu machen,

ist das alte Gebäude schon abgerissen, die Gräben zu den Fundamenten sind gemacht, die Materialien an Holz und Steinen angekauft und grösstentheils angefahren, und endlich alle Tischler, Schlosser und Glaserarbeiten theils schon fertig, theils aber doch in Arbeit." Es könnten demnach nur noch die Maurer- und Zimmerarbeiten erspart werden. Die Materialien aber würden, auch wenn man sie nach Thunlichkeit schützte, schlechter werden: die schon vorhandenen Grundmauern müssten bedeckt werden, die Baugrube werde versumpfen und verkrauten, das Holz sich schief ziehen; letzteres müsse man in die (damals unbenutzte) Universitätskirche bringen lassen. Der Unternehmer werde in den folgenden Jahren den Contract nicht mehr so einhalten können, wie jetzt, auch verlange er Schadenersatz. Für die Materialien also wie für die Kasse werde Nachtheil entstehen; „der grösste aber steht dem Institute selbst durch den Verlust der Pflanzen bevor, welche wegen Mangel eines Lokales zu ihrer Unterbringung den nächsten Winter verlohren gehen würden. Ich füge das mir in dieser Angelegenheit übergebene Promemoria des Directors des Gartens Herrn Professor Schrader in der Anlage bey, indem ich die Versicherung hinzufüge, dass die Angabe desselben gewiss nicht übertrieben ist." Der Präfect bittet um 10000 Fr. zum Weiterbauen und stellt in Aussicht, dass die Societät der Wissenschaften, wie er demnächst berichten wolle, nur wenig oder nichts brauchen werde.

Solchem einmüthigen Ansturm, dessen sich der Minister wohl nicht versehen haben mag, vermochte Derselbe nicht zu widerstehen: er erlaubte denn auch sogleich die Fortsetzung der Bauarbeiten. Am 14. October 1809 konnte Müller anzeigen, dass der Bau vollendet sei, die Pflanzen sich bereits in demselben befänden. Aber erst nach einem vollen Jahr wurde der Rest der Bausumme angewiesen, nachdem man inzwischen aus verschiedenen Quellen die Gelder zusammengesucht hatte.

Das neue Gewächshaus erhielt die Länge von 175 Fuss, eine Tiefe von 33′ und im Mittelbau eine Höhe von 37′.

Es bestand

1. aus einem achteckigen Mittelbau mit einem Fussboden von Reinhäuser Sandstein und einem runden Lohbeet in der Mitte, um welches der Feuerungskanal lief;
2. aus einem Saal für die Orangerie, mit Hainberg-Platten belegt;
3. aus einem ebensolchen für Cap-Pflanzen;
4. einem Zimmer mit 6′ tiefem gemauertem Lohbeet.

In der Hauptfront des Mittelbaues befand sich ein Risalit. Eingänge lagen in Mitte (3theilig), an beiden Enden und nach rückwärts

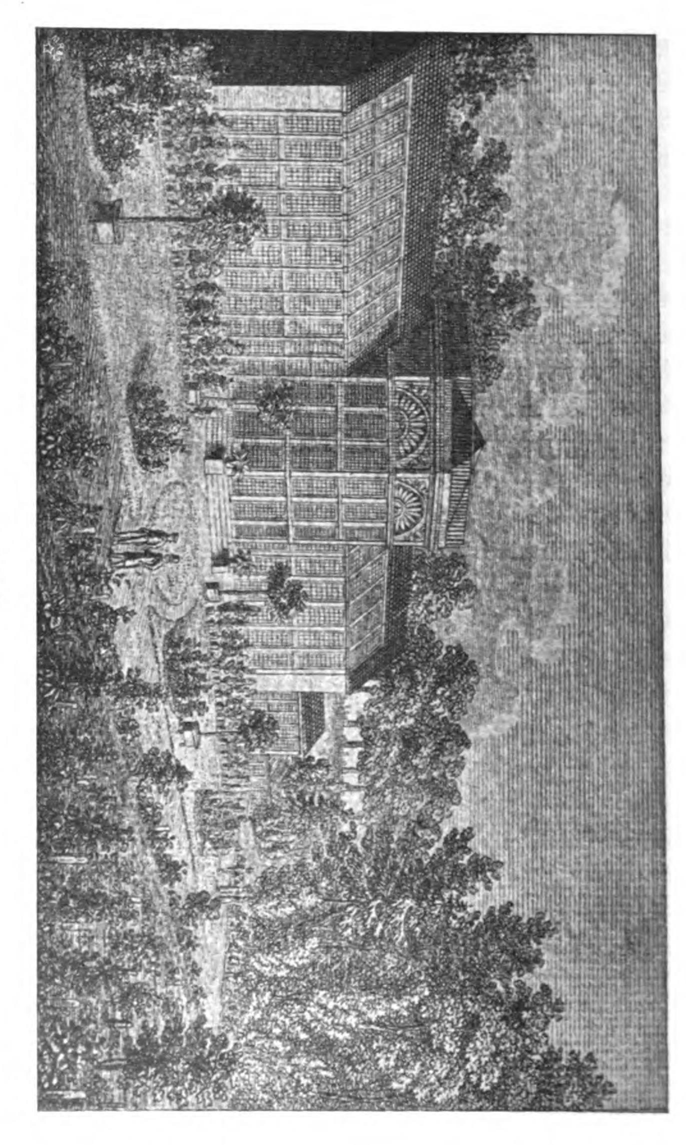


Fig. 12.
Das im Jahre 1809 neu erbaute Gewächshaus.

zum Corridor. Die Construction war aus Holz hergestellt, „leicht aber dauerhaft", und zwar die Aussenwände aus Eichenholz, die Zwischenwände aus Tannenholz. Die Decke war achteckig, gewölbt, wie die Wände geweisst, zu dem Risalit führte eine Freitreppe.

Ankauf von Gewächshäusern.

Mit dem Bau des vorstehend besprochenen Gewächshauses war dem Bedürfniss des Gartens noch keineswegs genügt. Man beabsichtigte auch, noch einen weiteren Flügel dem neuen Hause anzuschliessen, indessen verschob sich dessen Ausführung einige Jahre. Diesen Umstand benutzte der Gartenmeister Fischer, um 2 Gewächshäuser, die er mit Erlaubniss der hannöverischen Regierung etwa 1805 im botanischen Garten auf dem ihm zu seinem eigenen Gebrauch angewiesenen Areal seiner Angabe nach mit einem Aufwande von gegen 800 Thlrn. hatte erbauen lassen, dem Ministerium zum Kauf anzubieten. Er hatte in den beiden Häusern Pflanzen getrieben und besonders eine „orangerie“ gehalten, zum Verkauf an Private; aber längst schon hatte er, wie er angab, einen Theil des Raumes für Gewächse des botanischen Gartens einräumen müssen. Wegen Häufung der Arbeiten für den Garten wolle er die Gewächshäuser verkaufen. Nachdem der Werth derselben durch Taxation mit 648 Thlr. 16 ggr. ermittelt worden war, stellte Fischer den Preis auf 600 oder eventuell auf 550 Thlr.

Als der Präfect Frantz des Leine-Departements über dieses am 4. Januar 1811 erfolgte Angebot an die Königliche Generaldirection des öffentlichen Unterrichtes zu Cassel Bericht erstattete und den Ankauf aus Mitteln des Universitäts-Baufonds befürwortete, bemerkte er sehr zutreffend: „Dergleichen sollte bei keiner Anstalt eigentlich geduldet werden. Theils hat man keine genaue Uebersicht, welche Pflanzen dem Institute, welche dem Gärtner eigen gehören, und theils zerstreut es den Gartenmeister bei seinen wahren Berufsgeschäften und raubt diesem manche Zeit. Bei dem Fischer im botanischen Garten und seiner Handlungsweise hat dies bisher weniger, vielleicht keinen Nachtheil gehabt. Gut wird es aber immer seyn, einmahl eine reine Wirthschaft zu machen. So lange er aber seine Treibhäuser nicht auf eine angemessene Art unterbringt, wird die Sache fortgehen.“

Solchen Argumenten verschloss sich Staatsrath von Leist nicht; er verfügte den Ankauf, wenn Fischer auf 500 Thlr. heruntergehe und sich 3 Ratenzahlungen gefallen lasse. Auf die erstere Bedingung ging Fischer ein, die letztere liess die Regierung fallen, und so ist am 21. April 1811 daraufhin der Contract abgeschlossen worden.

Wie wenig Rücksicht die Regierung damals auf die Meinung des Directors des botanischen Gartens in einer denselben doch gewiss nahe angehenden Sache nahm, ist aus dem Umstande zu entnehmen,

dass von diesen Verhandlungen um die Gewächshäuser Fischer's dem Professor Schrader erst bei deren Abschluss am 2. April 1811 Kenntniss gegeben wurde. Schrader kam die Anzeige unerwartet. Er erklärte den Kauf für vollkommen überflüssig; der Umstand, dass Fischer seine Rechnung bei der Kultur von Zierblumen und Orangerie nicht mehr finde, könne „schlechterdings kein Beweggrund sein, warum dieses Haus dem botanischen Garten aufgedrungen werden sollte". Zwischen den Zeilen glaubt man zu lesen, dass sich hier besondere Einflüsse geltend gemacht haben möchten, um den Ankauf zu realisiren. Anderseits ist zu berücksichtigen, dass Schrader die grösste Besorgniss hegte, der so dringend gewünschte Neubau eines weiteren Flügels am grossen Gewächshause könne infolge der Erwerbung der Fischer'schen Glashäuser unterbleiben. Wie er indessen dieser Befürchtung Ausdruck gab, tröstete ihn der Generaldirector des öffentlichen Unterrichtes mit der Versicherung, dass der Bau des Flügels am Gewächshause dadurch nicht aufgehoben sei, sondern, sobald es die Umstände erlauben würden, hergestellt werden solle. Die vom Präfecten angegebenen Gründe für den Ankauf der Häuser des Gartenmeisters seien aber so triftige, dass es bei dem Kauf bleiben müsse.

Es hängt wohl mit dieser Erwerbung zusammen, dass im Herbst 1811 unter ausdrücklicher Genehmigung des Königs etwa 250 Arten Pflanzen aus den Gewächshäusern und dem Freilande in Herrenhausen an den Göttinger botanischen Garten überwiesen wurden. Zu diesem Zweck reiste Professor Schrader mit dem Gartenmeister Fischer nach Hannover, wählte die Pflanzen aus und brachte sie unbeschädigt heim. Schrader sprach es dann aus, „dass unser Institut diesen neuen Beweis der Königlichen Gnade dankbarlichst zu erkennen und zu schätzen weiss", auch bat er „Sr. Majestät unsern allerdevotesten Dank zu Füssen zu legen". Im Grunde aber war es nur ein Tauschgeschäft gewesen, denn der botanische Garten schickte an den Herrenhausener Garten eine durchaus entsprechende Gegengabe.

Beabsichtigte Veränderungen im botanischen Garten.

Wessen man sich zur „westfälischen" Zeit gelegentlich zu versehen haben konnte, geht aus einem kurzen Briefwechsel hervor, der in den Tagen vom 7.—10. Februar 1811 zwischen dem Geheimen Justizrath Heyne, dem damaligen Prorector Tychsen und dem Generaldirector des öffentlichen Unterrichtes, Baron von Leist, stattgefunden hat. Alle 3 Genannten vereinigten sich in dem Bestreben, der Un-

versität nach Thunlichkeit zu erhalten, was ihr gehörte und keine Quertreibereien der Beamten aufkommen zu lassen. Wie bei so mancher anderen Gelegenheit, erwarb sich auch hier Heyne das Verdienst, zu rechter Zeit am richtigen Ort energisch einzugreifen, um dem Unfug, wo er ihn bemerkte, zu steuern, oder der Universität durch gute Anregungen zu nützen.

Die Briefe sprechen für sich selbst. Es sei zum Verständniss derselben nur vorausgeschickt, dass der im Jahre 1768 durch Beckmann begründete ökonomische Garten als ein sehr werthvolles Objekt angesehen wurde, um dessen Besitz sich später die Stadt bei Gelegenheit der Verlegung des Anatomie-Gebäudes im Jahre 1827 lebhaft und mit Erfolg bemüht hat, wie oben S. 346 dargelegt worden ist. Ferner interessirt es, dass schon lange vor dieser Verlegung des Theatrum anatomicum dieselbe Frage, freilich in völlig anderem Zusammenhange, aufgeworfen worden ist.

7. Februar 1811. Heyne an den Prorector: „Bey dem Tode unseres Beckmanns, und bei der itzigen Lage der Sache halte ich mich verbunden, über die Grenzen, die ich mir sonst heilig halte, hinauszugehen, und Sie, mein Verehrtester, mit Dingen bekannt zu machen, die Ihnen nicht unbekannt bleiben dürfen. Der Herr Praefect tritt bereits mit einem Project hervor, das Anderen befremdlich sein kann, mir aber längst bekannt war; er hat Liebhaberei von aller Art und auch von einem Garten. Wie vorige Jahre so vieles für den öconomischen Garten geschah, was Beckmann selbst nicht gern sah, und der Gärtner Voss selbst vorstellig machte, besonders in Ansehung der Mistbeete, mit der Betrachtung, woher in der Länge die Kosten kommen würden, besonders nach Beckmanns Tode, so liess er sich verlauten, der Garten könne alsdann verkauft werden, und da werde er selbst Käufer sein. Jetzt, ehe noch Beckmann in der Erde war, fängt er an zu äussern, es sei eine ganz überflüssige Sache, dass zwey Gärten neben einander sein sollten, die öconomische Kultur könne füglich mit der botanischen verbunden werden, der öconomische könne also sehr wohl eingehen. Die Aeusserung wird wahrscheinlich an Sie auch kommen; Sie wissen nunmehr den Grund davon, welchen mir bereits der Verstorbene vertraulich mitgetheilt hat." Heyne macht dann noch darauf aufmerksam, dass es wünschenswerth sei, die hinterlassenen Sammlungen Beckmann's der Universität zu erhalten, und schliesst mit den Worten: „Sagen Sie nicht ne sutor ultra crepidam. Aber es fällt nicht jedem alles in der rechten Stunde bei".

Der Prorector leitete seine Absicht, dem geplanten Verkauf des

ökonomischen Gartens einen kräftigen Riegel vorzuschieben, mit grossem Geschick ein. Er berichtete an den Generaldirector des öffentlichen Unterrichtes in folgender Weise:

8. Februar 1811. Der Gärtner Voss habe angefragt, ob es richtig sei, was er aus den Aeusserungen des Herrn Präfecten entnommen habe, „dass der öconomische Garten künftig cessiren, und mit dem botanischen Garten vereinigt werden solle, welcher letztere werde vergrössert werden.“ . . . . „Der vom Herrn Praefecten gefasste Plan . . . würde allerdings, so viel ich davon zufällig erfahren habe, zur Verbesserung und Verschönerung des botanischen Gartens ungemein beytragen. Denn wie sehr würde dieser, durch Wegräumung der Anatomie und des botanischen Professor-Hauses, welches an die Weender Strasse gesetzt würde, an Platz, Licht und Sonne gewinnen! Indessen dürfte die Vereinigung des öconomischen Gartens mit dem botanischen manche Bedenklichkeiten wider sich haben.“ Nun bringt der Prorector seine mannigfaltigen Gründe ausführlich zur Sprache, darunter: die zu befürchtenden Collisionen zwischen den Professoren der Botanik und der Oekonomie, den Gärtnern und Studenten; der jetzt schon fühlbare Mangel an Raum im botanischen Garten; beide Gärten haben ganz verschiedene Zwecke; die Mühsamkeit des Studiums für die Studierenden der Oekonomie; der Verkauf des ökonomischen Gartens würde in jetziger Zeit wenig einbringen; einen so gut gelegenen Platz würde man nicht wieder bekommen können u. s. w. Dann fährt er fort: „Man hat hier, einzeln, den ganzen öconomischen Garten für überflüssig erklärt, weil der sel. Beckmann ihn für seine Bestimmung nicht genug benutzt hat. Ich gebe zu, dass Beckmann, der mehr Gelehrter als praktischer Oeconom war, nicht so viel für das Praktische gethan hat, als hätte geschehen können. Aber er hatte doch das Verdienst, den Garten angelegt und die öconomischen Wissenschaften zuerst auf Universitäten eingeführt zu haben, und wie viel hat er nicht, auch durch diesen Garten, genützt! Wollte man ein Institut, das Göttingen auszeichnete, das 28 Jahre bestanden hat, das noch vor kurzem durch ein neues Haus für den Gärtner und ein schönes Gewächshaus so sehr bereichert worden, darum eingehen lassen, weil es bisher nicht alle Früchte trug, die man erwartete? Gerade jetzt ist ein Zeitpunkt, wo es um vieles nützlicher werden kann . . . .“

Schon am 10. Februar antwortete der Generaldirector des öffentlichen Unterrichtes dem Prorector vollkommen in dem erhofften Sinne: „Da ich über eine mit dem öconomischen Garten vorzunehmende

Veränderung bis jetzt keinen Schluss gefasst habe, dieselbe auch bei den gegenwärtigen Umständen manchen Schwierigkeiten ausgesetzt sein dürfte: so ersuche ich Sie, mein Herr Prorector, dem Gärtner Voss bekannt zu machen, dass er den gedachten Garten ganz wie im vorigen Jahre zu bestellen, und alles so zu besorgen hat, als ob der Professor der Oeconomie nicht verstorben wäre."

Diesen von Heyne und Tychsen gewünschten guten Erfolg besiegelte eine Verfügung, durch welche am 13. December 1812 der Director des botanischen Gartens Professor Schrader auch zum Director des ökonomischen Gartens in provisorischer Eigenschaft ernannt worden ist. Ueber die 1827 stattgefundene Aufhebung des ökonomischen Gartens unter Uebertragung der Funktionen desselben auf den botanischen Garten ist S. 350 ff. berichtet worden.

Der Pape'sche Garten.

Für den östlich neben dem ursprünglichen botanischen Garten gelegenen Platz innerhalb des Stadtwalles (siehe oben S. 321) wurde seit 1777 ein jährlicher Pachtzins von 6 Thlr. entrichtet. Wiederholte Versuche zur käuflichen Erwerbung dieses Gartenstückes hatten keinen Erfolg gehabt.

Da meldete der Advocat Rautenberg sen. in Hannover als Bevollmächtigter der Pape'schen Erben im März 1827, dass die Pachtgelder seit dem Jahre 1802 rückständig seien, und er suchte um deren Auszahlung bei der Klosterkammer nach. Letztere war nicht zuständig, gab daher das Gesuch an das Ministerium weiter, und dieses veranstaltete eine genaue Untersuchung der Sachlage, die folgendes merkwürdige Resultat hatte.

Der zuerst befragte Director des botanischen Gartens Hofrath Schrader wusste nichts von dieser Pachtangelegenheit, hatte auch keinerlei Akten darüber in Gewahrsam; Universitätsrath Oesterley fand eben so wenig im Universitäts-Archiv; so wurde die Universitäts-Kasse in Hannover befragt. Von deren Cassier Ordtmann lief daraufhin ein ausführlicher Bericht ein, der zunächst die Verhandlungen bei der Miethung des Gartenstückes und den Versuchen dasselbe anzukaufen darlegte; sodann konnte aus den Rechnungen festgestellt werden, dass die Pachtgelder von 1779 bis 1797 ununterbrochen bezahlt worden waren. Von da ab war in den Rechnungen nichts mehr erwähnt; 1798 waren bekanntlich wieder Verhandlungen im Gange, die den Ankauf bezweckten. „Die Rechnungen von 1802/5 sollen in Gegenwart des Hofrath v. Voigt und des Canzlist Deichmann auf der

Münze verbrannt seyn, um die darin enthaltenen Nachrichten über einen für die Sternwarte bestimmten Fonds der aufgedrungenen fremden Regierung zu entziehen. Die Rechnungen für 1806/7 und 1807/8 enthalten gleichfalls nichts. Hier nahm die Periode der Unterbrechung ihren Anfang, welche bis 1. November 1813 dauerte; von da an bis jetzt hat aber die Ausgabe für Miethe laut sämmtlichen Rechnungen nicht existirt."

Von dem Universitäts-Archiv kam dann noch eine ähnliche Auskunft: Vielleicht wäre etwas aus der Akte „Berechnung der Culturgelder behuf Unterhaltung des Gartens" zu finden gewesen, „welche Acte aber bei der westphälischen Occupationszeit mit abhanden gekommen ist. In dieser verloren gegangenen Acte sind auch die früheren Rechnungen über den Botanischen Garten bis zum Jahre 1805 gewesen." Die Concepte dieser Rechnungen dürften wohl noch in Göttingen vorhanden sein. — Schrader wiederum sprach, da er durchaus nichts davon finden konnte, seine Meinung dahin aus, „nur allein in der Universitäts-Registratur, die der damalige Westphälische Studien Director Hofrath Leist von Hannover nach Cassel kommen liess und nach Hannover zurückgeschickt ist, könnten die erforderlichen Urkunden vorhanden seyn." Es wurde weiter bei verschiedenen Kassen nachgeforscht, überall jedoch erfolglos. Noch stellte Schrader fest, dass er von seinem Vorgänger Hoffmann durchaus keine Rechnungen vorgefunden habe; und die Klosterkammer bezeugte, dass ihre Kassenbücher von 1798 bis 1811 keine Spur auffinden liessen, dass an Pacht- oder Kaufgeldern für das betreffende Gartenland irgend etwas bezahlt worden sei.

Schon war die Regierung entschlossen, die verlangten Pachtgelder nachzuzahlen, die Verfügungen waren sogar schon aufgesetzt, da erinnerte man sich endlich des Magistrates und fragte zuvor bei diesem an, ob von dem fraglichen Gartenstück vielleicht städtische Abgaben erfolgen, und von wem dieselben seither bezahlt worden seien? Nun war die richtige Quelle gefunden, aus der bestimmte Nachrichten flossen. Es ergab sich folgendes. Ende 1798 waren zwar die in der Verlassenschaft der Witwe Hoffmann, verehelicht gewesenen Pape vorhandenen Ländereien etc. verkauft worden, nicht aber zugleich das in der nämlichen Verkaufsliste mitbenannte Gartenstück am botanischen Garten, weil „der darin sub No. 5 bemerkte Garten wahrscheinlich von Hoher Königlicher Landes-Regierung, mit der man jetzt in Unterhandlung stehe, angekauft werden werde." Bis zum Jahre 1811 finden sich $^3/_8$ Morgen Erbbodenland unter dem Namen der Pape'schen

Relicten in Hannover angeführt, von welchen der Universitätsgärtner Fischer die städtischen Abgaben entrichtet hat. Im Jahre 1812 ist dieser Garten dem botanischen Garten zugeschrieben worden, und zwar auf die Anzeige des damaligen Bureauchefs der Präfectur und Rendanten der Universitätskasse Obercommissarius Kienitz, „dass der fragliche Garten bereits früher zum botanischen Garten gezogen worden“ sei, und seitdem sind die städtischen Abgaben unausgesetzt aus der Universitätskasse erfolgt.

Welche Willkür, welche Trübung sonst ganz klarer Angelegenheiten! Kriegswirren und Fremdherrschaft waren die Ursachen derselben gewesen. Das Ministerium hielt sich nun, obwohl formell eine vollständige Aufklärung nicht zu erlangen gewesen war, überzeugt, dass die Pachtgelder seit 1802 rückständig seien, und es wurde deren Auszahlung mit 150 Thlr. für die Periode 1802/1827 an die Universitätskasse verfügt. Im September 1828 kaufte dann die Regierung das Pape'sche Grundstück von den Erben für 200 Thlr. an, als dauernden Bestandtheil des botanischen Gartens.

D. Die Directoren des botanischen Gartens.

Zu Beginn der Verhandlungen um den Erwerb eines Grundstückes für die Anlage eines botanischen Gartens war Professor Johann Wilhelm Albrecht mit der Leitung dieser Geschäfte beauftragt. Er war am 11. August 1703 zu Erfurt geboren, studirte in Jena, Wittenberg, Strassburg und Paris, kam 1727 nach Erfurt zurück, wo er 1728 Landphysicus wurde. Im Jahre 1730 ist er zum Professor medicinae extraordinarius ernannt worden, 1734 kam er als Ordinarius für Anatomie, Chirurgie und Botanik nach Göttingen, starb jedoch bald, so dass er nur wenig länger als 1 Jahr in seinem Göttinger Amt gewesen ist.

Sein Nachfolger wurde Albrecht Haller, der zu Bern am 16. October 1708 geboren war, seit 1723 in Tübingen und Leyden studirte und hier auch 1726 den Doctorgrad erwarb. Er setzte seine Studien in London, Paris, 1728 in Basel bei Bernouilli fort und machte zu botanischen Zwecken Reisen (in die Schweiz). 1734 wurde ihm zu Bern ein neu errichtetes anatomisches Institut, daneben die Aufsicht über die öffentliche Bibliothek anvertraut. Im Jahre 1736 kam er als zweiter ordentlicher Professor der Medizin nach Göttingen, wo das Theatrum anatomicum nach seinen Angaben 1737 erbaut wurde. Er

erhielt 1738 den Titel eines Königlichen Leibmedicus, 1743 wurde er zum Hofrath ernannt, 1749 in den Adelstand erhoben und 1751 zum ständigen Präsidenten der Königl. Societät der Wissenschaften bestellt, welche König Georg II. nach seinen Vorschlägen gegründet hatte. Schon im Jahre 1745 wurde Haller eine Stelle im Grossen Rath zu Bern übertragen, und im Jahre 1749 sollte er schweizerischer Gesandter am englischen Hofe werden, doch wurde in dieser Beziehung so energisch abgewinkt, dass seine Ernennung unterblieb. Damit er die Universität Göttingen nicht verlasse, erwirkte die Hannoverische Regierung ihm 1749 einen Adelsbrief, und Haller erklärte nun, noch weitere 5 Jahre in Göttingen bleiben zu wollen. Aber theils eine Berufung nach Berlin, theils die Wahl Hallers zum Mitglied des Grossen Rathes in Bern, welche beide 1749 erfolgten, machten ihn schwankend, und Ostern 1753 wollte Haller durchaus in die Schweiz zurückkehren. Bei Gelegenheit einer Reise dorthin wurde er im März 1753 zum Ammann gewählt und sofort vereidigt. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn in Göttingen zu entlassen. Das geschah seitens des Königs in grossen Gnaden und unter dem Vorbehalt, ihn später wieder zu berufen; auch blieb Haller praeses honorarius der Kgl. Societät der Wissenschaften mit einer jährlichen Gratification als solcher. Schon im Jahre 1755 nannte Haller die Bedingungen, unter welchen er wieder nach Göttingen zurückkehren würde, doch steigerte er dieselben später so weit, dass ganz ausserordentliche Maassnahmen ins Auge gefasst werden mussten, um sie erfüllen zu können. Gleichwohl erging die neue Berufung Hallers im November 1764, wobei ihm alle seine zahlreichen und z. Th. nur unter grossen Schwierigkeiten erfüllbaren Forderungen zugestanden wurden. Die Verhandlungen aber wurden von Seite Hallers bis 1770 unter den mannigfachsten Ausflüchten hingezogen, wobei die Regierung eine unglaubliche Geduld zeigte, um schliesslich dennoch resultatlos zu verlaufen. Man kann nicht umhin, Hallers Handlungsweise bei diesem letzten Abschnitt seiner Beziehungen zu Göttingen als eine durch ungewöhnliche Ehr- und Gewinnsucht geleitete zu bezeichnen. Später ist er Director der Salinen zu Roche geworden. Am 12. December 1777 starb er.

Nach Hallers Weggang wurde Johann Gottfried Zinn in dessen die Botanik betreffende Functionen eingesetzt. Er war 1727 zu Schwabach in Franken geboren, hatte seit 1746 in Göttingen studirt und daselbst auch 1749 den medizinischen Doctorgrad erworben. Darauf hielt er sich zu weiterer Ausbildung einige Jahre in Berlin auf und wurde in die dortige Societät der Wissenschaften aufgenommen.

1752 ist er als Professor med. extraord. nach Göttingen berufen worden, wo ihm 1753 die Verwaltung des botanischen Gartens anvertraut wurde; 1755 ist er ordentlicher Professor in der medizinischen Fakultät geworden, aber bereits 8 Tage vor Ostern des Jahres 1759 „nur zu früh" gestorben.

Da der botanische Garten nun ohne Aufsicht war, verfügte die Regierung, dass die medizinische Fakultät „unter gemeinschaftlicher Verabredung und Ablösung, die Aufsicht über gedachten Garten, und das Verhalten des Gärtners zu führen" habe. Während der Vakanz wurde der Professor der Chemie, Rudolf August Vogel, beauftragt, ein Collegium botanicum zu halten; zu diesem Behufe sollte ihm der Garten „soviel nöthig" überlassen werden.

Darauf kam David Sigismund August Büttner im März 1760 nach Göttingen. Zu Chemnitz in Sachsen am 28. November 1724 geboren, verlor er schon früh seinen Vater, so dass er von seinem Urgrossvater mütterlicherseits, dem Königl. Preussischen Leibarzt und Hofrath Georg Ernst Stahl in Berlin seit 1728 erzogen wurde. Seine Mutter heirathete den Professor med. et botan. Michael Matthias Ludolf, durch welchen Büttner seit 1737 mit Botanik näher vertraut wurde. Nachdem er 1736 bis 1740 in Berlin unterrichtet war, studirte er daselbst Medizin, ging 1744 nach Helmstädt zu dem Ophthalmologen Heister, 1745 nach Göttingen zu Haller und Brendel. 1747 war er in Leyden, dann wieder in Berlin, 1750 machte er eine Seereise und studirte Polypen. Er hielt sich dann 1751 in England, 1752/54 in Paris auf, kam 1755 nach Berlin zurück und wurde daselbst 1756 zum ordentlichen Professor der Medizin und Botanik ernannt. In gleicher Eigenschaft ist er im Februar 1760 nach Göttingen berufen worden. Schon seit 1763 begannen Klagen über die Amtsführung Büttners, die zu peinlichen Verhandlungen führten. Erst der am 20. November 1768 infolge einer hektischen Krankheit erfolgte Tod Büttners machte ihnen ein Ende.

Ihm folgte Johann Andreas Murray. Dieser war am 7. Februar 1740 in Stockholm geboren. Er studirte seit 1756 in Upsala, machte 1759 eine Reise durch Südschweden und Dänemark und kam 1760 nach Göttingen. Infolge besonderer Erlaubniss begann er 1763 botanische Vorlesungen zu halten, und im April 1764 wurde er zum Professor med. extraord. ernannt. Im folgenden Jahre erhielt Murray einen Ruf nach Altorff, doch folgte er demselben nicht, obwohl das Ministerium ihn nicht zurückhielt, ihm auch eine Verbesserung seines nur 160 Thlr. jährlich betragenden Gehaltes abschlug. Am 12. April 1769,

nach Büttners Tode, wurde er zum „ordentlichen Professor der Weltweisheit“ und Director des botanischen Gartens ernannt, jedoch schon wenige Tage später auf Vorstellung der medizinischen Fakultät der Examina wegen in die letztere versetzt. Erst im August 1768 erwarb er den Doctorgrad, 1770 wurde er Mitglied der Societät der Wissenschaften. Er las im Sommer früh um 7 Uhr Botanik, am Sonnabend um 2 Uhr machte er Excursionen mit den Studirenden. Jahrzehnte hindurch musste M. mit geringem Gehalt leben, auch wurde er erst 1782 zum Hofrath ernannt. Selbst als er 1784 einen Ruf nach Upsala auf Linnés Lehrstuhl ausschlug, besserte sich seine Lage nur wenig. Sein Todestag ist der 22. Mai 1791.

Der nächstfolgende Professor der Botanik ist Georg Franz Hoffmann gewesen, der am 30. Januar 1760 zu Marktbreit geboren wurde, in Erlangen studirte, daselbst 1786 zum Doctor der Medizin promovirt und 1789 zum ausserordentlichen Professor ernannt wurde. Am 24. September 1791 wurde er nach Göttingen berufen, um die ordentliche Professur der Botanik zu übernehmen. In den ersten Jahren war er für den botanischen Garten sehr thätig, auch arbeitete er in der Gesellschaft der Wissenschaften lebhaft mit. Bald jedoch scheint seine Energie erlahmt zu sein, von allen Seiten liefen Klagen über ihn ein, besonders auch Schrader (sein späterer Nachfolger) trat gegen ihn auf, seine Collegen und selbst Studenten beschwerten sich über den Verfall des botanischen Gartens und über Nachlässigkeiten im Dienst. Das hatte zur Folge, dass die Regierung die Direction des botanischen Gartens an Schrader übertrug und Hoffmann nur die Professur liess. So erschien es als eine Erlösung aus einer peinlichen Lage, dass Hoffmann im Frühjahr 1803 einen Ruf nach Moskau erhielt, dem er, als derselbe im Mai 1804 wiederholt wurde, zu Pfingsten 1804 Folge leistete. In Moskau bekleidete Hoffmann die gleiche Stellung wie in Göttingen; er ist 1826 gestorben.

Sein Nachfolger Heinrich Adolf Schrader wurde am 1. Januar 1767 zu Alfeld geboren. Seine Studien absolvirte er 1789 bis 1793 in Göttingen und wurde daselbst 1795 zum Doctor promovirt, nachdem er bereits 1794 Privatdocent geworden. 1797 erhielt er die Ernennung zum hildesheimischen Medizinalrath. Als die Regierung im Jahre 1802 mit der Leitung des botanischen Gartens durch Hoffmann unzufrieden und Schrader ihr gerühmt wurde, erhielt dieser am 19. November 1802 die Ernennung zum ausserordentlichen Professor und den Auftrag zur Direction des botanischen Gartens. Erst vom Jahre 1804 ab wurde ihm eine Besoldung zu Theil. Die Wirren der

Kriegszeiten verhinderten zunächst weitere Beförderungen, so dass die Ernennung zum Professor ordinarius erst am 16. September 1809 erfolgte; aber die wieder zurückgekehrte hannöverische Regierung scheint diese Verfügung des Königreiches Westfalen nicht als vollgiltig angesehen zu haben, denn am 23. März 1814 wurde S. neuerdings zum ordentlichen Professor der Medizin ernannt. Inzwischen war ihm auch 1812 die Direction des ökonomischen Gartens übertragen worden; 1816 hat er den Titel „Hofrath" erhalten. Am 23. October 1836 ist Schrader gestorben.

Friedrich Gottlieb Bartling, geboren am 9. December 1798 zu Haunover, kam 1816 auf die Universität, wurde 7. August 1820 zum Dr. phil. promovirt, habilitirte sich Ostern 1821. Er wurde am 5. Juli 1831 zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt und sollte „vorzugsweise Botanik" lesen. Schon im Mai desselben Jahres hatte er einen Ruf nach Braunschweig an die dort neu errichtete Landbau-Akademie abgelehnt; derselbe wurde 1832 und abermals 1836 erneuert. Als jedoch im gleichen Jahre Schrader starb, wurde Bartling Ordinarius in der philosophischen Fakultät und Director des botanischen Gartens zu Göttingen. Mehrfache Reisen nach Tirol, Kärnten und Krain fallen in die Zeit von 1838 bis 1864. Im Jahre 1858 wurde Bartling Hofrath, 1861 erhielt er den Guelphenorden 4. Klasse, 1870 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum. Er ist am 19. November 1875 gestorben.

Sein Freund und langjähriger College August Grisebach war 1814 in Hannover geboren. Im October 1837 habilitirte er sich für Botanik in Göttingen, dem er sein Leben lang trotz der glänzendsten Berufungen an andere Universitäten aus Patriotismus treu geblieben ist. 1838 machte er eine Reise nach dem damals noch ganz unbekannten Albanien, 1842 eine solche nach Norwegen, 1844/46 untersuchte er die grossen Hannover'schen Moore. Im Jahre 1845 wurde er in die Bibliotheks-Commission für die Naturwissenschaften berufen, und ihm verdankt die Bibliothek hauptsächlich ihren Reichthum älterer Werke der Botanik; er blieb bis 1876 in derselben. Berufungen nach auswärts lehnte Grisebach stets ab, wenn ihm auch in der Heimath wenig oder zuweilen gar kein Vortheil daraus erwuchs, ja es kam vor, dass die Regierung erst von der Berufung erfuhr, wenn sie bereits abgelehnt war. So wünschten ihn die Universitäten von Giessen 1846 und abermals 1847, Berlin 1851, Leipzig 1851, München 1854, Petersburg 1855, München wiederum 1855, Leipzig 1867. Er wurde 5. Dezember 1847 ordentlicher Professor in der medizinischen Fa-

kultät; seit 1855 nahm er Theil an den Prüfungen, 1860 erhielt er den Hofrathstitel, 1862 das Ritterkreuz des Guelphenordens. Im Jahre 1866 verfügte er über seine höchst werthvolle Pflanzensammlung zu Gunsten des Universitäts-Herbariums unter der Bedingung einer kleinen Pension für seine Witwe und eines jährlichen Beitrages von 100 Thlrn. zur Erweiterung der Sammlung von Seite des Staates. Diese Bedingungen sind sofort angenommen worden, und das Herbarium bildet jetzt einen Hauptbestandtheil der Staatssammlungen. Nach Bartlings Tode im Jahre 1875 erhielt Grisebach dessen Professur unter gleichzeitiger Versetzung in die philosophische Fakultät nebst der Direction des botanischen Gartens. 1878 zum Geheimen Regierungsrath ernannt, starb er am 9. Mai 1879.

Hermann Graf zu Solms-Laubach wirkte von 1879 bis Ostern 1888 in Göttingen als Grisebachs Nachfolger, um dann nach Strassburg überzusiedeln.

Gustav Albert Peter ist seit 1. April 1888 Director des botanischen Gartens.

E. Der botanische Garten im Jahre 1901.

Seiner Anlage und Entwicklung zufolge besteht der botanische Garten zu Göttingen aus zwei durch den Stadtwall von einander geschiedenen Theilen, die sehr ungleich gross sind. Eine genaue Vermessung des Gartens hat in neuester Zeit nicht stattgefunden. Aus dem Jahre 1838 rührt die Angabe her, dass der innerhalb des Walles befindliche Theil 4 Morgen 41 Ruthen 15 Fuss □, der äussere Theil aber 11 Morgen 17 Ruthen 91 Fuss □ mass, dazu kamen im Jahre 1844 durch den Ankauf des Dankwerts'schen Gartens noch 2 Morgen 22 Ruthen, sodass also im ganzen die Grösse des botanischen Gartens 17 Morgen 77 Ruthen 106 Fuss □ betrug. Davon sind seither einige Flächen zur Erbauung des Auditorienhauses und des pflanzenphysiologischen Institutes, auch behufs Erweiterung des „Nikolausberger Weges" abgelassen worden, ohne dass indessen die Gesammterscheinung des Gartens dadurch wesentlich geändert worden wäre. Der südliche (kleinere) Gartenabschnitt enthält gegenwärtig fast sämmtiche Gewächshäuser, das Wohnhaus des Directors, ein solches für den Gartenmeister und den Gartendiener, ein Gebäude für die Wohnungen der Gehülfen und die pharmakognostische Sammlung, die Stallgebäude, eine Werkstatt und das Botanische

Museum. Die Gartenfläche selbst wird theils als Arboretum, theils zur Aufstellung von Kalthauspflanzen den Sommer hindurch, theils für eine Alpenanlage benutzt.

Im nördlichen (grösseren) Theil des Gartens befindet sich die Systemanlage in 2 Abtheilungen, eine Schattenpartie, der Teich nebst Moorbeet, ein ausgedehntes Arboretum, eine Abtheilung für Biologica, ein Obstpflanzung und die Baumschule, auch ein kleines Warmhaus, Mistbeete und ein Häuschen für gärtnerische Arbeiten, endlich ein kleines Wohngebäude, welches bisher von dem Gartendiener als Dienstwohnung benutzt wurde, nun aber abgebrochen werden soll.

Es empfiehlt sich, die beiden Theile des Gartens gesondert zu betrachten. (Vergl. den am Schluss beigefügten Gartenplan von 1901.)

a. Der kleine Garten, innerhalb des Stadtwalles.

Institutsgebäude und Wohnhäuser.

Hinter einem gemeinsamen Vorgarten an der Strassenseite befinden sich westlich vom Haupteingange das Museumsgebäude und das Wohnhaus des Gartendirectors. Das Museum — eigentlich das botanische Institut der Universität — ist ein 1887/89 ausgeführter massiver Backsteinbau mit rauhem Verputz und flachem Dach, dessen Thür- und Fenster-Rahmen aus rothem Sandstein hergestellt sind. Alle Decken sind gewölbt. Ausser einem Kellergeschoss, unter dessen Sohle eine Regenwassercisterne zu ca. 5 cbm liegt, und in welchem neben den Räumen für Kohlen, Kisten etc. sich auch die zur Directorwohnung gehörige Waschküche befindet, hat das Gebäude 2 Stockwerke und ein Dachgeschoss. Zu ebener Erde liegt nach Süden zu ein grösserer Hörsaal (80 Sitzplätze) mit eigenartig gewölbter von eisernen Säulen getragener Decke; die 9 Sitzreihen steigen hintereinander an, der Demonstrationstisch befindet sich in der Tiefe an der Westseite. Der Saal erhält seine Beleuchtung durch 5 Fenster in der Südwand und ein solches in der Nordwand beim Katheder, er ist mit Gasglühlicht versehen, hat zwei Dauerbrand-Oefen, Wasserleitung, Verdunkelungsvorrichtung und einen Projektionsapparat mit elektrischem Licht, der das Bild über die Köpfe der Zuschauer weg auf den 16 qm grossen Schirm wirft. Ausserdem enthält das Erdgeschoss noch einen kleineren Hörsaal für 20 Personen, ein Zimmer für den Institutswärter und 2 Räume für die Spiritussammlung, diese an der Nordseite des Gebäudes; inmitten befinden sich Vorplatz, Garderoberaum und Abort. — Das nach Westen gelegene Treppenhaus führt mittelst steinerner Treppe in das I. Stockwerk, welches 2 Säle für die Her-

barien, ein Zimmer für Herbariums - Arbeiten, ein Bibliothekzimmer und ein Arbeitszimmer des Directors, sowie 2 Räume für Praktikanten und ein kleines Vorzimmer enthält. Im Dachgeschoss, welches nur durchschnittlich 2 m hoch ist, sind weitere Herbarien, Hölzer, Demonstrationsbilder etc. untergebracht, auch werden sie als Trockenräume benutzt; hier ist ferner eine Dunkelkammer für photographische Zwecke eingerichtet. — Das flache Dach ist mittelst einer hölzernen Treppe durch eine Luke mit Fallthür zu erreichen; es ist in Holzcement-Manier ausgeführt und mit lehmigem Kies bedeckt, infolgedessen mit Rasen bewachsen und auch für Kulturen benutzbar. 4 Blitzableiterstangen sollen zur Abwendung der Gewittergefahr dienen.

Für Albrecht von Haller im Jahre 1738 erbaut, hat das Wohnhaus des Directors sein ursprüngliches äusseres Ansehen und auch seine innere Eintheilnng im wesentlichen bis heute bewahrt. Von der Strasse (Untere Karspüle) ist es durch einen Vorgarten getrennt, der dem Director zum privaten Gebrauch dient, und durch welchen der Zugang zum Hause führt. Das Haus hat eine Front von 7 Fenstern in beiden Stockwerken. Geräumige Keller unterwölben es, Wasserleitung, Kanalisation und Gasbeleuchtung sind vorhanden. Im unteren Stockwerk findet sich ein sehr grosser Vorplatz (Deele) mit Windfang hinter der Eingangsthür, an der Südseite des Hauses ausserdem westlich ein Wohnzimmer, östlich die Küche, eine Badestube und Speisekammer; an der Nordseite liegen 3 Wohnzimmer, von denen das mittlere einen mit doppelter Glasthür versehenen Ausgang nach dem botanischen Garten hat, während das westliche durch einen gedeckten Gang mit dem Museumsgebäude in Verbindung steht. Von der Deele führt die an der Westseite des Gebäudes gelegene Treppe in das obere Stockwerk, in welchem sich 6 Zimmer befinden. Im Dachgeschoss sind ausser dem Vorplatz und dem Bodenraum noch 2 grosse Zimmer vorhanden, von deren jedem aber durch eine Bretterwand eine Kammer abgetrennt worden ist. Vor beiden Eingängen des Gebäudes liegen Steintreppen aus Kalkstein; das Haus ist ein verputzter Fachwerkbau.

Zwischen dem Wohnhause des Directors und demjenigen des Gartenmeisters, die beide in einer Bauflucht stehen, befindet sich der Haupteingang des botanischen Gartens, durch welchen man zunächst auf das neue Wasserhaus und dahinter auf das grosse Warmhaus blickt. Dieser Eingang war bis zum Jahre 1900 in ganz besonders wirkungsvoller Weise von prächtigen Baumgruppen eingefasst, die vor den resp. Ecken der Gebäude standen: links eine

herrliche aus 8 Stämmen gebildete Pterocarya caucasica, links eine Gruppe aus Pyramiden-Eichen und -Ulmen. Sie mussten dem Neubau eines Hauses für Victoria regia und andere tropische Wasserpflanzen zum Opfer fallen.

In dem jetzigen Wohnhause des Gartenmeisters befand sich ursprünglich die Anatomie und eine Art Gewächshaus; dementsprechend war das damalige Aussehen des Gebäudes recht sehr von seinem jetzigen Aeussern abweichend. Es wird durch einen kleinen Vorgarten von der Strasse geschieden und hat gegen dieselbe 5 Fenster Front. Unterkellert ist dieses Haus nur zu einem sehr kleinen Theil. Seit der Verlegung der Anatomie im Jahre 1827 wurde das Haus, abgesehen von ein paar Diensträumen, ausschliesslich von dem jeweiligen Gartenmeister bewohnt; dies hat sich im Frühjahr 1900 geändert. Im Erdgeschoss liegt nämlich jetzt westlich die aus 2 Zimmern, einer Kammer und Küche bestehende Wohnung des Gartendieners, welche erst 1901 durch eine Mauer im Corridor von dem übrigen Raum des Gebäudes abgetrennt worden ist und dementsprechend mit einer neuen Eingangsthür von der Westseite aus versehen werden musste. Die Osthälfte des Erdgeschosses wird von dem Contor des Gartenmeisters, der Samenstube und 2 südlich davon durch den Mittelgang getrennten Lehrlingsstuben eingenommen. Im oberen Stockwerk befindet sich die aus 6 Zimmern nebst Zubehör bestehende Wohnung des Gartenmeisters. Auch dieses Gebäude ist Fachwerk.

Mit diesem Hause baulich verbunden steht östlich neben demselben ein kleines massives Gebäude, in welchem eine Tischlerwerkstatt für Gartenzwecke und die Nebenräume der Gartenmeisterwohnung untergebracht sind. Die Werkstatt wird zugleich als Leutestube für die Ruhepausen des Arbeiterpersonales benutzt, auch werden in einem kleinen Nebenraum Gartengeräthe aufbewahrt.

Am Ostende des botanischen Gartens steht seit ca. 30 Jahren ein massives Gebäude mit 5 Fenstern in der nach Westen gerichteten Front, das doppeltem Zwecke dient. Hier wohnen im Erdgeschoss sämmtliche Gartengehülfen (1 Obergehülfe, 4 Gehülfen), während im I. Stock die pharmakognostische Sammlung sich befindet, die seit 1892 ebenfalls der Direction des Professors der Botanik unterstellt worden ist. Diese Sammlung enthält einen Raum für die Lehrsammlung, der so eingerichtet ist, dass in demselben zugleich Vorlesungen stattfinden können, ein kleines Vorzimmer und einen 3 theiligen Sammlungsraum. Hier befand sich bis Pfingsten 1889 das Universitäts-

Herbarium, welches dann in das neue Museumsgebäude umzog. Im Dach des Gebäudes dient eine Kammer zur vorläufigen Aufbewahrung und Sichtung der frisch eingesammelten Sämereien.

Hinter diesem Hause liegen die Stallungen, welche einen Hofraum umschliessen, der als Holzhof Verwendung findet; in den Stallungen werden Geräthe, Töpfe, Brennmaterialien u. dergl. vorräthig gehalten. Eine Mauerecke ist durch Ueberdachung zu einem Schuppen für Walzen, Handwagen etc. eingerichtet.

Gewächshäuser und Zubehör.

9 Gewächshäuser mit 12 Abtheilungen enthalten das unter Bedeckung cultivierte Pflanzenmaterial des botanischen Gartens:

1. das kalte Vermehrungshaus, ist ein niedriges Erdhaus;
2. das Orchideenhaus, als tropisches Warmhaus eingerichtet und aus 2 Abtheilungen bestehend, die verschieden bewirthschaftet werden können, weil in der hinteren (östlichen) Abtheilung ein herumlaufender cementirter Wasserkasten eingebaut ist; das Haus ist mittelst der zum Wall emporführenden Steintreppe am äussersten Westende des Gartens erreichbar;
3. das Farnhaus, welches mit dem vorigen die Heizungsanlage gemeinschaftlich hat;
4. das Hauptgebäude, mit 3 Abtheilungen (Fig. 13, links):
   a) grosses Warmhaus (westlich),
   b) Palmenhaus (Mittelbau),
   c) grosses Kalthaus (östlich).

   Im Palmenhause befindet sich ein 5 m tiefer gemauerter Schacht, um eventuell besonders hoch wachsende baumartige Gewächse zum Zweck längerer Erhaltung versenken zu können. Die Heizungsanlage dieses Hauses ist in den Stadtwall hineingebaut, besteht aus 5 Kesseln für Warmwasserheizung und versorgt mittelst einer 1901 eingebauten Vorrichtung zugleich auch das Victoriahaus;
5. das Erikenhaus, von alter Construction, besonders für Cap-Pflanzen und andere kleinere Holzgewächse;
6. das Succulentenhaus für Cacteen, Aloëgewächse, Stapelien, Mesembryanthemum u. dgl., von ähnlicher Beschaffenheit;
7. die Orangerie, für grosse Kalthauspflanzen;

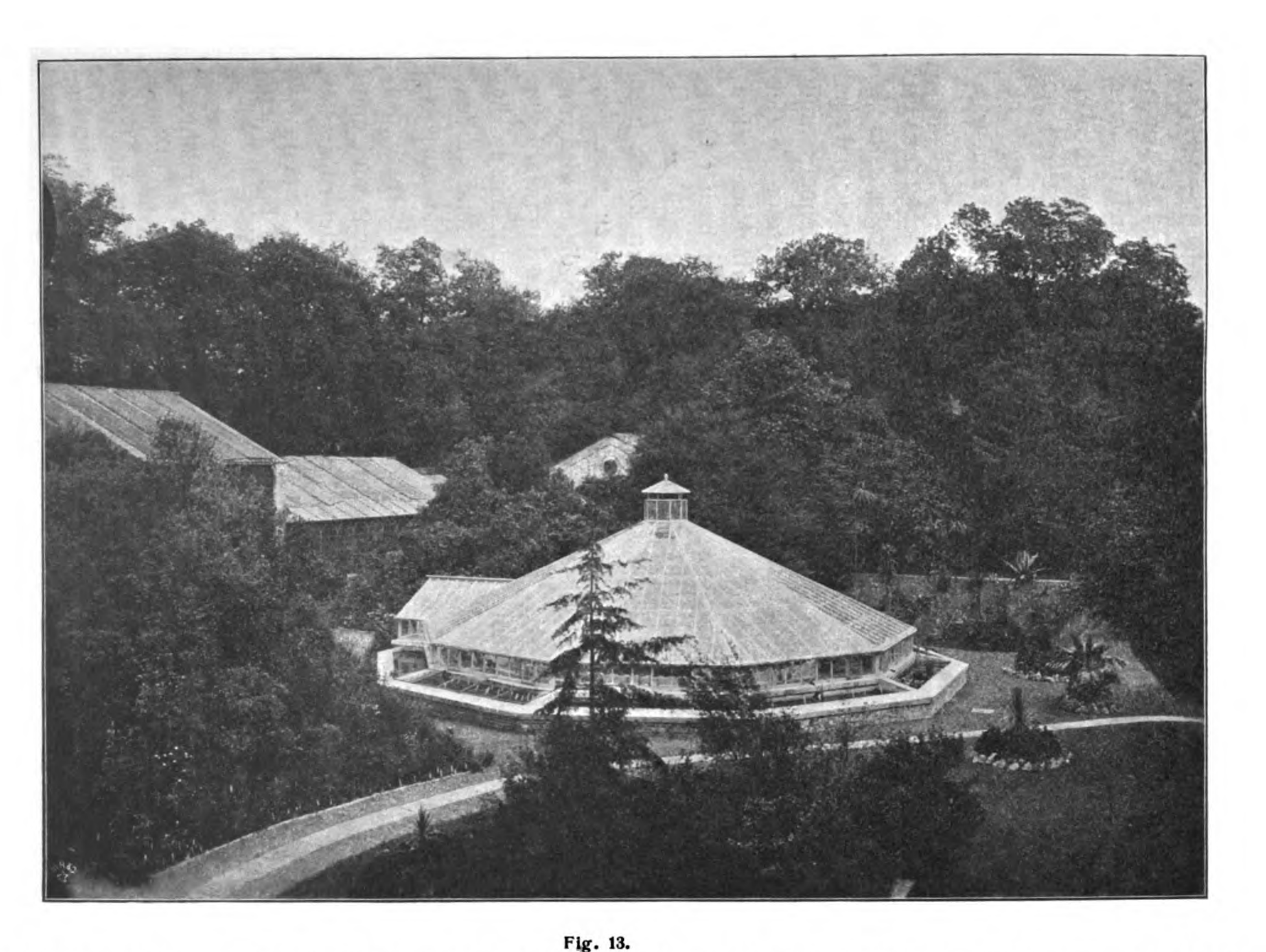


Fig. 13.

Die mittlere Partie des innerhalb des Stadtwalles gelegenen Theiles des botanischen Gartens im Jahre 1901, vom botanischen Institut aus gesehen, nach eigener photographischer Aufnahme. Links 2 Abtheilungen des grossen Gewächshauses, rechts davon hinten die „Orangerie“, inmitten das neue Wasserpflanzenhaus.

8. das **Wasserhaus**, welches erst im Sommer 1901 erbaut wurde.
   An dieser Stelle des Gartens verlief ehedem der Hauptweg vom Garteneingange nach der Mitte des Palmenhauses; derselbe wurde von einer kreisrunden, mit Steinblöcken ausgelegten Vertiefung unterbrochen, an deren Abhängen Alpen- und Felspflanzen kultivirt wurden, und in deren Mitte sich ein cementirtes ca. 1½ m tiefes Wasserbecken mit Springbrunnen-Einrichtung befand. Das letztere ist noch vorhanden, wenn auch nicht sichtbar: es wird als Regenwasser-Cisterne benutzt und liegt unter dem Eingange des Wasserhauses, in dasselbe eingebaut.
   Das neue Wasserhaus (Fig. 13) ist den Wünschen des Verfassers dieser Zeilen entsprechend vom 29. März bis zum 22. Juli 1901 durch Maurermeister Krafft in Göttingen und das Spezialgeschäft für Gewächshausbauten von Liebenow und Jarius in Berlin erbaut worden, so dass es sofort in Betrieb gesetzt werden konnte. Es enthält ein Mittelbecken von 8½ m Durchmesser, um welches ein 1 m breiter Gang läuft; 9 meterbreite Randbassins, jedes für sich zu bewässern und durch eine für den besonderen Zweck hier construirte Vorrichtung in regulirbarer Weise zu entleeren, umgeben im Kreise das Mittelbassin. Alles dieses wird von einem sich selbst frei tragenden 10 eckigen kuppelartigem Dach mit kleinem Vorraum überdeckt. Unmittelbar an die äussere Haupt-Ringmauer des Hauses anschliessend wurden — meines Wissens zum ersten Mal — 9 ungedeckte Aussenbecken in kreisförmigem Zusammenhange ausserhalb des überdachten Raumes angebracht, welche heizbar sind und es gestatten, Wasser- und Sumpfgewächse wärmerer Klimate im Freien zu ziehen: eine Einrichtung, die sehr bemerkenswerthe Erfolge schon im ersten Sommer zeitigte, ohne dabei irgend kostspielig zu sein.
   Im äusseren Theil des Gartens wurde vor etwa 16 Jahren
9. das **warme Vermehrungshaus** erbaut; dies ist ein kleines im Erdboden versenktes Gewächshaus für verschiedene Zwecke, besonders zur Anzucht tropischer Pflanzen geeignet.

Vor dem Farnhause befindet sich an der ganzen Länge desselben ein gemauerter Zwiebelkasten, in der Nähe des Gehülfenhauses ein ebensolcher zur Ueberwinterung kleiner Topfgewächse, insbesondere der Moose, Lycopodien etc.

Die Heizungsanlagen sind nur zum Theil genügend, z. Th. aber schlecht, veraltet und wegen übermässigen Verbrauchs an Brennmaterial zu theuer; Kohlengelasse für irgend erheblichere Mengen fehlen noch, stehen aber schon für das nächste Jahr dadurch in Aussicht, dass die Kellerräume des Director-Wohnhauses im Sommer 1902 verfügbar werden sollen; auch ist eine Abtheilung des Kellers in dem soeben in Ausführung begriffenen Erweiterungsbau des Auditorienhauses der Universität für derartige Bedürfnisse des botanischen Gartens zur Verfügung gestellt worden.

Die Verwendung der Gartenflächen.

Durch die Lage der Gewächshäuser ist auch die Art und Weise der Benutzung der Gartenflächen in deren Nähe bestimmt. Vor allem müssen Plätze vorhanden sein, auf welchen die Kalthauspflanzen während des Sommers aufgestellt werden können. In Göttingen geschieht dies in der Weise, dass für Neuholländer, Cap-Pflanzen, Südamerikaner, für die Flora des Mediterrangebietes und für die Pflanzen der Canarischen Inseln besondere theils grössere theils kleinere Gruppen gebildet werden; aber neben diesen sozusagen geographischen Gruppen werden auch einige andere nach biologischen oder systematischen Gesichtspunkten oder der übereinstimmenden Physiognomie wegen aufgestellt, z. B. solche von dickblättrigen Gewächsen (Succulenten) und cactusartigen, Farngruppen, Proteaceen, Ericaceen und Epacrideen, grossblättrige Pflanzen, kleine Staudengewächse und dergl. Am Westende dieses Gartentheiles befindet sich die 1889 bis 1900 nach und nach angelegte Steinpartie für Alpenstauden, während die Gruppen von Kalthauspflanzen vor der Reihe der Gewächshäuser zerstreut sind und mit Rasenflächen abwechseln, die gegen Osten in einen kleinen Park aus alten Bäumen übergehen. Vor dem Gehülfenhause liegt der sog. „Samenwinkel", der zur Unterbringung der in Töpfen ausgesäeten Nachzucht von Freilandpflanzen dient; hinter diesem Gebäude im äussersten Ostwinkel des Gartens ist eine Boskettpartie, die demnächst beseitigt werden und einer terrassenartigen Anlage für Stauden des Mittelmeergebietes und anderer wärmerer Gegenden Platz machen soll.

Verschiedene Einrichtungen des Gartens.

Wasserversorgung und Kanalisation. Die Wasserversorgung des botanischen Gartens erfolgt durch verschiedene Mittel: Flusswasser, Regenwasser und städtisches Leitungswasser. Seit Beginn

der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts besteht eine Wasserleitung ausschliesslich für die Zwecke des botanischen Gartens, welche das Wasser aus dem Leinekanal beim nördlichen Austritt desselben aus der Stadt dicht am Stadtwall entnimmt, bis zur Wallkrone hebt, dann zuerst im Wallkörper entlang führt, quer unter der Weender Strasse hindurch und jenseits derselben wieder den Wall emporleitet, um in 4 geräumigen eisernen Wasserbehältern auszumünden, die über dem Corridor des grossen Gewächshauses angebracht sind und das Wasser durch verzweigte Röhren in die Häuser und in den Garten vertheilen. Zur Hebung des Leinewassers diente in älteren Zeiten eine für Handbetrieb eingerichtete Pumpe, die in einem kleinen auf dem Wall stehenden Häuschen dicht über dem Leinekanal aufgestellt war; später wurde sie mittelst der Dampfmaschine eines in der Nähe vorhandenen Sägewerkes betrieben, dann wieder durch Menschenkraft bedient, seit 1901 aber ist sie auf elektrischen Betrieb eingerichtet.

Vor dem grossen Gewächshause liegt unter dem Platze zwischen diesem und dem Wasserpflanzenhause eine im Erdboden vollständig verborgene, von aussen her also nicht sichtbare Cisterne von 30 cbm Inhalt, in welche das Regenwasser von mehreren Gewächshausdächern abgeleitet wird. Sie ist 1897 erbaut worden. Diese Cisterne liefert neben derjenigen, welche unter dem Eingange des Wasserhauses sich befindet, bei gelegentlicher Zuhülfenahme der Cisterne im Museumsgebäude und einer Anzahl Wassertonnen das für die Gewächshäuser erforderliche Quantum Regenwasser. Eine im Gewächshausgange aufgestellte Pumpe dient zur Hebung des Wassers und Vertheilung desselben an die Verbrauchsstellen hin.

Endlich ist sowohl im inneren wie im äusseren Garten seit 1897 auch die städtische Wasserleitung eingeführt worden; dort verläuft dieselbe fast durch die ganze Länge des Gartens, im äusseren Garten aber nur soweit die Systemanlage reicht. Sie dient hauptsächlich zum Spritzen des Systemes und der Rasenplätze in Zeiten grosser Dürre, und für Reinigungszwecke; eine andere Verwendung ist wegen des exorbitant hohen Kalkgehaltes des Wassers nur in Nothfällen zuzulassen. Die Wohngebäude sind an die städtische Wasserleitung seit 1888 angeschlossen, das Gehülfenhaus aber erst seit 1900.

Daneben ist ein Brunnen schon von der Zeit der Gründung des Gartens her vorhanden, doch darf dessen Inhalt jetzt nicht mehr als Trinkwasser, sondern nur noch für Wirtschaftszwecke gebraucht werden.

Eine Abführung des auf die Gartenflächen fallenden Regen-

wassers theils in den durch den Garten fliessenden Graben, theils in das allgemeine städtische Kanalsystem besteht schon seit geraumer Zeit, doch reichte sie bei weitem nicht hin, um auch bei starken Regengüssen und heftigen Gewittern ihre Aufgaben zu erfüllen. Ueberschwemmungen des westlichen Theiles des Gartens, die dessen ganze Breite einnahmen, kamen daher nicht allzuselten vor und richteten gelegentlich empfindlichen Schaden an. Daher wurden die gesamten bei dem Neubau des Wasserpflanzenhauses im Frühjahr 1901 sich ergebenden Erdmassen, etwa 500 cbm, dazu verwendet, den betr. Gartenabschnitt vom Museumsgebäude ab bis zu dem grossen Gewächshause um ein beträchtliches zu erhöhen, so dass dadurch derartigen Ueberfluthungen ein für allemal vorgebeugt ist.

Die Wohngebäude sind sämtlich an die städtische Kanalisation seit dem Jahre 1888 angeschlossen.

Einfriedigungen. An der Unteren Karspüle entlang umfriedigt den botanischen Garten ein eisernes Stacket mit Sockel und Pfosten aus Sandstein, im östlichen Theil aber eine aus rohem Kalkstein erbaute mannshohe Mauer mit Sandsteinbedeckung. Auf der Höhe des Stadtwalles verläuft der ganzen Gartenlänge nach ein einfaches 1 m hohes eisernes Stacket; gegen den westlichen Nachbar dient im Garten eine Mauer, dann das Institutsgebäude und sein mittelst Mauer abgeschlossener Hofraum, endlich im Garten des Directorialgebäudes ein Stück eisernes Stacket und das Nachbarhaus selbst als Begrenzung. Ausser dem Haupteingange zwischen den beiden Wohnhäusern an der Unteren Karspüle und dem Hauseingange für jedes derselben durch den zugehörigen Vorgarten befindet sich an der nämlichen Strasse noch ein Einfahrtsthor im Stacket und eine Thür in der Mauer, die zu dem Holzhofe führt; an der Wallseite ist nur ein Ausgang über die Treppe zum Stadtwall vorhanden. Der Wall selbst wird im ganzen von 4 kasemattenartigen Gängen durchsetzt. Von Westen nach Osten gerechnet ist der erste der zuletzt geöffnete; der nächste war im 7jährigen Kriege eingeschossen und mit Erde gefüllt worden, im Jahre 1798 aber ist er wieder gangbar gemacht. Beide dienen der Communication zwischen den durch den Stadtwall getrennten Theilen des botanischen Gartens. Der dritte Durchgang ist ursprünglich der einzige gewesen, der zum äusseren Garten führte, jetzt wird er schon seit länger als 100 Jahren nur zur Aufbewahrung von Stäben, Töpfen und Geräthen benutzt. Die östlichste Kasematte ist auf der Stadtseite durch ein eisernes Gitter geschlossen und wird als Keller für Gartenzwecke verwendet.

Auf dem 1793 von Professor Hoffmann mitgetheilten Plan des botanischen Gartens findet sich eine Stelle, bezeichnet mit der Bemerkung: „Urnae locus primo Horti conditori (Hallero) sacrae." Der Platz befand sich dort, wo jetzt das Gebäude steht, in welchem die pharmakognostische Sammlung aufbewahrt wird; die Urne scheint schon vor langer Zeit von dort entfernt worden zu sein. Im Jahre 1890 fand sie sich in einem Winkel wieder vor und seitdem hat sie einen Platz in der Nähe ihres ehemaligen Standortes bekommen.

b. Der grosse Garten, ausserhalb des Stadtwalles.

Wer vom kleinen (inneren) Garten aus den Stadtwall durchschreitet, hat einen Theil des ehemaligen Stadtgrabens vor sich, der diesseits durch eine mit Epheu vollständig überzogene Futtermauer des Walles, jenseits von einer mit Spalieren bedeckten hohen Mauer aus rohem Kalkstein begrenzt wird. In der Mitte der letzteren, welche den Garten von der dahinter verlaufenden Strasse (Nikolausberger Weg) trennt, befindet sich eine Steintreppe mit eiserner Ausgangspforte; östlich von dieser wird die Mauer durch 8 Strebepfeiler aus Sandsteinquadern gestützt (vergl. S. 336/7). Der Garten wird seiner ganzen Länge nach von einem offenen Kanal durchzogen, einem Abflussgraben des ehemaligen Reinsbrunnens am Hainberge, der unter dem Theaterplatz und neben dem Stadttheater eingewölbt ist, am Südende des botanischen Gartens in denselben eintritt und ihn in der Richtung des früheren Stadtgrabens durchfliesst. In der Mitte des Gartens etwa durchbricht der Graben ein altes Wehr mittelst einer Cascade, 7 Brücken überspannen ihn, und beim Auditorienhause verschwindet er in einem gewölbten Durchlass, der das Wasser unter der Weender Strasse hindurch zum Leinekanal abführt, so dass seine Mündung ungefähr dort liegt, wo das Pumpenhäuschen steht und das Flusswasser für den botanischen Garten entnommen wird.

Zwischen der Gartenmauer und dem eben genannten Kanal befindet sich die systematische Anlage für dikotyle Pflanzen. Sie war einige Jahrzehnte nach dem System von Endlicher geordnet und bestand aus 2 Reihen von Beeten, die durch einen Hauptweg und 3 Querwege in 8 Quartiere zerlegt wurden. Diese Felder waren mit kleinen plattenartigen Kalksteinen eingefasst, die südlichen an der Grabenseite durch niedrige Buchsbaumhecken begrenzt. Die nördliche Beetreihe lag durchweg auf einer c. $1^1/_3$ m hohen Terrasse, die noch aus der Zeit der ersten Anlage dieses Gartenstückes im Jahre 1795 herrührte. Hier hat im Frühjahr 1901 insofern eine Veränderung statt-

gefunden, als c. 700 cbm Erdreich, welches bei Gelegenheit des Neubaues eines Erweiterungsgebäudes zum Auditorienhause verfügbar wurde, behufs Beseitigung der Terrasse aufgetragen worden ist. Jetzt dacht sich also die Bodenoberfläche, anstatt neben dem Hauptwege in einer Terrasse gebrochen zu sein, allmählich gegen den Graben hin ab, eine Einrichtung, die das Gedeihen der Stauden des Systemes wesentlich fördern wird.

Bei Gelegenheit dieser von dem Gartenmeister Bonstedt geleiteten durchgreifenden Arbeit ist auch zugleich die Bepflanzungsordnung vollständig geändert worden, indem jetzt die Anlage nach der in den „Natürlichen Pflanzenfamilien" von Engler und Prantl benutzten Reihenfolge ausgeführt ist. Dies geschah, um den Studierenden den Einblick in eines der neuesten Pflanzensysteme zu erleichtern, und eine Umlegung der Quartiere war ohnehin zum acuten Bedürfniss geworden.

Am Grabenrande sind bessere Coniferen gepflanzt. Den Abhang des Walles, welcher als Steinpartie behandelt wird, nimmt eine Anlage für Farne und andere Gewächse ein, welche Schatten lieben oder vertragen, den schmalen Streifen Landes unter diesem Abhange eine Reihe kurzer Beete. Hier vermag der Garten manche interessante Pflanzenarten zu ziehen, die anderwärts zu den gesuchtesten Seltenheiten gehören. Auch ein kleiner gemauerter Keller für Pilzkulturen befindet sich in dieser Schattenpartie.

Der Platz zwischen dem 1863 erbauten Auditorienhause und der Systemanlage wurde bis vor kurzem von einem Arboretum eingenommen, welches hauptsächlich ältere Eichen-, Eschen-, Ahorn-Bäume in verschiedenen Species, eine Anzahl kleinerer Baumarten und eine Sammlung besserer Sträucher enthielt. Durch den gegenwärtig stattfindenden Erweiterungsbau am Auditorienhause ist dieses Arboretum grossentheils zerstört worden, und erst nach dessen Vollendung wird hier wieder den botanischen Zwecken Rechnung getragen werden können, wenn auch immerhin einzelne werthvollere Bäume gerettet worden sind. Vor der grossen Mauer ist ein Erdwinkel für Sand- und Erdarten, Compostbereitung etc. eingerichtet. Hier wurzelt auf der Höhe der beiderseits glatten und verputzten Mauer ein hübsches $3^1/_2$ m hohes Exemplar von Juniperus communis, in dessen Nähe sich, ebenfalls in der Mauer, ein am Grunde etwa 30 cm dicker Stamm von Sambucus nigra angesiedelt hatte, der jedoch vor etwa 8 Jahren einem strengen Frost zum Opfer fiel. Vom Erdwinkel aus führt ein Einfahrtsthor auf die Strasse.

In der Nordostecke dieses Abschnittes des botanischen Gartens

hat eine Gruppe von Mistbeeten nebst einem kleinen warmen Vermehrungshause Platz gefunden. Letzteres wurde 1886 theils aus Mitteln des Gartenetats, theils mit Hülfe eines kleinen ausserordentlichen Zuschusses erbaut; freilich hat sich dieser Bau als für den Garten verhängnissvoll insofern erwiesen, als der Etat desselben alsbald um den Betrag der hierbei verwendeten sog. „Ersparnisse" für die Dauer gekürzt worden ist. Auch an dieser Stelle sind Erdaufschüttungen im Jahre 1901 erfolgt, so dass nun für die Zukunft das bei heftigem Regenwetter nicht selten stattgehabte Eindringen von Wildwasser in die Mistbeete unmöglich gemacht ist. Neben den Mistbeeten steht ein Häuschen für Verpflanzungs- und Reinigungsarbeiten, welches namentlich bei schlechtem Wetter gute Dienste leistet.

An dieser Stelle des Gartens beginnt eine parkähnliche Partie, welche nur in einer freilich ziemlich ausgedehnten Fläche durch eine systematische Anlage für Monokotylen, Nutzpflanzen etc. unterbrochen wird, sonst aber bis zur Baumschule hin den ganzen übrigen Raum des Gartens einnimmt. Allerdings erscheint sie der Bodengestaltung nach, und besonders auch bezüglich der Bepflanzung mannigfach gegliedert. Sie beginnt mit einem Park aus alten Bäumen, unter denen eine Farnsammlung in zahlreichen Arten angepflanzt ist. Dahinter, gegen Osten, liegt das pflanzenphysiologische Institut auf der Fläche des ehemaligen Schanzenlandes, in der Tiefe aber, auf dem Gebiete des früheren Stadtgrabens, befindet sich eine Teichanlage, die in den Jahren 1897 und 1900 entstanden ist und gelegentlich noch erweitert werden soll. Es war erforderlich, an dieser Stelle den bis dahin geraden Lauf des den Garten durchziehenden Grabens abzuändern und diesen bogenförmig gegen den Wall und dann wieder in sein altes Bett zu leiten, um Platz für die Teichanlage zu gewinnen, und auch um die ungünstigen Abflussverhältnisse zu verbessern, die es mit sich brachten, dass in dieser Gartenpartie zuweilen verderbliche Ueberschwemmungen stattgefunden haben. Bei dieser Umleitung des Grabens ist die dort vorhanden gewesene sog. kleine Baumschule in Wegfall gekommen. Sonst sind durch die Ausgrabung des Teiches nur Rasenflächen beseitigt worden, weil der Boden hier zu nass war, um andere Kultur zu erlauben. Hinter dem jetzigen Teiche befanden sich von Alters her ein Sumpf und ein ovales Moorbeet; beide wurden 1901 mit jenem in Zusammenhang gebracht. Das für diese Anlagen erforderliche Wasser liefert eine an Ort und Stelle entspringende schwache Quelle, deren bereits um 1770 Erwähnung geschieht. An der Nordostseite des Teiches grenzt eine 4 m hohe Futtermauer den

tiefliegenden Theil des Gartens gegen die hochgelegenen ehemaligen Schanzenländereien ab. Von Bäumen überragt und mit überhängendem Buschwerk bedeckt gewährt sie dieser schönen Partie des Gartens ein malerisches Aussehen, zu welchem auch auf der anderen Seite des Teiches der hier besonders hohe Stadtwall mit seinen alten Linden und der Mauer an seinem Fusse nicht wenig beiträgt.

An der Stelle des ehemals hier bestandenen Wehres, von dem S. 339 ff. zu berichten war, erhebt sich der Boden in einer etwa 3 m hohen Terrasse zu dem oberen (südlichen) Abschnitt des früheren Stadtgrabens. Diese Oertlichkeit ist fast nur mit minderwerthigen Bäumen und Strauchpartien bestanden und verdient es ihrer Lage wegen besser ausgenutzt zu werden. Daher ist beschlossen worden, mit Hülfe der aus dem Neubau des Directorwohnhauses erwachsenen Erdmasse von etwa 400 cbm hier eine umfangreichere Anlage für Alpenpflanzen herzustellen, die 1902 in Angriff genommen werden soll. Sie wird bei ihrer Verbindung mit dem Teiche und dem mit zu verwendenden Wassergraben eine Zierde des Gartens werden und dem Unterricht wesentlich nützen.

Vom pflanzenphysiologischen Institut und von der Teichpartie ab erstreckt sich das Arboretum nach Osten wie nach Süden weithin. Coniferen und Laubhölzer, erstere mehr am Nordrande des Gartens, bilden Quartiere und Gruppen, und auch die östliche Böschung des oberen Theiles des ehemaligen Stadtgrabens wird von solchen eingenommen. Einzelne alte Bäume sind wohl noch die Zeugen der ersten Bepflanzung der „ökonomischen Abtheilung“, welche nach der grossen Erweiterung des Gartens in den Jahren um 1830 stattgefunden hat. Darunter ist z. B. ein alter Taxus baccata von buschigem Wuchs zu erwähnen, und ein riesiger Corylus Colurna mit prachtvoller Krone, dessen schon Grisebach als einer pflanzengeographischen Merkwürdigkeit erwähnt, und der Staunen und Bewunderung bei Botanikern und Gärtnern, nicht minder auch bei jedem Vorübergehenden erregt.

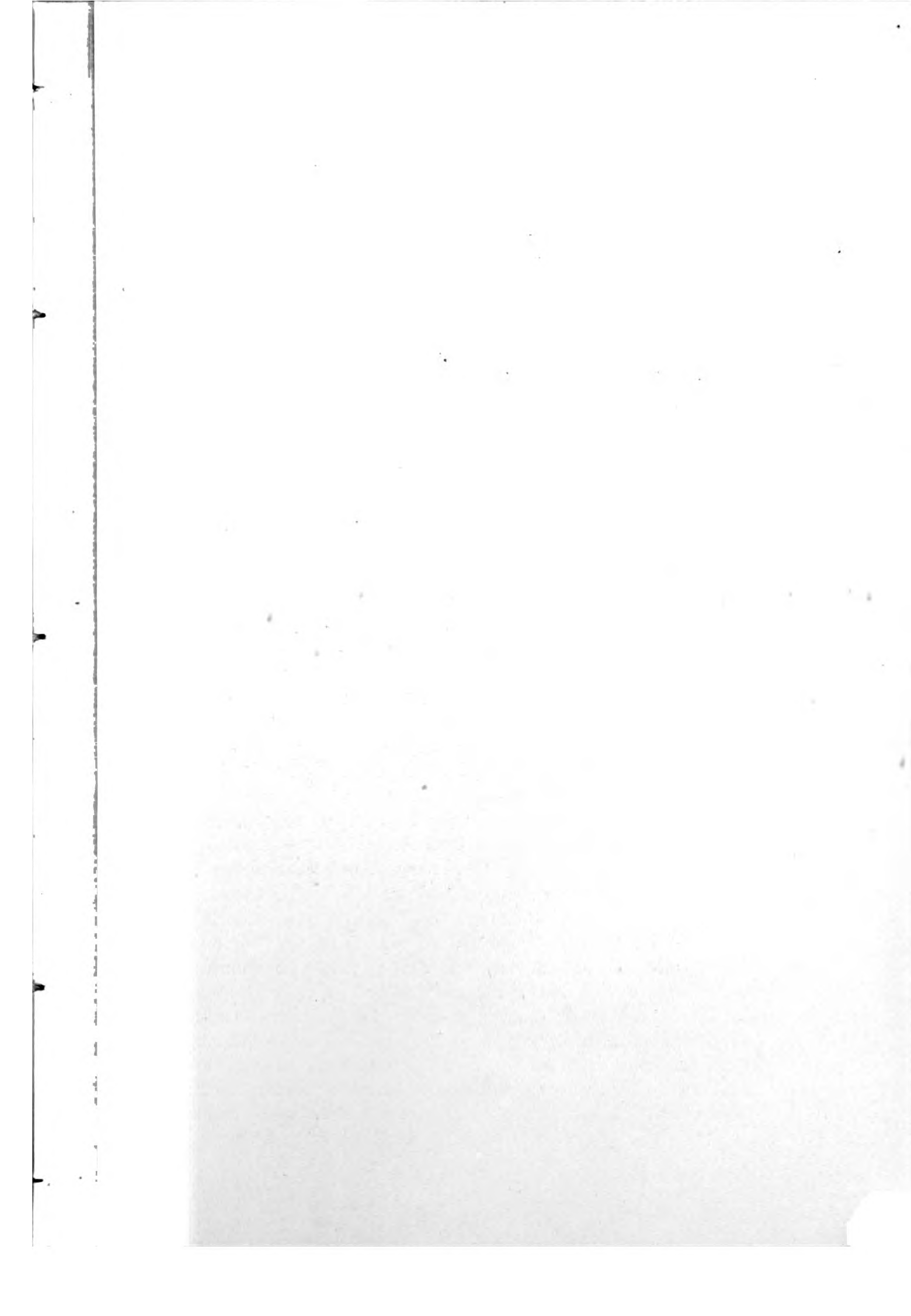
Hier ist die Fortsetzung der systematischen Anlage eingeschaltet, welche auf ausgedehnter Fläche die Monokotylen umfasst. Daneben finden auch einige Nutzpflanzen, die einjährigen Gewächse, die noch nicht bestimmten oder auf die Richtigkeit controlirten, von auswärts in den Garten gebrachten Pflanzen, endlich solche Gewächse ihren Platz, die für wissenschaftliche Zwecke eingehender studirt werden sollen. Das in Beete gelegte Stück hat die Form eines von Nord nach Süd gestreckten Rechtecks. An seiner Ostseite stehen auf einer dasselbe begleitenden, durch Mauerwerk gestützten und in der Mitte

mit einer Treppe versehenen niederen Terrasse ein paar Reihen Obstbäume, und im Anschluss daran sind weitere Sorten von Kern- und Steinobst über die Rasenplätze zerstreut, die noch vor kurzem ziemlich grosse Strecken dieser Gartenabtheilung einnahmen. Seit 1897 sind aber hier zahlreiche Gruppen solcher Gewächse angepflanzt worden, die ein biologisches Interesse haben und darum besonders werthvoll für die Vorlesungen erscheinen. Ihre Vermehrung und Vervollständigung wird in den nächsten Jahren fortgesetzt werden.

Ungefähr seit 1835 stand auf diesem hochgelegenen Theil des botanischen Gartens ein kleines Haus, welches bei dem Ankauf des Dankwerts'schen Gartenstückes bereits vorhanden war und 3 Zimmer nebst Küche enthielt. Es diente seither dem Gartendiener zur Wohnung, bis derselbe im Frühjahr 1901 wegen des beginnenden Neubaues der Directorwohnung, mit welchem die Beseitigung dieses Häuschens verknüpft sein wird, in das Gartenmeisterhaus umziehen musste. Um 1875 ist diesem Hause noch eine Arbeiterstube nebst kleiner Geräthekammer angebaut worden. Das Häuschen soll im Frühjahr 1902 abgebrochen und an anderer Stelle des Gartens reconstruirt werden. Vor demselben befindet sich ein alter Brunnen, der immer Wasser hält und bei dem vollständigen Mangel einer Wasserleitung in dieser Gegend namentlich für das Monokotylen-System und andere Anlagen des Gartens von Wichtigkeit ist.

Denn hier im äussersten Südostzipfel des Gartens liegt eine umfangreiche Baumschule, deren Anfänge bis 1830 zurückgehen, und die später erheblich vergrössert worden ist. Aus dieser wird nicht nur der Bedarf des botanischen Gartens selbst gedeckt, sondern es lastet auch eine etatsmässige Einnahmeposition auf derselben, insofern jährlich durch Verkauf von Holzgewächsen die Summe von 120 Mark aufzubringen ist. Die Baumschule wird sich infolge der tiefgreifenden und zahlreichen Veränderungen im Garten während der Jahre 1901 und 1902 eine beträchtliche Verkleinerung gefallen lassen müssen. Eine Anzahl Mistbeete, die bis vor kurzem an der Stelle sich befanden, wo jetzt der Wohnungsneubau für den Director aufgeführt wird, ist bereits hieher gelegt worden. Mit der Baumschule ist auch ein Erdmagazin verbunden.

Neben derselben, westlich von ihr gegen den Stadtwall hin, liegt ein Stück des ehemaligen Stadtgrabens, das jetzt ganz und gar als Arboretum, und zwar auf der einen Seite des Grabens für Eichen, Juglandeen, Platanen und sonstige mannigfache Gehölze, auf der anderen Seite hauptsächlich für Salicineen verwendet wird. An dieser

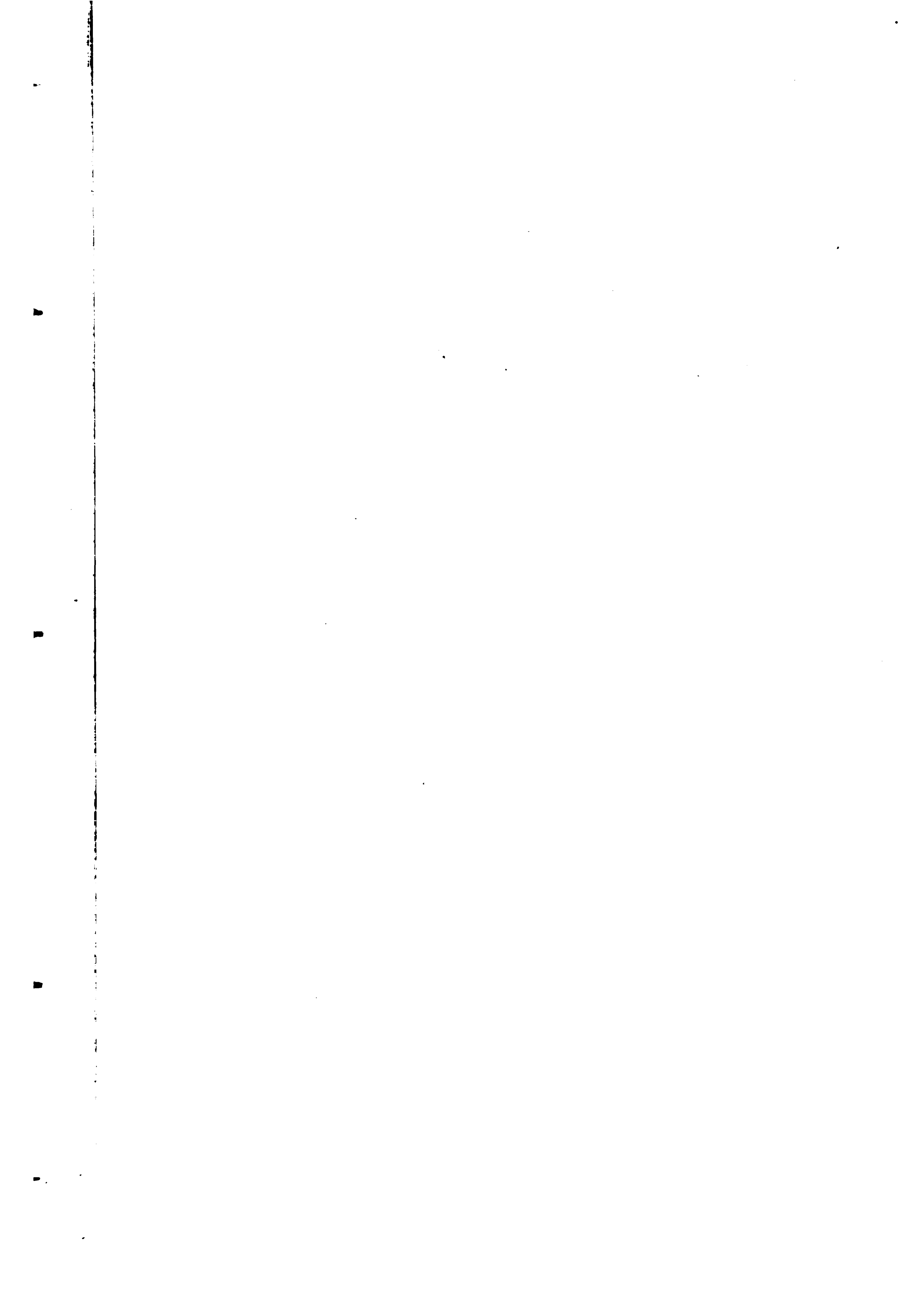


mit einer Treppe versehenen niederen Terrasse ein paar Reihen Obstbäume, und im Anschluss daran sind weitere Sorten von Kern- und Steinobst über die Rasenplätze zerstreut, die noch vor kurzem ziemlich grosse Strecken dieser Gartenabtheilung einnahmen. Seit 1897 sind aber hier zahlreiche Gruppen solcher Gewächse angepflanzt worden, die ein biologisches Interesse haben und darum besonders werthvoll für die Vorlesungen erscheinen. Ihre Vermehrung und Vervollständigung wird in den nächsten Jahren fortgesetzt werden.

Ungefähr seit 1835 stand auf diesem hochgelegenen Theil des botanischen Gartens ein kleines Haus, welches bei dem Ankauf des Dankwerts'schen Gartenstückes bereits vorhanden war und 3 Zimmer nebst Küche enthielt. Es diente seither dem Gartendiener zur Wohnung, bis derselbe im Frühjahr 1901 wegen des beginnenden Neubaues der Directorwohnung, mit welchem die Beseitigung dieses Häuschens verknüpft sein wird, in das Gartenmeisterhaus umziehen musste. Um 1875 ist diesem Hause noch eine Arbeiterstube nebst kleiner Geräthekammer angebaut worden. Das Häuschen soll im Frühjahr 1902 abgebrochen und an anderer Stelle des Gartens reconstruirt werden. Vor demselben befindet sich ein alter Brunnen, der immer Wasser hält und bei dem vollständigen Mangel einer Wasserleitung in dieser Gegend namentlich für das Monokotylen-System und andere Anlagen des Gartens von Wichtigkeit ist.

Denn hier im äussersten Südostzipfel des Gartens liegt eine umfangreiche Baumschule, deren Anfänge bis 1830 zurückgehen, und die später erheblich vergrössert worden ist. Aus dieser wird nicht nur der Bedarf des botanischen Gartens selbst gedeckt, sondern es lastet auch eine etatsmässige Einnahmeposition auf derselben, insofern jährlich durch Verkauf von Holzgewächsen die Summe von 120 Mark aufzubringen ist. Die Baumschule wird sich infolge der tiefgreifenden und zahlreichen Veränderungen im Garten während der Jahre 1901 und 1902 eine beträchtliche Verkleinerung gefallen lassen müssen. Eine Anzahl Mistbeete, die bis vor kurzem an der Stelle sich befanden, wo jetzt der Wohnungsneubau für den Director aufgeführt wird, ist bereits hieher gelegt worden. Mit der Baumschule ist auch ein Erdmagazin verbunden.

Neben derselben, westlich von ihr gegen den Stadtwall hin, liegt ein Stück des ehemaligen Stadtgrabens, das jetzt ganz und gar als Arboretum, und zwar auf der einen Seite des Grabens für Eichen, Juglandeen, Platanen und sonstige mannigfache Gehölze, auf der anderen Seite hauptsächlich für Salicineen verwendet wird. An dieser



Stelle befand sich vor Zeiten, als noch die Hauptpflanzungen des Gartens nach dem Linne'schen System geordnet waren, die erste Anlage für Staudengewächse nach dem natürlichen System, doch ist dieselbe aufgegeben worden, weil die immer zunehmende Verschattung dieser Partie des Gartens durch die emporwachsenden Linden des Stadtwalles jedes Gedeihen von Stauden und Kräutern verhindert. Hier kommen nur noch Bäume fort, die mit ihren Wipfeln hoch dem Lichte entgegenzustreben vermögen. An der Böschung liegt eine mit Steinkranz umfasste Quelle immer klaren kalten Wassers, die niemals versiegt. Unter der Wallmauer steht ein Gerätheschuppen, dessen nächste Umgebung als Lagerplatz für Reisig dient. In dieses Gartenstück mündet ferner eine Kasematte, die längste des Gartens, welche wie oben bemerkt als Keller verwendet wird und bei dem immer fühlbarer gewordenen Mangel an geeigneten Ueberwinterungsräumen schon oft als Unterkunftsort für besonders umfangreiche Exemplare härterer Kalthauspflanzen hat dienen müssen. Gelegentlich sind dieselben dann freilich in strengen Wintern daselbst erfroren. Auch in dieser Beziehung wird demnächst abgeholfen werden, wenn die Kellerräume der bisherigen Directorwohnung und diejenigen in dem Erweiterungsbau des Auditorienhauses zur Verfügung stehen werden.

Es erübrigt, der Einfriedigung des äusseren Gartens zu gedenken. Ausser der langen Mauer beim Dikotylen-System und wenig über das pflanzenphysiologische Institut hinaus war eine solche eigentlich nicht vorhanden. Denn von hier ab wurde der Garten nur von einem überschreitbaren Kreuzstacket aus Knüttelholz bezw. von einer niedrigen Hecke aus Liguster und Weissdorn begrenzt, und dies sowohl gegen die Strassen wie gegen die Nachbargrundstücke. Infolgedessen waren Diebstähle und empörende Verwüstungen im Garten nicht seltene Ereignisse. Dem unwürdigen Zustande ist ein Ende gemacht worden, als im Jahre 1897 auf Antrag des Verfassers ein 2 m hohes 195 m langes unübersteigbares eisernes Stacket überall dort errichtet wurde, wo der Garten an Strassen und anderes öffentliches Gebiet angrenzt. Sonst bildet der Stadtwall mit seiner hohen äusseren Futtermauer einen genügenden Abschluss dieses Gartentheiles gegen Süden und Westen hin.

Bemerkung: Die Abbildungen sind Theils nach den bei den Akten befindlichen Originalen gefertigt, Theils aus den Publicationen von Haller, Hoffmann, Bartling u. A. entnommen.

Göttinger Zoologen.

Von

E. Ehlers.

Mit der Berufung A. v. Haller's an die Universität Göttingen 1736 hatte G. A. v. Münchhausen dieser seiner jungen Schöpfung, die in erster Linie eine Hochschule für Staats- und Rechtswissenschaft sein sollte, wie für die Heilkunde so für einen Theil der biologischen Wissenschaften eine glänzende Vertretung gegeben. Haller war bei der Gründung der Universität zweiter Ordinarius in der medicinischen Facultät, neben Theilen der angewandten Heilkunde lehrte er Anatomie, Physiologie und Botanik; von seinem umfassenden Wissen, seiner literarischen Leistungsfähigkeit geben seine chirurgische, anatomische botanische „Bibliothek", seine „Elementa physiologiae" staunenswerthe Belege; mit werthvollen Entdeckungen in der menschlichen Anatomie, mit der Lehre von der „Irritabilität" ist sein Name für immer verbunden; ihm verdankt Göttingen die Gründung eines Theatrum anatomicum und des botanischen Gartens. Er war es, der die Organisation der Societät der Wissenschaften übernahm und sie als ihr erster Präsident lange Jahre, allerdings nach dem Fortgange von Göttingen von Bern aus, leitete.

Als Haller im Jahre 1753 Göttingen verliess, hatte sich hier ein Mann niedergelassen, der zuerst auf einer deutschen Hochschule Vorlesungen über Naturgeschichte hielt. Haller hatte dieses Fach nicht vertreten, es war bis dahin gewöhnlich mit in das Collegium der Physik eingezwängt.[1]) Dieser Mann war Christian Wilhelm Büttner, dessen mittelbarer Einfluss auf die Entwicklung göttinger Verhältnisse beachtenswerth ist.

Büttner,[2]) der 1716 in Wolfenbüttel geboren war, hatte in Leipzig studirt und sich, dem Berufe des Vaters folgend, zum Apotheker ausgebildet. Von Haus aus begütert, ging er auf Reisen, nach Norwegen und Lappland, Land, Leute und Sprache kennen zu lernen, von da nach Edinburg, wo er gälisch lernte, trieb dann in Oxford bei dem giessener Dillenius Botanik, und zog von da nach Leyden, um unter

Boerhave zu studiren; hier wohnte er ein halbes Jahr zusammen mit Linné auf demselben Zimmer. Da er damals mehr Einzelkenntnisse aufgespeichert hatte als der grosse Schwede, wollte er auch später dessen Lehren nicht anerkennen und verwarf dessen Sexualsystem der Pflanzen. Büttner hatte sich dann in Wolfenbüttel niedergelassen. Hier fielen ihm als Erbschaft aus grossväterlichem Besitz ansehnliche Naturaliensammlungen zu, deren Pflege seinen weiteren Entwicklungsgang beeinflusste. Der Besuch, den König Georg II. 1748 der Universität Göttingen machte, veranlasste Büttner diese Stadt aufzusuchen, die durch die junge aufstrebende Hochschule bereits Anziehungskraft gewann. Wissenschaftlich vielseitig angeregt, wurde er durch die Schätze, die die Bibliothek ihm bot, gefesselt, und liess sich dauernd hier nieder. Seine Wohnung hatte er später in nächster Nähe der Bibliothek, dem früheren Wohnhause des Canzlers v. Mosheim, dem später sogenannten „Prinzenhause". In Göttingen widmete sich Büttner dem Studium der Naturgeschichte, und bald vom Lernenden zum Lehrer aufrückend, gelang es ihm, nachdem Haller Göttingen verlassen hatte, im Jahre 1758 als ausserordentlicher, und 1763 als ordentlicher Professor in die philosophische Facultät einzutreten. Als solcher las er, der erste in Deutschland, über Naturgeschichte, unterrichtete in der praktischen Chemie, erbot sich aber auch über alte und neue Münzen Unterweisung zu geben und beschäftigte sich mit besonderem Interesse, zumal in späteren Jahren, mit Sprachvergleichung; ein Polyhistor, der im Sammeln und Mittheilen seine Befriedigung findet. Sein Bildniss, lebensgrosses Kniestück „mit symbolischen Ausschmückungen von seiner eigenen Erfindung"[3]) einst im alten Concilium medicum des Bibliothekgebäudes aufgehängt, dann verschollen, und nun im Besitz des göttinger zoologisch-zootomischen Instituts kennzeichnet den Mann. Im goldgestickten Rocke, mit gepuderter Perrücke sitzt er wohlgefällig in einem Bibliothekraume und hält vor sich in der Linken ein Blatt mit grossen Schriftzeichen, für deren Deutung ich von Sachverständigen keine Erklärung erhalten habe, vielleicht Zeichen einer Universalschrift, die er ersonnen. Vor ihm auf dem Tische eine Goldwage, Maassstab und Zirkel, ein Filter, Münzen und Medaillen, Ring mit Edelstein, Coralle, ein Eier legender Seidenspinner, eine Pflaume mit der Bezeichnung 65 annorum arboris, und der als Maiwurm bekannte Käfer (Meloe), der als wesentlicher Bestandtheil des preussischen Geheimmittels gegen Tollwuth galt, worauf sich die Beischrift bezieht: saliva infectos sanat. Am Vorhang hinter dem Sitzenden steckt ein Zettel mit der Inschrift: Adhibita autopsia, numerando metiendo pon-

derando, | aestimando praetio, dissolvendo et libris scrutando, | acquiritur cognitio verborum et rerum, | earumque characterum compositio elegans, | delineanda et describenda ad quem scopum | praesens gazophylacium naturae et artis | existit. Am Bücherbord steht mit kleiner Schrift: Democritus Abderita Athenis ingenitus deridens; darin die Folianten von Woodward, F. Columna, Bauhinii, Caesalpinus, Lhuyd, Wilkins, Fourmont, Baier, Mesninsky, Rajus. Alles deutet auf die vielseitige Thätigkeit Büttner's. Zwischen den Büchern liegt ein Leihschein mit der Aufschrift: „Gesneri et Camerarii icones | Harvaei et Jungii observationes | Schwenkfeldi descriptiones | d. 10. Junii 1781. — Blumenbach." Das ist der Mann, dem Büttner den Weg bahnte.

Büttner's Gelehrsamkeit war wenig fruchtbar, seine literarische Thätigkeit gering,[4]) vorwiegend linguistischen Inhaltes. Von seinen Vorlesungen heisst es: Etwas Confuseres, unabsehbar Endloseres, als dieses sogenannte Collegium über die Naturgeschichte kann zwar schwerlich gedacht werden, aber durch Ausfragen konnte man von dem merkwürdigen Manne, dessen Sammlungen so vielartig waren als seine Kenntnisse, ungemein viel lernen, auch verstanden auf diese Weise manche seiner berühmten Collegen, Michaelis, Schlözer, Gatterer u. a. m. ihn trefflich zu benutzen.[5]) In einem Dankschreiben haben solche Schüler ihn einst als „Archivar des babylonischen Thurmarchivs" bezeichnet, anspielend auf seine ausgedehnten Sprachkenntnisse. So kennzeichnet ihn auch Michaelis in einem Briefe an Haller vom 11. October 1761, als er ihn zum ausserordentlichen Mitgliede der physikalischen Klasse der Societät der Wissenschaften vorschlägt:[6]) „Der, den ich am allermeisten zu haben wünsche, ist der Ew. H. wol bekannte aus Braunschweig gebürtige Professor Extraordinarius Büttner, (wir nennen ihn hier der Kürze wegen, und weil er ein vortrefflich Naturalien-Cabinet hat, den Stein-Büttner.*) Ich habe zwar nicht die geringste Hoffnung, dass er je der Societät eine Abhandlung liefere, denn er scheint Methusalae Alter zu hoffen, und so schreibt er, als wüsste er das gewiss. Er denkt an nichts, als an immensa Opera, die nie fertig werden können; und dabey sagt oder schreibt er nichts, als was man ihm abfrägt. Er ist ein wahres Buch, aber ein excellentes Buch. Seine Kenntnissen sind stupende, von denen seine Freunde, sonderlich Herr Roederer und ich, profitiren.

---

*) Im Gegensatz zu David Sigismund August Büttner, der von 1760—1768 in Göttingen Botaniker war.

Wir schlagen ihn ordentlich auf. Ein solcher Mann nun wäre uns in der Societät sehr nützlich, wenn in den Zusammenkünften nach den Vorlesungen über gelehrte Sachen geredet wird, er würde uns allen zu Entdeckungen Anlass geben, und uns alle vor Fehltritten bewahren. Ich sehe dies in einer alle 14 Tage bey mir privatim zusammen kommenden Gesellschaft, der ich die Fragen vorlege, welche ich den nach Arabien Reisenden zusende. Hier wird der sonst stumme Büttner bisweilen lauter Mund, wenn er etwas neues in der Orientalischen NaturGeschichte hört, und giebt seine wichtigen Verbesserungen und Anmerkungen dazu mit einer Gattung von gelehrtem Enthusiasmo. Ich habe aber bey ihm noch eine Absicht. Er wohnt in des sel. Cantzlers Hause, und hat unter andern einen schönen Saal, der zwischen seinem NaturalienCabinet und Bibliotheque in der Mitte liegt. Den möchte ich gern vor die Societät miethen; so hätten wir, ohne dass es bedungen wird, bey jedem Falle wo es nöthig ist, sein schönes Cabinet, und eine blos der historiae naturali gewidmete Bibliotheque bey der Hand, die beide wol 3000 Louis d Or werth sind; und er wäre unser lebendiges Inventarium über beides. Denn wenn man ihn wegen des Point d'honneur flattirt, so ist er sehr dienstfertig, und wirklich eines jeden Freundes wohlbestellter Amanuensis über sein eigen Cabinet und Bibliotheque. Dis ist uns mehr, als wenn er uns jährlich 2 oder 3 Memoires lieferte. Vor ihn streitet noch, dass er Anfangs Auditor perpetuus der Societät gewesen ist, bis dass er Professor ward. — (Am Rande) Nach Gelde aestimirt, ist ein solch Cabinet zum Gebrauch nach der Zinse des Capitals gerechet 750 Thlr. und den Inspector und Handlanger hat man dazu. Alles umsonst und vor einen Titel." Büttner ist dann 1762 als ausserordentliches Mitglied in die Societät aufgenommen.

Als Sonderling lebte Büttner unverheirathet, seine mit den Sammlungen gefüllten Wohnräume mit Hunden, Affen und anderem Gethier theilend, geselligem Verkehr keineswegs abgeneigt. Wenn ihm aber, als eine seiner Schrullen nacherzählt wird, er habe Erdbeben nicht für physische Vorgänge, sondern für eine Art epidemischen Schwindels gehalten, wo sich die Leute nur einbildeten, dass der Boden bebe, so ist doch zweifelhaft, ob er mit solchen Aeusserungen sich nicht über die Fragsteller lustig gemacht hat.

Büttner's Sammlungen, Naturalien aller Art, Münzen und „ausländische Kunstsachen" gingen durch Kauf gegen eine Leibrente 1773 in den Besitz der Universität über, kamen damit unter Heyne's Verwaltung in die Räume der Bibliothek und bildeten die Grundlage für

das spätere akademische Museum. Dass der frühere Besitzer daran noch betheiligt war, geht aus dem erwähnten Bilde hervor.

Büttner blieb nicht in Göttingen. Als er, durch seinen Sammeleifer verschuldet, 1783 seine Bibliothek an den Herzog Carl August von Weimar abtrat, siedelte er in dessen Diensten nach Jena über. Dort ist er am 8. October 1801 im 85. Jahre als Hofrath gestorben. Sein Nachlass brachte Goethe, der ihn gern als „das alte lebendige encyclopädische Dictionair“ benutzt hatte, „mühevolle und dem Geiste wenig fruchtende Geschäfte“ [7]. Das Urtheil, das er aus diesem Anlass über Büttner fällt, indem er seine Eigenheiten als „unbegränzte Neigung zum wissenschaftlichen Besitz, beschränkte Genauigkeitsliebe und völligen Mangel an allgemein überschauendem Ordnungsgeiste“ bezeichnet, trifft nur eine Seite des wunderlichen Mannes und mag besonders für sein höheres Alter Gültigkeit haben. Urtheilte doch Göthe selbst bei einer früheren Gelegenheit anerkennender über Büttner. „Indem wir von Sprachen reden, dürfen wir der Büttnerischen Arbeit, der Sammlung und des Vorhabens dieses würdigen Greises nicht vergessen, um so mehr, da ihre Vollendung mehr als ein Menschenalter beschäftigen wird.“

Als Lehrer der Naturgeschichte traten in Göttingen zwei seiner Schüler neben Büttner auf: der jung sterbende Erxleben und der zu hohem Alter und Ruhm kommende Blumenbach.

Johann Christian Polycarp Erxleben[8]) war am 22. Juni 1744 zu Quedlinburg geboren, ein Sohn des Dekans an St. Nicolaus dort und der Dorothea Christine geb. Leporin, der ersten Frau, die in Deutschland, und zwar von der medicinischen Facultät in Halle (1754), zum Doctor medicinae creirt wurde. Erxleben hatte in Göttingen studirt und war dort 1767 Magister und Doctor geworden. Seine G. A. von Münchhausen gewidmete, unter dem Präsidium von Abrah. Gotth. Kaestner der philosophischen Facultät eingereichte Dissertation enthält eine Dijudicatio systematum animalium mammalium. In der 14 Seiten starken Schrift wird ein kritischer Ueberblick über die systematische Eintheilung der Säugethiere gegeben, die Ray, Klein, Linné bis zur 10. Auflage des Systema naturae, die den Namen Mammalia bringt, und Brisson aufgestellt haben. In der Beurtheilung der Linné'schen aufeinanderfolgenden Systeme macht sich Büttner's Einfluss in dem Widerspruche dagegen geltend, dass das Rhinoceros zu den Glires gestellt wird. Von dem jüngsten

Systeme Brisson's rühmt Erxleben im Allgemeinen die Verwerthung der Form und Stellung der Zähne, tadelt aber deren zu weit ins Einzelne gehende Verwendung, womit nah verwandte Gattungen der Insectivora von einander getrennt werden.

Im folgenden Jahre (1768) veröffentlichte Erxleben Anfangsgründe der Naturgeschichte, die nach seinem Tode, durch Gmelin herausgegeben, in drei weiteren Auflagen (1782. 1790) erschienen; nicht geringeren Erfolg hatten seine Anfangsgründe der Naturlehre, die von 1772—1794 sechsmal aufgelegt wurden.

Erxleben wurde 1771 ausserordentlicher Professor, 1774 Mitglied der Societät der Wissenschaften und 1775 ordentlicher Professor der Philosophie. Als solcher hat er Vorlesungen über Naturgeschichte gehalten, worin Chemie und Physik einbegriffen waren. Daneben beschäftigte ihn Thierheilkunde, wie eine Reihe thierärztlicher Schriften zeigt, in deren einer er auch über die Einimpfung der Hornviehseuche handelte. Seit 1774 besorgt er die Ausgabe der wöchentlich in einem Bogen in Quart erscheinenden gemeinnützigen Abhandlungen, die mit dem Göttinger Intelligenzblatt (1772—75) verbunden war; Mitarbeiter daran waren damals Less, Kästner, Feder, Meiners, Lichtenberg.

Für die Zoologie ist Erxleben, abgesehen von der mit Baldinger verfassten Uebersetzung von Pallas Spicilegia zoologica, von dauernder Bedeutung durch das Systema regni animalis. Classis I Mammalia (1777). Nicht sowohl deshalb, weil er hier, vom Homo beginnend, die damals bekannten Gattungen und Arten der Säugethiere, ohne Eintheilung in Familien, aufzählt und kennzeichnet, sondern besonders durch die sorgfältige Behandlung der Synonymie. So wird Erxleben noch heute als Autor für eine Anzahl von Artnamen aufgeführt und weiter geführt werden.

Erxleben starb, 33 Jahre alt, am 19. August 1777; Kaestner, unter dem er promovirt hatte, hielt ihm in der Societät der Wissenschaften das Elogium.[9])

Joh. Friedrich Blumenbach[10]) war am 11. Mai 1752 zu Gotha geboren, von seinem Vater, der Prorector und Professor am dortigen Gymnasium war, frühzeitig für Naturwissenschaften interessirt und dadurch zum Studium der Medicin geleitet, das er zunächst (1769 bis 1772) in Jena betrieb. Um Lücken darin auszufüllen, ging er nach Göttingen, an Heyne gut empfohlen. Büttner, der schon seit

längerer Zeit keine Vorlesungen mehr gehalten hatte, wurde auf Betreiben eines Medicin studirenden Sohnes des Orientalisten Michaelis veranlasst, eine Vorlesung über Naturgeschichte zu halten. Daran nahm Blumenbach theil, und kam so mit dem merkwürdigen Manne in Verbindung.

In dieser Vorlesung, für die die 12. Auflage des Linné'schen Systema naturae zu Grunde gelegt war, kam Büttner, da er sie zu einem Conversatorium ausgestaltete, in dem die verschiedenartigsten Dinge besprochen wurden, nicht einmal mit der Behandlung der Säugethiere zu Ende. Büttner behandelte aber im Eingang der Vorlesung die Naturgeschichte des Menschen, ein für Blumenbach neues Thema, und regte ihn dadurch, dass er hier zahlreiche Reisebeschreibungen mit Abbildungen fremder Völkerschaften vorlegte, derartig an, dass er, nach eigenem Geständniss, dadurch veranlasst wurde, seine Doctordissertation De generis humani varietate nativa zu schreiben. Büttner war durch seine linguistischen Studien dahin gekommen, alle Sprachen auf einen Ausgangspunkt zurückzuführen, und von da zu der Auffassung der Einheit des Menschengeschlechtes. „In dem Menschengeschlecht", so lässt er sich darüber aus, „findet sich kein wesentliches Unterscheidungszeichen der Arten. Es ist zwar an dem, dass man unter vielen Völkern, der grösseren Anzahl nach, einigen Unterschied der Bildung wahrnimmt, allein dies ist nur zufällig, denn man trifft dergleichen auch unter Familien an. Es giebt unter uns völlige Kalmücken-, Hottentotten- und Mohren-Gesichter, ohne den Argwohn, dass dabei etwas fremdes Eingemischtes sein könne. Eine noch lebende grosse Frau jenseits des Kanals würde eine vollkommene Mohren-Schönheit sein, wenn sie schwarz wäre, aber ihr Vater hatte schon eine ähnliche Bildung." [14]) Wenn fast ein Jahrhundert später Henle von den auf der Göttinger Anatomie eingelieferten Leichen Rassenschädel, wie den eines Negers oder eines Mongolen aufstellte, so war das ein ähnliches Vorgehen.

In anderer Weise beeinflusste Büttner Blumenbach durch seine Sammlung. Als diese in den Besitz der Universität und unter Heyne's Verwaltung gekommen war, war ihre Ordnung dringendes Bedürfniss, Büttner selbst aber dazu wenig geeignet. Dafür zog Heyne nach Büttner's Vorschlag den Candidaten der Arzneywissenschaften, Blumenbach, heran, und so ging die Verwaltung der Sammlung in die Hände des Mannes, bei dem sie von da an fast 70 Jahr geblieben ist.

Schon drei Jahre nachher ist Blumenbach als Aufseher an den

Sammlungen angestellt; 1775 hatte er unter seinem jenenser Lehrer Baldinger, der inzwischen nach Göttingen berufen war, mit seiner Dissertation bei der medicinischen Facultät promovirt, 1776 rückte er, 24 Jahre alt, nachdem er ein Semester Vorlesung gehalten hatte, in sie als ausserordentlicher und 1778 als ordentlicher Professor ein; 65 Jahre hat er der Universität Göttingen als Lehrer angehört, in 118 Semestern seine Vorlesung über Naturgeschichte gehalten. In die Societät der Wissenschaften wurde er 1784 als Mitglied aufgenommen und war seit 1812 Sekretär der physicalisch-mathematischen Klasse. Schon früher, in der Sitzung am 17. Januar 1774, war von ihm eine Mittheilung über Gefrieren von Quecksilber der Societät vorgelegt.

Blumenbach's Thätigkeit lässt drei Richtungen unterscheiden: er ist Sammler, — Forscher und Schriftsteller — Lehrer. Seine bedeutsamste Thätigkeit als Forscher und Schriftsteller fällt in das 18. und die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts. Als Sammler und Lehrer ist er bis ins hohe Alter thätig gewesen.

Ziehen wir hier zunächst sein Wirken im 18. Jahrhundert in Betracht. Seine Vorlesungen behandeln in dieser Periode noch rein medicinische Gegenstände, wie Pathologie und Geschichte der Medicin, dann Osteologie und Physiologie; 1776 stellte er Vivisectionen und physiologische Versuche an lebenden Thieren in einer öffentlichen Vorlesung an, 1777 las er öffentlich über die Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. Zu dieser Zeit beginnt er seine berühmt gewordenen Vorlesungen über Naturgeschichte und seit 1785 las er über vergleichende Anatomie, der erste, der diesen Gegenstand zusammenfassend in Vorlesungen auf einer deutschen Hochschule behandelte.

Seine literarische Thätigkeit[12]) leitet sich glänzend durch seine Dissertation De varietate generis humani nativa ein. Selten ist es einer Doctordissertation beschieden, wie dieser, in wiederholten Auflagen zu erscheinen. Die naturgeschichtliche Behandlung des Menschen war es nicht allein, die Aufsehen machte, mehr noch das Eintreten für die Einheit des Menschengeschlechtes. Die Schrift war die Basis, von der Blumenbach ausging, um in immer weiterer Ausdehnung und neuer Begründung den Boden zu bereiten, auf dem die moderne Anthropologie errichtet ist. In den Dekaden der Abbildungen menschlicher Schädel bot er in der Folgezeit der gelehrten Welt ein sonst schwer zugängliches Material, und mit der darin gegebenen neuen Craniologie brachte er neue Beläge für seine Eintheilung des Menschengeschlechtes in 5 Varietäten, Spielarten, wie er es auch verdeutscht hat, 3 Hauptformen und 2 Uebergangsformen. Blumenbach's Ein-

theilung ist lange unbeanstandet anerkannt gewesen, und mag man sich jetzt auch, bei umfassenderen Kenntnissen, mit ihr nicht begnügen, so ist doch anzuerkennen, dass die aus der Fülle der menschlichen Gestaltungen herausgehobenen Formen scharf charakterisirte Bildungen darstellen. Hier lag der grosse Fortschritt gegenüber Büttner.

Eine andere Reihe von Betrachtungen eröffnete sein 1780 erschienener Aufsatz über den Bildungstrieb und seinen Einfluss auf die Generation und Reproduktion. Anlass dazu hatten ihm Beobachtungen über die Entwickelungsvorgänge am grünen Süsswasserpolypen gegeben. Gegenüber der von Haller vertretenen Einschachtelungs-Theorie, nach der alle Lebewesen in unendlicher Kleinheit vom Urbeginn des Lebendigen an im voraufgehenden eingeschlossen vorhanden sind und von hier aus sich entwickelnd ins Leben treten, ist der Bildungstrieb eine Kraft, die den Stoffen, die bei der Ernährung und der Zeugung zusammentreten und sich verbinden, mit der Organisation ihre besondere Form und Gestaltung verleiht. In der ersten Aufstellung dieser Anschauung (1780) heisst es, „dass in allen belebten Geschöpfen vom Menschen bis zur Made und von der Ceder zum Schimmel herab ein besonderer eingeborner, lebenslang thätiger wirksamer Trieb liegt, ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen dann zu erhalten und wenn sie je zerstört worden, wo möglich wieder herzustellen.

Ein Trieb (oder Tendenz oder Bestreben, wie man's nennen will), der sowol von den allgemeinen Eigenschaften der Körper überhaupt, als auch von den übrigen eigenthümlichen Kräften der organischen Körper inbesondere, gänzlich verschieden ist; der eine der ersten Ursachen aller Generation, Nutrition und Reproduction zu sein scheint, und den ich hier um aller Misdeutung zuvorzukommen, und um ihn von anderen Naturkräften zu unterscheiden, mit dem Namen des Bildungs-Triebes (Nisus formativus) belege.“ [13])

Diese Lehre sucht Blumenbach durch Beiträge von verschiedenen Seiten her zu stützen und weist gelegentlich auch die evolutionistischen Anschauungen der Einschachtelungstheorien mit spottendem Witz ab. In weiten Kreisen fand er dafür Beifall und Zustimmung. Dem grossen Problem des Lebens und seiner Entstehung aus dem Leblosen gegenüber mag man seiner Zeit mit gleichem Rechte dem nisus formativus Bedeutung zugeschrieben haben, mit dem man sich heutigen Tages befriedigt erklärt, wenn man die Entwicklung des Lebendigen und seiner Form aus „inneren Ursachen“ oder unter dem Einfluss der „Zielstrebigkeit“ zulässt.

Mit den Beiträgen zur Naturgeschichte der Vorwelt, die 1790 erschienen, stellt sich Blumenbach in die erste Reihe der Männer, die die Petrefactenkunde wissenschaftlich begründeten, und die sie zu den Grundlagen der Geologie machten. Hier erscheint er als der bedeutendste Vorläufer Cuviers, so weit die Verwerthung der fossilen Thierreste für die Geologie in Betracht kommt.

Seinen Zusammenhang mit der Arzneiwissenschaft und der medicinischen Facultät bekundet er mit der Herausgabe einer medicinischen Bibliothek (1783—5); seine Belesenheit zeigt die „Einleitung in die medicinische Literargeschichte"; zum 50 jährigen Jubiläum der Universität veröffentlicht er eine Zusammenstellung medicinischer Schriften göttinger Professoren.

In diesen Zeitraum fällt die Entstehung zweier Handbücher, des Handbuches der Naturgeschichte (1779) und der Institutiones physiologiae (1787); beide haben zahlreiche Auflagen und Uebersetzungen erlebt; eine grosse Menge von Material, sorgfältige Auswahl der zur Erläuterung dienenden Beispiele und knappe klare Darstellung dienten ihnen zur Empfehlung.

Die Zoologie wurde im Handbuche der Naturgeschichte im Allgemeinen nach dem Linné'schen System abgehandelt, ein Fortschritt ihm gegenüber nur darin gemacht, dass die Klasse der Vermes aufgelöst wurde.

Daneben erscheinen zahlreiche Einzelaufsätze, zum kleineren Theil aus dem Gebiet der Heilkunde, auch eine Einleitung in die Geschichte der medizinischen Literatur (1786), eine Osteologie (1786) und anatomische und zoologische Mittheilungen, die fast das ganze Gebiet der Zoologie umfassten, von dem Süsswasserpolypen und der Bryozoë Friedericella sultana bis zu den Säugethieren, von denen er das Schnabelthier zuerst genauer bekannt machte. — Für „andere Leser als die eigentliches Studium aus Naturgeschichte machen", schreibt Blumenbach (1790) die Beiträge zur Naturgeschichte. Sie gipfeln in der Aufstellung der fünf Spielarten des Menschengeschlechtes, die in Chodowiecki'schen Kupfern vorgeführt werden. Vorausgeschickt ist ein Blick in die Vorwelt, in der eine Totalrevolution, ein allgemeiner Erdbrand, unterschieden von späteren Revolutionen auf der umgeschaffenen Erde, unzähligen organisirten Geschöpfen in den Kalkflözen den Untergang gebracht hat, und mit der der Basalt in Verbindung gesetzt wird. Nach solcher Revolution hat dann der Bildungstrieb in dem anders modificirten Stoffe bei Erzeugung neuer Gattungen eine von den früheren abweichende Richtung nehmen

müssen. In den neuen Schöpfungen herrscht grosse Veränderlichkeit, so dass ganze Gattungen aussterben und neue entstehen. Das zeigt sich auch in den Ausartungen organisirter Körper, am deutlichsten unter den Hausthieren, wofür als Beispiel das Schwein vorgeführt wird, und so am vollkommensten aller Hausthiere — dem Menschen. Mannigfaltige stimuli wirken hier auf das solidum vivum*), das Zellgewebe, das beim Menschen am geschmeidigsten sein soll, als eben so unendlich mannigfaltig concurrirende Ursachen der Ausartung; so entstehen die Spielarten. Dass die Neger eine solche seien, nicht aber, wie von anderen Schriftstellern angegeben, die Kakerlaken, Patienten, die in allen Spielarten des Menschen vorkommen, wird am Schluss des kleinen Werkes ausgeführt. — Ein zweites (1811) erschienenes Bändchen behandelt den homo ferus und Blumenbach's Untersuchungen egyptischer Mumien. Blumenbach's theoretische Anschauungen sind im ersten in aller Kürze vorhanden.

Das Material für so umfangreiche und mannigfaltige Untersuchungen verdankte er seinem grossen Geschick, Sammlungen zu machen und zu erhalten. Wie er als junger Mann die Ordnung der buntscheckigen Sammlungen Büttner's, als sie in den Besitz der Universität übergingen, durchführte, so ist er fortgesetzt als Sammler in den verschiedensten Richtungen thätig gewesen: Naturalien jeder Herkunft, ethnographische Dinge, gewerblich interessante Stücke, Abbildungen aller Art, Curiositäten nahm er in gleicher Weise auf, wie er zahlreiche Exzerpte, in späterer Zeit mit ungleich farbiger Dinte früh schon mit zitternder Hand, aus der ausgedehntesten Literatur machte, die er durchmusterte. Sämmtliche Reisebeschreibungen, die die göttinger Bibliothek in grosser Fülle besitze, so für seine Zwecke durchgearbeitet zu haben, giebt er selbst an.[14]) Eine ausgedehnte Correspondenz förderte ihn dabei. Als seine Arbeiten seinen Namen weithin bekannt machten, flossen ihm vielfach Geschenke zu, nicht nur von seinen Schülern, die er dafür zu interessiren wusste. Am bedeutendsten waren die Schenkungen, die fortgesetzt der kaiserliche Leibarzt von Asch in Petersburg nach Göttingen schickte: werthvolle Bestandtheile der verschiedenen jetzt noch in Göttingen bestehenden Sammlungen stammen von diesem verdienten Manne, dessen Bild neben dem von Büttner und vom 1771 verstorbenen Kanzler von Behr im Sammlungssaale, dem ehemaligen medicinischen Auditorium, des Bibliothekgebäudes aufgehängt war.

*) Das solidum ist in Blumenbach's Anschauung Träger der Lebenskraft, die neben dem nisus formativus besteht, und dem fluidum, dem Blute, fehlt.

Zwanzig Jahre, nachdem Heyne die Büttner'schen Sammlungen und Blumenbach ihre Verwaltung übernommen hatte, trat für sie ein bedeutsamer Wandel ein. Die Bücherschätze der rasch wachsenden Bibliothek heischten grösseren Raum. Das zu erreichen siedelten (1793) die Sammlungen aus dem Hause der Bibliothek in Häuser über, die an dem westlichen Ende der Paulinerkirche, die die Bibliothek aufgenommen hatte, unmittelbar anstiessen und die anfänglich die Bestimmung hatten, für Professoren Wohnungen zu bieten. Bei dieser Ueberführung schieden die botanischen Sammlungen aus der Gesammtheit des Bestandes aus; alle übrigen Sammlungen mit Einschluss der ethnographischen wurden nun als „akademisches Museum" vereinigt unter dem gleichen Dache mit der Gemälde-Sammlung, der „Modellkammer" und dem physikalischen Cabinet, das auch den Arbeitsraum enthielt, zu dem später von der Sternwarte der Draht des ersten elektrischen Telegraphen von Gauss und Weber geführt wurde.

Für den Unterricht in der „Naturgeschichte" enthielt das Haus keine Räume. Blumenbach hielt seine Vorlesungen im eigenen Hause oder in Räumen, die in Privathäusern dafür gemiethet wurden, wie es der Brauch im alten Göttingen war. Wohl aber sind die Privatsammlungen Blumenbach's im akademischen Museum mit aufgestellt gewesen; und sie waren, besonders die Schädelsammlung von grosser Bedeutung. Eine handschriftliche Eintragung des Juristen Hugo in ein Exemplar der göttinger Gelehrtengeschichte, das die Universitätsbibliothek besitzt, sagt, dass diese Privatsammlung Blumenbach's dem Museum geschadet habe.

In dieser Periode der Thätigkeit von Blumenbach treten in Göttingen für kürzere Zeit einige seiner Schüler als akademische Lehrer auf. Für dauernde Lehrthätigkeit war für sie hier wohl kein Platz.

Christoph Wilhelm Jacob Gatterer,[16]), ein Sohn des göttinger Historikers Johann Christoph Gatterer, war am 2. December 1759 in Göttingen geboren, hatte hier studirt und nach seiner Angabe Erxleben und Blumenbach zu Lehrern gehabt. Als Privatlehrer gab er Unterricht in der Mineralogie und anderen Theilen der Naturkunde, 1780 veröffentlichte er ein Breviarium Zoologiae (P. I.), ein Jahr später eine Abhandlung von Nutzen und Schaden der Thiere, Bd. 1. von den Säugethieren (Leipzig. 1781). Als Gegenstand der Zoologie ist in dem Breviarium auch die Gattung Homo behandelt,

eingetheilt nach Linné'scher Weise in americanus, afer, europaeus, asiaticus, dann tatarus und lappo; der daneben aufgeführte homo troglodytes ist ein Albino. Gatterer wurde 1787 als Professor der Cameralwissenschaft nach Heidelberg berufen, er hatte, vielleicht unter dem Einfluss von Beckmann die Naturgeschichte in ihrer praktischen Verwerthung gewürdigt. Von Heidelberg aus hat er noch ein naturhistorisches ABC-Buch und Abbildungen und Beschreibungen merkwürdiger Thiere, mit Kupfern, 1799 veröffentlicht, gab auch 1808 ein Verzeichniss derjenigen ausgestopften Thiere heraus, welche sich in der Sammlung auf dem Heidelberger Schloss befinden (Heidelberg 1808. 1810) und behielt so Zusammenhang mit der Zoologie. Sonst beschäftigte ihn, nach seiner amtlichen Stellung, Technologie, Weinbau uud Pelzhandel; aber auch Vorlesungen über Diplomatik hat er herausgegeben. Gatterer ist 1838 in Heidelberg gestorben.

Ungleich bedeutender für die Zoologie war Blasius Merrem[17]), der 1761 in Bremen geboren und von 1781—1784 Privatdocent in Göttingen war; 1782 wurde er hier Assessor, und 1785 auswärtiges Mitglied bei der Societät der Wissenschaften. Von Göttingen ging Merrem als Professor der Mathematik und Physik nach Duisburg und wurde von hier 1804 als Professor der Oeconomie und Naturgeschichte nach Marburg berufen; hier ist er 1824 gestorben. Merrem hatte 1781 nicht unverdienstliche vermischte Abhandlungen zur Thiergeschichte veröffentlicht, die er Camper widmete und in denen er Blumenbach seinen verehrungswürdigen Lehrer nannte. Dann beschäftigte er sich mit Ornithologie und ganz besonders später mit Amphibien und Reptilien. Von Göttingen aus erschien 1784 das erste Heft der Beiträge zur besonderen Geschichte der Vögel, das zweite von Leipzig aus 1786; dem folgte gross angelegt und mit farbigen Kupfertafeln ausgestattet, Heyne gewidmet, der Versuch eines Grundrisses zur allgemeinen Geschichte und natürlichen Eintheilung der Vögel; erschienen sind davon aber nur vom ersten Bande ein, vom zweiten Bande vier Hefte (1787. 1788). Ein tentamen systematis naturalis avium ist 1812, und eine Osteologie des Casuars (1816—17) in den Abhandlungen der berliner Akademie veröffentlicht. Wichtiger wurden und sind in der Systematik auch heute noch berücksichtigt seine Beiträge zur Geschichte der Amphibien (Duisburg und Lemgo 1790—1821) und der Versuch eines Systems der Amphibien (Marburg 1820).

Dass er aus seiner marburger Stellung allgemeine Grundsätze der bürgerlichen Wirthschaft (Göttingen 1817) hat erscheinen lassen, mag hier nebenher bemerkt werden.

Mit einer Anatomie der Säugethiere trat 1787 zu Göttingen Wilhelm Josephi[18]) hervor; das mit fünf Kupfertafeln versehene Bändchen behandelt die Osteologie der Affen; der Verfasser hebt in der Vorrede die Hülfe hervor, die er bei Blumenbach und bei Beireis in Helmstädt gefunden habe. Ein Beitrag dazu mit 4 Kupfertafeln erschien 1788 in Mainz, dann 1792 in Göttingen; die Tafeln enthalten neben Copien nach Camper und Sömmering selbständige Zeichnungen.

Josephi, der am 8. März 1763 in Braunschweig geboren war, kam 1782 nach Göttingen, wurde 1784, als Student, Prosector am anatomischen Institut unter Henr. Aug. Wrisberg und zugleich Gehülfe an der unter dessen Leitung stehenden Entbindungsanstalt und veröffentlichte die Schrift: De conceptione abdominali vulgo sic dicta conscripta et observatione illustrata. Ein Jahr später, 1785, promovirte er in Helmstädt, seiner Landesuniversität, mit einer Dissertation Observationum ad anatomiam et artem obstetriciam spectantum satura; und kehrte nach Göttingen zurück, trat wieder als Prosector ein und kündigte Vorlesungen an über medicinische Encyclopaedie, Anatomie und deren Geschichte, Physiologie, Pathologie und physische Erziehung der Kinder. Im Sommer 1787 war er in Mainz, um seine Kenntnisse in der Anatomie zu erweitern. Hier ward Sömmering, der nicht lange vorher in Göttingen unter Wrisberg studirt hatte, sein Lehrer, und gab ihm die Anregung, die sich im Beitrage zur Anatomie der Säugethiere ausdrückt. Sömmering lieferte in den Göttingischen gelehrten Anzeigen eine Besprechung des Buches, dessen Fortsetzung danach eine Anatomie des Pferdes enthalten sollte. Diese ist nicht erschienen.

1788, nach der Herausgabe der Anatomie der Säugethiere, verliess Josephi Göttingen, da, wie es heisst, das Verhältniss zu Wrisberg unangenehm geworden war. Er war zunächst in Braunschweig, dann in Peine Arzt. In Braunschweig schrieb er 1788 über den thierischen Magnetismus als einen Beitrag zur Geschichte der menschlichen Verirrungen, nebst einer Beleuchtung des Herrn Comte de Sattilieu, eines französischen Offiziers, der in Folge der Schrift des Landes verwiesen wurde. 1789 wurde er nach Rostock berufen, und führte sich dort 1790 mit einer Rede von den Vortheilen öffentlicher Lehranstalten ein. Im gleichen Jahre veröffent-

lichte er einen Grundriss der Naturgeschichte des Menschen (Hamburg 1790). 1792 wurde er ordentlicher Professor in der medicinischen Facultät in Rostock, gründete dort 1801 eine chirurgische Klinik, und ist dann dieser Hochschule bis in hohes Alter treu geblieben, von 1837—1845 Senior der Universität. Sein Lehrgebiet umfasste Osteologie, Physiologie, Naturgeschichte des Menschen, Pathologie und Geburtshülfe, wie es seine Anfänge zeigten. Er starb am 31. August 1845. Die von ihm bekleidete Professur spaltete sich nach seinem Tode in drei Ordinariate für Anatomie, Chirurgie, und Gynäkologie.

Am Akademischen Museum in Göttingen war seit dem Ende des Jahres 1792 Friedrich Albrecht Anton Meyer[19]) angestellt, der aber schon 1795, 26 Jahre alt, starb. Er war am 29. Januar 1769 in Harburg geboren, hatte in Göttingen studirt und war dort 1792 Privatdocent der Medicin geworden. Die von Saalfeld gegebene Zusammenstellung seiner Schriften enthält 45 Nummern, einige Uebersetzungen, auch ein Vorspiel mit Gesang und Tanz, dann mineralogische, besonders aber zoologische und in erster Linie entomologische Aufsätze, ein Zeichen grosser Betriebsamkeit des so jung gestorbenen Mannes. Als Vorlesung hatte er 1794 und 1795 Zoologie fünfstündig angekündigt, zuerst nach Donndorf[20]), dann (1795 WS) nach Blumenbach's Handbuch; ausserdem für den Sommer 1795 zweistündig Entomologie und 1794 Zoologische Excursionen. So führte er zuerst in Göttingen die Zoologie als Einzelfach in den Lehrplan ein.

Wie Blumenbach auf der Hochschule in dieser Zeit mit seinen Vorlesungen über Naturgeschichte zahlreiche Hörer aus allen Kreisen an sich zog, so trat in Göttingen ein anderer Mann neben ihm auf, der das gleiche Gebiet in den Unterricht der Schulen allgemein einzuführen bestrebt war. Langsam verbreitet sich, nicht von den Universitäten aus, im 18. Jahrhundert das Interesse für Naturgeschichte, für die Pflanzen- und Thierwelt in den Kreisen der Gebildeten. Wie die niederländische Kunst das Thier- und Blumenbild pflegte, die niederländischen Insectenmaler wie Hoefnagel und Voet, die frankfurter Sibylle Merian mit ihren vorzüglichen Abbildungen surinamensischer Pflanzen und Insecten und der einheimischen Raupen und Schmetterlinge das Interesse belebten, so folgte ihnen in gleicher Weise

der Maler und Kupferstecher Rösel von Rosenhof mit seinen monatlichen Insectenbelustigungen und seiner Darstellung der Frösche, zu der A. v. Haller eine beachtenswerthe Vorrede schrieb. Aus nichtakademischen Kreisen in Deutschland stammen zu einer Zeit, wo an den Universitäten die Naturgeschichte keine selbständige Vertretung hatte, die „mikroskopischen Gemüths- und Augenergötzungen" (1761) des nürnberger Ledermüllers (1719—1769), der die Bezeichnung der Infusionsthierchen einführte, die Bücher des v. Gleichen gen. Russworm (1717—1783) in Baireuth, des Predigers Joh. Conr. Eichhorn (1718 bis 1790) in Danzig und des Joh. Aug. Ephraim Göze (1731—1793) in Quedlinburg, des Bruders von Lessing's Widersacher. Dem Unterricht für die Jugend, für weitere Kreise blieben diese Dinge fremd. Zu den ersten, die den Versuch machten hier Wandel zu schaffen, gehört Georg Chr. Raff [geb. 30. September 1748 zu Stuttgart][21]), der als Lehrer am Lyceum in Göttingen angestellt war und hier 1788 starb. Seine „Naturgeschichte für Kinder" erschien in erster Auflage 1778; sie hat zahlreiche Auflagen erlebt; noch 1854 sah sich Blumenbach's Nachfolger, Berthold, gemüssigt, eine letzte, die 15., doch kaum noch zeitgemässe deutsche Auflage davon herzustellen; 1781 erschien davon eine holländische, 1785 eine russische, 1786 eine französische, 1831 noch eine norwegische und 1837 eine polnische Uebersetzung. In dem jetzt vergessenen Buche wendet sich der Verfasser, ähnlich wie Campe in dem immer wieder gelesenen Robinson Crusoe, in lebhafter Weise mit Gesprächen an die Kinder, lässt die Thiere, die geschildert werden sollen, redend auftreten. Den Stoff behandelt Raff, wie die Vorrede sagt, in der Hauptsache nach seinem verstorbenen Lehrer und Freunde Erxleben, nur die Säugethiere nach Blumenbach. Er dankt auch Kästner. Die Art der Darstellung ist Raff's eigenes Werk. — Dass die göttinger gelehrten Kreise nicht alle dem Beifalle zustimmten, den das kaufende Publikum ihm zollte, zeigt ein Spottvers Kästner's:[22])

> In diesem Buch spricht bald die Ziege, bald der Aff,
> Der Esel nur allein kann nicht zu Worte kommen
> Denn dessen Stelle hat der Autor selbst genommen.

Aber über die Form sahen, ähnlich wie die Kinder beim Lesen des Robinson über die lehrhaften Gespräche, die Kreise, an die er sich wendete hinweg, das Interesse an dem Inhalte war überwiegend. — Raff hat in ähnlich populärer Weise, aber doch mit geringerem Erfolg, noch andere Bücher verfasst.

Blumenbach's erfolgreichste wissenschaftliche Thätigkeit gehört dem 18. Jahrhundert an, dem von hier aus gelieferten schliesst sich als epochemachend das 1802 erscheinende Handbuch der vergleichenden Anatomie an; Es war das erste Werk, das es unternahm, die Mannigfaltigkeit der thierischen Organisation in der Fülle der Formerscheinungen zusammenfassend darzustellen, bedeutsam gegenüber der speciellen, in erster Reihe für die Bedürfnisse der Heilkunde geförderten Anthropotomie, wie fruchtbar für die Entwicklung der Zoologie, die ihre wesentliche Aufgabe im Aufsuchen und Verwerthen äusserer einzelner Gestaltungen in den Thieren gefunden hatte. Ein abgeschlossenes Lehrgebäude hat Blumenbach mit dem Buche nicht geliefert, noch weniger an eine Sonderung von physiologischer und morphologischer Auffassung gedacht; in einer knappen und klaren Lehrweise, mit der er wirkt, verwendet er charakteristische und leicht zugängliche Beispiele zur Erläuterung seiner Meinungen und Auffassungen. Das Buch hat ähnlichen Erfolg gehabt, wie das Handbuch der Naturgeschichte; von ihm erschienen bis zum Jahre 1824 drei Auflagen, von dem Handbuche der Naturgeschichte 1831 die 12. Auflage. Ueberholt ist Blumenbach's vergleichende Anatomie von dem in jeder Hinsicht grösseren Werke Cuvier's „Leçons sur l'anatomie comparée" (1. Aufl. 1800—1805), durch grosse Stoffanhäufung von Meckel's später (1821 bis 1833) erscheinendem System der vergleichenden Anatomie. — Als Frucht von Blumenbachs Sammelthätigkeit erscheint die 5. und 6. Dekade der Schädelabbildungen und die „Abbildungen naturhistorischer Gegenstände" (1796—1810), zum Theil nur Reproductionen wenig bekannter oder schwer zugänglicher bildlicher Darstellungen mit Erläuterungen. — Für die Erweiterung der Petrefacten-Kunde liefert er mit dem Specimen archaeologiae telluris (1803) wichtige Beiträge, zu einem klaren Verständniss geologischer Verhältnisse dringt er aber nicht durch. Drei Abtheilungen unterscheidet er 1806 „in der Zeitfolge der verschiedenen Erdcatastrophen", „die sich gewissermaassen mit denen in der ältesten Profan-Geschichte in ein historisches, heroisches und mythologisches Zeitalter vergleichen lassen".[23])

Seine Vorlesungen beschränken sich von jetzt, indem die medicinischen wegfallen, auf Physiologie, vergleichende Anatomie und Naturgeschichte. Zumal die Vorlesung über Naturgeschichte ist es gewesen, die ihn zu dem bekanntesten und besuchtesten Lehrer seiner Zeit in Göttingen gemacht hat; sie zu besuchen, schien für Studirende aller Facultäten unerlässlich und Schüler in diesem Sinne hat er in allen Kreisen und fast aus allen Culturländern gefunden. In den

Vorlesungen weckte er das Interesse durch das Vorzeigen zahlreicher Gegenstände aus seiner Sammlung, erläuterte den Vortrag durch rasch entworfene Zeichnungen. Die Tradition weiss noch von zahlreichen Anecdoten zu berichten, mit denen er seine Vorlesungen würzte. Er beruft sich für diese Methode auf einen Ausspruch Quintilian's: Admiscere tentavimus aliquid nitoris, non jactandi ingenii gratia: sed ut hoc ipso alliceremus magis juventutem ad cognitionem eorum, quae necessaria studiis arbitramur, si ducti jucunditate aliqua lectionis, libentius discerent ea, quorum ne jejuna atque arida traditio averteret animos, et aures praesertim tam delicatas raderet, verebamur. — Das ist es, was Goethe [1801][24]) als die Lockungen bezeichnet, „mit denen Blumenbach die Jugend anzuziehen und sie unterhaltend zu belehren weiss.“

Dass aber auch zu jener Zeit schon diese Art, den Beifall der Hörer zu finden, auf Widerspruch gestossen ist, zeigt eine Aeusserung Oken's vom 24. Mai 1805 an Schelling[25]): „Unter uns gesagt, Blumenbach ist in seinen Vorlesungen, ich will nicht sagen Charlatan, aber Possenreisser und Raritätenkrämer, wie mir noch keiner vorgekommen. Was wichtig ist, bringt er kaum zur Sprache, und wenn auch, so hat er nur Worte dabei, die ihm der Göttinger einzige grosse Gelehrte, der Bücherpalast gegeben. Aber über Kleinigkeiten, über Fratzen, Trivialitäten, wie er es selbst nennt, schwatzt er ganze Stunden, und das mit einer Umständlichkeit, als hätte er 50 Kinder von zehn Jahren vor sich sitzen, so dass man sich oft schämen müsste, wenn jemand zum Fenster hereinhorchte und die grossen Leute da sitzen sähe. Wenn er ins Collegium tritt, glaube ich allemal, ich sehe den Peterle in „Menschenhass und Reue“ dem Schmetterling nachspringen“ u. s. w. Dabei kommt allerdings in Betracht, dass Oken von seiner ersten Begegnung an, die er mit Blumenbach hatte, sich ablehnend gegen ihn verhielt. — Anders urtheilte Alexander von Humboldt[26]), der 1789 in Göttingen studirt hatte, aus seiner Erinnerung im Jahre 1828, als er Blumenbach als seinen Lehrer feierte, „der durch seine Werke und das belebende Wort überall die Liebe zur vergleichenden Anatomie, Physiologie und gesammten Naturkunde angefacht und wie ein heiliges Feuer länger als ein halbes Jahrhundert gepflegt hat“.

In dieser Zeit stand Blumenbach's Ansehen in Göttingen auf voller Höhe. Die Geschäfte der Universität als Prorector zu leiten, hatte er abgelehnt und war davon befreit; wohl aber war er in den Kriegsläufen bereit, in Deputationen für das Wohl der Universität und

Stadt zu wirken. So war er 1802 und 1806 mit Martens zusammen nach Hannover und Kassel zu Mortier entsendet, und als zur Zeit des westphälischen Königreiches, die Gefahr drohte, dass wie Helmstädt und Rinteln auch die Universität Göttingen aufgehoben würde, wurde Blumenbach mit Martens nach Paris gesendet, um solches abzuwenden; am 20. September 1806 hatten sie eine Audienz bei Napoleon; Laplace und Cuvier sollen es gewesen sein, deren Einfluss die für Göttingen günstige Wendung herbeiführte. Cuvier mochte Blumenbach's Bedeutung dabei zu würdigen gewusst haben.

In dieser Zeit seiner Vollkraft treten neben Blumenbach an der Universität zwei junge Männer von sehr ungleicher Art und Bedeutung auf: Gravenhorst und Oken, der erstere um hier bei längerem Aufenthalt die Anfangsstufen der akademischen Laufbahn zu betreten, der andere um nach zweijähriger Arbeit weiter zu ziehen.

Johann Ludwig Christof Gravenhorst[27]) war am 14. November 1777 in Braunschweig geboren, der Sohn eines vermögenden Besitzers einer Bier- und Essigbrauerei. In seiner Vaterstadt wirkten, als er deren Katharinen-Gymnasium und das Collegium Carolinum besuchte, zwei Männer, die sich als Entomologen ausgezeichnet haben. Joh. Christ. Ludw. Hellwig und Aug. Wilh. Knoch; beide gewannen frühzeitig auf den Knaben Einfluss und leiteten ihn auf das Sammeln von Insecten, Hellwig zumal förderte die Sammellust des Knaben dadurch, dass er ihm die erbeuteten Insecten bestimmte. Ihm dankte Gravenhorst 1822 durch eine Festschrift, Hellwigia novum insectorum genus, zum 50jährigen Amtsjubilaeum.

1797 bezog Gravenhorst mit bestimmt gerichteten Interessen die Landesuniversität Helmstädt, allerdings um zunächst Rechtswissenschaft zu studiren. Da der früh verstorbene Vater dem Sohne ein solches Vermögen hinterlassen hatte, dass dessen Einkünfte ausreichten, ihm nicht nur „eine sorgenlose, sondern selbst angenehme Stellung inmitten der menschlichen Gesellschaft zu sichern", so gewann die Neigung zu den naturwissenschaftlichen Studien die Oberhand und Gravenhorst gab die Jurisprudenz auf. Er zog 1799 nach Göttingen und widmete sich zusammen mit dem zwei Jahre älteren Landsmanne Illiger, dem späteren Schwiegersohne seines Lehrers Hellwig und dem verdienten Director des zoologischen Museums in Berlin, ausschliesslich dem Studium der Naturwissenschaft.

1801 promovirte er in Helmstedt als doctor philosophiae et magister liberalium artium; seine Dissertation brachte eine Zusammenstellung der in der Entomologie befolgten Systeme. Im folgenden Jahre veröffentlichte er von Braunschweig aus die Coleoptera microptera brunsvicensia, seinen ersten Beitrag für die Bearbeitung der grossen Familie der Staphyliniden. Ein Aufenthalt von wenigen Monaten im Jahre 1802 in Paris, der ihn mit den leitenden Zoologen jener Zeit in Berührung brachte und ihn die grossen dort vereinigten Sammlungen kennen lehrte, ist offenbar von nachhaltigem Einfluss auf Gravenhorst's Entwicklung gewesen, hat vielleicht auch dahin gewirkt, dass er 1804, nachdem er als Leitfaden für seine Vorträge ein System der Natur hatte drucken lassen, nach Göttingen zurückkehrt, um hier als akademischer Lehrer aufzutreten. Am 24. November 1804 reicht er an den damaligen Dekan der philosophischen Facultät, Joh. Tobias Meyer, ein Gesuch ein, „als Privatdocent über besondere Theile der Naturgeschichte lesen zu dürfen." Da er nicht in Göttingen promovirt war, hatte er bei seinem Eintritte in die philosophische Facultät pro loco zu disputiren. Er wählte dafür ein Thema von allgemeinerem Interesse: Dissertatio sistens specimen disquisitionis opinionum de generatione cryptogamorum animalium et vegetabilium[28]), und stellte acht Thesen auf, in denen Fragen aus der allgemeinen Generationslehre behandelt werden. Dass er in der ersten von diesen die generatio spontanea entschieden abweist, mochte in jener Zeit noch auf Widerspruch stossen, zumal in Göttingen, wo Wrisberg gelehrt hatte, dass Lebewesen entständen, wenn zu thierischer oder pflanzlicher Substanz Luft, Feuchte und Wärme hinzuträten. Die zweite These will zugestehen, dass krankhafte Neubildungen auf eine generatio spontanea zurückgeführt werden könnten, das sei aber als normal nicht anzusehen. Eine Reihe von Cryptogamen erkennt er in den folgenden Thesen nicht als Pflanzen an, da von ihnen Samen nicht nachgewiesen seien, und will in der achten These ein Zwischenreich zwischen Pflanzen- und Thierreich zulassen, über dessen Glieder wir denn heutigen Tages anders urtheilen. Man sieht aber, er stellt die Probleme, mit denen auch die folgenden Generationen der Naturforscher sich noch beschäftigt haben.

Nach den äusseren Verhältnissen erscheint Gravenhorst's Stellung an der Universität in so fern neu, als er sich für „besondere Zweige der Naturgeschichte", d. h. ausschliesslich für Zoologie habilitirt, und damit vertritt er dieses Fach zum ersten Male und ohne für Jahrzehnte darin einen Nachfolger zu haben, als Lehrgegenstand in der

philosophischen Facultät der Universität; F. A. A. Meyer, der zuerst Zoologie las, gehörte der medicinischen Facultät an. — Nachdem er zwei Jahre Privatdocent gewesen, bewirbt er sich am 24. Juli 1806 um das Assessorat bei der philosophischen Facultät, das ihm gegen die Zahlung einer Gebühr von 20 Thlr. bewilligt wird; wird dann durch ein Decret vom 23. November 1808 zum ausserordentlichen Professor in der Facultät mit besonderer Rücksicht auf die Naturgeschichte ernannt und bei der Aufsicht des akademischen Museums adjungirt. Zwei Jahre später (1810) ging er von Göttingen als ordentlicher Professor der Naturgeschichte nach Frankfurt a. d. Oder und kam von da mit der Verlegung der Universität (1811) nach Breslau. Dort ist er hochbetagt im Jahre 1857 gestorben.

In besonderer Weise ausgerüstet betrat Gravenhorst in Göttingen als Privatdocent die akademische Laufbahn. Er hatte reichhaltige zoologische Sammlungen erworben, nicht nur von Insecten, wohin ihn seine Neigung zuerst gewiesen hatte, sondern auch von Conchylien, Fischen, Amphibien und Reptilien. So ist er als Privatdocent unabhängig vom akademischen Museum und ladet in den Ankündigungen seiner Vorlesungen Liebhaber ein, von seinen Sammlungen Kenntniss zu nehmen. Dann wird ihm, da die Sammlungen wohl zu sehr anwachsen und ihre Zugängigkeit in einem Privathause beschränkt war, durch ein Rescript der Präfectur des Leine-Departements vom 10. August 1809 auf sein Gesuch ein Zimmer im akademischen Museum zu deren Unterbringung angewiesen.

Gravenhorst's Vorlesungen sind ganz auf das Gebiet der Zoologie beschränkt. Wie ihn die entomologische Liebhaberei frühzeitig auf die systematische Richtung gewiesen hatte, so behandelt er auch in den Vorlesungen, darin von Blumenbach abweichend und ihn ergänzend, einzelne Capitel der Zoologie, wie die Amphibien. Dagegen fehlen unter den von ihm angekündigten Vorlesungen solche, die sich besonders mit seinem eigensten Gebiete, der Entomologie, beschäftigen. So läuft er nicht Gefahr, als Specialist in der Entomologie aufzugehen.

Dass ihn dieses Gebiet vollauf beschäftigt, zeigt seine Monographia coleopterorum micropterorum (1806), die ihn in die erste Reihe der wissenschaftlichen Entomologen stellte; abgelöst wurde das Werk, mit dessen Umarbeitung sich Gravenhorst fortgesetzt beschäftigt hat, durch die, jetzt auch überholte, Monographie Erichsons (1840) über die gleiche Familie dieser Käfer. — Ein Aufsatz über Bastardirung (1806) und eine vergleichende Uebersicht der Linnéischen und einiger

neueren zoologischen Systeme (1807), worin er zugleich ein Verzeichniss seiner zoologischen Sammlung und neuerer darin enthaltener Arten gab, fallen in diese Zeit. Beachtenswerth ist es, dass er, abweichend von dem damals üblichen Verfahren, in der „Uebersicht" von den einfachen Thierformen ausgeht und zu den ausgebildeten fortschreitet. Das entspricht der modernen Methode, die dabei allerdings von anderer, der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung geleitet ist; Gravenhorst stand wohl unter dem Einfluss der Blumenbach'schen Auffassung von der Stufenfolge der Natur.

Vom Jahre 1806 ab ist Gravenhorst fleissiger Mitarbeiter an den Göttingischen gelehrten Anzeigen; da die hier veröffentlichten Mittheilungen über eigene Arbeiten und Besprechungen neuerer Werke anonym erschienen, so fehlen sie wie in dem Verzeichniss seiner Schriften, so auch in der sonst so sorgfältigen Bibliotheca entomologica von Hagen.

Wir erfahren aus diesen Mittheilungen, dass Gravenhorst, auch hier sicher von Blumenbach beeinflusst, sich mit vergleichender Anatomie beschäftigt; es wurden 1807 und 1808 von ihm in der Societät der Wissenschaften Beiträge zur vergleichenden Anatomie und Physiologie der Land- und Wasser-Salamander vorgelegt, und 1808 Versuche über Insectenarten des süssen Wassers, die auch im Seewasser angetroffen worden sind. 1809 berichtet er, in seiner Stellung am akademischen Museum, über Zugänge, die dieses als Geschenke des Königs erhalten hat, und verbindet damit synonymische Bemerkungen über Säuger und Vögel. Selbstanzeigen, wie sie göttinger Gebrauch waren, behandeln 1806 neben der Bearbeitung der braunschweigischen Staphylinen die in diesem Jahre erschienene Monographie dieser Käfer, 1807 seine vergleichende Uebersicht des Linnéischen und einiger neueren Systeme. — In der Auswahl der Werke, die er bespricht, ist der Einfluss zu erkennen, den der Aufenthalt in Paris auf ihn gehabt hatte. Denn ausser der von seinem Landsmanne Illiger besorgten Ausgabe von P. Rossi Fauna etrusca und dem entomologischen Werke von Spinola sind es besonders grosse französische Werke meist systematischer Richtung, die er behandelt; er ist dabei nicht einfach Berichterstatter, sondern er übt auch Kritik, und dass er (1807) in der Anzeige von Desmarest Histoire naturelle des Tanagras die Abbildungen tadelt, die nach schlecht ausgestopften Vögeln gemacht zu sein schienen, ist beachtenswerth, wenn man erwägt, wieviel Zeit noch verstreichen musste, bis naturentsprechende Abbildungen Aufnahme fanden. — Am meisten Interesse gewährt die Besprechung

die Gravenhorst 1810 über Lamarck's Philosophie zoologique brachte; sie fasst die Lamarck'schen Ansichten in klarer Weise zusammen; eines Urtheils über deren Zulässigkeit enthält sie sich.

Gravenhorst ist in den Bahnen geblieben, die er in Göttingen betreten hat. Die systematische Zoologie bleibt auch in seiner breslauer Thätigkeit sein Hauptgebiet, und wie er in Göttingen für die Staphyliniden eine bedeutsame Bearbeitung geliefert hatte, so wurde er in Breslau Monograph für die Hymenopteren-Familie der Ichneumoniden. Die Anzeige von M. Spinola's Insectorum Liguriae species novae, die er 1807 in Göttingen lieferte, zeigt, dass er schon damals diesen Insecten Interesse zuwendete. Daneben hat er sich besonders mit der systematischen Bearbeitung von Reptilien befasst. — Seine Sammlungen gingen noch zu seinen Lebzeiten in den Besitz der Universität Breslau über und bildeten die Grundlage für deren zoologisches Museum; mit testamentarischer Bestimmung überwies Gravenhorst seine naturhistorische Bibliothek derselben Universität zugleich mit einer Rente für deren Vermehrung, stiftete auch ein Stipendium für einen Zoologie Studirenden und bethätigte so bis zuletzt das Interesse für die Wissenschaft, der er sich in Göttingen ganz zugewendet hatte.

Neben dem Niedersachsen Gravenhorst, dem günstige Vermögensverhältnisse ein ruhiges, sorgenfreies Leben gewährleisteten, trat ein Jahr später der Alemanne Lorenz Oken[29]) in den Kreis der Universität, ein speculativer junger Mann, von früh auf mit der Noth des Lebens kämpfend. In Ortenau, in Vorderösterreich am 1. August 1779 geboren, hatte er 1800—1804 in Freiburg i. B. studirt und am 1. September 1804 mit einer ungedruckt gebliebenen Dissertation als Dr. med. promovirt, dann im Wintersemester 1804—5 in Würzburg studirt, wo ihn Döllinger, besonders aber wohl Schelling beeinflusst haben; hier änderte er seinen Vatersnamen von Okenfuss in Oken. Nach Göttingen zog ihn, wie er sagt, sowohl die beträchtliche Bibliothek und die nicht geringe Anzahl der Studirenden, wie der Ruf, in dem diese Hochschule im Auslande stand und von dem er sich für sein Fortkommen Vortheile versprach, und damit doch wohl auch Blumenbach, wenn er auch in seiner ablehnenden Haltung gegen diesen das nicht aussprechen mochte.

Von Schelling mit einem Empfehlungsbriefe an Blumenbach versehen, ging Oken im Mai 1805 von Würzburg nach Göttingen

und suchte um die venia legendi in der medicinischen Facultät nach. Dabei hat er mit Schwierigkeiten zu kämpfen, da man ihm nicht gestatten wollte, eine Vorlesung über Naturphilosophie in der medicinischen Facultät zu halten. Es ist mir nicht ersichtlich, wodurch diese Schwierigkeiten veranlasst sind. Oken war damals schon, wiewohl erst 26 alt, in seine besondere Richtung eingelenkt; als Student im vierten Semester (1802) hatte er den „Grundriss der Naturphilosophie, Theorie der Sinne und der darauf begründeten Classification der Thiere" veröffentlicht. Ob diese Schrift in der Facultät Bedenken erregt hat, ob persönliche Einflüsse, die aus Schelling's und seiner Frau Beziehungen zu göttinger Kreisen entstanden sein könnten, sich bei den Schwierigkeiten geltend gemacht haben, ist mir unbekannt geblieben; vielleicht hängt mit solchen Verhältnissen die stark ausgesprochene Abneigung Oken's gegen Blumenbach zusammen.[30]) Ich habe bereits das abfällige Urtheil, das Oken über Blumenbach's Vorlesung fällt, mitgetheilt. Wie er sich innerlich zu Blumenbach gestellt hat, zeigt eine Stelle aus einem Briefe an Schelling (1. Juni 1806): „Ich begreife es nicht, dass ich einen so ganz eingefleischten Hass gegen diesen Menschen habe — wenn ich ihn nur sehe, so gährt mir die Galle."[31])

Aber auch Gravenhorst erfährt eine böse Kritik[32]): „Es ist hier noch ein solcher Zoolog (wie Blumenbach) — Gravenhorst — ein junger Mensch aus Braunschweig — (Privatdocent), der aber dasselbe gedankenlose Register ist. Gott! was werden diese Leute für Zoologen bilden? was für eine Richtung in Deutschlands Naturforscher bringen!"

So sind solche Urtheile wohl nur Ausflüsse aus Oken's galliger und verbitterter Stimmung, die durch den Druck der äusseren Verhältnisse, unter denen er lebte — Schelling half einmal durch einen Vorschuss — gesteigert werden mochte. Anders lautet ein späteres Urtheil über seinen göttinger Aufenthalt in einem Gesuch an eine heimische Behörde, von der er Unterstützung erhalten hatte[33]): „Ich bin nun sehr gerne hier, wo ich in der hiesigen Bibliothek, die ich doch nirgends mehr finde, für mein ganzes Leben erndte, um es dann auf meinem väterlichen Boden zu verarbeiten, Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie sind die Wissenschaften, denen ich mich ergeben habe, und die ich hier so reich pflegen kann, aber dabei besuche ich doch immer das hiesige Hospital selbst, um der Physiologie willen, die den kranken Zustand nicht entbehren kann. — Eigentlich habe ich hier weniger die Absicht gehabt, zu

lesen, als nur im Vorleskatalog bekannt zu werden, denn das Lesen nimmt sehr viel Zeit weg, besonders wenn man das erstemal anfängt, aber nachdem es einmal angeschlagen war, musste ich es thun. Es ist für das Ausland immer von Bedeutung, wenn man im Göttinger Vorleskatalog steht, und daher werde ich alles anwenden, für die Zukunft wieder darin zu kommen."

Als doctor legens trat Oken zuerst im Wintersemester 1805/6 auf; angekündigt hatte er: Biologie gegründet auf den Gesammtorganismus der Natur — um 4 U. —, und die Lehre von der Zeugung, nach seiner Schrift, Mittwoch und Sonnabend 1 Uhr, unentgeltlich; für das Sommersemester 1806 zeigte er Biologie und vergleichende Physiologie an. Er findet, nach seinen eigenen Worten[34]), „ein ziemliches Zutrauen unter den Studirenden." „Ich habe", schreibt er am 18. November 1805 an Schelling, „im Privatcolleg 11 Zuhörer, welches sehr viel für Göttingen ist, da hier kaum 50 Mediciner sind."

„Im Publikum habe ich eine ansehnliche Menge, aber da sie nur aus Neugierde kommen, und sie nichts hierfür erhalten werden, so ist vorauszusehen, dass sie sich bald verlieren werden." — „Indessen scheinen meine 11 mit mir zufrieden zu sein; ich streiche es ihnen aber auch ins Maul und verhüte so viel als möglich alles Raisonniren, denn wenn dieses vorkommt, so sperren sie die Mäuler auf. Ich muss nur dictiren, wie jeder Göttinger — die Studenten thun es schlechterdings nicht anderes. Wenn Sie das Collegium nicht unter dem Arm haben, wissen sie nichts."

Mit diesen zwei Semestern ist Oken's Lehrthätigkeit in Göttingen beendet. Im Wintersemester 1806/7 lebte er auf Wangeroge mit dem Studium von Seethieren beschäftigt; im Sommersemester 1807 hat er keine Vorlesung mehr angekündigt.

Mit der Societät der Wissenschaften trat Oken, sobald er habilitirt war, in Verbindung, nicht durch Blumenbach's Vermittlung. Der Kliniker Himly, den Oken, vermuthlich weil er gleichartige philosophische Auffassung bei ihm fand, hoch schätzt, und der Geburtshelfer Osiander, „ein geistreicher Schwabe" nach Oken's Meinung, legen in den Sitzungen der Gesellschaft Abhandlungen Oken's vor. Himly am 12. October 1805: „Die Function der tunica erythroides und die Entwicklung des Darmkanals"[35]) und am 9. August 1806 eine durch Zeichnungen und Präparate erläuterte Untersuchung über die Eigänge der Muscheln[36]), Osiander theilt Oken's Ansicht von der Beschaffenheit der Insertion der unteren Hohlvene in das Herz mit[37]). Im Herbst 1806 ist Oken, der durch Hugo zu Heyne

gute Beziehungen bekommen hatte, Assessor bei der Societät der Wissenschaften und trägt im folgenden Sommer [4. Juli 1807][38]) eine Abhandlung über die Classenunterschiede der rückgratlosen Thiere vor. Dafür war der Aufenthalt auf Wangeroge fruchtbringend gewesen. — Mit Ausnahme der Untersuchung über den Eigang der Muscheln sind die übrigen vorgelegten Abhandlungen vorläufige Mittheilungen aus der bald erscheinenden grossen Arbeit.

Nach Göttingen brachte Oken das 1805 in Würzburg erscheinende Buch: „Die Zeugung“ mit. Es enthielt die Lehre, die Oken später mit der Schwann'schen Zelltheorie identificiren wollte, dass alle höheren Thiere aus Urthieren (Infusorien) zusammengesetzt seien und ihr mit dem Tode eintretender Zerfall eine Entzeugung, Katagenesis, sei, eine Auflösung in die Formelelemente, aus deren Vereinigung sie entstanden. Beobachtungen an faulenden Fleischinfusionen hatten zu solchen Anschauungen geführt.

In Göttingen hat Oken die anatomischen Untersuchungen ausgeführt, die in den mit Kieser[39]) herausgegebenen Beiträgen zur vergleichenden Zoologie, Anatomie und Physiologie (2 Hefte, Bamberg und Würzburg 1806, 1807) enthalten sind. Kiesers Beitrag dazu beschränkt sich auf einen Aufsatz im zweiten Hefte, der die Anatomie des Auges behandelt. Das Buch ist der königlichen Societät der Wissenschaften an der Georgia Augusta gewidmet. Für Oken's Entwicklung in der kurzen Göttinger Periode ist es kennzeichnend, denn es enthält Oken's bedeutsamste morphologische Arbeiten, unter denen die entwicklungsgeschichtlichen in erster Linie stehen; hier ist es Okens Verdienst, zuerst in der Entwicklung des Säugethieres die Beziehungen des Nabelbläschens zum Darm erkannt zu haben. Fehlt hier aller Einfluss aus der Umgebung, in der er lebte? Aus einem Briefe Oken's an Schelling[40]) wissen wir, dass er bei Blumenbach mit Kieser einen Seehund anatomire, mithin bei aller ablehnenden Haltung gegen Blumenbach doch wohl von ihm gelernt hat und beeinflusst ist. Weit gereicht hat das allerdings nicht. Denn wie sehr bei ihm auch hier zügellose Reflexion über das Ergebniss der Beobachtung hinausgeht, mag eine Stelle zeigen, die ich aus der Vorrede des Werkes (S. 11) herausgreife: „Das Thier ist nicht eine, sondern zwei Totalitäten, zwei Thiere, in deren jedem die gleichen Organe wirken, dort vom Hirn, hier von den Genitalien regiert. In der Nabelschnur laufen beide zusammen, der Nabel ist das Centrum zweier verwachsenen Thiere — daher sind in der Nabelschnur das Dick- und das Dünndarmsystem gefunden, die in dem Nabelbläschen eine Quelle

haben, daher ist in ihr Arterie und Vene vorhanden, damit sie in dieser (der innerlichen Arterie) das Hirnthier, in jener (der innerlichen Vene) das Geschlechtsthier repräsentire."

Oken selbst aber hat damals schon seinen Einfluss auf andere geltend gemacht. Denn auf ihn ist es wohl zurückzuführen, dass Graf Ludwig Sebastian Tredern, ein Livländer, die Untersuchungen über die Entwicklung des Kopfes, insbesondere des Gesichtstheiles des Hühnchens, die er zum grössten Theil in Göttingen unter Blumenbach angestellt hatte, 1808 von Jena ab in einer Doctordissertation veröffentlichte[41]).

Aus den Bedrängnissen der göttinger Privatdocentenstellung errettete Oken im Herbst 1807 die Berufung an die Universität Jena. Dorthin brachte er von Göttingen das Programm über die Bedeutung der Schädelknochen (1807), womit er sich in Jena einführte. Auf einer Harzreise, die er mit zwei Studenten im August 1806 gemacht hatte, war ihm am Ilsenstein beim Anblick der Basis eines Hirschschädels deren Uebereinstimmung mit der Wirbelsäule entgegengetreten. Das stimmte mit anderen Anschauungen zusammen, die er seit längerer Zeit getragen, und gab Anlass zu der Lehre von der Wirbelnatur der Schädelknochen. Göthe, der im Jahre 1791 bei Betrachtung eines Schöpsenschädels auf dem Lido bei Venedig zu ähnlichen Vorstellungen gekommen sein wollte, sagt (1824, nach dem Wartburgfeste) gereizt und ungerecht von ihr: Im Jahre 1807 sprang diese Lehre tumultuarisch und unvollständig ins Publikum[42]). Für Oken's weitere Lebensschicksale, die hier nicht mehr in Betracht kommen, mag dieser Conflict mit dem weimarschen Staatsminister nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Ob Göthe bei seinen Beziehungen zu Blumenbach mit diesem einen Meinungsaustausch über die Schädellehre und Oken gehabt hat, ist mir nicht bekannt geworden. Vielleicht findet sich auch hier noch ein aufklärender Briefwechsel. — Oken ist 1810 noch einmal während der Ferien in Göttingen gewesen und hat als Correspondent in der Societät einen Aufsatz: über die Erkenntniss des Muschelthieres aus der Schale gelesen. Es muthet uns fremdartig an, von ihm dabei zu hören, dass die Schalen der Muscheln der Schulter und Hüfte des Wirbelthieres, die beiden Schliessmuskeln Schulter- und Hüftmuskeln entsprechen. Die persönlichen Beziehungen Oken's zu Göttingen, insbesondere zur Societät, scheinen dann abgebrochen zu sein. Oken's Isis ist von göttinger Zoologen später vielfach für Veröffentlichungen benutzt.

Als Blumenbach's Schüler aus dieser Zeit, der sich in Göttingen als Lehrer niederliess, ist noch Jens Weibel Neergard[45]) zu nennen, ein Däne, geboren in Jüllinge auf Seeland, der 1804 in Göttingen als Doctor der Medicin promovirte; 1806—1808 Privatdocent war und als solcher über Thierheilkunde Vorlesungen hielt, auch als Correspondent in die Societät der Wissenschaften aufgenommen wurde. Seine göttinger Schriften sind vergleichend-anatomisch und entsprechend der Schule Blumenbach's; die bedeutendste davon, die vergleichende Anatomie und Physiologie der Verdauungswerkzeuge der Vögel und Säugethiere (1806), hat Blumenbach mit einer Vorrede eingeleitet. Für die Göttingischen gelehrten Anzeigen hat er 1806 einen Beitrag geliefert[45]). Neergard kehrte 1808 nach Dänemark zurück, beschäftigte sich mit Thierheilkunde, die ihn in amtliche Stellung brachte, aber auch mit Phrenologie[46]). Er ist 1860 auf seinem Landgute Frederiksholm bei Kopenhagen gestorben.

Mit dem zweiten Decennium des 19. Jahrhunderts macht sich das heranrückende Alter bei Blumenbach geltend, nicht in der körperlichen Rüstigkeit, die ihm bis in das hohe Alter erhalten blieb, wohl aber in der productiven Thätigkeit. Von seinen Werken kommen neue Auflagen und Uebersetzungen, die „Abbildungen naturhistorischer Gegenstände" beschäftigen ihn, zu den früheren Dekaden der Schädelabbildungen liefert er eine nova pentas (1828) und zu der Arbeit seiner Jugend: De generis humani varietate nativa kehrt er zurück mit einem Spicilegium observationum.

Seit 1812, nach dem Tode Heynes, war er Sekretär der mathematischen und physischen Klasse, und seit 1814 beständiger Sekretär für alle Klassen der Societät der Wissenschaften und hatte deren Geschäfte zu leiten. Von früh (1773) auf hatte er über literarische Erscheinungen referirt und so auch in den Göttingischen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1779 an[47]); nun lieferte er in den Schriften der Societät die Nachrufe verstorbener Mitglieder seiner Klasse und die lateinischen Vorreden zu den Bänden der Commentationes.

Dass mit der sinkenden Kraft des Greises die Bedeutung der Societät verfiel, ist die Folge davon, dauernde Institutionen unlöslich an die Person zu binden.

In der Verwaltung des von ihm geleiteten akademischen Museums brachte das Jahr 1815 eine Aenderung: unter der Oberaufsicht Blumenbach's erhielt Hausmann die Verwaltung der mineralogischen Samm-

lung, während für die Aufsicht über die zoologische und ethnopraphische Sammlung Osiander, der Professor für Geburtshülfe, eintrat. Man darf darin wohl ein erstes Anzeichen dafür sehen, dass Blumenbach alterte — er war 63 Jahr alt — und, viel beschäftigt, Hülfsleistungen suchte.

So kamen die Jahre der Jubiläen. Dem „hochverehrten Jubelgreise" überreichte am Tage seines Doctor-Jubiläums, am 18. September 1825, im Namen der Studentenschaft Eduard v. Siebold[48]), wenige Jahre später des Jubilars College, den Lorbeerkranz. Rudolphi in Berlin, Blumenbachs Schüler, hatte es betrieben, dass Aerzte und Naturforscher in allen Gegenden Deutschlands, die sich als Blumenbach's Schüler bekannten, Beiträge zu der Stiftung des Blumenbach'schen Stipendium lieferten, dessen Einkünfte noch jetzt abwechselnd von den medicinischen Facultäten in Berlin und Göttingen jungen Gelehrten als Unterstützung für wissenschaftliche Reisen verliehen werden; zugleich mit einer Denkmünze wurde diese Stiftung dem Jubilar überwiesen. Zahlreiche Glückwunschschriften feierten den Tag.

Mit nicht geringerem Aufwand an Festlichkeit vollzog sich ein Jahr später, zugleich mit dem von Stromeyer und Eichhorn, das Dienstjubiläum Blumenbach's.[49])

In altgewohnter Weise führte Blumenbach wie seine amtlichen Geschäfte — er war noch 1835, im Alter von 83 Jahren, Dekan der medicinischen Facultät — so seine Vorlesungen über Naturgeschichte und vergleichende Anatomie weiter und sieht darin Söhne und Enkel der Männer, die einst seine Schüler waren. Anregend hat er noch auf C. Th. von Siebold gewirkt, dessen Lehre von der Einzelligkeit der einfachsten Lebewesen neue Anschauungen in die Zoologie brachte. v. Siebold verfasste in Göttingen (1828), ein früher von Gravenhorst behandeltes Thema aufnehmend, seine Inauguraldissertation: Observationes quaedam de Salamandris et Tritonibus und widmete sie J. F. Blumenbach, praeceptori honoratissimo.

Aber neben dem Greise fehlte es an frischer treibender Kraft in den Zweigen der Wissenschaft, die er gepflegt hatte. An der zoologischen Sammlung finden jüngere Männer Beschäftigung und Stellung und bleiben dauernd in Göttingen, ohne grössere Bedeutung für das wissenschaftliche Leben. Als Privatdocent hatte sich 1825 Berthold in der medicinischen Facultät habilitirt; von ihm ist nachher

ausführlich zu handeln. — 1827 war A. Murray[50]) als Assistent an der Sammlung angestellt, verliess schon nach Jahresfrist die Stellung, um später für immer zurückzukehren.

Als Nachfolger Murray's wurde 1829 Friedrich Gustav Herbst Assistent bei dem akademischen Museum. Herbst, der am 5. Januar 1803 in Uslar geboren war, hatte in Göttingen Schule und Universität besucht, hier nach Erwerbung eines Facultätspreises über die Blutmenge des menschlichen Körpers als Doctor medicinae promovirt, erhielt 1827 von der Societät der Wissenschaften einen Preis für eine Untersuchung über Benutzung von „Lungenmessern" und deren Werth, ferner 1833 das erste zur Vertheilung kommende Stipendium Blumenbachianum, wurde Sekretär an der Universitäts-Bibliothek, 1836 Assessor bei der Societät der Wissenschaften und 1842 ausserordentlicher Professor in der medicinischen Facultät. Herbst ist, einer der letzten Schüler Blumenbach's, am 6. März 1893 in Göttingen gestorben. Seine Vorlesungen, die anfänglich auch pathologische Anatomie und gerichtliche Medicin behandeln, beschränkten sich später auf Physiologie, und wurden lange noch, wenn auch in geringem Maasse, von Studenten besucht. Seine Untersuchungen über das Lymphgefässsystem (1844)[51]) sind längst überholt; auch nur historisches Interesse haben seine Mittheilungen über Trichinen[52]); sein Name lebt in der feineren Anatomie des Nervenapparates mit den Herbstschen Körperchen fort, die er in Verfolg seiner Untersuchungen über die Paccinischen Körperchen 1848 auffand.[53]) Sein Interesse für Biologie blieb bis ins hohe Alter wach, insbesondere beschäftigte ihn lange die Beobachtung tollwuthkranker Hunde; und noch im Jahre 1881 veröffentlichte er, angeregt durch die Beobachtungen von S. Fries, einen Aufsatz „zur Naturgeschichte des Dachses".[54])

An dieser Stelle gedenke ich dann zweier Männer, deren Auftreten in Göttingen in diese Zeit fällt, und die, für Zoologie interessirt, in Göttingen geblieben sind.

Eduard Chr. Fr. Stromeyer, ein Sohn des göttinger Chemikers (geb. 1807, gestorben 1878), hatte sich 1837 in der medicinischen Facultät als Privatdocent habilitirt, verbrachte aber sein Leben im Dienste der Universitätsbibliothek. Eifrig bethätigt, die Schmetterlinge der Umgegend Göttingens zu sammeln, füllte er damit die Mussestunden seiner amtlichen Thätigkeit. Ueber die Erträgnisse seiner Sammelthätigkeit wie über den wachsenden Bestand seiner

Sammlung führte er mit grösster Genauigkeit Buch. Damit lieferte er einen werthvollen Stoff, der, als seine mustergültig gehaltene Sammlung von Schmetterlingen nach seinem Tode in den Besitz des zoologisch-zootomischen Instituts überging, die Grundlage für die Schmetterlingsfauna Nordwest-Deutschlands von Karl Jordan wurde.[55])

J. C. Albert Krämer, der am 31. März 1816 in Göttingen geboren war, hatte hier 1836—40 Medicin studirt, war dann, nach einem Aufenthalte in Paris, 1842 Doctor der Medicin und 1843 Privatdocent in der medicinischen Facultät geworden; 1847 rückte er zum ausserordentlichen Professor auf und ist als solcher am 25. November 1878 gestorben. Er hat das Verdienst, das in der einschlägigen Literatur Lanquetin und Bourgignon zugemessen wurde, das Männchen der Krätzmilbe zuerst erkannt und beschrieben zu haben[56]). Fast 30 Jahre später berichtigt er die Anschauungen über den Leptus autumnalis, eine Milbe, die im Sommer und Herbst zu krankhaften Zuständen der menschlichen Haut Veranlassung giebt[57]). Das sind Ergebnisse eingehender Studien, die Krämer über die auch jetzt noch ungenügend bekannte Gruppe der Milben angestellt hat, ohne je damit hervorzutreten. In seinem Nachlass fanden sich neben Manuscripten zahlreiche, sorgfältig ausgeführte Zeichnungen von Milben, die der auch als Arzt beschäftigte Mann in seinen Mussestunden angefertigt hatte. Sie hätten wohl, nach kritischer Musterung, eine Veröffentlichung verdient.

Nicht vorübergehen kann ich hier an einem Sonderling, der von Göttingen aus seinen Namen auch in die zoologische Literatur gebracht hat. Aeltere Göttinger erinnern sich des kleinen, weissharigen Mannes, der geschäftig beweglich auf den Strassen zu sehen war, und der als „Naturforscher von Göttingen" in den Tageblättern mancherlei naturgeschichtliche Notizen brachte, in früheren Jahren auch Gereimtes. Das war Fr. Aug. Schlotthauber[58]), der Sohn eines Wegegeldeinnehmers in Edesheim (Prov. Hannover). Nach eigner Angabe (in der Bonplandia 1858) hat er zu Einbeck und Nordheim „die hohen Schulen frequentirt." Am 20. April 1826 wurde er in Göttingen als Studirender der Theologie immatriculirt auf Grund eines Polizeizeugnisses, danach wohl ohne das Reifezeugniss eines Gymnasiums zu besitzen. Als Theologiebefliessener wird er bis zum Jahre 1831 in den Personalverzeichnissen geführt. Dann fehlt hier sein Name. Aus seinem Heimathorte Edesheim wird mir mitgetheilt,

dass er dort als Candidat der Theologie sich an der Leine eine Kanzel gebaut und da zum Gaudium der in den Büschen versteckten Dorfjugend das Predigen probirt habe. Die geistliche Laufbahn ist wohl aussichtslos gewesen. Von Michaelis 1834 bis Michaelis 1839 ist Schlotthauber wieder in Göttingen immatriculirt, nun aber als Studirender der Naturwissenschaften. Dann ist er ohne Beruf in Göttingen hängen geblieben.

Hier war er als Sammler botanischer und zoologischer Gegenstände thätig, hatte ausgedehnte Correspondenz und hat Manches in öffentliche Sammlungen geliefert.

So bewahrt auch die göttinger zoologische Sammlung von ihm eine Reihe von Dingen. Sie sind durch seine Etiketten kenntlich, die meist ausführliche Angaben, wohl auch Beschreibungen der Objecte enthalten. — Botanik scheint ihn in erster Linie beschäftigt zu haben, vorübergehend soll er im Herbarium des göttinger botanischen Gartens beschäftigt gewesen sein. Die Jahrgänge der Bonplandia enthalten mancherlei Mittheilungen von ihm, meist kürzere Notizen, zum Theil aus öffentlichen Blättern wieder abgedruckt, doch auch kleinere Aufsätze systematischen Inhaltes. In den göttinger Feuerteichen, auch in den Teichen auf dem kleinen Hagen und weiterhin in der Provinz, hatte er die dort noch lange gedeihenden Nymphaeen angesiedelt; er erwähnt das in einem Aufsatz über die Cultur dieser Pflanzen. Weniger ausgedehnt sind seine zoologischen Veröffentlichungen. Aus der wissenschaftlichen Literatur sind mir hier nur zwei Aufsätze von ihm bekannt: im Archiv für Naturgeschichte (1844), die Beschreibung einer Varietät des einheimischen Frosches, und im Tageblatt der Naturforscher-Versammlung in Göttingen Mittheilungen über Würmer, besonders über zwei Lumbriciden: Phreoryctes menkei Hoffm. und Georyctes lichtensteini Schloth. — Der Vergessenheit fallen seine Schriftstücke anheim, die öffentliche Blätter in der Provinz, so in Münden und Nordheim von ihm brachten, darunter auch Kritiken, die er an Aussprüche von A. v. Humboldt und Schleiden legte. — Hier sind für den Liebhaber dieser Literatur auch seine Poesien zu finden.

An Anerkennung von aussen hat es Schlotthauber nicht gefehlt. Nach der Angabe in der Bonplandia ertheilte ihm die philosophische Facultät der Universität Jena 1860 das Doctor-Diplom honoris causa, und von der k. k. zool. bot. Gesellschaft in Wien wurde er 1861 zum Mitgliede gewählt. — Schlotthauber ist am 10. November 1872 in Göttingen, 71 Jahre alt, gestorben.

Blumenbach starb am 22. Januar 1840 im 88. Jahre, bis zuletzt leiblich dem Alter widerstehend, dem Lehrkörper der Hochschule angehörend ohne zu lehren, in seiner Wissenschaft nur noch ein ehrwürdiger Träger geschichtlicher Erinnerung, für die Weiterentwicklung der göttinger Zustände ein Hemmniss. Der Lehre von der Epigenese hatte er Bahn gebrochen, die vergleichende Anatomie eingeführt, die Anthropologie begründet. In seinen Vorlesungen hat er Generationen von Hörern angeregt, Schule hat er nicht gemacht, Schüler in seinem Sinne nur wenige erzogen, am wenigsten auf dem Gebiete der Anthropologie, auf dem sein Name unvergessen sein wird.

Seine mineralogischen, anthropologischen, zoologischen und vergleichend anatomischen Sammlungen kaufte die Regierung nach einer königlichen Verordnung vom 7. Juni 1840 für den Preis von 5000 Thlr. und überwies sie dem akademischen Museum. Das Werthvollste darin waren die Schädel- und die ethnographische Sammlung.

Mit Blumenbachs Tode zerfiel das durch ihn nur noch äusserlich zusammengehaltene akademische Museum, zertheilten sich die Gebiete, in denen er, zuletzt auch nur dem Scheine nach, als Lehrer gewirkt hatte.

Aus dem akademischen Museum schied unter Hausmann, der sie seit 1815 beaufsichtigt hatte, die mineralogische Sammlung mit selbständiger Verwaltung aus; in gleicher Weise übernahm Osiander die ethnographische; beide blieben mit der zoologischen Sammlung, deren Direction dann Berthold zufiel, im gleichen Hause unter einem Dach vereinigt. Von da ab wird die Zoologie im engeren Sinne durch Berthold vertreten.

Arnold Adolph Berthold[59]), in Soest am 26. Februar 1803 geboren und am 10. September 1823 in Göttingen als Doctor medicinae promovirt, kehrte, nachdem er in Berlin seine ärztliche Ausbildung gefördert und danach im Sommer 1825 in Paris Zoologie und vergleichende Anatomie studirt hatte, nach Göttingen zurück und liess sich hier als practischer Arzt und Privatdocent in der medicinischen Facultät nieder. In seiner Bewerbungsschrift giebt er als Gegenstände seiner Vorlesungen an: Geschichte der Zoologie von Aristoteles bis auf die jetzige Zeit — über Bäder und Heilquellen Deutschlands — allgemeine Nosologie und Therapie der Hausthiere — practischen Unterricht in der Zootomie. Nach 10 Jahren wurde er, nachdem ein darauf gerichtetes Gesuch (vom 31. October 1831) abschlägig beschieden war, zum ausserordentlichen, ein Jahr später (1836) zum

ordentlichen Professor in der medicinischen Facultät befördert. Den äusseren Anlass dazu bot zunächst ein Ruf nach Giessen. Langenbeck berichtet darüber (24. V. 1835) an das Curatorium der Universität nach Hannover und hebt hervor, dass Blumenbach seit mehreren Jahren Physiologie nicht mehr, Berthold dagegen sie in jedem Semester gelesen habe; er sei nicht nur ein tüchtiger Docent, sondern in der gelehrten Welt bekannt und sehr geachtet. Baer (d. i. Karl Ernst von Baer) wäre früher gern gekommen, sei jetzt aber in Petersburg; Rathke in Königsberg sei zu haben, solle aber keinen guten Vortrag haben und zu Berthold's Empfehlung diene es, dass Rathke nach dessen Lehrbuche die Physiologie vortrage. Gleichzeitig schreibt Heeren an den Curator, dass Berthold der Hauptlehrer für Physiologie, vergleichende Anatomie und Zoologie an der Universität sei und hebt zugleich das Interesse hervor, das Berthold an den gelehrten Anzeigen nehme, deren Redaction damals in Heeren's Händen lag. Darauf erfolgte mit einem Patent aus St. James vom 10. Juni 1835 Berthold's Ernennung zum ausserordentlichen Professor mit 200 Thlr. Gehalt. — Bald darauf giebt ein Ruf nach Basel Dahlmann Veranlassung (13. II. 1836), dem Curatorium Berthold's Beförderung zum ordentlichen Professor zu empfehlen. Die Physiologie, so schreibt Dahlmann, beruhe hier allein auf Berthold; Herbst komme nicht in Betracht, er sei nur von Blumenbach geschätzt, sonst ein wackerer Mann. Neben ihm können für eine Berufung nur Müller in Berlin oder Burdach in Königsberg in Betracht kommen, die ihm gleich oder über ihm stehen mögen. In gleichem Sinne berichtet als Vertrauensmann der Regierung der Jurist F. Bergmann. Das Ministerium hebt dann in dem Berichte an den König, in welchem Berthold's Beförderung zum ordentlichen Professor vorgeschlagen wird, hervor, dass, wenn Berthold jetzt Göttingen verlasse, man auf die Berufung eines auswärtigen Gelehrten für die wichtigen Fächer der Physiologie und vergleichenden Anatomie, die bei Blumenbach's Altersschwäche einzig von Berthold vertreten seien, bedacht sein müsse. Darauf erfolgt die königliche Ernennung Berthold's zum ordentlichen Professor (von St. James am 10. März 1836) mit einer Gehaltszulage von 300 Thlr. Im gleichen Jahre erhielt Berthold die Mitaufsicht über die zoologische Sammlung.

Berthold war literarisch sehr thätig gewesen[60]. In seinem Gesuch um Beförderung, im October 1831, zählt er 7 selbständig erschienene Schriften und 33 in Zeitschriften veröffentlichte Abhandlungen auf, ausser den Besprechungen und Kritiken, die die Göttingi-

schen gelehrten Anzeigen und andere kritische Blätter von ihm gebracht hatten. So mannigfaltig wie die Vorlesungen, die er nach seiner Angabe in dem Gesuch um die Verleihung der venia legendi zu halten beabsichtigte, ist auch der Inhalt seiner Schriften: physiologische und vergleichend anatomische gehen neben zahlreichen medicinischen, pathologischen und therapeutischen, auch toxicologischen, her; an dem medicinischen Conversationsblatt von Hohenbaum und Jahn war er 1830 Mitarbeiter. Solche Vielseitigkeit erhält sich auch in der späteren literarischen Thätigkeit. Keine von seinen frühen Schriften hat wohl so sehr die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, als die 1834 mit Bunsen veröffentlichte: Das Eisenoxydhydrat, ein Gegengift der arsenigen Säure. Sie trug ihm vom Könige von Preussen die goldene Medaille für Verdienste um Kunst und Wissenschaft ein.

Von den selbständig erschienenen Schriften aus dieser Zeit hat das Lehrbuch der Physiologie soviel Erfolg gehabt, dass es eine zweite und dritte Auflage (1837. 1848) erlebte. Die Beiträge zur Anatomie und Physiologie (1831) bringen Untersuchungen über ungleiche Gegenstände, wie Berthold sie sonst zerstreut in Zeitschriften mittheilte, ohne inneren Zusammenhang der einzelnen. So folgt auf eine Zergliederung der Seeanemone die Beschreibung Worm'scher Knochen an einem Mohrenschädel, dann das dotterlose Fliessei, die nicht unwichtige Untersuchung über das Wachsthum, den Abfall und die Wiedererzeugung der Hirschgeweihe, die Beschaffenheit der Haare des Weichselzopfes, das Brustbein der Vögel, das Ende der Samenleiter beim Staar; über den Faserstoff des Blutes. Berthold wünscht, dass diese „Untersuchungen die Physiologie theils in ihrer Wissenschaftlichkeit, theils in ihrer Anwendung auf die Heilkunde fördern möchten". — Eine Schrift über das Aufrechterscheinen der Gesichtsobjecte zeigt ihn ganz nach dieser Richtung beschäftigt.

Nach Blumenbach's Tode und mit dem grösseren Einfluss, den er dann, wovon noch zu reden sein wird, auf die zoologische Sammlung erhielt, wendet sich seine wissenschaftliche Arbeit vorwiegend der systematischen Zoologie zu. Wie die Sammlung Erwerbungen macht, nutzt er diese für Beschreibungen neuer Arten aus, auch hier ohne grösseren Zusammenhang: so beschreibt er Crustaceen aus China, Scorpione aus Neu-Granada, vor allem aber Amphibien und Reptilien. Bereits 1827 hatte er eine Uebersetzung von Latreilles Natürlichen Familien des Thierreiches aus dem Französischen verfasst und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen; jetzt (1845) liefert er ein Lehrbuch der Zoologie. Das Buch ist wohl bald vergessen, nicht nur,

dass wenige Jahre nach seinem Erscheinen neue Anschauungen über Verwandtschaftsverhältnisse der Thiere, zumal der wirbellosen, sich Bahn brachen, ist auch ein grosses Eintheilungsprincip, das Berthold aufstellte, in der Weise, wie er es vorschlug, nicht angenommen. Wie er darin Kopf- und Körperthiere einander gegenüberstellte, lieferte er nur einen verunglückten Versuch mehr, nach einer Formerscheinung die Fülle der thierischen Gestalten in ein System zu zwängen, wie es vor ihm Rudolphi, Schweigger, C. G. Carus, Burmeister u. a. gethan hatten. Auch später noch (1856) ist Berthold nicht glücklich gewesen bei dem Versuche ein System der Säugethiere auf die Formen des Lactationsapparates zu gründen. — Die Zoologie verdankt Berthold die Kenntniss einer Anzahl von Formen, von Zuständen und Vorgängen in der thierischen Organisation, in grösseren Zügen ist sie von ihm nicht gefördert. Wissenschaftlich in seinem Lehrfache anzuregen, war ihm nicht gegeben.

Aber für die Verhältnisse, die Berthold vorfand, als er die Verwaltung der zoologischen Sammlung übernahm, hat er unter schwierigen Verhältnissen Verdienstvolles geleistet. Die Sammlung, über deren Zustände ich weiterhin berichte, war verwahrlost und stand in unzulänglichen Räumen, eine Hülfe, für die mancherlei technischen Arbeiten, die ihre Erhaltung und Weiterführung verlangte, war nicht vorhanden; nur übernahm vom Jahre 1844 ab Dr. Murray wieder die Aufsicht darüber.

In die Sammlung Ordnung zu bringen war Berthold's erstes Bemühen; über ihren Bestand an Wirbelthieren hat er in den Nachrichten von der G. A. Universität und der K. Gesellschaft der Wissenschaften in den Jahren 1846, 1850 und 1855 berichtet.

Gleichzeitig liess er sich die Vermehrung der Sammlung angelegen sein. Klein nur war der Jahresbetrag, über den er für ihre Erhaltung und Vermehrung verfügte. Vor 1837 bestand für das akademische Museum ein fester Jahresetat überhaupt nicht; damals wurde für alle darin vereinigten Sammlungen die Summe von 100 Thlr. jährlich bestimmt, „da durchschnittlich jährlich soviel dafür verausgabt sei.“ Dieser Fond war auf Berthold's Vorstellung 1838 auf 300 Thlr. erhöht; 1841 erhielt die zoologische Sammlung allein einen Etat von 200 Thlr., 1849 von 300 Thlr., der bis zu Berthold's Tode nicht erhöht wurde; für die Anstellung des Dr. Murray als Assistenten, waren 1841 100 Thlr. bewilligt, mit kleinen Zulagen wurde diese Summe bis 1861 auf 200 Thlr. gebracht.

Berthold's Bemühungen gelang es aber, durch ausserordentliche

königliche Bewilligungen grössere Sammlungen zu erwerben, so im Jahre 1846 gegen eine Jahresrente die Sammlungen des Pastor Reussmann in Lehrte, aus der die Wirbelthiere sofort, die Wirbellosen nach dem schon zwei Jahre später erfolgten Tode des Sammlers nach Göttingen gebracht wurden. — Aus den laufenden Mitteln erwarb er aus dem Nachlass des Dr. jur. Ehrhard eine Sammlung von Käfern der göttinger Gegend; von Sammlern in Adelaide (Heuzenröder) und Surinam (Dr. Nolte) bekam er wichtige Lieferungen. Für Beschaffung von Glasschränken erhält er einmal eine ausserordentliche Bewilligung. Berthold's wenige gedruckte Berichte zeigen, dass er es verstand mit geringen Mitteln gut zu wirthschaften und mancherlei Zugänge der Sammlung als Geschenke zuzuführen.

Sein Gesichtspunkt bei der Verwaltung der Sammlung war, einmal in ihr ausgiebiges Material aus allen Abtheilungen des Thierreiches für den Unterricht zu besitzen, und andererseits einzelne Abtheilungen in hervorragender Weise so zu berücksichtigen, wie es für besondere wissenschaftliche Arbeitsziele erwünscht und nothwendig ist.

So wandte Berthold sein besonderes Interesse den Amphibien und Reptilien zu und hat hier den Grund zu einer nicht unbedeutenden Sammlung gelegt; für Reptilien zumal stand er längere Zeit mit dem Herpetologen Jan in Mailand in Verbindung.

Wie weit Berthold die Sammlung für seine Vorlesung über Zoologie heranzog, ist mir unbekannt. Da aber in der Sammlung sich kein Vorlesungsraum befand und Berthold in einem Privathause, in den späteren Jahren in seiner Wohnung die Vorlesung hielt, so wird das nur in beschränktem Grade möglich gewesen sein. Dagegen erbietet er sich in den Ankündigungen für das Sommersemester, Demonstrationen in der zoologischen Sammlung zu geben.

Leider ist, wie von den älteren, so auch von diesen Sammlungen später Vieles zu Grunde gegangen. Dauernd zu erhalten ist auch hier oft schwerer als zu erwerben, und die mangelhafte Fürsorge, die für die Erhaltung dieser Sammlungen getroffen war, sowohl was ihre Unterbringung, wie die continuirliche Aufsicht und Pflege betrifft, hat sich schwer an ihnen gerächt. Zumal unter den trockenen Präparaten haben Schimmel und Raubinsecten arg gehaust.

Berthold's Verdienste um die Sammlungen sind um so mehr anzuerkennen, als er, der, so lange es seine Kräfte gestatteten, mit Eifer seiner Verpflichtung als Lehrer nachzukommen trachtete, genöthigt war, als praktischer Arzt den Unterhalt für sich und die Seinen zu gewinnen.

Die Thätigkeit des wackeren Mannes wurde zudem frühzeitig lahm gelegt; in seinem 50. Jahre erkrankte er am Typhus und auf diesen führte er selbst ein Siechthum zurück, das unaufhaltsam vorwärts schreitend nach langem Leiden seinem Leben das Ende brachte. Er starb am 3. Februar 1861 beklagt in weiten Kreisen der Stadt, denen er als Arzt und in der Freimaurerloge als Meister vom Stuhl nahe getreten war. Den Studenten seiner Facultät, die ihn zu Grabe geleiteten, war er ein fast unbekannter Mann.

Als Blumenbach 1840 starb, war durch die politischen Vorgänge des Jahres 1837 die Aufmerksamkeit weithin auf die Universität Göttingen gerichtet, das alte Ansehen, das ihr in wissenschaftlichen Kreisen früher geschenkt war, längst stark im Niedergange, die Zahl der Studirenden erheblich gesunken. Nun brachte der unerwartete Tod von Ottfried Müller im Lehrkörper aufs Neue eine empfindliche Lücke.

Mit Blumenbach's Tode schwand der Träger eines grossen Namens, der allerdings schon länger nur noch ein leerer Name war. In der medicinischen Facultät, der Blumenbach 64 Jahre angehört hatte, war für die von ihm vertretenen biologischen Fächer kein vollwerthiger Ersatz vorhanden, während auf anderen deutschen Universitäten für die morphologischen und physiologischen Wissensgebiete glänzende Vertreter wirkten, von denen rege und fördernde Thätigkeit ausging. In führender Stellung stand in Berlin Johannes Müller mit seinen Schülern, in Leipzig Ernst Heinrich Weber, in Halle Burmeister, in Königsberg Heinrich Rathke. Göttingen war dem gegenüber bedeutungslos.

Sollte die Universität des hannoverschen Landes die Stellung bewahren, die ihr bei der Gründung zugedacht war, nicht zur Bedeutung einer kleinen provinziellen Hochschule herabsinken, so musste hier eingegriffen werden. Aeltere Tradition in der Regierung war es, durch Berufung von Männern mit angesehenem Namen auch das Ansehen der Universität zu erhalten und zu fördern, ohne Rücksicht auf die in ihr etwa vorhandenen Kräfte. In Blumenbach's Lehrthätigkeit war Berthold langsam eingerückt, zu Blumenbach's Ersatz wollte das Curatorium der Universität zu einer Berufung von aussen schreiten.

Die Besetzung der Göttinger Lehrstühle erfolgte durch die Regierung nach den Vorschlägen des Curatoriums oder Ministeriums ohne amtliche Betheiligung der Facultäten. Bei den Erwägungen,

die hier nach Rathschlägen von verschiedenen Seiten gemacht wurden, konnte Johannes Müller nicht in Betracht kommen; genannt wurden Heinrich Rathke und K. E. v. Baer, Rathke mit der Bemerkung, dass sein trockener Lehrvortrag Bedenken errege, K. E. v. Baer, dass er Petersburg wohl kaum verlassen werde; gelegentlich wurde auch für Naturgeschichte allein Wiegmann genannt. Berücksichtigt aber wurde vor allem ein Vorschlag des Anatomen C. Krause, eines Mitgliedes des Medicinalcollegiums in Hannover, das bei Angelegenheiten der medicinischen Facultät in Rath genommen wurde. Krause schlug dem Curatorium für die Berufung zum Nachfolger Blumenbach's, insbesondere für die Vertretung der Physiologie und vergleichenden Anatomie Rudolph Wagner, Jacob Henle und Theodor Schwann vor.[61])

Rudolph Wagner war ordentlicher Professor in der medicinischen Facultät in Erlangen; auf ihn war man in Hannover schon früher aufmerksam geworden, denn bereits im Januar 1839 hatte Hoppenstedt, der Referent im hannoverschen Ministerium, bei dem Stadtchirurgus Frölich in Erlangen Erkundigungen über seinen Gesundheitszustand eingezogen; sie hatten günstig gelautet.[62]) Von den beiden Schülern J. Müller's hatte Theodor Schwann Berlin verlassen und war nach Löwen berufen. Jacob Henle hatte einen Ruf nach Zürich erhalten, war aber noch in Berlin.

Ueber die wissenschaftliche Befähigung der Genannten war nach dem Vorschlage im Ministerium kein Zweifel, wohl aber konnten Bedenken erhoben werden, bei Henle und Schwann wegen ihrer politischen Stellung, bei Wagner wegen seiner religiösen Richtung. Die darüber eingezogenen Erkundigungen lauteten beruhigend: Henle's Theilnahme an einer nicht erlaubten Burschenschaft habe nur kurze Zeit gedauert, bei der Untersuchung darüber sei er vollständig begnadigt; Schwann's politische Gesinnungen seien untadelhaft; Wagner gehöre zu den gläubigen Christen, sei aber „weder Kopfhänger (vulgo Mucker) noch Proselytenmacher"; auch Wagner's Gesundheitszustand wird erwähnt: Wagner sei nicht sehr robust, scheine doch aber auch nicht kränklich zu sein.[63])

Danach entschied das Ministerium für Wagner und an ihn erging die Berufung.

Rudolf Wagner,[64]) ein Franke, auch nach seiner körperlichen Erscheinung, 1805 in Bayreuth geboren, hatte zuerst in Erlangen, dann in Würzburg Medicin studirt, hier besonders unter dem Einfluss

von Heusinger und dem Kliniker Schönlein, und (1826) mit einer Dissertation: „Die weltgeschichtliche Bedeutung der epidemischen contagiösen Krankheiten“ promovirt.

Aber in Würzburg schon wandte er sich dem Studium der Naturwissenschaften zu und setzte dieses dann in München fort. Bestimmend für seine weitere Richtung ist dann wohl (1827) ein achtmonatlicher Aufenthalt in Paris, wo G. Cuvier ihn, der sich hier mit zootomischen Untersuchungen beschäftigte, unterstützte und förderte. Cuvier's Rath führte ihn an die Meeresküste des Canals, an das Mittelmeer nach Cagliari und damit in das Studium der reichen marinen Thierwelt. — Mittellosigkeit nöthigte ihn bald (1828) sich als praktischer Arzt in Augsburg, dem damaligen Wohnsitze der Eltern, niederzulassen; von hier aber führte ihn ein Ruf nach Erlangen zurück zur Uebernahme der ihm von dem Anatomen Fleischmann angebotenen Stellung eines Prosectors am anatomischen Institut.

Nun beginnt für Wagner eine Zeit reich an Erfolgen in Untersuchungen und literarischer Thätigkeit. In kurzer Zeit rückt er auf zum ordentlichen Professor für vergleichende Anatomie und Zoologie (1832) und übernimmt die Verwaltung der zoologischen Sammlung der Universität.

In rascher Folge wechseln in diesen Jahren die Veröffentlichungen,[65]) mit denen er die Ergebnisse seiner Studien an marinen Thieren und osteologischer Untersuchungen mittheilt, auch palaeontologische Beobachtungen vorbringt; es kommen die Beiträge zur vergleichenden Physiologie, in denen die Zusammensetzung des Blutes behandelt wird. Untersuchungen über Sperma, über Zeugung und Entwicklung gingen daneben her. Dann erscheint 1834 das Lehrbuch der vergleichenden Anatomie; vom physiologischen Standpunkte aus wurden darin die Organe und Organsysteme der Thiere behandelt, knapp und klar, in dieser Hinsicht wohl das bedeutsamste Lehrbuch seit dem Blumenbach'schen. — Seit K. E. von Baer (1828) das Säugethierei entdeckt und die Anwesenheit des von Purkinje (1825) im Vogelei gefundenen Keimbläschens in zahlreichen thierischen Eiern nachgewiesen hatte, fand nun R. Wagner (1835) in diesem den Keimfleck und liess mit dem Nachweis seines Vorkommens in zahlreichen thierischen Eiern diesen Bestandtheil des Keimbläschens, von dessen Inhalt Purkinje die Entwicklung des Embryo ausgehen lassen wollte, als ein Bedeutsames für diesen Vorgang erscheinen. Er betrachtete den Keimfleck als die ursprüngliche Keimschicht, stratum germinativum primitivum, und als den Kern und die Grundlage des

Blastoderma. Es war eine von zahlreichen Beobachtungen gestützte, und um so mehr Aufsehen machende Lehre, als sie in dem Prodromus historiae generationis auch in der äusseren Erscheinung stattlich auftrat. Aber auch sie war, wie auf diesem Gebiet so manche vor und nach ihr, irrig.

In anderer Richtung noch ist Wagner thätig. Nachdem er schon 1831 eine Naturgeschichte des Menschen, als ein Handbuch der populären Anthropologie herausgegeben hatte, beginnt er am Schlusse seines Aufenthaltes in Erlangen eine Uebersetzung und Bearbeitung von Prichard's History of man, zu dessen Vollendung er später seinen Nachfolger in Erlangen, Will, heranzog.

Nun erscheint 1839 Wagner's „Lehrbuch der speciellen Physiologie" und gleichzeitig die Jcones physiologicae, beides von hervorragendem didactischen Werth; die Veröffentlichung dieser beiden Lehrmittel ist um so eigenthümlicher, als Wagner, nach seiner eigenen Angabe, in Erlangen nie Physiologie gelesen hat.[66])

In seiner Lehrthätigkeit muss Wagner hier aber äusserst anregend und fesselnd gewesen sein. 1839 begleiten ihn 5 junge Schüler nach Nizza, wo er mit Valentin und Erdl Untersuchungen an Seethieren anstellt.

So waren vergleichende Anatomie, Physiologie und Anthropologie die Gebiete, auf denen sich wie Blumenbach's so Wagner's schriftstellerische und lehrende Thätigkeit mit grossem Erfolge gezeigt hatte. Sie liess ihn durchaus geeignet als Blumenbach's Nachfolger erscheinen. Wagner nahm die Berufung als ordentlicher Professor in die medicinische Facultät nach Göttingen an; zur Verwunderung des Referenten im Ministerium wünscht er dabei, von der Theilnahme an den Geschäften der Facultät befreit zu bleiben. Dieses Verlangen hat er bald fallen lassen.

Von der Annahme der Berufung mochte Wagner sich viel versprochen haben. Enttäuschungen kamen dem erregbaren Manne bald. Hausmann berichtet [7. October 1840][67]) mit Wagner, der Göttingen besucht hatte, in Schleusingen zusammengetroffen zu sein und ihn im hohen Grade entmuthigt gefunden zu haben durch den Zustand, in dem er in Göttingen die Sammlungen und die Einrichtungen für seine Lehrthätigkeit gesehen habe. Er selbst äussert sich darüber: „In der That ist die hiesige Sammlung ein Ueberbleibsel aus jener Zeit, wo die Naturgeschichte ein blosser Raritätenkram war, und die zoologische Abtheilung des Museums mit sammt der Blumenbachschen Sammlung sind um 50 Jahre hinter den Bedürfnissen der Zeit

zurückgeblieben." Er verbittet sich dann jede Theilnahme an der Direction der zoologischen Sammlung: „Ich müsste mich", schreibt er, „in der That vor durchreisenden fremden Gelehrten schämen, Vorsteher einer Sammlung zu sein, welche mit Ausnahme der Blumenbachschen Schädelsammlung und einzelnen Stücken wirklich eher den Namen einer naturhistorischen Rumpel- und Polterkammer, wie sie Prof. Lichtenstein in Berlin nannte, verdient, denn eines wissenschaftlich geordneten akademischen Museums."

Als Wagner im Herbst 1840 nach Göttingen übergesiedelt war und als Nachfolger Blumenbach's in die Direction des akademischen Museums eintrat, machten übereinstimmend [7. October 1840][68]) Berthold und Wagner beim Universitäts-Curatorium die Anträge: Berthold: dass die Sammlung in eine zoologische und vergleichend-anatomische getheilt und letztere Wagner überwiesen werde; Wagner: dass die zoologische Sammlung im mittleren Stock des Hauses bleiben, die Schädelsammlung und die anatomischen Präparate in den oberen Stock gebracht werden sollten, wo die Gemälde-Sammlung aufgestellt war. Wagner erhielt das Recht, von der ganzen Sammlung für seine Lehrthätigkeit Gebrauch zu machen.

Das Gebäude, das die Sammlungen enthielt, hing mit der Bibliothek unmittelbar zusammen und mit Rücksicht darauf und etwaige Feuersgefahr war darin keine Feuerstelle vorhanden; somit auch kein Raum, der für Wagner's Lehrthätigkeit hätte dienen können. Dafür musste Wagner, nach alter göttinger Weise, in einem Privathause einige Zimmer miethen, die für einen Hörsaal und einige Arbeitsräume zu verwenden waren.[69]) Das war ein Nothbehelf. Und hatte die Staatsregierung es sich angelegen sein lassen, einen hervorragenden Lehrer für Göttingen zu gewinnen, so war die Consequenz, diesem auch die Bedingungen für die Ausübung erfolgreicher Lehrthätigkeit zu gewähren. So erreichte es Wagner, dass ihm dafür geeignete Räume gegeben und damit ein physiologisches Institut, neben dem in Breslau und Rostock das dritte in Deutschland, gegründet wurde. Das frühere v. Werlhoff'sche Haus, dem damaligen Concilienhause gegenüber, wurde angekauft und gewährte zugleich dem physikalischen Cabinet Unterkunft, das bis dahin in sehr bescheidenen Räumen des akademischen Museums zu ebener Erde mit einem Auditorium und zwei Zimmern und zwei Treppen hoch mit einem Zimmer untergebracht gewesen war (1842). In dieses junge Institut siedelten dann die zootomischen Präparate und die Schädelsammlung Blumenbach's aus dem akademischen Museum über.

Im alten Hause blieben zurück die mineralogische Sammlung unter Hausmann, die ethnographische, zunächst unter Osiander, später unter Wappaeus, und die zoologische unter Berthold; die mineralogische nahm das Erdgeschoss des Hauses ein, die beiden anderen den ersten und zweiten Stock, nachdem die Sammlung der Gemälde in den Neubau der Aula übertragen war. Für Vorlesungen oder praktische Unterweisung bot das Haus auch jetzt keinen Raum.

Nicht in gleicher Weise wie die Sammlungen sonderten sich die Vorlesungen: meist abwechselnd mit einander kündigten Berthold und Wagner Physiologie, vergleichende Anatomie und allgemeine Naturgeschichte an, Berthold allein specielle Zoologie, einzelne Capitel daraus, auch medicinische Zoologie, Wagner allein Anthropologie. Im übrigen ist in den Vorlesungsverzeichnissen jener Jahre die Physiologie stark vertreten; nicht weniger als fünf Professoren und Docenten kündigen sie an, zum Theil zu gleichen Stunden, neben Wagner und Berthold auch G. Herbst, Max Langenbeck und C. Bergmann.

Gross waren die Erwartungen und Hoffnungen, die man in Göttingen auf Wagner gesetzt hatte, nicht gering die Aufgaben, die seiner warteten, an die Stelle des verfallenen Alten Neues zu setzen. Fünf arbeitsvolle und erfolgreiche Jahre waren dem nun 35jährigen Manne beschieden.

Der Ruf, ein vortrefflicher Lehrer zu sein, der ihm voranging, bewährte sich. Dafür liegt uns aus dem Jahre 1842 ein Urtheil von Kritikern (Oppermann und Bock) vor, die ihren Tadel über die göttinger Verhältnisse jener Zeit reichlicher als ihre Anerkennung aussprechen.[70]) „Wagners Vorlesungen über Naturgeschichte sind sehr besucht und beliebt, obgleich er keine Anecdoten erzählt.“ „In kurzen und prägnanten Sätzen giebt er ein klares Resumé von allem bisher Geleisteten. Wo noch Dunkelheit und Zweifel sind, umhüllt er nicht, macht er keine Conjecturen, sondern deutet die Art und Weise an, wie hier untersucht werden müsse.“ — Zu Wagner's Vorlesungen treten die praktischen Unterweisungen zootomischer und physiologischer Art im Institut hinzu.

Unverkennbar ist, wie Wagner aus engen Verhältnissen Erlangens in reichere Umgebung versetzt, ins Weite zu gehen und für gemeinsame Arbeit Verbindungen anzuknüpfen sucht. So gestaltet er das von ihm begründete Institut für ausgedehnte Lehrthätigkeit aus: Grisebach hält hier Vorlesungen über Pflanzenphysiologie und darauf gerichtete Uebungen; an der Universität fehlt die Vertretung der patho-

logischen Anatomie; Wagner betreibt dafür die Berufung von J. Vogel aus München, der als sein Assistent im physiologischen Institut thätig wird. Hier fehlt es dann auch nicht an Collisionen. Wagner wünscht für Demonstrationen im physiologischen Unterricht von der Anatomie menschliche Leichen geliefert zu erhalten und beklagt sich in Eingaben an das Curatorium, dass ihm schlechtes Material dafür von da geliefert wäre. Früh schon kommt in den Eingaben an das Curatorium die Aeusserung, es sei wünschenswerth, Anatomie und Physiologie in eine Hand zu legen, wie das an anderen Universitäten der Fall sei. Langenbeck hatte als Anatom eine solche Stellung, dass — glücklicherweise — die Vertretung der menschlichen Anatomie im Lehrplane und an der Universität durch solche Wünsche nicht beeinflusst wurde.

Auch die literarische Thätigkeit Wagner's geht in dieser Zeit ins Weite. In seinen Veröffentlichungen bleiben die Einzeluntersuchungen, in denen er so grosse Erfolge aufzuweisen hatte, zurück. Er tritt nach Wiegmann's Tode (1841) in die Redaction des Archivs für Naturgeschichte und liefert für den ersten, von ihm mitredigirten Band einen Bericht über die Fortschritte in der Kenntniss der Infusorien und Medusen, auch eine Anzahl kleinerer Mittheilungen; in den folgenden 7 Bänden steht sein Name noch auf dem Titelblatt; weitere Jahresberichte hat er in dieser Zeit für das Archiv nicht geliefert, wissenschaftliche Beiträge ebensowenig.

1842 beginnt er nach dem Vorbilde von Todds Cyclopaedy of anatomy and physiology die Herausgabe des Handwörterbuches der Physiologie „mit Rücksicht auf physiologische Pathologie“ heisst es, vielversprechend, auf den Titel. Die beiden ersten 1842 und 1844 erscheinenden Bände enthalten in alphabetischer Reihenfolge 35 grössere Abhandlungen, eingeleitet von dem Aufsatze Lotzes „Leben, Lebenskraft“; der dritte Band, von J. Vogel redigirt, erschien 1846 in zwei Abtheilungen; der vierte 7 Jahre später (1853). Das ganze Werk enthält 63 grössere Aufsätze und Abhandlungen der namhaftesten deutschen Anatomen, Physiologen und Physiker, Pathologen und Kliniker; Wagner selbst hat, ausser Nachträgen zu dem Artikel Zeugung, nur einen Beitrag über den mikroskopischen Bau des Nervensystems beigesteuert. Auffallend ist es, von ihm selbst bedauert, dass es ihm nicht gelungen ist, für eines der interessantesten Gebiete jener Zeit, die Zellenlehre, einen Beitrag zu erhalten.

Für Lehrzwecke von grosser Bedeutung erscheinen 1841 seine Icones zootomicae, reich an Abbildungen, denen eigene Unter-

suchungen zu Grunde lagen, und im Anschluss daran eine Neubearbeitung des Lehrbuches der vergleichenden Anatomie als Lehrbuch der Zootomie (1843). „Es wird", so schreibt er in der Vorrede, „diese Ausgabe wohl die letzte sein, die mir selbst zu bearbeiten vergönnt ist. Ich habe die zoologischen und zootomischen Studien immer nur als Vorbereitungen zur Physiologie betrachtet; jetzt nehme ich Abschied von ihnen, wenigstens gedenke ich mich mit ausgedehnteren, rein zootomischen Arbeiten nicht mehr zu beschäftigen. Was mir an Leben und Kraft noch übrig ist, soll meinem nächsten Beruf, dem praktischen Unterricht in der Physiologie und der Pflege einzelner Abschnitte dieser Wissenschaft gewidmet sein." — Zwei Jahre später (1845) erscheint dann die erste Lieferung des zweiten Theiles dieses Lehrbuches unter dem Sondertitel: Lehrbuch der Anatomie der wirbellosen Thiere von H. Frey und R. Leuckart.

Seine Richtung auf die Physiologie zeigte Wagner dadurch, dass er 1843 nach dem Tode des Verfassers Kürschners Grundriss der allgemeinen Physiologie und 1844 die zweite Auflage seines Lehrbuches der speciellen Physiologie erscheinen liess.

Der Trieb zum Handeln und Schaffen führt den beweglichen Mann bald auch zu lebhafter Theilnahme an den geschäftlichen Vorgängen in der Verwaltung der Angelegenheiten der Universität, und schon im Jahre 1844 wählen die Mitglieder des Senates Wagner zum Prorector. Zwei Jahre hat Wagner als solcher an der Spitze der Göttinger Hochschule gestanden. Das brachte ihn in nahe Beziehungen zu Hoppenstedt, dem damaligen Curator der Universität, dem er später ein literarisches Denkmal setzte. Der Besuch des Königs Ernst August in Göttingen (1845), dem man die Deutung gab, dass er ein Zeichen königlichen Vertrauens nach den Vorgängen des Jahres 1837 sei, liess Wagner in glänzender Stellung erscheinen. Ueber Wagners Thätigkeit in den Universitäts-Angelegenheiten sind nach dem Ausspruche seines Sohnes die Ansichten getheilt gewesen.[71]) „Er ist unter dem Ministerium Strahlenheim und dem Referat des Geh. Cabinetrathes Hoppenstedt fast unbeschränkt in allen Universitäts-Angelegenheiten in Göttingen von Einfluss gewesen. Dieser Einfluss hatte sich zum Theil noch unter dem Ministerium Braun erhalten, war alsdann aber immer weiter gesunken." [72]) Universität und Stadt haben sich über Wagner's Bestrebungen für die Förderung allgemeiner Angelegenheiten mit anerkennendem Danke ausgesprochen. In Wagners wissenschaftlicher Thätigkeit kennzeichnen diese Jahre einen Wendepunkt; die Prorectoratsgeschäfte lassen für wissenschaft-

liche Arbeiten keinen Raum, nur die literarischen Unternehmungen nehmen ihren Fortgang.

Dann kommt die Katastrophe. Am 10. Juli 1845 erkrankte Wagner mit einem heftigen Blutsturze. Der Kliniker Fuchs berichtet darüber an das Curatorium nach Hannover und betont, dass zur Genesung des Kranken nach einem Besuche von Ems ein Aufenthalt im Süden nöthig sein würde. Wir wissen jetzt, dass diese Erkrankung nur die Steigerung eines lange bestehenden Zustandes war; die Erkundigungen, die vor der Berufung über Wagner's Gesundheitszustand eingezogen, waren begründet, die darauf erhaltene Auskunft nicht zutreffend. Für eine Beurtheilung Wagners ist sein körperlicher Zustand zu allen Zeiten zu berücksichtigen, auch sein in vielen späteren Verhandlungen mit der Regierung stets wiederkehrendes Bestreben, seine äusserliche Stellung und seine Einnahmen zu verbessern. Dabei ist denn auch von den Aussichten die Rede, die sich ihm eröffnen, vortheilhaften Rufen nach Berlin und München zu folgen.

Mit königlichem Urlaub und Unterstützung reiste Wagner nach Italien und erst nach 2 Jahren — am 22. Juli 1847 — kehrte er von dort zurück, nicht voll genesen, ein gebrochener Mann.

Unthätig für seine Wissenschaft ist Wagner in Italien nicht gewesen. In Pisa, dem hauptsächlichen Aufenthaltsorte, wandte er sich Untersuchungen an elektrischen Fischen, insbesondere der Histologie von ihrem Nervensystem zu. Diese neurologischen Untersuchungen beschäftigen ihn erfolgreich in den folgenden Jahren. Zu histologischen Arbeiten über die Formelemente des Nervenapparats kommen auch Experimentaluntersuchuugen über Leitungsvermögen der Nerven und Reizbarkeit der Muskelfaser, nirgends aber in abschliessender Weise.

Damit trat er wohl zuerst in die Richtung, die ihn zu den Studien seiner späteren Jahre, Gehirnbau und Seelenfrage, führten. Auch hier leitete ihn die Meinung, das morphologische Verhalten für physiologische Schlussfolgerungen verwerthen zu können.

Ist der unmittelbare Ertrag von Wagners wissenschaftlicher Specialarbeit für die Erkenntnis thierischer Organisation gegen früher ein geringerer, mehr und mehr abnehmender, so wirkt seine Thätigkeit, organisirend und anregend, bedeutsam weiter, ganz besonders darin, dass er junge Männer heranzieht und sie an seinen Arbeiten theil nehmen lässt, mit ihnen für zootomische Studien die Meeresküste aufsucht, wie 1851 mit Billroth und Meissner Triest, die Hülfs-

mittel des Instituts ihnen freigebig zur Verfügung stellt und sie daran als Assistenten so beschäftigt, dass sie selbständig wissenschaftlich arbeiten können. Fast alle Assistenten, die am Institut von Wagner angestellt wurden, haben sich, in sehr ungleichen Richtungen, in wissenschaftlicher Laufbahn bewährt: so J. Vogel (1843—48) der pathologische Anatom und Frerichs (1843—50) der spätere Kliniker; die Chemiker Staedeler (1852—53) und Boedeker (1853—60); ferner der Anatom Bergmann (1843—50), nach dessen Fortgang 1850—55 Dr. L. Schrader[73]), die Zoologen Frey und Leuckart (1848—49), der Physiolog W. Kühne (1855—57), der Ophthalmolog Schelske (1857) und schliesslich der Zoolog Keferstein (1857—1861).

Von Schülern, deren Theilnahme an seinen Untersuchungen Wagner gedenkt, nenne ich hier neben dem wiener Chirurgen Billroth Georg Meissner, Wagner's Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Physiologie und aus späterer Zeit August Weismann, jetzt Professor der Zoologie in Freiburg (B.), der (1857) eine Untersuchung „Über den Ursprung der Hippursäure im Harn der Pflanzenfresser" in Göttingen ausführte, die von der medicinischen Facultät als Preisschrift gekrönt wurde. — Meissner, der mit Billroth 1851 Wagner nach Triest für zootomische Studien begleitet hatte, arbeitete später unter Wagner's Leitung auf dem physiologischen Institute. Die Entdeckung der Tastkörperchen, die ihm gelang, wurde von Wagner rasch veröffentlicht. In der litterarischen Fehde, die Wagner führte, beschuldigten seine Gegner ihn, als habe er in unrechter Weise die Ehre dieser Entdeckung für sich in Anspruch genommen. Meissner hat das thatsächliche Verhältniss dieser Angelegenheit in ansprechendster Weise in den Worten zum Ausdruck gebracht, mit denen er seinem Lehrer die Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Haut widmete: „Durch Sie erhielt Sinn und Bedeutung, was ein Zufall dem Schüler entdeckte. Wenn ich es unternahm, den Weg, auf welchen Sie leiteten, weiter zu gehen, so genehmigen Sie diesen Versuch als ein Zeichen aufrichtiger Dankbarkeit."

Am 24. Januar 1851 starb in Göttingen Martin Langenbeck, der seit 1814 ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie gewesen war, ein energischer Mann von grossem Ansehen und Einfluss. Wagner's Wunsch, neben der Physiologie menschliche Anatomie zu lehren, schien sich verwirklichen zu sollen: mit Unterstützung von C. Bergmann wollte er den anatomischen Unterricht übernehmen. Ein Theil der Collegen in der medicinischen Facultät stimmte einer solchen Vereinigung der Physiologie und Anatomie zu, Berthold

sprach sich energisch dagegen aus: es sei ein Vorzug Göttingens gewesen, dass die Vertretung der menschlichen Anatomie selbständig gewesen sei, jede der beiden Wissenschaften sei so umfangreich, dass sie die Kräfte eines besonderen Lehrers verlange.

Interimistisch wurde Wagner die Verwaltung des anatomischen Instituts übertragen. Sein Versuch, die Anatomie zu lehren, misslang. „Die Mehrzahl der Studirenden klagte ziemlich allgemein über die anatomischen Vorlesungen von Wagner; die öffentlichen Blätter bemächtigten sich der Sache auf eine dem Hofrath Wagner nachtheilige Art. Die Göttinger Bürger zogen in Betracht — wie gegentheilig ihnen vorgeworfen wurde — dass zwei Hofräthe mehr verzehrten als Einer".[74]) Wagner sah selbst ein, das er zur Durchführung der übernommenen Aufgabe nicht die nöthigen Specialkenntnisse besass.[75]) Er trat zurück und befürwortete die Berufung von Jacob Henle, der einst neben ihm für die Berufung nach Göttingen in Frage gekommen war. Damit erhielt die Anatomie in Göttingen eine glänzende Vertretung. Henle, der früher allein und gemeinsam mit Johannes Müller zoologische Arbeiten geliefert hatte, widmete sich von nun ab fast ausschliesslich der Anthropotomie.

In anderer Richtung konnte Wagner später seinen Wirkungskreis ausdehnen. Nach dem 1854 erfolgten Tode des ausserordentlichen Professor Lappe, der Director des Thierarznei-Instituts war, trat Wagner, zusammen mit dem vorsitzenden Director der landwirthschaftlichen Akademie Hanssen in die Direction dieses Instituts; der eigentliche Leiter der Anstalt wurde Dr. Lülfing; Wagner benutzte das Material, das die Anstalt bot, gelegentlich zur Demonstration physiologischer Versuche, z. B. der Schnelligkeit des Blutumlaufes beim Pferde; die Experimente führte dann allerdings Lülfing aus.

Mit dem Nachlassen von Wagners fachwissenschaftlicher eigner Production wächst die Neigung zu publicistischer Thätigkeit. Wagner hat nach seiner eigenen Angabe[76]) seit 1830 für die Beilage der augsburger allgemeinen Zeitung Beiträge geliefert. Da beginnt er 1851 eine Reihe von Correspondenzen an dieses Blatt als „Physiologische Briefe“ mit einem Titel, der augenscheinlich absichtlich gewählt ist im Gegensatz zu dem gleichnamigen, erfolgreichen Buche Carl Vogts. Es sind 21 Briefe, der erste vom September 1851 aus Triest, wo Wagner Untersuchungen über elektrische Fische fortsetzen wollte, der letzte aus Göttingen Pfingsten 1852. Daran schliesst sich im November 1852 noch ein Brief: Ueber Theilbarkeit der Seelen und materialistische Psychologie. Ueber den Zweck der Briefe ent-

hält der 21. eine Angabe. „Diese Briefe fallen", so heisst es hier, „theils in eine schlaffe, theils in eine kritisch zersetzende Zeit, aus welcher zu fliehen und in die innere Tiefe sich zu versenken der Zweck der Briefe sein sollte." Dazu erscheinen sie uns heute wenig angethan. Feuilletonistisch gehalten und leicht lesbar geschrieben behandeln sie das Mannigfaltigste von wissenschaftlichen Specialuntersuchungen bis zu allgemeinsten politischen Betrachtungen: in vier Briefen (VIII—XI) werden die neuentdeckten Tastkörperchen behandelt; unfertige wissenschaftliche Arbeiten einem grossen, urtheilsunfähigem Publikum vorgeführt, nicht ohne persönlich gefärbte Angriffe gegen Fachcollegen, die ihm eine verdiente Abfertigung zuziehen. Im Schlussbriefe politisirt er: „Ein solcher Versuch" — die Idee einer deutschen Einheit zu verwirklichen — „wird aber je gewaltiger er auftritt, um so sicherer unterliegen, und dem deutschen Volke wahrscheinlich ein schnelleres Ende bereiten als das langsame Siechthum der romanischen Völker, mit deren Grösse und Bedeutung es für immer vorbei ist. Leicht mag es kommen, dass ein slavischer Heerführer die Rolle übernehmen muss, welche einst Rom für das Volk Israel beschieden war, d. h. das deutsche Volk zu zerstreuen in alle Enden der Welt und damit dessen letzte Mission zu erfüllen."! — Der folgenschwerste Brief ist der sechste, vom 20. Januar 1852: Physiologie, Psychologie und christliche Weltanschauung. Er bringt den Anlass zum Streit mit Carl Vogt, den Kampf gegen den Materialismus; hier sind die Stichworte: „Köhlerglauben" und „doppelte Buchhaltung" für den Standpunkt Wagner's, hier die Angriffe gegen Vogt, die in persönlicher Weise in dem Briefe vom November 1852 fortgeführt werden. Vogt's Antwort darauf enthält die in rasch folgenden Auflagen weit verbreitete Schrift: Köhlerglaube und Wissenschaft. Dazwischen hinein fällt Wagner's Schrift: Menschschöpfung und Seelensubstanz, sowie deren Fortsetzung, die von einem maasslos leidenschaftlichem Vorworte eingeleitete Broschüre: Ueber Wissen und Glauben mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen. Damit dringt der Aufsehen machende Streit in weite Kreise des Volkes.

Wagner ist aus dem Kampfe, weder soweit als der Streit litterarisch geführt, noch wie er auf der Versammlung der Aerzte und Naturforscher in Göttingen im Jahre 1854 in Rede und Widerrede ausgefochten werden sollte, erfolgreich hervorgegangen. Die alten Streitfragen, an die Oeffentlichkeit gezogen, wurden Parteifragen, viel Unberufene, wenig Berufene kamen zum Wort, das Sachliche wurde unter den persönlichen, vielfach gehässigen Angriffen verdeckt. Aber

auch aus dem Lager der Wagner'schen Anhänger kamen Stimmen, die seinem Vorgehen nicht günstig klangen. Wagner ist nach seinen eigenen Worten: mit voller Absicht und im vollen Bewusstsein der muthmaasslichen Folgen in den Streit eingetreten. „Es war meine Absicht die Frivolen unter den Bekennern dieser Richtung aufs Aeusserste zu reizen und sie zu veranlassen, ihr volles und ganzes Gift auszuspritzen, das um so schädlicher wirkt, je langsamer, unbemerkter und tiefer es sich verbreitet. Treten die schauerlichen Wirkungen mit voller Gewalt und vor aller Augen auf, so ist der Ruf nach Hilfe und die Frage nach Heilmitteln von selbst da. Es war meine Absicht, gewisse Gegensätze nahezu in paradoxer Form aufzustellen. Nur eine solche Behandlung war geeignet, die schärfsten Discussionen herbeizuführen, ohne welche es nicht abgehen kann. Dass meine Darstellung theils durch die allzu aphoristische Behandlung, theils durch Mangel an völliger Klarheit über einen Theil der so schwierigen fraglichen Punkte zu Missverständnissen und selbst zu gerechtem Bedenken im Einzelnen geführt hat, kann höchstens mir selbst schaden." [77])

Mit solchem zielbewussten Eintreten in den Kampf steht dann allerdings das rasche Zurücktreten davon nicht im Einklang. Wagner will sich in eine weitere Besprechung der Fragen nicht einlassen, da er selbst, unstreitig in Folge von Vernachlässigung gewisser Studien und Bildungswege sich nicht im Stande befinde, von seinem Standpunkt aus in eine weitere Besprechung dieser Fragen einzugreifen. „Ich bin entschlossen," sagt er, „mich vor der Hand nicht weiter an dem Streite zu betheiligen, theils um gewisse persönlich gewordene Beziehungen erst verrauschen zu lassen, theils aber auch mehr Sammlung zu gewinnen." [78])

Dies rasche Aufgeben der Vertheidigung einer für gut gehaltenen wichtigen Sache gehört zu den Besonderheiten Wagner's, die, nach dem Zeugnisse des Sohnes, auch in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen zu beobachten sind: einen Gegenstand rasch und energisch zu ergreifen, um ihn bald wieder fallen zu lassen. Nun wird zumal bei dem misslichen Gesundheitszustande das Gefühl der eigenen Schwäche, der Mangel an raschem Erfolg und die Aussichtslosigkeit auf einen solchen den Antrieb zum Zurücktreten vom Kampfplatz gegeben haben.

Aber noch einmal kommt er darauf zurück; 1857 veröffentlicht er das Werkchen: Der Kampf um die Seele. Er beginnt mit einer Besprechung von Beneke's physiologischen Vorträgen, ist vorwiegend.

auch im weiteren Verlauf referirend kritisch, behandelt in solchem Sinne auch die Methoden und Aufgaben für zukünftige Forschungen über die angeregten Fragen in ihrem Zusammenhange mit Physiologie, Philosophie und Theologie, und stellt am Schlusse 25 Thesen auf, deren Besprechung und Vertheidigung einer Fortsetzung dieser Schrift vorbehalten bleiben soll. Diese Fortsetzung ist nicht erschienen. Von den Thesen sind für die Zoologie die ersten von besonderem Interesse, insofern als Wagner hier als unzulässig nach dem gegenwärtigen Stande der physiologischen Kenntnisse und Anschauungen die Lehren der Descendenztheorie verwirft, für die in den beiden folgenden Jahren Wallace und Darwin mit so grossem Erfolge auftraten.

Der von Wagner heraufbeschworene heftige in breiter Oeffentlichkeit geführte Streit hat aufregend und anregend mit seinem Für und Wider in weite Kreise hineingegriffen. Auch er hat als Triebfeder in der Richtung gewirkt, dass zu einer Zeit politischer Stumpfheit in Deutschland ein grosses Interesse in weiter Ausdehnung sich der naturwissenschaftlichen Behandlung alter Probleme zuwendete und hat für die Einbürgerung naturwissenschaftlicher Anschauungen in einer Weise Erfolg gehabt, die wohl nicht im Sinne und in der Absicht des Rufers zum Streit gelegen hat.

In dieser Zeit (1855) denkt Wagner daran das Lehrfach der Physiologie abzugeben und einer jüngeren Kraft zu übertragen, sich selbst Vorlesungen über Anthropologie, allgemeine Physiologie und vergleichende Anatomie „also den morphologischen Theil der Physiologie“ vorzubehalten. Erst fünf Jahre später (1860) kam dieser Gedanke zur Ausführung, da Wagner's Gesundheitszustand misslicher wurde, seine Lehrthätigkeit dadurch stark behindert und der Lehrerfolg und Beifall bei den Studirenden sehr gesunken war. War doch auch die Physiologie mit dem Auftreten und der Entwicklung der physicalischen und chemischen Richtung mehr und mehr in einer Weise verändert, die Wagner's ganzem Bildungs- und Entwicklungsgang nicht entsprach. — Auf Wagner's Antrag wurde Georg Meissner, damals in Freiburg (B.) für das Fach der Experimentalphysiologie, aber auch für eine nöthige Vertretung in der Zoologie, nach Göttingen berufen. Das physiologische Institut wurde in zwei Abtheilungen zerlegt: die Abtheilung für Experimentalphysiologie unter die Direction von Meissner gestellt, während Wagner die Leitung der anthropologisch - zootomischen Abtheilung übernahm. An dieser verblieb W. Keferstein anfänglich als Assistent, vom Jahre 1861 ab als Conservator.

So ausser einer verpflichtenden Verbindung mit der Physiologie wendet sich Wagner den morphologischen Disciplinen zu, von denen er ausgegangen war, in den Vorlesungen wie in der literarischen Thätigkeit, vor allem Fragen von allgemeiner Bedeutung behandelnd.

Als Verwalter der Schädelsammlung knüpft er gern an Blumenbach'sche Anschauungen an und erörtert Stellung und Herkunft des Menschen; im Verfolg seines Kampfes um die Seele wendet er sich Studien über das Gehirn als Seelenorgan zu, überall gebunden durch seine von Anfang an behauptete Stellung. Darwin's Lehre beschäftigt ihn aufs Lebhafteste. Er ist weitblickend genug, ihre Bedeutung zu erkennen, aus ihr Consequenzen für die Einheit des Menschengeschlechtes, einen der Hauptpunkte in seinem System zu ziehen. „Es ist nicht richtig", sagt er, „zu behaupten, die ächten Thier- und Pflanzenspecies seien so beständig, wie die chemischen Elemente."[79] Er begrüsst die Darwin'sche Untersuchung als eine erfreuliche Erscheinung im Gebiete der organischen Naturlehre. Sie sucht natürliche Vorgänge so weit als möglich auf natürlichem Wege zu erklären. Sie strebt von vereinzelten Thatsachen, die sich immer mehr als lose Aggregate aufhäufen und uns in eine unfruchtbare Mikrologie führen, zu wichtigen Verallgemeinerungen; und die ächte Naturforschung hat auch die Aufgabe, nach den höchsten Abstractionen zu streben, deren der menschliche Geist fähig ist. Im Sinne einer solchen strebt Darwin darnach, neue Thatsachen aufzufinden, aus denen viele andere erklärt werden können. Auf diese Weise vermag die Darwin'sche Arbeit wieder neue Detailfragen anzuregen.[80] Seinen Standpunkt aber wahrt er mit der Erklärung, dass er durch das Buch von Darwin in der Ansicht bestärkt sei, es sei nicht möglich, das Problem über die Herkunft und Fortpflanzung der organischen Körper nur irgend befriedigend aufzufassen, wenn dieselben als ein blosses Product des Zufalls im Sinne Darwin's oder rein mechanischer Effecte wie nach der Meinung der Materialisten betrachtet werden. Die wichtigen Fragen, die hier in Betracht kommen, lassen sich nicht befriedigend in Angriff nehmen, insofern man die Erde und ihre Bewohner bloss als ein Werk der φύσις und nicht auch der πρόνοια anzunehmen geneigt ist. Das ist die klare Ablehnung eines monistischen Standpunktes auch diesen Fragen gegenüber.

In diesem Sinne hatte er sich auch in einer Besprechung von Louis Agassiz' Essay on Classification geäussert, in dem die Arten der Lebewesen als verkörperte Schöpfungsgedanken bezeichnet waren. Bei mancher Abweichung in Einzelheiten stimmt er Agassiz' Auf-

fassungen zu. Seine Grundauffassung liegt jetzt wohl in folgenden Sätzen: „Seien wir aufrichtig! eine nähere Einsicht in die räthselhaften Vorgänge, welche bei der Entstehung der lebendigen Wesen mitgewirkt haben, gewinnen wir so wenig, ob wir dieselbe von dem unmittelbaren Eingreifen eines intelligenten Schöpfers oder von blinden Naturkräften ableiten. Der Begriff der Schöpfung als Werk eines persönlichen Gottes ist für uns wissenschaftlich nicht klarer, als der einer natura naturans. Nur so viel ist gewiss, und hierin geben wir Agassiz unbedingt Recht, die Annahme einer Entstehung der organischen Körper mittelst der sogenannten physikalischen Kräfte, ohne ein weiteres dabei in Betracht kommendes Moment, widerlegt sich von Tag zu Tag mehr. Die heutige Thier- und Pflanzenphysiologie kennt keine Generatio aequivoca. Um so mehr kann also Naturforschern erlaubt sein, auch an einer früheren generatio aequivoca s. spontanea zu zweifeln und an eine nach Zwecken wirkende göttliche Intelligenz zu glauben, da dieselbe für Jeden, der eine sittliche Weltordnung anzuerkennen geneigt ist, eine Nothwendigkeit wird.“ Mit diesen Schlussworten ist denn allerdings das Urtheil über diese Fragen der naturwissenschaftlichen Behandlung entzogen und einem anderen, subjectiv individuell begrenzten Gebiete zugewiesen. Statt sich mit einem Ignoramus zu bescheiden, rettet sich Wagner auf das Gebiet des Glaubens.

Um das Material der Blumenbach'schen Schädelsammlung für seine Studien über russische Schädel zu verwenden, war K. E. v. Baer (1858) zu einem längeren Aufenthalt nach Göttingen gekommen. Damit entspann sich aus gemeinsamem Interesse an den Fragen über Schädel- und Hirnbau, den Lehren Darwin's und seiner Vorläufer und ähnlichen, ein lebhafter Verkehr zwischen Wagner und v. Baer und führte dazu, dass beide im August 1861 ein Einladungsschreiben an Naturforscher ihrer persönlichen und literarischen Bekanntschaft erliessen zu einer in Göttingen abzuhaltenden Versammlung, in der über die Behandlung einer vergleichenden Anthropologie berathen werden sollte. Die Versammlung fand am 24.—26. September dieses Jahres statt. Dass man auf ihr sich über Messmethoden des Schädels zu verständigen suchte, ist wohl ihr bedeutsamstes Ergebniss. Als ein Vorläufer der später in grosser Breite auftretenden anthropologischen Versammlungen und Gesellschaften hat sie ein historisches Interesse.

Ohne den Anstoss zu scheuen, der damit erregt werden konnte und auch theilweise erregt ist, trägt Wagner im Verfolg der Hirnstudien Sorge, dass die Gehirne hochintelligenter Männer, wie das

seiner Collegen Gauss, Karl Friedrich Hermann, Dirichlet und Hausmann in geeigneter Weise conservirt, Wägungen und Messungen zugänglich gemacht werden und giebt davon vortreffliche Abbildungen. In Verbindung damit lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheiten der Windungen auf der Oberfläche des menschlichen Grosshirns und sammelt Materialien für die Ermittlung von Grösse und Gewicht des menschlichen Hirns. Der damit gegebene Anstoss hat weiter gewirkt, insofern als die vergleichende Anatomie des Hirnes der Säugethiere diesen Bildungen nachging, während die Physiologie auf experimentellem Wege, wie die Functionen von einzelnen Hirntheilen, so insbesondere auch die von Bezirken auf der Hirnrinde zu erkennen suchte. Aber in der besonderen, von Wagner eingeschlagenen Richtung, die Hirnbildung geistig hervorragender Menschen zu untersuchen, ist verhältnissmässig wenig geschehen.

In einer anderen Abhandlung ist das Hirn der Microcephalen Gegenstand der Untersuchung, in seiner Stellung zu dem normalen Hirn des Menschen und zu dem des Affen. Auch hier steht Wagner unter dem Einfluss der Darwin'schen Lehre. Von der Meinung aus, dass alle Affengehirne aus einander abgeleitet werden können, Metamorphosen des Typus einer oder einiger Gattungen sind, der aber von dem Typus anderer Gattungen, z. B. der Katzen, Hunde und grundverschieden vom menschlichen Gehirn ist, kommt er zu der Auffassung, dass bei der ersten Entstehung der Thiere aus der zunächst zu ihren Leibern verwandten Materie primitive Massen geschieden wurden, aus denen zuerst einzelne Familien, also die Menschen, die Affen, die Katzen, die Wiederkäuer u. s. f. sich entwickeln sollten — „also organische Materien mit verschiedenen Qualitäten, wenn man will verschiedene Eiweisskörper". „Die organische Chemie und die Histologie widersprechen dieser neuen Hypothese von zuerst gebildeten primitiven Stöcken aus einer allgemeinen organischen Urmaterie — als welche wir Zellenaggregate von plastischen Proteïnstoffen betrachten können — durchaus nicht und wir brauchen dem Zufall oder der physikalischen Nothwendigkeit nicht die daraus hervorgehende Formenwelt zu überlassen, sondern können eine ebenso planvolle Architektonik dabei thätig denken, wie die eines Meisters, der aus dem Dolerit des Siebengebirges den Cöllner Dom und andere Gebäude schuf." — Mit solchen Hypothesen stellt sich Wagner auf den Boden der Descendenztheorie, nimmt einen polyphyletischen Ausgang der thierischen Formen an und lässt deren Entwicklung unter dem Einfluss einer von aussen wirkenden Macht erfolgen. — Es ist das wohl sein letztes Bekenntniss

einer dualistischen Auffassung der Natur und ihrer Erscheinungen; es enthält weitgehende Zugeständnisse für die Berechtigung der Descendenztheorie, weicht aber in den Grundanschauungen von dem früher eingenommenen Standpunkt nicht ab.

Berthold's Tod brachte Wagner in die Direction der zoologischen Sammlung[81]): was er früher nachdrücklich abgelehnt hatte, übernahm er jetzt; vielleicht ein Zeugniss für die Verdienste Berthold's. Von Belang für die Sammlung ist seine Verwaltungsthätigkeit nicht gewesen, wichtig aber für die folgende Entwicklung. Keferstein wurde auf Wagner's Betreiben gleichzeitig Conservator an der Sammlung, Murray Inspector. Mit Keferstein's Theilnahme an der Verwaltung der zoologischen Sammlung begann für diese eine neue Zeit; davon ist später im Zusammenhang zu handeln.

Mittlerweile wurde Wagner's Gesundheitszustand immer misslicher. Noch trug er sich mit mancherlei Plänen, so mit der Anordnung einer internationalen Schädelausstellung in Göttingen. — Für den Sommer 1863 liess er sich beurlauben uud lebte in Münden. Noch einmal wendet er sich publicistischer Thätigkeit zu und gründet eine populäre Wochenschrift, Germania, mit der er auch für naturwissenschaftliche Auffassung in seinem Sinne wirken wollte. Das Blatt hat nur kurzen Bestand gehabt; in gewissem Sinne ist es ein Vorläufer des „Daheim“ gewesen.

Im Herbst unternahm er eine Reise, um Schädel, die ihn interessirten, wie den Neanderthal-Schädel, kennen zu lernen. Da erlitt er in Frankfurt einen Schlaganfall, verfiel in Siechthum und starb am 13. Mai 1864.

Es wird eine für die geistigen Strömungen in Deutschland interessante Aufgabe sein, das Leben und die Bedeutung dieses gross angelegten, immer strebenden Mannes zu schildern, Licht und Schatten in seinem Bilde gleichmässig und gerecht zu vertheilen. Zahlreiche Schriftstücke von ihm und über ihn sind in den Acten der Verwaltungsbehörden; die Universitätsbibliothek in Göttingen bewahrt einen Briefwechsel, den Wagner nach seiner lebhaft erregten Art in grosser Ausdehnung geführt hat; für die geistigen Bewegungen im Bereiche der Wissenschaft, wie in den politischen und religiösen Fragen der Zeit vermuthlich von grossem Werth.

Wagner's Bedeutung für die von ihm vertretenen Wissenschaften liegt in der Zeit seines Wirkens in Göttingen nicht so sehr in ausgedehnter und abschliessender Förderung und im Erwerb von Kenntnissen und Erkenntnissen als in den Anregungen, die er sachlich und persönlich, im Guten wie im Bösen, gegeben hat.

Drei Männer hat Wagner in der ersten Zeit seines göttinger Wirkens so an sich gezogen, beeinflusst und gefördert, dass die zoologischen Wissenschaften von hier aus dauernden Gewinn hatten. Carl Bergmann, Rudolf Leuckart und Heinrich Frey. Dass Leuckart, vielleicht der bedeutendste jedenfalls der fruchtbarste von ihnen, mit jedem sich zu gemeinsamer Arbeit verbunden hat, möchte auf Wagner'schen Einfluss zurückzuführen sein.

Carl Bergmann, ein Sohn des Geh. Justizrathes und Professors Fr. Chr. Bergmann, der als Stellvertreter des Regierungs-Bevollmächtigten 1837 die Untersuchung gegen die Göttinger Sieben zu führen hatte, war am 18. Mai 1814 in Göttingen geboren und hatte hier seine Ausbildung erhalten. Als Wagner nach Göttingen übersiedelte, hatte Bergmann bereits die venia legendi in der medicinischen Facultät erhalten und kündigte Vorlesungen über Physiologie an. Wagner veranlasst seine Anstellung als Gehülfe an der Sammlung für vergleichende Anatomie (1841) und erwirkt für ihn eine Unterstützung zu einer Reise an die Meeresküste für zootomische Studien. — Zwei Jahre später (1843) ergeht an Bergmann eine Berufung nach Dorpat; hier tritt Wagner für ihn ein.[82]) Bergmann sei ein begabter und geschickter junger Mann, dessen abgemessenes und verschlossenes Wesen das Verhältniss mit ihm erschwere. „Die Söhne der göttinger Professoren passen nicht recht," so schreibt er in einer Eingabe, „zu Assistenten, am wenigsten die der Hofräthe und geheimen Justizräthe, da sie selbst in sich schon eine viel vornehmere Zukunft zu erblicken geneigt sind." Er beantragt dabei, Bergmann solle zum ausserordentlichen Professor ernannt werden, die Vorlesungen über vergleichende Anatomie übernehmen und die zootomischen Uebungen im Institute leiten wie Jul. Vogel die pathologischen und chemischen. Wünschenswerth sei es, dass Bergmann auf Reisen gehe und seine einseitige Bildung, die er in Göttingen erhalten habe erweitere.

Bergmann war literarisch bis dahin nur mit kurzen Aufsätzen hervorgetreten[83]): Untersuchungen über die Furchungsvorgänge am Froschei (1841, 1842) und über den Parallelismus der vorderen und hinteren Extremität der Wirbelthiere. Nach der Einführung der Lehre von den thierischen Zellen durch Schwann ist Bergmann vielleicht der erste, der ausspricht, was Schwann vermuthet hatte, dass „die Zerklüftung des Batrachiereies die Einleitung der Zellenbildung bei diesem Dotter ist." In der Vergleichung der hinteren und vorderen

Extremität tritt die Auffassung hervor, die Bergmanns spätere Behandlung der vergleichenden Anatomie beherrscht.

Wagner sah wohl mit Recht in diesen kurzen Arbeiten die wissenschaftliche Befähigung Bergmann's, und es ist nicht collegiale Rücksicht, wenn er den „Professorensohn" zu fördern bestrebt ist.

Bergmann kündigt dann Vorlesungen über vergleichende Anatomie an und tritt damit auf das ihm am meisten zusagende Arbeitsfeld. Während Wagner's Aufenthalt in Italien wird das physiologische Institut von J. Vogel und Bergmann verwaltet. Bergmann veröffentlicht damals (1845) im Verfolg seiner vergleichend-osteologischen Studien Beobachtungen und Reflexionen über Skelettsysteme, aber eigenthümlicher Weise dann auch, vielleicht unter dem Druck äusserer Verhältnisse, ein Lehrbuch der medicina forensis für Juristen (Braunschweig 1846).

Zu dieser Zeit unternahm Sartorius von Waltershausen zusammen mit Bunsen die Reise nach Island, die so reich an wissenschaftlichen Ergebnissen, zumal durch Bunsen's Arbeiten, geworden ist. Ihnen konnte, mit einer Staatsunterstützung, die ihm auf Verwenden des Klinikers Fuchs gewährt wurde, Bergmann sich anschliessen. Sein Verhalten bei diesem Unternehmen ist charakteristisch: er ist auf der Reise sammelnd und beobachtend thätig, führt den göttinger Sammlungen zoologisches interessantes Material zu, überlässt dessen Bearbeitung und Veröffentlichung Leuckart, und erstattet an die Regierung einen ausführlichen, 118 Folioseiten umfassenden Bericht, bringt aber davon Nichts in die Oeffentlichkeit, so wenig wie von den Untersuchungen, die er über die Organisation von Quallen angestellt hatte und über deren Ergebnisse Frey und Leuckart berichten.[84]) Augenscheinlich gehört er zu jenen begabten Naturen, die bei aller Befähigung zu wissenschaftlich erfolgreicher Arbeit zum Abschluss und zur Veröffentlichung der Ergebnisse der Arbeit nur schwer sich entschliessen und in dem Streben, das Reifste und Beste ihrer Geistesarbeit mitzutheilen, nicht ans Ziel kommen.

In seinen äusseren Verhältnissen ändert sich nach der Rückkehr von der Reise nichts; er ist nach wie vor Assistent am physiologischen Institut, nimmt aufs neue die Untersuchung über die Dotterfurchung auf, und veröffentlicht (1847) in den göttinger Studien seine Untersuchungen über die Wärmeökonomie der Thiere. Sie haben dauernd ihren Erfolg bewahrt. Denn während die früheren Physiologen und Zoologen die Thiere als Kalt- und Warmblüter unterschieden, sondert Bergmann zuerst schärfer die wechselwarmen und

gleichwarmen Thiere und führt die Bezeichnung der Poekilothermie und Homoeothermie ein, die bis heute in Verwendung geblieben ist; mit Rücksicht auf diese Verhältnisse beurtheilt er dann die Organisation der Thiere, besonders der Wirbelthiere.

In diese Zeit fällt dann auch seine Verbindung mit R. Leuckart. Beide verfassen gemeinsam die anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreiches, ein Buch, das die Organisation der Thiere im Zusammenhang mit ihren Verrichtungen und Leistungen behandelt und sich belehrend an einen weiteren Kreis gebildeter Leser wenden will. Bergmann hat darin die Wirbelthiere behandelt und damit wohl den werthvollsten und vollendetsten Theil geliefert, Leuckart übernahm die Wirbellosen und die Generationslehre. Das Buch war 1850 im Manuscript vollendet, erschien aber erst 1852; Leuckart hatte damals Göttingen bereits verlassen.

Um Bergmann in eine freiere Stellung zu bringen, da die Abhängigkeit eines Assistenten für den 36jährigen Mann drückend sein musste, wandte sich Wagner, diesen Umstand hervorhebend, an das Universitäts-Curatorium mit dem Vorschlage, Bergmann einen Lehrauftrag für Anatomie und Physiologie am thierärztlichen Institut zu geben, und ihn in freier Stellung am physiologischen Institut zu lassen. Dem entsprach die Regierung. Bergmann fand weiter während der interimistischen Verwaltung des anatomischen Instituts nach Langenbeck's Tode durch Wagner auch hier Verwendung. — Dann ergeht an ihn eine Berufung an die Universität Rostock für die Uebernahme der Professur der Anatomie; in seiner Anzeige davon an das Curatorium (29. August 1852), bittet er um sofortige Entlassung aus seiner Stellung, da die einzige von ihm für den Winter angekündigte Vorlesung über Osteologie von Henle übernommen werde.

Bergmann ist später mit grösseren Arbeiten nicht mehr hervorgetreten; eine bedeutsame Arbeit über den Tarsus der Wiederkäuer gab er als Rectoratsprogramm (1859) heraus, kleinere Aufsätze hat er einzeln noch bis zu seinem Tode veröffentlicht. Auch die gerichtliche Medicin hat ihn noch beschäftigt, dadurch, dass er die 13. Auflage von Henke's gerichtlicher Medicin herausgab. Mit Göttingen blieb er dauernd in Verbindung, wurde 1859 Correspondent der Gesellschaft der Wissenschaften und lieferte für die gelehrten Anzeigen Besprechungen von Büchern anatomischen Inhaltes. Sie sind Bg. unterzeichnet.

Er starb am 30. April 1865 in Genf auf der Rückreise von Mentone, wo er Erholung gesucht hatte.

Neben Bergmann arbeiteten im physiologischen Institut, zuerst als Schüler, dann als Assistenten von Wagner, Heinrich Frey und Rudolph Leuckart, deren Namen durch die Werke ihrer gemeinschaftlichen Arbeit in der zoologischen Literatur vereinigt bleiben werden.

Heinrich Frey[85]), am 15. Juni 1822 in Frankfurt (Main) geboren, hatte anfänglich in Bonn, dann in Berlin unter Schönlein's Einfluss Medicin studirt und wandte sich von da, vielleicht durch R. Wagner angezogen, nach Göttingen, wo er am 4. April 1844 als Dr. med. promovirte. Zwei Jahre später habilitirt er sich in der medicinischen Facultät für Histologie, Physiologie und vergleichende Anatomie, als Habilitationsschrift reichte er De mysidis flexuosae anatome commentatio ein; bei der Einreichung des Habilitationsgesuches an das Curatorium befürwortet der Dekan davon abzusehen, dass der Bewerber nach seiner Promotion nicht lange von Göttingen abwesend gewesen sei, da zu seiner Ausbildung ihm das hiesige physiologische Institut am förderlichsten sein konnte.

Frey war damals, während Wagner zur Genesung in Italien lebte, am physiologischen Institut als Assistent angestellt. Er hat (Winter-Semester 1846/7) Physiologie des Nervensystems, später Histologie und Histochemie, sowie mikroskopische Uebungen angekündigt.

Rudolf Leuckart[86]), der am 7. October 1822 in Helmstädt geboren war, hat wohl frühzeitig, ähnlich wie sein Landsmann Gravenhorst, durch Verkehr mit einem Entomologen, dem als Schmetterlingskenner bekannten H. v. Heinemann, der damals als „Auditor" in Helmstädt lebte, Anregung für seine Lebensaufgaben bekommen, mehr wohl noch durch den Einfluss seines Onkels, Friedrich Sigismund Leuckart[87]) des späteren Professors der Zoologie in Freiburg (B).

R. Leuckart bezog 1842 die Universität in Göttingen, und wurde auf ihr als Studirender der Medicin immatriculirt. Nach dreijährigem Studium gewann er (1845) den akademischen Preis für die Bearbeitung einer von der medicinischen Facultät gestellten Aufgabe und wurde auf Grund dieser Preisschrift zum Dr. med. promovirt. Schon damals war er in nahe Beziehungen zu R. Wagner getreten, aus denen später, da Leuckart eine Nichte Wagner's heirathete, ein verwandschaftliches Verhältniss wurde. — Nach Ablauf der vorgeschriebenen zwei Jahre, die er theils auf Reisen, theils am physiologischen Institut in Göttingen verbracht hatte, habilitirte sich Leuckart als Privatdocent für die Fächer der Zoologie, vergleichenden Anatomie und Physiologie. Er legt dem Gesuch um die Verleihung

der Venia legendi, ausser seiner Dissertation und fünf kritischen Anzeigen aus den göttinger Nachrichten, vier wissenschaftliche Arbeiten bei. Von diesen sind die beiden ersten aus gemeinsamer Thätigkeit mit Frey hervorgegangen.

Die erste gemeinsame Arbeit, mit der Frey und Leuckart auftraten, waren die Beiträge zur Kenntniss der wirbellosen Thiere (Braunschweig 1847). Beide hatten zusammen an der Nordseeküste, besonders auf Helgoland, gearbeitet, zu einer Zeit, in der Johannes Müller dort seine Untersuchungen über Echinodermenlarven anstellte.

Die in dem Buche „niedergelegten Beobachtungen sind", nach den Worten der Vorrede, „mit Ausnahme der letzten Abhandlung über die Fauna Helgolands, die ausschliesslich ein Eigenthum des Dr. Leuckart ist, von beiden Verfassern gemeinschaftlich gemacht worden. Bei der Bearbeitung musste nach den einzelnen Aufsätzen natürlich eine Theilung des Materials vorgenommen werden."

Diese Bemerkung ist nicht unwichtig. Das Buch bringt in dem Aufsatze: Ueber einige Organisationsverhältnisse der Medusen, die für die Entwicklung unserer Auffassungen der Verwandtschaftsverhältnisse der Thiere so überaus wichtige Aufstellung des Typus der Coelenteraten „eine grössere Abtheilung", wie es heisst, „der ein gemeinschaftlicher Bildungstypus zum Grunde liegt, ein Typus, der sich hier vorzugsweise durch das eigenthümliche Verhalten der Magen- und Leibeshöhle charakterisirt. In Bezug hierauf möchten wir die betreffende Abtheilung als die der Coelenteraten bezeichnen." Die Eigenthümlichkeit der Hohlräume im Leibe dieser Thiere hatte schon Milne Edwards erkannt und diese als Gastrovascularapparat bezeichnet, auch die Zusammengehörigkeit der so gebauten Thiere betont. Ihre Zusammenfassung unter dem glücklich gewählten Namen Coelenteraten ist das Verdienst von Frey und Leuckart. Es ist später wiederholt als Autor für die Benennung dieses Typus als Coelenteraten R. Leuckart allein genannt und in der systematischen Nomenclatur znm Ausdruck gebracht. Sicher mit Unrecht. Denn nach dem Wortlaute in dem Aufsatze darf das Autorrecht Frey's an der Benennung dieses Typus nicht beanstandet werden. Dass es geschehen ist, geht auf Leuckart zurück, das eine Mal dadurch, dass er später allein auf diese Gruppen zurückkam und ausführlicher ihre Charakteristik und Stellung zu den Verwandten besprach, dann aber auch dadurch, dass er diejenigen Aufsätze in den mit Frey zusammen herausgegebenen Beiträgen, in denen der Typus der Coelenteraten aufgestellt war, als von sich verfasst, das Verdienst der Aufstellung

des Typus für sich in Anspruch nahm. — Umgekehrt hat Leuckart später[89]) die Autorschaft eines Aufsatzes in den „Beiträgen" über den Bau des Priapulus caudatus L. von sich abgelehnt, als nachgewiesen wurde, dass in der Darstellung des Thieres hier Mund und After verwechselt sei.

Die zweite umfassende Arbeit, die die jungen Forscher gemeinsam ausführten, war die Neubearbeitung des zweiten Theiles des Lehrbuches der Zootomie von R. Wagner. Sie erfolgte während Wagner's Aufenhalt in Italien, also wohl ohne dessen grösseren Einfluss. Die Vorrede zu diesem Werke datirt vom 22. März 1847, diejenige zu den „Beiträgen" vom April 1847; nun werden in dem Lehrbuche die „Beiträge" schon citirt, aber ohne Seitenangabe; danach sind die beiden Werke neben einander geschrieben, ist ihre Fertigstellung und Ausgabe nach den Daten der Vorrede erfolgt. Leuckart hat die Insecten, Würmer und Mollusken, Frey die Arachniden, Krustenthiere, Echinodermen, Acalephen, Polypen, Infusorien bearbeitet. Von der wichtigen Vereinigung der Acalephen und Polypen zu dem Typus der Coelenteraten, den die „Beiträge" bringen, ist darin noch keine Rede; mit den Polypen werden auch noch die Bryozoen behandelt, die, wie das der Charakter der Coelenteraten verlangt, in den „Beiträgen" von den Polypen gesondert sind. So ist wohl die bedeutsamste Frucht der „Beiträge" in der Schlusszeit dieser gemeinsamen Arbeit gereift. — Das Lehrbuch giebt in der fleissigen Bearbeitung der Litteratur eine gute Uebersicht der derzeitigen zootomischen Kenntnisse und ist ein sehr brauchbares Hülfsmittel für den Unterricht gewesen. Dass es weitere Auflagen nicht erlebt hat, mag daran liegen, dass Wagner sich damals von der vergleichenden Anatomie abwendete, Leuckart aber in der mit Bergmann unternommenen Abfassung der Uebersicht des Thierreiches eine dankbarere Aufgabe gefunden hatte. Zudem erschien (1848) das vortreffliche Lehrbuch der vergleichenden Anatomie von v. Siebold und Stannius.

Nach der Ausgabe des Lehrbuches schieden sich die Wege der beiden Verfasser bald von einander.

Frey folgte zu Ostern 1848 einem Rufe als ausserordentlicher Professor an die Universität Zürich, rückte vier Jahre später zum Ordinarius auf; im Herbst 1889 wurde er in den Ruhestand versetzt und ist am 17. Januar 1890 in Zürich gestorben. Seine Bedeutung bleibt weit hinter der seines Mitarbeiters zurück. Er hat sich in Zürich mit anatomischen, zumal mikroskopischen Untersuchungen

an Wirbelthieren beschäftigt, so über Nebennieren (1849), über Lymphdrüsen und Lymphgefässe (1859), und viel gebrauchte Handbücher über das Mikroskop und über Histologie verfasst; im Gebiete der Zoologie wandte er sich in specialistischen Arbeiten der systematischen Bearbeitung der Kleinschmetterlinge zu, insbesondere derjenigen der Schweiz, die er monographisch zusammenstellte, und hat darin Verdienstliches geleistet.

Nach Frey's Fortgang von Göttingen trat R. Leuckart in die damit erledigte Stelle eines Assistenten am physiologischen Institut und war gleichzeitig als Privatdocent thätig. Dass er als Assistent seines Amtes erfolgreich gewaltet hat, das beweisen noch jetzt zahlreiche zoologische wie zootomische Weingeistpräparate in der Sammlung des göttinger zoologischen Instituts, die von ihm angefertigt und deren Etiketten von seiner zierlichen und bestimmten Hand geschrieben sind. Die Vorlesungen, die Leuckart in den zwei Jahren seiner Docententhätigkeit in Göttingen angekündigt hat, sind: wiederholt Allgemeine Naturgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Thiere und des Menschen; vergleichende Anatomie, zusammen mit Bergmann (WS. 1848/9) später (WS. 1840/50 und S. S. 1850) allein, Zoologie und Palaeontologie (WS. 1849/50); dann Histologie und Teratologie (S. S. 1849); regelmässig zootomische Uebungen, und am Schluss seines Aufenthaltes in Göttingen auch Demonstrationen und Excursionen. Die göttinger Tradition wusste noch lange von dem Eifer und der Kraft der Stimme zu berichten, womit Leuckart die Vorlesungen hielt, so dass sie in dem dem Vorlesungsraume gegenüber liegenden Hause vernommen werden konnten.

Leuckart's literarische Thätigkeit ist bis ins Alter sehr productiv gewesen; das Verzeichniss seiner Schriften zählt 269 Nummern. Davon fallen 13 in seine göttinger Zeit ausser den erwähnten mit Bergmann und Frey gemeinsam verfassten Werken. Aehnlich wie Wagner in seiner Frühzeit veröffentlicht er in rascher Folge kurze Mittheilungen über verschiedenartigste Dinge, die sein Interesse erregen: Einzelbeschreibungen von wirbellosen Thieren, zumal von Würmern, Untersuchungen über die sogenannten Lungen der Spinnen; Beobachtungen über abnorme Bildungen des Nasenbeins beim Menschen und Orang-Utang; auch Mittheilungen über die Naturgeschichte der Blasenwürmer und über Helminthen, die später ihn so einlässlich beschäftigen, kommen jetzt schon. Daneben stehen zwei grössere bedeutsame Arbeiten: in den göttinger Studien (1848) veröffentlicht er die Abhandlung: Zur Morphologie und Anatomie der Geschlechtsorgane, die

zumal für die Wirbelthiere auf eigenen, zum Theil mit Bergmann zusammen unternommenen Untersuchungen fussend, eine gute Zusammenstellung der damals gültigen Auffassungen bringt und die neu auftretende Lehre Steenstrups[90]) von der Verbreitung des Hermaphroditismus abweist. — Wichtiger noch und weiter wirkend ist die zweite Schrift: Ueber die Morphologie und Verwandtschaftsverhältnisse wirbelloser Thiere. Sie bringt, die Infusorien als eine Gruppe bei Seite lassend, die „später aus dem zoologischen System wird ausgeschieden werden", somit die Unterscheidung in Protozoën und Metazoën oder die Aufstellung eines Zwischenreiches andeutend, die Eintheilung des Thierreiches in Coelenteraten, Echinodermen, Würmer, Arthropoden, Mollusken und Wirbelthiere. Hier treten die Coelenteraten nach ihrer vollen Bedeutung auf, zu den Würmern sind die Bryozoën und Rotiferen gestellt, als zweifelhaft die Tunicaten zu den Mollusken. Nicht mit Betonung einzelner kennzeichnender Charaktere ist die Vereinigung und Trennung der grösseren und kleineren Thiergruppen von einander gemacht, sondern mit Berücksichtigung der Gesammtorganisation der Thiere; die Gruppen sind im Sinne der Baer'schen Typen gedacht. Die Zeit, sie vom genealogischen Gesichtspunkte aus zu behandeln, war noch nicht gekommen. Leuckart hat später nie wieder in ähnlicher Weise sich geäussert, wie er ja auch in der Folgezeit dem systematischen Theile der Zoologie fern geblieben ist. Auch in dieser Hinsicht ist das kleine Buch von Interesse; aus der göttinger Zeit ist es wohl das Selbständigste von Leuckart's Werken, ohne bestimmenden Einfluss des Lehrers, dem es gewidmet ist. Unter Wagner's Einfluss entstand zu dieser Zeit der Artikel „Semen" in Todd's Cyclopaedia of Anatomy (IV. 2) reich an Einzelbeobachtungen, die in Abbildungen vorgeführt werden. Und Wagner ist es auch, der zu dieser Zeit Leuckart an eine Aufgabe stellte, zu deren Lösung er durch Arbeitskraft und Fleiss, wie kein anderer berufen war. Das sind die Jahresberichte über die Leistungen in der Naturgeschichte der wirbellosen Thiere, die er 1848 im Archiv für Naturgeschichte begann und deren letzten er im Jahre 1883 veröffentlichte, nicht einfache Berichterstattungen, sondern zusammenfassende, kritisirende auch ergänzende Darstellungen über die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen, zumal über Protozoën, Coelenteraten, Echinodermen und Würmer.

Leuckart folgte Ostern 1850 einem Rufe nach Giessen als Ordinarius für Zoologie und vergleichende Anatomie; 19 Jahre später siedelte er als Professor der Zoologie nach Leipzig über, an beiden

Orten als Lehrer und Gelehrter das erfüllend, was seine göttinger Frühzeit erwarten liess. Mit Göttingen blieb er dadurch in Zusammenhang, dass er seit 1859 Correspondent, seit 1889 auswärtiges Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften war. Von Giessen aus hat er deren Nachrichten mehrfach für seine Veröffentlichungen benutzt.

In der Reihe göttinger Zoologen kann Georg *Meissner* nicht übergangen werden. Als Schüler *Wagner's* hat er sich allerdings bald völlig der Physiologie zugewendet und zwar in der physikalisch-chemischen Richtung, die dem Lehrer fremd blieb. *Meissner*, der am 19. November 1829 in Hannover geboren war, hatte in Göttingen Medicin studirt und war hier 1852 als Dr. med promovirt, hatte danach zunächst in Berlin unter *Johannes Müller*, der grossen Einfluss auf ihn gewann, seine Studien fortgesetzt und dann in München unter C. Th. v. *Siebold*, dem er als Assistent hülfreich zur Seite trat. 1855 wurde er ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie in Basel, 1857 Professor für Physiologie und Zoologie in Freiburg (B) und von da 1860 als Professor der Physiologie nach Göttingen zurück berufen. In der Periode, in welcher sein Name durch die Entdeckung der Tastkörperchen bekannt wurde, hat *Meissner* werthvolle Untersuchungen über Würmer, inbesondere die Gordiaceen (1856) veröffentlicht, und die ersten genaueren Mittheilungen über das Eindringen der Samenelemente in das Ei gemacht, nicht nur am Ei der Insekten, bei denen er die Mikropyle auffand, sondern auch an dem der Säugethiere (1855) und des Echinus, (1856) an dem Ei, das jetzt zum bevorzugtesten Objekt für das Experiment geworden ist. — Mit einer Untersuchung über die Bewegungen des Auges, der Aufstellung der Lehre vom Horopter, zu der er eine Anregung von dem Chirurgen *Baum* erhielt, zeigt er sich damals schon als Physiolog der neuen Richtung.[91]) — Nach seiner Rückkehr nach Göttingen und mit der Uebernahme der Verwaltung des physiologischen Institus hat *Meissner* sich ganz der Physiologie zugewendet, der verdienteste Lehrer seines Faches an dieser Hochschule. Er war es, der aus den Räumen, die für Forschung und Lehre für die Physiologie mit deren wachsender Ausdehnung unzureichend wurden, das physiologische Institut in die grösseren Räume hinüberführte, die das für solche Zwecke umgestaltete Gymnasium am Wilhelmsplatze, ein altes Barfüsser-Kloster, bot. Damit verlegte sich dieser Theil, der aus dem alten akademischen Museum hervorgegangen war, ganz aus dem Bereich, in dem es entstanden war

Meissner hat freiwillig auf die Ausübung der Lehrthätigkeit und die Verwaltung des Instituts verzichtet, in der Meinung, dass das Erreichen einer Altersgrenze dazu auch dann verpflichte, wenn der Zustand der Kräfte des Mannes es noch nicht dringend erfordere.

Nach Wagner's Tode klärten sich in reinlicher Scheidung die Verhältnisse der Institute, die aus der Blumenbach'schen Nachlassenschaft hervorgegangen waren. Neben das physiologische Institut trat unabhängig und selbständig das zoologisch-zootomische, dessen Ausbau Wilhelm Keferstein nach der Fügung der Verhältnisse zufiel.

Wenn ich seine Entwicklung und sein Wirken hier in Kürze darstelle, so kann das nicht geschehen, ohne dass ich auf eigene persönliche Erinnerung an Jugendjahre zurückgreife, in denen ich in gemeinsamer Arbeit ihn zum Freunde gewann und freundschaftlich ihm bis an sein frühes Scheiden verbunden blieb.

Wilhelm Keferstein[92]) war am 7. Januar 1833 zu Winsen an der Luhe (Prov. Hannover) geboren und wurde hier im Hause des Vaters, der als erster Verwaltungsbeamter das dortige Schloss bewohnte, bis zu seinem vierzehnten Jahre durch Hauslehrer unterrichtet. Von Ostern 1847 bis Michaeli 1849 besuchte er die Realschule in Lüneburg, wo der Vater seiner Mutter, Kraut, lange Jahre als Bürgermeister nach altstädtischer Verfassung in angesehener Stellung gewaltet hatte. Mit der Absicht, Civilingenieur zu werden, wandte sich Keferstein zum Besuch der polytechnischen Schule nach Hannover, und erhielt hier nach Ablegung der Aufnahmeprüfung, wiewohl er das vorschriftsmässige Alter noch nicht erreicht hatte, die Erlaubniss zum Besuch der Hauptschule. Keferstein hat sie drei Jahre hindurch besucht, und traf hier mit Karl Semper, dem späteren würzburger Zoologen, zusammen, ohne ihm näher zu treten. Schon nach Schluss des ersten Schuljahres fasste Keferstein den Entschluss, sich den Naturwissenschaften zuzuwenden und betrieb daher in Hannover ausschliesslich Mathematik und Mechanik. Da aber das weitere Studium nur auf der Universität fortgesetzt werden konnte, so bereitete sich Keferstein privatim im Jahre 1852 auf das Maturitätsexamen vor und bestand dasselbe Ostern 1853 in Hannover, nachdem er im Herbst vorher in Göttingen als Studirender der Medicin immatriculirt war. Die ärztliche Ausbildung zu erhalten, galt noch als die beste Vorbereitung für den Uebergang zu einem Spezialstudium der

Naturwissenschaft, bot auch für alle Fälle die Grundlage einer gesicherten bürgerlichen Existenz.

Keferstein, der in Göttingen durch den Bruder seiner Mutter, den Juristen Hofrath W. Kraut, gut eingeführt und empfohlen wurde, wollte nach Vollendung des medicinischen Studiums sich die Wahl eines naturwissenschaftlichen Fachstudiums offen halten. Er fand Zeit, sich unter W. Weber einlässlich mit Physik zu beschäftigen und war vier Semester Mitglied des mathematisch-physikalischen Seminars, trat zu Grisebach dadurch in nähere, im späteren Leben gefestigte Verbindung, dass er unter dessen specieller Anleitung zwei Semester sich mit dem Bestimmen von Pflanzen bethätigte, arbeitete bei Bödeker im chemischen Laboratorium und trieb unter Sartorius von Waltershausen besonders Krystallographie.

Am 4. Juni 1856 promovirte er in Göttingen als Dr. med. und wandte sich dann im Herbst 1856 nach Berlin, um dort die naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Im Wintersemester betreibt er unter Beyrich's Leitung ausschliesslich Palaeontologie, im Sommersemester ist er mit Experimentalphysiologie bei du Bois-Reymond beschäftigt, besonders aber interessirten ihn nun unter den Augen von Johannes Müller Untersuchungen an niederen Thieren, zumal Infusorien. Darüber hatten dort Claparède und Lachmann ihre bedeutsamen Arbeiten abgeschlossen.

Zum Herbst 1857 kehrt Keferstein nach Göttingen zurück und erhält durch Wagner die Anstellung als Assistent am physiologischen Institut. Anregungen, die er durch du Bois-Reymond in Berlin erhalten hatte, die durch Wagner bestärkt sein mögen, führen zu einer Untersuchung über den feineren Bau der elektrischen Organe von Gymnotus und Mormyrus, die er zusammen mit C. Kupffer anstellte, dessen Bekanntschaft er in Berlin gemacht hatte. Im Februar 1858 bewirbt er sich bei der medicinischen Facultät um die Venia legendi, und verweist in dem Gesuche auf 6 Drucksachen, die, krystallographischen, palaeontologischen und zootomischen Inhaltes, die Vielseitigkeit seiner bisherigen Entwicklung zeigen. Als Habilitationsschrift reicht er eine Untersuchung über das contractile Gaumenorgan und die Lobi vagi im Gehirn des Karpfens ein und nennt als Themata für die Probevorlesung: 1) Die electrischen Fische, die mikroskopische Structur ihrer electrischen Organe und die physikalischen Verhältnisse ihrer Wirkung. 2) Ueber die Organisation der Infusorien. 3) Ueber Bau und Systematik der Corallen, der lebenden und fossilen, sowie ihre Bedeutung für die Palaeontologie und Geognosie. Damit war

aus der Allgemeinheit der Studien ein engeres, wenn auch immer noch weites Gebiet im Bereich der zoologischen Wissenschaft abgegrenzt. Seine erste Vorlesung, die er für das Sommersemester 1858 ankündigte, handelte über den Gebrauch der Electricität in der Medicin, daneben zusammen mit Wagner mikroskopisch-zootomische und physiologische Uebungen. Mikroskopische Untersuchungen stellt er über den Bau der Paccini'schen Körperchen an, und arbeitet mit Hallwachs zusammen, der an der chemischen Abtheilung des physiologischen Instituts unter Bödeker Assistent war, über die Einwirkung des pankreatischen Saftes auf Eiweiss (1858). Aber schon zeigten sich bei dem jungen Docenten die ersten Spuren einer krankhaften Affection, die auf einer hereditären Disposition Boden finden mochte. Da fasste Wagner, der die Heilwirkung eines Klimawechsels an sich erfahren hatte, den von Keferstein gern ergriffenen Plan, dass dieser eine wissenschaftliche Reise von längerer Dauer, und zwar im Anschluss an die hermannsburger Mission mit dem Missionsschiff Candace, nach Natal unternehmen sollte; eine Eingabe an den König fand geneigte Aufnahme, aber ehe noch die sich erhebenden finanziellen Schwierigkeiten gehoben waren, erkrankte Keferstein ernstlich. An eine Reise war nicht zu denken. Das Wintersemester 1858/59, in dem die Lehrthätigkeit unterbrochen wurde, liess dem Genesenden Musse, historische Studien, denen er sich gerne zuwendete, zu treiben, und so entstand im Krankenzimmer der Aufsatz: Zur Geschichte der electrischen Fische.

Im Sommersemester 1859 übernahm er die Leitung der zootomischen Uebungen, um die sich Wagner wenig bekümmerte, und begann eine Vorlesung über vergleichende Anatomie. Zu dieser Zeit trat ich, damals als Studirender der Medicin im 5. Semester stehend, Keferstein näher, mit dem ich schon lange gemeinsame Beziehungen hatte. An Weinbergschnecken, die ich, von früh auf mit den Thieren der heimischen Fauna vertraut, eingezwingert hielt, zeigte ich ihm die Vorgänge von deren Copulation. Er schlug mir vor, mit ihm zusammen den Geschlechtsapparat dieser Thiere zu untersuchen und so entstand unsere erste gemeinsame Arbeit: Ueber die Geschlechtsorgane von Helix pomatia.

Seine Vorlesung führte Keferstein in diesem Semester nicht zu Ende. Er hatte über Infusorien vorgetragen, die in Berlin gesammelten Erfahrungen verwerthend, und ging von da zur vergleichenden Osteologie über. Ein neuer Anfall der Krankheit nöthigte ihn abzubrechen. Heilung war von einem längeren Aufenthalt im Süden zu hoffen, die

Krankheit aber so bedrohlich, dass an ein Alleinreisen des Kranken nicht zu denken war. Da forderte mich R. Wagner auf, mein medicinisches Studium zu unterbrechen und mit Keferstein, dessen Genesung zu erwarten sei, zu eigner Ausbildung und nach meiner ausgesprochenen Neigung in Neapel und Messina das reiche Thierleben des Mittelmeeres kennen zu lernen. Mein Entschluss war ebenso schnell gefasst, wie die väterliche Einwilligung zu der, damals noch nicht so häufig wie jetzt unternommenen Reise gefunden. In aller Eile wurden die Vorbereitungen dazu betrieben; ich fuhr nach Giessen, um von Leuckart Rath für Ausrüstungen zu erbitten. Am 28. August reisten wir ab, in Marseille kam ich mit dem schwer leidenden Keferstein an, um von hier mit einem Dampfer der Messageries impériales über Livorno und Ostia nach Neapel zu fahren. Dort fanden wir an der Sta. Lucia in No. 28, einem seitdem geschwundenen Hause, 4 Treppen hoch Wohnung.

Keferstein erholte sich zusehends von Tag zu Tag in den ersten Wochen, in denen wir uns den neuen Eindrücken der südlichen Natur und des süditalischen Lebens unter dem Scepter des letzten Bourbonen hingeben durften. Ein glücklicher Zufall führte mir, als ich am Strande der Villa reale Velellen einsammelte, die ein Siroccosturm ans Land geworfen hatte, einen intelligenten Fischer, den noch jetzt an der zoologischen Station in Neapel beschäftigten Antonio zu. Tag für Tag brachte er uns frühmorgens mannigfaltiges Material wirbelloser Thiere, das für des Tages Arbeit reichen Stoff bot, fuhr auch wohl mit mir hinaus und zeigte mir die pelagische Fauna, auch die Kunst, einen grossen Siphonophorenstock unverletzt zu erbeuten. — Noch trug sich Keferstein mit physiologischen Problemen; am Amphioxus experimentirte er mit Reizversuchen, die Pflüger-sche Rückenmarkseele beschäftigte ihn dabei. Aber unter der Fülle der thierischen Formen trat das morphologische Interesse in den Vordergrund. — Anfang Januar 1860 siedelten wir, den klimatischen Verhältnissen Rechnung tragend, nach Messina über, in gleicher Weise wie in Neapel arbeitend, angeregt durch freundlichen Verkehr mit E. Haeckel, der dort mit Studien für seine erste grosse Radiolarien-Arbeit beschäftigt war. Hier wendete sich Keferstein völlig der Zoologie zu. Von Göttingen kam an ihn die Anfrage, ob er geneigt sei, nach dem Tode Hausmann's Vorlesungen für Palaeontologie zu übernehmen mit Aussicht auf ein Extraordinariat; er antwortete zustimmend, aber nur unter der Bedingung, dass die Zootomie sein Hauptfach bliebe. „Ich bin“, so schrieb er an Grisebach

(20. 1. 1869), „wirklich total gesund geworden", und berichtet über den Fortgang der Arbeiten: „doch enthält keine Untersuchung eine grosse Entdeckung, wie Sie es ja auch nicht erwarten werden."

Dem Aufenthalt in Messina machte ein politischer, wie man sagte, von der Regierung künstlich angezettelter Aufstand ein rasches Ende; die nicht ansässigen Fremden verliessen die Stadt; das Elend deutscher kleinstaatlicher Misere bekamen wir dabei reichlich zu kosten. Mit längeren Aufenthalten in Rom und Florenz wurde die Heimreise angetreten; auf die frohe Heimkehr legte sich ein dunkler Schatten, da eine in Florenz auftretende, wenn auch nur geringe, Haemoptoë das sichere Genesungsgefühl dämpfte.

Die Bearbeitung und Veröffentlichung der in Neapel und Messina gemachten Beobachtungen beschäftigte uns während des Sommers und Winters 1860, eine gemeinsame Reise nach Kopenhagen, wo uns Steenstrup freundlich aufnahm und mir das Material für die Bearbeitung von Priapulus gab, erweiterte Anschauungen und Kenntnisse. Keferstein las im Wintersemester vergleichende Anatomie und leitete die zootomischen Uebungen im physiologischen Institut. Im Frühjahr 1861 erschienen unsere „Zoologischen Beiträge".

Während ich mein medicinisches Studium wieder aufnahm, vollzog sich für Keferstein mit dem im Februar 1861 erfolgten Tode Bertholds eine günstige Förderung. Wagner, der in der Physiologie durch Meissner vertreten war, übernahm die Direction des zoologischen Museums, Keferstein wurde (23. März 1861) zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt und als solcher als Conservator am Museum angestellt, während Dr. Murray als Inspector seine Stellung an diesem behielt.

Von nun an geht Keferstein's Bestreben dahin, mit dem zoologischen Museum Einrichtungen für wissenschaftliche Arbeiten zu verbinden. Unter Berthold's Verwaltung war in dem Hause, das die Sammlungen enthielt, kein heizbarer Raum gewesen, die Oefen, die im physikalischen Cabinet im Erdgeschoss gestanden hatten, waren entfernt. Man befürchtete Feuersgefahr für die mit dem Hause verbundene Bibliothek. Grisebach gab den Rath, diese Verbindung durch Abbruch des mit 4 Fenster Breite an die Bibliothek anstossenden Theiles des akademischen Museums aufzuheben. Dem wurde entsprochen. Dann siedelte die mineralogische und palaeontologische Sammlung, die im Erdgeschoss des akademischen Museums stand, bis auf einen kleinen Rest in das chemische Laboratorium und die Aula über, und nun wurden im Erdgeschoss in drei Zimmern Oefen

gesetzt und diese als ein Auditorium und zwei kleine Arbeitszimm[illegible]
eingerichtet. Daneben stand im Erdgeschoss die Sammlung d[illegible]
Amphibien, während im ersten Stock die übrige zoologische Samm-
lung, im zweiten Stock die ethnographische Sammlung und die „Mo-
dellkammer“ sich befand. Am 9. September 1862 bezog Keferste[illegible]
das neue Arbeitszimmer, am 23. October hielt er die erste Vorlesu[illegible]
im Auditorium. Das war der erste Schritt zu der Errichtung ein[illegible]
der Zoologie gewidmeten Institutes. Dessen Fonds betrug 1861 300 Th[illegible]

Keferstein's Interesse wendet sich der Besserung der immerh[illegible]
ärmlichen Sammlung zu. In diese Zeit fällt die Verbindung m[illegible]
Rudolf Schütte, dem die Sammlung reiche und werthvolle Zugän[illegible]
aus Australien theils als Geschenke, theils durch Vermittelung verdan[illegible]
Schütte, der, ein weitläufiger Verwandter Keferstein's, am 17. Se[illegible]
tember 1835 in Hildesheim geboren war, hatte sich als Apothe[illegible]
ausgebildet und als solcher mit wechselnden Schicksalen in Austra[illegible]
6 Jahre gelebt. Nun kam er 1862 nach Göttingen, um Med[illegible]
zu studiren. Dabei schloss er sich an Keferstein an, und so e[illegible]
stand die Verbindung, die, nachdem Schütte 1866 nach Sid[illegible]
zurückgekehrt war und dort mit grösstem Erfolg als Arzt wir[illegible]
Jahrzehnte hindurch der Sammlung reichen Zuwachs brachte. Schü[illegible]
starb am 16. Juli 1886 in Leizpig an den Folgeu einer Operat[illegible]
der er sich unterziehen musste, als er hoffte die Früchte sei[illegible]
Erwerbes mit den Seinen geniessen zu können in den geistigen A[illegible]
regungen, die er sich vom sorgenfreien Leben im Vaterlande verspra[illegible]

Auch nach anderen Seiten hin knüpfte Keferstein Tauschverb[illegible]
an, zum Theil mit dem Material, das wir von der gemeinsamen Re[illegible]
heimgebracht und der Sammlung überwiesen hatten; eine gro[illegible]
Fischsammlung gelang es ihm dadurch zu erhalten, dass dem Schen[illegible]
das Ritterkreuz des Guelphenorden verliehen wurde.

Der nächste Schritt in der Weiterbildung des Instituts erf[illegible]
nach Wagner's Tod (13. V. 1864). Das ihm unterstellte zootom[illegible]
anthropologische Institut wurde aufgelöst. Dessen anthropologis[illegible]
Sammlungsstücke, insbesondere die Blumenbach'sche Schä[illegible]
sammlung fielen dem physiologischen Institut zu, die zootomis[illegible]
Sammlung wurde dem zoologischen Museum überwiesen. Die Schä[illegible]
sammlung ist dann später dem anatomischen Institut abgetreten [illegible]
sammen mit einer Anzahl von ethnographischen Gegenständen; da[illegible]
ist die letzte Zersplitterung an den Blumenbach'schen Sammlun[illegible]
erfolgt. — Mit der Ueberweisung der zootomischen Sammlung [illegible]
das zoologische Museum wurde dieses nun als zoologisch-zo[illegible]

misches Institut bezeichnet, und Keferstein zu dessen Director bestellt. Der Fonds des Instituts wurde auf 880 Thlr. erhöht und für die Anstellung eines Präparators 160 Thrl. bewilligt.

Für die anwachsende Sammlung wurde Raum dadurch gewonnen, dass die im zweiten Stock aufgestellte Modellkammer den Platz räumte; damit wurden 4 Zimmer gewonnen, von denen eines nunmehr zum Auditorium eingerichtet wurde, während das frühere Vorlesungszimmer im Erdgeschoss zu den Arbeitszimmern herangezogen wurde, in denen auch der Präparator seine Werkstatt aufschlug.

War das auch immerhin ein Fortschritt, so waren doch die in dem alten baufälligen Hause dem Institut und seinen Sammlungen zugewiesenen Räume ganz unzulänglich und so wurde Keferstein noch im November dieses Jahres bei Gelegenheit eines Besuches des Ministers Lichtenberg und des Geh.-Reg. Rathes von Warnstedt mit der Bitte um die Ausführung eines Neubaues für das Museum vorstellig. Das wurde für damals abgelehnt, aber versprochen in einigen Jahren einen solchen auszuführen. Es sollten aus dem Klosterfonds Erübrigungen dafür in solcher Höhe gemacht werden, dass die Stände den an der ganzen Summe fehlenden Rest nicht ablehnen würden. In der That gedieh die Sache so weit, dass vom Baumeister Rasch, dem mit Keferstein befreundeten Erbauer der göttinger Irrenanstalt, ein vollständiger Plan für den Neubau eines zoologisch-zootomischen Instituts nach Keferstein's Angaben angefertigt und im Februar 1865 dem Universitäts-Curatorium in Hannover eingereicht wurde. Zwei detaillirte Planzeichnungen und ein Kostenvoranschlag waren damit verbunden. Keferstein hatte schon damals die Unterbringung der mineralogischen und palaeontologischen Sammlung in das zu erbauende Haus vorgesehen. Die Ereignisse des Jahres 1866 haben diese Pläne verschwinden lassen. Erst später sind sie, allerdings in anderer Gestalt zur Ausführung gekommen.

Keferstein ging im Institut organisatorisch vor; er legte eine Chronik für alle das Institut betreffenden Vorgänge an, die heute noch geführt wird und aus der ich einen Theil der hier gemachten Angaben entlehne.

Er begann mit der Aufstellung von Catalogen über die einzelnen Sammlungstheile und mit einer damit verbundenen Etikettirung. Hierfür fand er Hülfe zunächst bei seinen Schülern, dann durch einen Assistenten.

Am 13. August 1865 starb der als Inspector am Museum angestellte Dr. Aug. Murray, 68 Jahre alt; an dessen Stelle wurde ein

Assistent bewilligt und als solcher zu Ostern 1866 Emil Selenka ernannt. Im gleichen Jahre wurde der Etat des Instituts auf 1240 Thlr. erhöht, das Gehalt des Präparators auf 200 Thlr.

Mit der Gründung des zoologisch-zootomischen Instituts beginnt Keferstein's planmässige Lehrthätigkeit; Vorlesungen über Zoologie, allgemeine und specielle in ungleicher Vertheilung, und über vergleichende Anatomie wechseln mit einander ab; die praktischen Uebungen gewinnen mehr und mehr an Ausdehnung, in den Sammlungen beschäftigt er die dafür interessirten Schüler und leitet regelmässig eine zoologische Societät, in denen referirt und discutirt wird. Damit tritt die Zoologie mit Einschluss der vergleichenden Anatomie als selbständiges Lehrgebiet in der Universität auf, losgelöst aus der medicinischen Facultät, und, wie die Botanik seit Langem, zum Bereich der philosophischen Facultät gehörend.

Zwei Jahre später erhält Keferstein durch Rescript vom 23. März 1868 die Ernennung zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ohne einen besonderen Lehrauftrag, wie es damals üblich war, aber mit der Verpflichtung der philosophischen Honorenfacultät sachverständige Gutachten und Theilnahme an Examinibus und Colloquiis auf Verlangen zu gewähren. — Ein äusserer Anlass zu dieser Beförderung war dadurch geboten, dass von Kiel aus angeregt war, Keferstein auf die dort zur Erledigung kommende Stelle der Professur für Zoologie, die Behn bis dahin bekleidet hatte, zu berufen. — Gleichzeitig erweiterte sich Keferstein's Pflichtenkreis dadurch, dass Wappaeus, der nach Osiander's Tode die Verwaltung der ethnographischen Sammlung gehabt hatte, diese an Keferstein abgab. Damit waren die unter einem Dache vereinigten Sammlungen auch unter die Obhut eines Directors gestellt.

Keferstein's wissenschaftliche und literarische Thätigkeit in dieser Zeit seines Aufsteigens und seiner rastlosen Bemühung um die Förderung des ihm anvertrauten Institutes geht in ungleichen Richtungen. Ausgesprochen ist die Neigung, die ihn anregenden literarischen Erscheinungen seiner Wissenschaft aufzunehmen und darüber zu berichten. So wird er ein fleissiger Mitarbeiter an den Göttinger gelehrten Anzeigen, zum Theil wohl auch zu dieser Thätigkeit geführt, um seinen und der Seinigen Lebensunterhalt zu erwerben. Diese Anzeigen haben vorwiegend referirenden Charakter, wo kritische Erwägungen abweisend hinzutreten, sind sie, dem Charakter des Referenten entsprechend, milde.

In dieser Richtung liegen mühevolle Arbeiten, die vom Jahre

1862—1867 sich erstrecken, das sind die Jahresberichte über Entwicklungsgeschichte der Thiere, zum Theil auch der Pflanzen, soweit sie von allgemeinem Interesse sind, die er für die von Henle und Meissner 1856 begründeten Berichte über die Fortschritte der Anatomie und Physiologie lieferte. Auch hier nicht eine einfache Titelaufzählung und Inhaltsangabe, sondern eine Verarbeitung des Stoffes, nicht selten mit Rückblicken auf die Vorgeschichte.

Keferstein eröffnet diese Berichte (1862) mit der Besprechung von Darwin's On the origin of species. Es ist kennzeichnend für ihn und für den Einfluss der Umgebung, in der er lebte, wie er sich darüber äussert. Universitäten haben auch in ihrem geistigen Leben Tradition, für Göttingen war die Ablehnung speculativer Behandlung, zumal in den Naturwissenschaften, traditionell. Keferstein's friedliche Sinnesart war nicht oppositionell gegen die Ueberlieferung und die Autorität. So meint er, die Darwin'sche Theorie erscheine ihm mehr „ein geistreicher Traum, als eine nach allen Seiten erwogene und geschützte wissenschaftliche Darstellung" und „die Aufstellung der von einander fundamental verschiedenen Typen im Thierreiche durch Cuvier und K. E. von Bär, durch die also die Annahme der Stufenleiter völlig widerlegt ist", ist für ihn „die allergrösste und feststehendste Erwerbung der neueren Zoologie."

Diesen ablehnenden Standpunkt hielt er auch später in persönlichen Discussionen fest. Den gewaltigen Einfluss auf die Zoologie, den die Anregungen hatten, die von Darwin's Lehre ausgingen, hat er nur zum Theil noch erlebt, schon zu gebrochen, um in diesem Sinne mitwirken zu können.

Gleichzeitig mit der Uebernahme der Berichte über die Fortschritte der Entwicklungsgeschichte ging er an eine Arbeit, die seinen Neigungen entsprach, reproductive und productive Thätigkeit zu verbinden. 1862 war in Heidelberg H. G. Bronn gestorben und hinterliess unvollendet ein Werk, um dessen Fertigstellung noch heute eine Anzahl von Zoologen bemüht ist. Bronn hatte die unter seinem Namen eingebürgerten „Klassen und Ordnungen", eine zusammenfassende Darstellung von der Organisation, Verrichtung und Geschichte des Thierreiches, für die Protozoën, Coelenteraten und Echinodermen vollendet und bearbeitete in gleicher Weise die Mollusken, als ihn der Tod abrief. Die Verlagshandlung des Werkes, mit der Keferstein durch die Jahresberichte in Verbindung getreten war, wandte sich an ihn mit der Aufforderung, dessen Fortführung zu übernehmen. Dazu entschloss sich Keferstein und führte es in

einer Weise aus, dass die von ihm gelieferten Schlusstheile des die Mollusken behandelnden Abschnittes (692 Seiten und 68 Tafeln) erheblich die von Bronn gelieferten übertreffen. Während dieser vorwiegend compilatorisch und reproducirend gearbeitet hatte, fügt Keferstein in das Werk die Ergebnisse zahlreicher Einzeluntersuchungen ein, die zum Theil in kleineren und grösseren Arbeiten im Laufe der Jahre veröffentlicht wurden. Vollendet ist der Band im Jahre 1866. Er schliesst mit einem Anhang: Ueber die typischen Verschiedenheiten der Thiere. Dieser bringt eine systematische Uebersicht über die Typen und Klassen des Thierreiches, abweichend von der Zusammenstellung, die Bronn in der Einleitung zum ganzen Werke gegeben hatte; aber keineswegs, auch zur Zeit der Veröffentlichung, einwandsfrei, zumal in Hinblick auf die künstliche Anordnung, in der für die grösseren und kleineren Gruppen Kennzeichen angegeben werden. Vielleicht hat Keferstein damit ein Programm aufstellen wollen, nach dem der noch nicht bearbeitete Stoff des ganzen Werkes zu behandeln sei. Dass er selbst nicht daran denken konnte, in gleicher Weise wie die Mollusken die folgenden Theile des Werkes zu bearbeiten, ist selbstverständlich. In der Anzeige des vollendeten Theiles weist er darauf hin, dass Gerstäcker die Bearbeitung der Gliederthiere übernehmen werde. Was Keferstein fertig gestellt hat, kann als mustergültig bezeichnet werden. Nicht alle Autoren, die nach ihm an dem grossen Werke betheiligt waren, haben sich in gleicher Weise bewährt.

Veranlassung und Material für selbständige Untersuchungen gaben Reisen an die Meeresküste, die Keferstein, zum Theil mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand, unternahm. Im Herbst 1861 suchte er die französische Canalküste auf und führte in St. Vaast la Hogue, wo er mit Claparède zusammen traf, jene Arbeiten aus, die er 1862 als Untersuchungen über niedere Seethiere veröffentlichte. Im August und September 1863 war er an der norwegischen Küste in Bergen thätig und im August 1867 ging er, auf den dringenden Wunsch des Arztes, noch einmal an die französische Küste nach St. Malo. Die Frucht dieser Reise waren die Untersuchungen an Seeplanarien, in denen er unsere damals noch sehr geringen Kenntnisse vom Bau und der Entwicklung dieser Thiere wesentlich förderte.

Dann boten ihm Erwerbungen, die er für die ihm unterstellte Sammlung machte, Material für Arbeiten vorwiegend in systematischer Richtung. Aus den reichen Sammlungen, die R. Schütte aus Australien besorgte und schickte, und aus einer Sammlung, die

K. v. Seebach von seiner Reise nach Costarica mitbrachte, ging der von Berthold gepflegten Sammlung von Reptilien und Amphibien reicher Zuwachs zu; aus diesem bearbeitete Keferstein eine Anzahl Amphibien. Mit Steenstrup und Lütken in Kopenhagen trat er in Verbindung und erhielt aus der dortigen zoologischen Sammlung eine grosse Sammlung von Gephyreen zur Bearbeitung. Diese behandelte er in Beiträgen zur anatomischen und systematischen Kenntniss der Sipunculiden, die durch einen Nachtrag erweitert wurde, für den A. Agassiz aus dem Museum of comparative Zoology in Cambridge das Material geliefert hatte (1866). — Einem solchen Anlass verdankt auch die anthropologische Untersuchung über das Skelett eines Eingeborenen vom Stamme Warnambool (Australien) ihren Ursprung; das hier beschriebene Skelett war von F. v. Müller in Melbourne eingesendet und traf zu einer Zeit (Dezember 1864) ein, als zu Keferstein's grossem Bedauern die Sammlung der menschlichen Schädel von der vergleichend anatomischen Sammlung abgetrennt war. Keferstein's Bestreben ging dahin, für seine Sammlung in dieser Richtung Erwerbungen zu machen, und war erfolgreich. Von dem, was er hier erworben hatte, ist der Sammlung Nichts verblieben, da Keferstein's Nachfolger fast alle menschlichen Skelette und Schädel an das anatomische Institut verkaufte.

Neben eigenen Arbeiten förderte Keferstein in dieser Zeit die seiner Assistenten und Schüler. Aus den australischen Sammlungen bearbeitete Joh. Strüver, der bald darauf Assistent am mineralogischen Museum in Turin wurde und jetzt Professor der Mineralogie in Rom ist, den Heterodontus Philipii, Wilhelm Hess aus Verden, jetzt Professor an der polytechnischen Hochschule in Hannover, die Decapoden Ost-Australiens, und W. Bölsche aus Braunschweig die Echinodermengruppe der Diadematiden. Auch W. Marshall, jetzt Professor in Leipzig, ist aus dieser Zeit als ein Schüler Keferstein's zu nennen.

Gleichzeitig hatte Emil Selenka unter Keferstein's Leitung eine Untersuchung über die Entwicklungsgeschichte der Luftsäcke des Huhns[94]) gemacht und unternahm danach eine umfassende Bearbeitung der Holothurien[95]), wozu ihm Keferstein das Material des zoologischen Museums zur Verfügung stellte, vor Allem aber die Benutzung einer von Al. Agassiz eingesendeten grossen Sammlung dieser Thiere vermittelte. Auf Grund dieser Arbeit promovirte Selenka 1867, nachdem er bereits die Anstellung als Assistent am zoologisch-zootomischen Institut erhalten hatte. Als solcher unterstützte er Keferstein in der

Ordnung der Sammlung und beim Anlegen von Catalogen; daneben lieferte er Untersuchungen über fossile Krokodile des Kimmeridge von Hannover, über die Stellung des fossilen Tragocerus amaltheus, untersuchte Spongien aus der Südsee, die der Sammlung des Instituts zugegangen waren und behandelte, wohl in Anlehnung an Keferstein's Arbeiten, die Anatomie von Trigonia margaritacea. Selenka verliess seine Stellung am 15. Oktober 1868, und folgte einem Rufe nach Leyden, wo er an die Stelle van der Hoevens trat mit dem Auftrag, Zoologie und Mineralogie zu lehren. Ihn hat sein Weg von dort 1874 nach Erlangen und 1896 weiter nach München geführt.

Bald nach Selenka's Fortgang, am 26. December 1868, erkrankte Keferstein ernstlich; wohl erholte er sich und nahm auch die Thätigkeit wieder auf, aber die Krankheit nahm bald bedrohlichen Charakter an. Hülfe brachte ihm in der Führung der Geschäfte Selenka's Nachfolger H. Grenacher, der am 15. April 1869 als Assistent am zoologisch - zootomischen Institut angestellt wurde. Grenacher, der 1843 in Lipburg bei Mülheim geboren, von 1857–64 in Carlsruhe auf dem Polytechnikum ausgebildet war, hatte nach zweijährigem Studium in Würzburg im Wintersemester 1866/7 unter Keferstein gearbeitet und im März 1867 mit einer Dissertation: Beiträge zur näheren Kenntniss der Muskulatur der Cyclostomen promovirt.[96]) Er war nach Würzburg zurückgekehrt, wo er 1867 Anstellung als Prosector am zootomischen Institut gefunden hatte, und folgte dann der Aufforderung Keferstein's, sein Assistent zu werden. Er hat die Stelle bis zum Jahre 1872 verwaltet, ging dann für kurze Zeit an die Forstakademie nach Münden, von da nach Rostock und 1882 nach Halle. — Neben ihm hat R. v. Willemoes-Suhm in der letzten Lebenszeit Keferstein's zoologisch gearbeitet und am 19. Februar 1870 promovirt. Sein Name ist mit der Expedition des Challenger verknüpft, die er als Zoolog begleitete und auf der er am 13. September 1873 einer Tropenkrankheit erlag.[97])

Keferstein's Interesse der letzten Lebensjahre war der Entwicklung des von ihm begründeten Institutes zugewendet. Die Aussichten, die ihm unter der hannoverschen Regierung auf den Bau eines eigenen Sammlungs- und Institutsgebäudes gemacht waren, sollten in Erfüllung gehen. Das Gebäude, das die Sammlungen bei ihrer Verlegung aus der Bibliothek aufgenommen hatte, ein altes Fachwerkhaus, war mehr und mehr verfallen, Fussböden und Zimmerdecken hatten sich gesenkt, die Zimmerthüren waren in Folge dessen zum Theil kaum zu schliessen, die Mauern der Aussenwände an manchen

Stellen von Licht und Luft durchlassenden Spalten durchsetzt, die Treppen schwankend und knarrend. Aber stärker als der baufällige Zustand des Hauses wirkte für die Erfüllung von Keferstein's Wünschen ein anderer Umstand. Die Räume der Bibliothek erwiesen sich je länger um so mehr als unzureichend; die preussische Regierung erkannte den hier vorhandenen Nothstand an. Als in den darüber gepflogenen Verhandlungen der Vorschlag, für die Bibliothek nicht einen Neubau an anderer Stelle, sondern einen Um- und Erweiterungsbau des alten Gebäudes auszuführen, angenommen wurde, war die Consequenz davon, wie das alte Concilienhaus, so auch das Haus des akademischen Museums abzubrechen und an deren Stelle den Erweiterungsbau aufzuführen. So ergab sich die Nothwendigkeit für das akademische Museum an anderer Stelle einen Neubau aufzuführen. Die Ausdehnung der Bibliothek sollte wieder einmal, zu ihrem Heile, die naturwissenschaftlichen Sammlungen dislociren.

Der in Aussicht genommene Neubau hatte dann die früher im akademischen Museum aufgestellten Sammlungen wieder unter einem Dache zu vereinigen, mit der zoologischen und ethnographischen die mineralogische und palaeontologische Sammlung; vor allem aber sollte der für sie zu errichtende Neubau Räume für wissenschaftliche Lehre und Arbeit erhalten. Mit dieser Erweiterung der Aufgabe wurden zu ihrer Lösung Sartorius von Waltershausen und K. v. Seebach herangezogen; ersterer nicht ohne Weiteres zustimmend, da ihm für die Mineralogie eine engere Verbindung mit dem chemischen Institut, in dessen Räumen ein Theil der Sammlung untergebracht war, lieber gewesen wäre. v. Seebach dagegen trat mit Eifer für den Plan ein, und in ihm erwuchs für Keferstein ein thatkräftiger Helfer. Keferstein's Pläne für den Neubau, die seit längerer Zeit erwogen waren, fanden seine Unterstützung, und wie Keferstein mehr und mehr dahinsiechte, war es v. Seebach, der vor Allem die Pläne förderte.

Keferstein hat es nicht erlebt, dass er das lange erstrebte Ziel erreichte, für das von ihm begründete Institut ein ausreichendes Haus zu erhalten.

Von langem Leiden erlöste ihn am 25. Januar 1870 der Tod.

Ihm bleibt das Verdienst, in Göttingen neben der überlieferten zoologischen Sammlung das zoologisch-zootomische Institut eingerichtet und mit gutem Erfolg geleitet zu haben.

Während Keferstein's letzter Krankheit hatte sein Assistent Grenacher die Geschäfte des Instituts geführt.

Als Nachfolger Keferstein's hatte die philosophische Facultät, der nach dem Uebergange unter die preussische Regierung zugestanden war, bei Erledigung ordentlicher Professuren für deren Wiederbesetzung Vorschläge zu machen, den Würzburger Professor Carl Semper vorgeschlagen. Semper lehnte aber die Berufung ab; und danach versetzte die Regierung den marburger Professor Carl Claus von Marburg nach Göttingen.

Claus[98]), der am 2. Januar 1835 in Kassel geboren war, wurde durch Leuckart in Giessen der Zoologie zugeführt, hatte dort 1857 promovirt, und sich dann, nach einem kurzen Aufenthalte im Sommer 1858 in Göttingen, wo er noch zu R. Wagner in Beziehung trat, in Marburg habilitirt. Dann siedelte er nach Würzburg über, wurde 1863 zum ausserordentlichen Professor befördert und im gleichen Jahre als Ordinarius für Zoologie nach Marburg berufen. Nach siebenjähriger erfolgreicher Thätigkeit dort ging er 1870 nach Göttingen, folgte aber schon 1873 einem Rufe nach Wien. Claus, der bald nach seinem Eintreffen in Göttingen als ordentliches Mitglied in die Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen wurde, hat sich hier hauptsächlich mit Untersuchungen über Crustaceen, dem Hauptgebiete seiner wissenschaftlichen Arbeit, beschäftigt, und darüber zwei grössere Untersuchungen in den Abhandlungen der Gesellschaft (1871, 1873) und drei kürzere in deren Nachrichten veröffentlicht; ausserdem fünf Aufsätze in der Zeitschrift f. wiss. Zoologie; ein Zeichen des erfolgreichen Fleisses, der des Mannes Lebensarbeit kennzeichnet.

Zu einem Theil dieser Arbeiten lieferte ihm die Sammlung, deren Verwaltung er übernommen hatte, das Material. Die Sammlung selbst hat er nicht gefördert, erhebliche Spuren seiner Wirksamkeit dafür nicht hinterlassen. Als Lehrer hat er in der kurzen Zeit seines göttinger Aufenthaltes anregend gewirkt: F. Richters, dem wir eine schöne Untersuchung über die Entwicklungsgeschichte des Flusskrebses verdanken, wurde wohl durch ihn auf dieses Gebiet eingeführt, da er unter seiner Leitung die als Dissertation erschienene Arbeit über die Phyllosomen[99]) verfasste. — Als Assistenten waren nach Grenacher's Fortgang J. W. Spengel, jetzt Professor der Zoologie in Giessen, und H. v. Ihering, jetzt Director des Museums von San Paolo in Brasilien (1873) am Institut angestellt.

Langsam nur rückten die Vorarbeiten für den Neubau des natur-

historischen Museums vorwärts; Claus berichtet dringlich 1871 an das Curatorium über den baufälligen Zustand des Hauses, in dem er arbeiten und lehren solle: Deckenabstürze seien, glücklicherweise ohne Schädigungen von Personen, erfolgt, die Treppenaufgänge seien so schwankend, dass bei ihrer Benutzung das Arbeiten mit dem Mikroskope durch Verschiebung der Objecte in Folge der Schwankungen der Fussböden unterbrochen werde; er bittet, dass der Neubau endlich begonnen werden möge. Aber erst im August 1873 wird der Beginn der Bauthätigkeit beschlossen; im Allgemeinen auf Grundlage der von Keferstein aufgestellten Entwürfe.

Claus folgte im Herbst desselben Jahres einem Rufe nach Wien, der ihn in erfreulichere Verhältnisse brachte. Dort ist er 23 Jahre als Lehrer und Gelehrter erfolgreich thätig gewesen, bis er, frühzeitig alternd, 1896 in den Ruhestand trat und am 18. Januar 1899 starb.

Als ich nach Claus' Fortgang von Göttingen als sein Nachfolger von Erlangen dorthin berufen wurde und im Frühjahr 1874 dort eintraf, waren die Fundamente des Neubaues für das naturhistorische Museum errichtet, der Bau aber ins Stocken gerathen. An eine Abänderung des Bauplanes war nicht zu denken. Meines Erachtens waren in dem begonnenen Neubau die für Unterrichtszwecke zu verwendenden Räume zu gering bemessen gegenüber denen, die für die Sammlungen bestimmt waren. Leicht erhielt ich die Zustimmung der vorgesetzten Behörde, bei der weiteren Ausführung des Baues durch andere Verwendung der Räume, soweit das ohne durchgreifende Umgestaltung möglich war, Besserung, nach meiner Auffassung, zu erzielen. Immer blieben grosse Säle für Sammlungen zur Verfügung. Mit ihrer Anlage hatte die Regierung kund gegeben, dass sie die zoologische Sammlung, die durch ihre Herkunft bekannt war, pflegen wolle. —

Der Bau des naturhistorischen Museums wurde erst im Jahre 1877 vollendet, das zoologisch-zootomische Institut siedelte im October 1878 dahin über. Unmittelbar danach wurde das Gebäude des alten akademischen Museums abgebrochen. Die Bibliothek erhielt ihre Erweiterung.

Was ich auf diesen Blättern vorgeführt habe, zeigt die Entwicklung, die im Laufe eines Jahrhunderts die biologischen Wissen-

schaften in ihrer äusseren Stellung im Allgemeinen an allen deutschen Hochschulen durchgemacht haben und an der die Zoologie ihren Antheil hat. Das ist die fortschreitende Specialisirung und die allmähliche Ablösung dieser Gebiete aus dem Bereiche der Heilkunde mit der sie mit Rücksicht auf ihre Verwerthung verknüpft, und wodurch sie in der Vertretung des Lehrfaches an die medicinische Facultät gebunden zu sein pflegten. Doch ist dieser Entwicklungsgang in Göttingen ein besonderer gewesen. Und hier macht sich der weithin wirkende Einfluss eines grossen Mannes geltend. Damit dass A. v. Haller wie der menschlichen Anatomie so der Botanik eine selbstständige Arbeitsstätte geschaffen hatte, sind diese beiden Wissenschaften hier früh in gesonderte Stellungen gekommen und darin geblieben. Die Botanik stand selbständig da, als aus dem Gebiete der Naturgeschichte die Zoologie sich loslöste und blieb vor ihr getrennt; die menschliche Anatomie, in enger Anlehnung an die Heilkunde, insbesondere die Chirurgie, verschmolz nicht, wie in den meisten deutschen Hochschulen, mit der Physiologie. Was Blumenbach zusammenfasste, die physiologische und morphologische Behandlung des Thieres, trennte sich in der Folge naturgemäss so, dass im Laufe der Entwicklung die Physiologie ihre volle Selbstständigkeit erhielt neben der Zoologie, die nach ihrer morphologischen Seite die vergleichende Anatomie übernahm.

Fragt man aber, wer von Göttingen aus diese Wissenschaften in diesem Zeitraume am wirksamsten gefördert hat, so kann die Antwort nur lauten: der junge Blumenbach.

Belege und Zusätze.

1) Blumenbach, Jacobi und Kraut. Annalen der braunschweig-lüneburg. Curlande. I 1787, S. 84.

2) Pütter, I, p. 188; II, p. 84. Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität 1765; Theil 2, 1788; Theil 3 von Saalfeld, 1820; Theil 4 von Oesterley 1838. (Ist überall kurz als „Pütter" citirt.) — Wieland, Der neue teutsche Merkur. Bd. 3. Weimar 1801, p. 156. — Fr. Schlichtegroll, Nekrolog der Teutschen für das 19. Jahrhundert. Bd. 1. Gotha 1802, p. 211.

3) Pütter, II, p. 240.

4) Büttners Schriften nach Pütter. Die mit * bezeichneten habe ich nicht gesehen. Millers Gartenkalender, aus dem Englischen. Göttingen 1750. 8. — *Gmelins Lebenslauf a. d. Latein. — Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker in den vergangenen und gegenwärtigen Zeiten. 1. Stück 1771. 2. Stück 1781. 4°. — *Erklärung eines Japanischen Staats-Verzeichnisses 1773. — *Beobachtungen über sogen. Band- und Kettenwürmer 1774. — *Südasiatische Thiernamen aus seinen Handschriften gesammelt durch Ekkard. — Etwas über die Sinesen. Neuer teutscher Merkur 1784. 7. Stück. — Handschriftlich verbreitet war Designatio linguarum; ein Exemplar davon soll Blumenbach besessen haben.

5) Allgemeine geographische Ephemeriden herausgegeb. von F. J. Bertuch. Jhrg. 13 (Mai 1810) 32 Bd. 1810, p. 214.

6) Aus einem Briefe von Michaelis an Haller 11. October 1761. (Br. XX, Nr. 116 des Hallerschen Briefwechsels. Berner Stadtbibliothek.) Ich verdanke die Kenntniss dieses Schriftstückes einer Abschrift, die Herr College Roethe zu machen und mir zu überlassen die Güte hatte.

7) Göthe, Annalen. Werke Bd. 27, 1840, p. 111. — Göthe-Jahrbuch XIV. 1893 p. 10, p. 21.

8) Pütter, II, p. 57. — Erxlebens Schriften:

Dissertatio inauguralis sistens dijudicationem systematicam animalium mammalium. Gött. 1767. 4°. — Anfangsgründe der Naturgeschichte. Gött. 1768. 2. Aufl. 1773. — Einleitung in die Vieharzneykunst. Gött. 1769. — Anfangsgründe der Naturlehre. Gött. 1772. 2. Aufl. 1777. — Das Licht der Natur von Eduard Search. A. d. Engl. übersetzt. Gött. 1771—2. — Super purpura minerali observationes chemicae. Nov. Comment. Soc. reg. Gött. T. V. 1774. — Nachricht von einigen Versuchen, die er über das Mayerische Farbendreieck gemacht hat. Göttingische Anzeigen 1775. 18. Stück, p. 145. — Aluminis rosei quod fratres Gravenhorstii Brunsv. parant examen criticum. Nov. Comment. Soc. reg. Gött. T. VI. 1775. — Göttingische Anzeigen 1775. 11. Stück, p. 80. — Anfangsgründe der Chemie. Götting. 1775. — Physicalische Bibliothek. Göttingen I.—II. Bd. 1775, III. Bd. 1777. — Physisch chemische Abhandlungen Bd. 1, Leipzig 1776. — Experimenta nonnulla

Blachianam de aere fixo doctrinam spectantia. Nov. Commentat. Soc. reg. Gött. T. VII. 1776. — De lege secundum quam calor corporum certo temporis intervallo crescit vel decrescit. — Systema regni animalis per classes ordines genera species varietates cum synonymia et historia animalium. Classis I. Mammalia. Lipsiae 1777. — Selbstanzeige der gemeinnützigen Abhandlungen: G. gel. Anzeigen. 1775, 30. März. 28. Stück.

9) Elogium Jo. Christiani Polycarpi Erxlebeni, d. VI. Sept. 1777 recitat. ab Abr. Gottl. Kaestner. Nov. Comment. Soc. reg. scient. Götting. T. VIII ad annum 1777. Angezeigt von Heyne. G. gel. Anz. 1777. Zugabe, p. 625.

10) Pütter. II, 148; III, 303; IV, 421. — Biographisches: Einige biographische Notizen zu Herrn Hofrath Blumenbachs Porträt in Göttingen. Allgemeine geographische Ephemeriden, herausgegeben von F. J. Bertuch. Jhrg. 13. (May 1810), 32 Bd. Weimar 1810. p. 214. — Denkmal der Freundschaft dem Herrn Obermedicinalrath Blumenbach am Abend vor seiner Abreise aus Dresden, 11. October 1822 ergebenst s. l. e. a. (v. C. A. Böttiger). — K. F. H. Marx, Zum Andenken an Johann Friedrich Blumenbach. Göttingen 1840. Abhandl. k. Ges. d. Wiss. Göttingen. — Marx, Blumenbachs Hausarzt, hat beim Abfassen dieser Gedächtnissrede handschriftliche Mittheilungen, die er von Blumenbach erhalten, und flüchtige Notizen aus seinem Nachlass benutzt. — Memoir of the life and writings of the late Professor Blumenbach. Edinb. new. philos. Journ. Vol. 30. 1841. p. 221—240. Vol. 31. 1841. p. 1—9. — Flourens, Eloge historique de J. Fr. Blumenbach. Mém. Acad. Sc. Paris T. 21. 1847. p. I—XXIV. — Bendyshe, Blumenbachs anthropological treatises London 1866. — A. Grisebach, Blumenbach. Göttinger Professoren. Gotha 1872, p. 139.

11) Der neue teutsche Merkur vom Jahre 1801. Bd. 3, p. 156.

12) Ein Verzeichniss der Schriften Blumenbachs findet sich bei Pütter II, p. 149; III, p. 304; IV, p. 423 und bei Ad. Carl Peter Callisen. Medicinisches Schriftsteller-Lexicon. Bd. 2. Copenhagen. 1830, p. 345, No. 2018—2064. — Die anonym erschienenen Anzeigen in den Götting. gel. Anzeigen sind darin nicht enthalten.

13) Ueber den Bildungstrieb. Göttingisches Magazin. Jhrg. 1. 4. Stück. 1780. p. 249.

14) Beiträge zur Naturgeschichte. I, p. 71.

15) Pütter, II, 240.

16) Pütter, II, 113. (Gatterer ist hier irrthümlich „Christian" genannt.) — Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 8, p. 409.

Gatterers zoologische Schriften sind: Breviarium zoologiae. P. I. Mammalia, Göttingen 1780. (Von Blumenbach angezeigt Götting. gel. Anz. 1780, p. 1028). — Abhandlungen vom Nutzen und Schaden der Thiere. Bd. 1. Von den Säugethieren. Leipzig, 1781. (Von Blumenbach angezeigt. Götting. gel. Anz. 1781, p. 1190.) — Naturhistorisches ABC-Buch oder Abbildungen und Beschreibungen merkwürdiger Thiere. Mit Kupfern 1799. — Verzeichniss derjenigen ausgestopften Thiere, welche in der Sammlung auf dem Heidelberger Schloss sich befinden. Heidelberg 1808. Nachtrag 1810. — In den Gött. gel. Anz. 1789 ist von ihm p. 1810 eine Selbstanzeige: Von dem Handelsrange der Russen. — Ein Gesammtverzeichniss seiner Schriften im Neuen Nekrolog der Deutschen. 1838. S. 1143.

17) Pütter, II, 113. — Merrems Schriften: Vermischte Abhandlungen zur Naturgeschichte. Göttingen 1781. — Beyträge zur besonderen Geschichte der Vögel. H. 1. Göttingen 1784. H. 2. Leipzig 1786. — Versuch eines Grundrisses zur allgemeinen und natürlichen Eintheilung der Vögel. 1788. Bd. I, H. 1; Bd. II, H. 1—4, 1787, 1788. — Beyträge zur Geschichte der Amphibien. H. 1—3. Duisburg und Lemgo. 1790—1821. Tentamen systematis naturalis avium. Abhandlungen der Berliner Akademie 1812. — Osteologie des Casuars. Abhandlungen der Berliner Akademie 1816, 1817. — Allgemeine Grundsätze der bürgerlichen Wirthschaft. Göttingen 1817. — Versuch eines Systems der Amphibien. Marburg 1820.

18) Pütter, II, 204; III, 241; IV, 362. — Hirsch, Biographisches Lexicon Bd. 3, 1886, p. 415. — Andere Angaben über Josephis spätere Lebensjahre, verdanke ich den freundlichen Mittheilungen des Herrn Professor Dr. Falkenberg in Rostock.

Zoologische Schriften: Anatomie der Säugethiere Bd. I. Göttingen 1787. M. 5 Taf. — Anzeige davon von Sömmering. Gött. gel. Anz. 1787. II. p. 1873. — Beitrag zu Bd. I. Mit 4 Taf. Mainz 1788. Götttngen 1792. — Grundriss der Naturgeschichte des Menschen nebst einer vorangeschickten Uebersicht der allgemeinen Naturgeschichte zum Gebrauch d. Vorlesungen Hamburg 1790.

Die Literatur ferner in Callisen Med. Schriftsteller-Lexicon. IX, 517; XXIX 174. — W. Engelmann, Bibliotheca med. chirurgica. 1848. S. 285.

19) Pütter, III, p. 112. — Hagen giebt in der Bibliotheca entomologica den 29. Juni 1786 als Geburtstag und Hamburg als Geburtsort an. Wegen seiner Schriften ist ausser den Angaben bei Pütter Hagens Bibliotheca entomologica heranzuziehen. — Als Ergänzung zu dem Verzeichniss seiner Schriften füge ich hinzu, dass er 1794 in der Societät der Wissenschaften eine, sonst nicht erwähnte Synopsis reptilium vorgelegt und darüber berichtet hat. Götting. gel. Anzeigen 1794, I, p. 625.

20) J. A. Donndorf, Handbuch der Thiergeschichte. Leipzig 1793.

21) Pütter, II, p. 205; III, p. 168. — Allgem. deutsche Biographie Bd. 27, 1888, p. 158.

22) In dieser Fassung findet sich das in Kästners gesammelten Werken fehlende Epigramm in der Biographie des Philosophen und Arztes Joh. Benj. Erhard. (Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten; vermischte Schriften. IV. 552. (2. Auflage). Abweichend lautet es in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. 27. 1888. p. 159. — Kästner hatte übrigens das Buch anerkennend besprochen. (G. gel. Anz. 1778. p. 1161.) Etwa dem Verleger zu Liebe?

23) Beyträge zur Naturgeschichte. 1. Theil, zweite Ausgabe. 1806. p. 113, 115. — K. v. Zittels Urtheil über Blumenbachs Bedeutung für die Entwicklung der Geologie in Deutschland (Geschichte der Geologie p. 179) ist gewiss zutreffend, wie seine Meinung, dass das hohe Ansehen, in dem Blumenbach als Zoolog stand, auch seine Schätzung als Geolog beeinflusst habe.

Ich benutze die Gelegenheit, um eine andere hiermit zusammenhängende Sache richtig zu stellen. Die Societät der Wissenschaften in Göttingen hatte für den November 1821 als Preisaufgabe gestellt: „die gründlichste und umfassendste Untersuchung über die Veränderungen der Erdoberfläche, welche in der Geschichte sich nachweisen lassen und die Anwendung, welche man für ihre Kunde bey Erforschung der Erdrevolutionen, die ausser dem Gebiete der Geschichte liegen, machen kann“. (Commentationes Soc. reg. sc. Gött. recent. Vol. IV. Gött. 1820, p. XVIII.) Es waren drei Arbeiten eingeliefert; von ihnen eine mit dem Motto: Mons cadens defluit et saxum transfertur de loco suo Lapides excavant aquae et alluvione paullatim terra consumitur. Sie erhielt den Preis, trotz des bei der Abstimmung erhobenen Bedenkens, dass sie nicht, wie vorgeschrieben, lateinisch, sondern deutsch geschrieben sei. Der Verfasser der Arbeit war C. E. A. von Hoff; die Arbeit: Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. (Gotha 1822). Das Urtheil über die Arbeit ist in den Götting. gelehrten Anzeigen 1821, p. 1892 abgedruckt. Die Bedeutung der Arbeit, und ihrer Fortsetzung, liegt darin, dass hier zum ersten Male Anschauungen vorgetragen werden, denen Lyells Arbeiten allgemeine Anerkennung schafften. Damit wurde mit den auch von Blumenbach vertretenen Lehren gebrochen, wonach auf der Erdoberfläche gewaltige, sich wiederholende umstürzende Vorgänge alle Lebewesen zerstört haben sollten, und statt dessen gelehrt, dass Vorgänge und Kräfte, die sich auch heute noch auf der Erdoberfläche langsam und unausgesetzt bethätigen, bei hinreichend langer Dauer ausreichen, die Erscheinungen

aus der Urzeit zu erklären. Die grosse Bedeutung dieser Lehren liegt darin, dass damit die Möglichkeit eines Zusammenhanges aller Wesen, die auf der Erde gelebt haben, zugelassen und die Einführung der Lehren der Descendenztheorie ermöglicht wurde.

v. Zittel, Geschichte der Geologie, p. 285, meint, die Aufgabe der Societät, die diese bedeutsame Arbeit hervorgerufen habe, sei wohl von Blumenbach gestellt. Das ist irrthümlich. Das Verdienst bei der Societät die Aufgabe gestellt und das Urtheil über die eingelieferte Arbeit abgegeben zu haben, kommt Hausmann zu. Die im Archiv der göttinger Gesellschaft der Wissenschaften vorhandenen Actenstücke beweisen das unmittelbar. v. Hoff mag selbst die Meinung gehabt haben, die Aufgabe sei von Blumenbach gestellt; an ihn richtet er seinen Dank (Brief vom 13. XI. 1821) und schreibt dabei: „Ihnen allein habe ich die Richtung zu danken, welche mein Geschmack für die Naturkunde genommen hat, Ihnen die Erholung und den unendlichen Genuss, den mir dieses Studium seit dreissig Jahren in allen Lebensverhältnissen gewährt hat, Ihnen einen Schatz von Belehrung und nützlichen Winken, und also auch Ihnen jetzt die Freude, welche mir das Gelingen eines weit aussehenden Unternehmens bringt."

24) Göthe, Annalen. Werke. Bd. 27. 1840, p. 84.

25) A. Ecker, Lorenz Oken 1880, p. 179.

26) Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Berlin im September 1828. Berlin 1829, p. 15.

27) Gravenhorsts Biographie mit Benutzung autobiographischer Aufzeichnungen gab R. Letzner (35. Jahresbericht d. schlesisch. Gesellsch. für vaterländische Kultur Breslau. 1857, p. 111). Hier steht auch ein Verzeichnis seiner Schriften ausser den anonymen Besprechungen Gravenhorsts in den Götting. gelehrten Anzeigen. Diese sind:

1806. p. 1223 Savigny, Histoire naturelle et mythologique de l'Ibis. — p. 1593, 2027 Fr. Levaillant, Histoire naturelle des oiseaux de l'Afrique. — p. 1839 Journal de la Société de l'Université impér. de Moscou. Museum d'histoire naturelle de l'Université impér. de Moscou par P. Fischer. — p. 2013 Gravenhorst, Coleoptera microptera brunsvicensia. — p. 1802 Gravenhorst, Monographia coleopterorum micropterorum.

1807. p. 71 Gravenhorst legt vor: Beiträge zur vergleichenden Anatomie und Physiologie der Land- und Wasser-Salamander. — p. 373, 391 A. G. Desmarest, Histoire naturelle des Tanagra. Liv. I-X. — p. 441 Gravenhorst, Vergleichende Übersicht des Linneischen und einiger neuerer Systeme. — p. 907 Max Spinola, Insectorum Liguriae species novae aut rariores. — p. 1046, 1089 Latreille, Genera Crustaceorum et Insectorum. — p. 1985 de Férussac, Essai d'une Methode conchyliologique. — p. 2030 Petrus Rossius, Fauna etrusca sistens insecta iterum edita a D. Carolo Illiger.

1808. p. 25 Gravenhorst legt vor Fortsetzung der Beobachtungen über Salamander und Versuche über Insectenarten des süssen Wasser, die auch im Seewasser angetroffen sind. — p. 649 Thomas, Mémoire pour servir à l'histoire des Sangsues. Paris 1806. — p. 1401 L. Jurine, Nouvelle méthode de classer les Hymenoptères et les Diptères. 1807.

1809. p. 48 Duméril, Mémoire sur la division des Reptiles Batraciens. — p. 480 Max Spinola, Insectorum Liguriae species novae aut rariores. T. II fasc. 2, 3, 4. — p. 962 Denys de Montfort, Conchyologie systématique. Paris 1808. — p. 1574 Palisot de Beauvais, Insectes recueillis en Afrique et en Amérique. — p. 1897 Gravenhorst berichtet der Societät über Zugänge zum akademischen Museum.

1810. p. 265 Lamarck, Philosophie zoologique. — p. 847 Denys de Montfort, Conchyologie systématique.

28) Der mir nur aus den Acten der göttinger philosophischen Facultät bekannte Druck lautet:

Dissertatio
sistens specimen disquisitionis opinionum
de
generatione cryptogamorum
animalium et vegetabilium
annexis thesibus VIII
quas
die VI Martii
pro facultate legendi
publice defendet
Joannes Ludovicus Christianus Gravenhorst
Philosophiae doctor atque liberalium artium
Magister, Societatis physicae gottingensis sodalis

Göttingae
typis Henrici Dietrich
1805.

Theses

I

Generatio spontanea haud statuenda est.

II

Theoria ortus fungorum, quam dedit Medicus, cum theoria generationis spontaneae congruens quidem est, sed nondum pro norma corporum recipienda.

III

Creatio, quae speciebus organicorum hodiernis existentiam dedit, multo est recentior creatione in bibliis sacris narrata.

IV

Omnia vegetabilia per semina propagantur.

V

Semina vera Fungoideorum Mucedinosorum Confervorum Tremellarum et similium nondum demonstrata sunt.

VI

Corpora illa naturalia sub nr. V recensita haud vegetabilia sunt.

VII

Generatio per partum in regno animali via est propagationis et multiplicationis.

VIII

Multa corpora naturalia, quae hactenus vel regno animali adnumerata sunt, ut polypi et Coralloidea, vel regno vegetabili, ut Fungoidea Tremmellae Confervae etc. regnum intermedium inter animalia et vegetabilia condere videntur.

29) Biographie und Schriftenverzeichnis Okens:

Alexander Ecker, Lorenz Oken. Eine biographische Skizze. Stuttgart 1880. — Einen Abriss von Okens philosophischem System giebt J. V. Carus (Geschichte der Zoologie 1872, p. 579).

Zu den Göttingischen gelehrten Anzeigen hat Oken geliefert: 1806. Bd. I, p. 169: Selbstanzeige: Die Zeugung. — p. 1017. Mémoire de l'Acad. d. sc. de Turin (Anatomie). — Bd. II, p. 1233, 1275, 1321. Cuvier, Leçons d'anatomie comparée. — p. 1401. Selbstanzeige: Abriss des Systems der Biologie. — 1808. Selbstanzeigen: Bd. II, p. 1445 Oken und Kieser, Beiträge zur vergl. Anatomie. — p. 1727: Ueber die Bedeutung der Schädelknochen.

30) Schelling war seit 1803 mit der vielumfreiten Caroline, der Tochter d. göttinger Orientalisten Michaelis verheirathet. In ihren Briefen wird Oken mehr- male freundlich erwähnt. Ich ziehe hier an: „Grüssen Sie Oken von uns; es f mich, dass er an ihnen Freunde gefunden hat, die er in den Winterabenden mit sei Laternchen in der Hand aufsuchen kann, wie er zu uns in Würzburg manch li Mal ins Zimmer getreten ist. (Brief an Frau J. Frommann in Jena. München (N 1808, G. Waitz. Caroline. Bd. II, 1871, p. 357) und „Wenn Du wieder einmal n Jena kommst, so fasse ins Auge einen kleinen jungen Mann und alten Gelehrten, d Prof. Oken heisst; Du triffst ihn wohl auch in Weimar, wenigstens für den 28. war er dorthin beschieden, wohl gar um Licht und Wärme vorzustellen, worüb neulich geschrieben. Er war schon in Würzburg sehr viel bei uns, und ich h mich oft an der Naivetät erfreut, mit der er sich und eine Menge wunderlicher gu guter Gedanken an das Licht zu stellen pflegte (Brief an Pauline Gotter, Münc 1. März 1809 — ebend. p. 361). — Andererseits mochte Caroline auf ihre Vaters Göttingen nicht gut zu sprechen sein, da das Universitäts-Curatorium ihr wegen Beziehungen zu Forster in Mainz wiederholt 1794 und 1800 den Aufenthalt in G tingen nicht gestatten wollte. (Caroline I, p. 150, II, 1.) Zudem scheint sie aus herem Verkehr mit Blumenbach sich mit Hoffnungen getragen zu haben, die n in Erfüllung gingen (Caroline I, p. 301, p. 27, p. 331); und Blumenbach hatte mit Caroline befreundeten Meiners 1790 nicht eben sanft öffentlich abgewies (Beiträge z. Naturgesch. I 1790, p. 62. In der 2. Auflage des Buches fehlt d Stück.) — Okens Grundsatz: „dem Freunde Freund, dem Feinde Feind, und nur Gleichgültigen Unparteilichkeit" würde dann Blumenbach gegenüber zur Anwen gekommen sein.

31) Ecker, Oken. S. 196.

32) Ebend. S. 780.

33) Ebend. S. 55.

34) Ecker a. a. O. 189, 190.

35) Gött. gelehrte Anz. 1805. II, S 781.

36) Ebend. 1806. II, S. 473.

37) Ebend. 1806. I, S. 612.

38) Ebend. 1807. II, S. 161.

39) Kieser, der 1779 in Lüneburg geboren war, begann sein Studium in W burg, wo er von Ignaz Döllinger beeinflusst sein mag, und von Schelling dessen Hause er verkehrte, wie aus den Briefen der Caroline hervorgeht; stud dann 1801—1804 in Göttingen Medicin und war von 1806—1810 Arzt in dem G tingen benachbarten Nordheim, das damals als Badeort ein gewisses Ansehen h Vermuthlich haben Beziehungen zu Würzburg und zu Schelling ihn mit Oke Verbindung und zu der gemeinsamen Arbeit gebracht. Dieser verdankt Kieser wohl, dass er 1809 Correspondent der göttinger Societät und 1812 als Profes nach Jena berufen wurde. Dort ist er, ohne die zoologische Wissenschaft gefördert zu haben, aber bekannt durch seine mit Oken und Fries erlassene E ladung zum Wartburgfest, 1862 als Präsident der Leopoldo-Carolina gestorben. — E Biographie von ihm gab C. G. Carus. Leopoldina. H. IV, Juli 1863, p. 33.

40) Ecker a. a. O. S. 196.

41) Tredern, Ludw. Seb. Ovi avium historiae et incubationis prodr Diss. inaug., Jenae 1808, 4°.

42) Göthes Werke Bd. 36, p. 271.

43) Götting. gelehrte Anzeigen 1810. Bd. II, p. 1681.

44) Pütter, III, 249.

45) Götting. gelehrte Anzeigen 1806. Bd. II, p. 262. J. Fr. Niemann, Tasc buch für Thierärzte.

46) Seine Schriften bei Callisen, Medicin. Schriftstellerlexicon.

47) Blumenbachs erste Beurtheilung einer Schrift ist nach Marx (a. a. O. p. 27) in Walchs philologischer Bibliothek Bd. II (Göttingen 1773), p. 533 enthalten und betrifft eine Ausgabe von Franz von Ξενοκράτους περὶ τῆς ἀπὸ ἐνύδρων τροφῆς. Die Schrift handelt von essbaren Fischen und Seethieren und Blumenbach berichtigt, nach Mittheilungen über Xenocrates und dessen Werke, die Deutung, die der edirende Philologe einzelnen Fischnamen gegeben hatte, insbesondere die irrige Übersetzung von χρύσοφρυς als Forelle. Kein griechischer Schriftsteller habe der wahren Forelle gedacht.

Seine erste Anzeige in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen steht in deren Jahrgange 1779 und behandelt sein Handbuch der Naturgeschichte. Die erste Mittheilung Blumenbachs an die Societät der Wissenschaft, die von Kaestner im Wortlaut vorgelegt wurde, betraf einen Versuch über gefrorenes Quecksilber. Göttingische Anzeigen, 29. Januar 1774. 13. Stück, p. 105, 106. Im gleichen Jahre legte Kaestner Blumenbachs Beobachtungen über die Bandwürmer vor. Davon heisst es: „Einige dieser Erfahrungen hat er Herrn Professor Büttner zu danken" (Göttingische Anzeigen, 24. December 1774. 154. Stück, p. 1313, 1314). Ich finde diese Arbeit Blumenbachs nicht weiter erwähnt; vielleicht steht sie im Zusammenhang mit der von Büttner erwähnten, mir unbekannten Schrift: über Ketten- und Bandwürmer. — Die Abzeichnung eines neuen Federbuschpolypen, die Blumenbach durch Kaestner vorlegen liess (Gött. Anzeig., 1. October 1774. 118. Stück, p. 1009), fällt mit der Beschreibung des jetzt aus der göttinger Fauna verschwundenen Thieres im Göttingischen Magazin 1780 zusammen. Dagegen ist mir nicht von anderem Orte her bekannt der am 9. December 1775 vorgelegte Versuch Blumenbachs natürlicher Ordnungen der Säugethiere, „bey deren Bestimmungen nicht auf einzelne wenige, sondern auf alle äusseren Merkmale zugleich, auf den ganzen habitus der Thiere gesehen wird". Götting. Anzeigen, 9. December 1775. 147. Stück, p. 1257. — Blumenbachs Schrift De generis humani varietate ist von Murray besprochen. Götting. Anzeigen, 8. Aug. 1776. 95. Stück, p. 809. — Die erste Anzeige, die Blumenbach als Mitglied der Societät 1784 lieferte, betraf Merrems Beiträge zur besonderen Geschichte der Vögel (Gött. Anz., 24. Mai 1784. 84. Stück, p. 841). — Die voraufgehenden Lieferungen hatte Gmelin angezeigt (Götting. Anzeig. 1783. 137. Stück, 203. Stück).

Von 1779 bis 1830 hat Blumenbach jährlich Beiträge zu den Göttingischen gelehrten Anzeigen geliefert; ihre Zahl beläuft sich auf 391 Stück. Die höchste Zahl in einem Jahre (1786) ist 20. — Diese Angaben stützen sich auf ein im Archiv der Gesellschaft der Wissenschaften bewahrtes Exemplar der Anzeigen, in dem die Verfasser der sonst anonym erschienenen Mittheilungen handschriftlich eingetragen sind und auf die Angaben, die Wüstenfeld (Nachricht. v. d. K. Ges. d. W. und d. G. A. Univ. 1887, Beilage) über die Verfasser von Anzeigen aus den Jahren 1801—1830 gemacht hat. Über Blumenbachs Anzeigen nach 1830 kann ich zuverlässige Angaben nicht machen.

48) Eduard v. Siebold, Geburtshülfliche Briefe. Braunschweig 1862, p. 34.

49) Nach der auf der K. Universitäts-Bibtiothek vorhandenen Zusammenstellung sind hier folgende Schriften zu nennen:

Verzeichnis derer, welche Jo. Fr. Blumenbachs fünfzigjähriges Doctorjubiläum zu feiern sich vereinigt haben. Berlin, 19. September 1825.

Joanni Fr. Blumenbach . . . . diem secularem Physiophili Germanici laete gra-ulantur. Inest index numismatum in virorum de rebus medicis vel physicis meri-orum memoriam percussorum. Berolini 1825 (Rudolphi).

Joann. Fr. Blumenbach S. P. D. Rector et Senatus Academiae Rhenanae Bonnae ept. 19. 1825 (scripsit Aug. Wilh. Schlegel.)

Jo. Fr. Blumenbachio gratulatur ordo medicorum Vratislaviensium interprete oanne Ev. Purkinje. Subjectae sunt symbolae ad ovi avium historiam ante incuba-onem, cum duobus lithographis. Vratislaviae 1825.

Jo. Fr. Blumenbach . . . gratulatur academia Regiomontana interprete Car. Fr. Burdach. Regiomontani. 1825.

Epistola de Balaenopteris quibusdam ventre sulcato distinctis, quam Joh. Fr. Blumenbachio gratulantes scripserunt C. F. Rosenthal, C. F. Hornschuch. Gryph. 1825.

Stimme aus der Ferne. Dem Herrn Joh. Frd. Blumenbach . . . von Dr. A. C. mens. Frankfurt (M.) 1825.

De animalium quorundam per hyemem dormientium vasis cephalicis et interna. Epistola qua Jo. Frd. Blumenbach semisaecularem lauream jussu et nom. acad. caes. Leopoldinae Carolinae Naturae Curios. gratulatur Adolph Guil. O. (Bonnae 1825).

Jo. Frd. Blumenbachio decem lustra post gradum doctoris medicinae capt. feliciter peracta celebranti gratulatur Jo. Frd. Meckelus. Lipsiae 1825.

Jo. Frd. Blumenbach jubilaeum semiseculare Doctoris Med. celebranti gr. latur Aug. Frd. Ayrer. Götting. 1825.

De uteri in afformandis molis vi formatrici Dissertatio qua anniversario q. quagesimo quo Blumenbachius doctoris Med. Titulo ornatus est gratulatur Dav. Mansfeld. Brunsvigae 1825.

Erinnerungen an Blumenbachs Verdienste um die Geologie, bey der fünf. jährigen Jubelfeyer seines Lehramtes am 24. Februar 1826 von K. E. A. v. H. Gotha (1826).

Herrn J. Fr. Blumenbach bei der funfzigjährigen Jubelfeier seines Lehram. von Verehrern, Freunden, Schülern seiner Vaterstadt Gotha den 24. Februar 1. (Verf. Frd. Jacobs).

Semisaecularia Jo. Frd. Blumenbach gratulantur Gothani Georgiae Aug. alumni. Göttingen 1826 (Auct. Aemilius Teubner).

Den preiswürdigen Jubelgreisen Blumenbach, Stromeyer, Eichhorn bei der Ju. feier ihres 50jährigen öffentlichen Lehramtes 26. Februar 1826 Georgias Zöglinge

50) Dr. August Murray, geb. 4. Januar 1797 zu Nordheim, gehörte einer der Gelehrtengeschichte Göttingens wohlbekannten Familie an. Sein Vater, der nach Göttingen übersiedelte und als Bergcommissar Pachter der Universitätsapoth. wurde, war der Sohn des Historikers Joh. Philipp Murrays, und der Neffe des tanikers Joh. Andreas Murrays, des Correspondenten Linnes, der nach ihm Käfer Cassida murraea benannt.

August Murray bezog 1812 die Universität Göttingen, trat 1813 als Freiw. (Cadetsergeant) in das Lauenburger Feldbataillon ein, wurde bald Lieutenant im taillon Münden und machte als solcher die Schlacht bei Waterloo mit. 1818 er seinen Abschied vom Militär, studirte in Göttingen und promovirte hier am 14. tember 1819 als Dr. Med. Dann ging er nach Wien, bereiste von da mit dem En. logen Kollar Ungarn. 1820 liess er sich in Göttingen, vorübergehend auf kurze in Ollershausen als Arzt nieder, und wurde 31. Januar 1827 Assistent an der gischen und ethnographischen Sammlung des akademischen Museums in Götti. 1828 siedelte er als Arzt nach Herzberg über, wo er heirathete, kehrte aber nach Tode seiner Frau 1832 wieder nach Göttingen zurück. Hier ist er dann dauern. blieben, und lehnte selbst einen vortheilhaften Ruf als Physikus in die Stadt C. burg ab. Auf seinen dringenden Wunsch wurde er 1843 wiederum als Assisten akademischen Museum beschäftigt; als solcher 1844 angenommen und 1861 mit Titel Inspector angestellt. Er starb am 13. August 1865. Literarisch ist er hervorgetreten.

51) Gustav Herbst Das Lymphgefässsystem und seine Verrichtung. Göttingen 1844.

52) Götting. Nachricht. 1856. p. 260—264. ebend. 1852. p. 183—204.

53) Götting. gelehrte Anzeigen 1848 No. 163—164. — Die Paccinischen Körperchen und ihre Bedeutung. Göttingen. 1848 — Gött. Nachricht. 1851. No. 12.

54) Zeitschrift f. wiss. Zool. Bd. 36. p. 471.

55) K. Jordan Zoolog. Jahrbücher. Supplement I Jena 1886.

56) Amtlicher Bericht über die zu Kiel 1846 abgehaltene Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. 1847. p. 155 — Fragmentarische Notizen und Abbildungen zur Helminthologie und Parasitenlehre. Illustr. medicin. Zeitung. München Bd. III p. 299 — Vergl. auch: Mittheilungen über einige Parasiten des Menschen. Tageb. d. Naturf. Vers. Göttingen 1854 p. 100. Krämer beschreibt hier auch den Pulex penetrans.— Wer ist d. Entdecker d. Krätzmilbenmännchens? Archiv f. path Anat. u. Phys. 55. Bd. 1872. p. 330.

57) Beitrag zur Kenntniss des Leptus autumnalis. Archiv f. patholog. Anatomie u. Physiologie 55. Bd. 1872. p. 354. — Krämers sonstige Arbeiten hat Husemann in Hirsch's biographischem Lexicon Bd. 3. 1886. p. 539. aufgeführt.

58) A. Fr. Schlotthauber Beitrag zur Diagnostik d. einheimischen Froscharten. Arch. f. Naturgesch. Jhrg. 10. Bd. I. 1844. — Beiträge zur Helminthologie Amtl. Bericht. 31. Versamml. deutsch. Naturf. u. Aerzte zu Göttingen 1854. Gött. 1860. p. 121 bis 133. — Die deutschen Seerosen (Nymphaeen) ihre Vermehrung, Cultur u. Keimung. Hamburger Garten- und Blumenzeitung. (1865.)

59) Pütter. IV. 436. Einzelheiten aus den Acten der medicinischen Facultät und des Universitäts-Curatorium.

60) Verzeichniss der Schriften Bertholds.

1823. Diss. inaug. Gött. de cauterio actuali seu de igne ut medicamento. Göttingen. 1823.

1824. Einige Notizen aus der Anatomie und Physiologie des Spechtes. Isis 1824 p. 555—8.

1825. Ueber die Schilddrüse des grünen Papageys. Frorieps Notizen Bd. 11, No. 228, 1825. p. 120—121. — Einleitung in die Zergliederung des Hasens und des Kaninchens. Isis. 1825, p. 220—230. 446—477. 601—613. — Ueber die Kopfknochen der Nagethiere. Isis. 1825, p. 907—920. 983—1003. Férussac. Bull. sc. nat. T. 7. 1826. p. 240 1. — Ueber das Wesen der Wasserscheu und eine darauf zu gründende rationelle Behandlung der schon ausgebrochenen Krankheit. Göttingen 1825. — Mémoire sur la rage. Journ. complementaire du dictionnaire des sciences méd. Tom. 22. 1825. p. 26.

1826. Erster Abriss der menschlichen und thierischen Physiologie. Göttingen. 1826. — Ueber die Bedeutung der Bauchmuskeln. Isis. 1826. p. 416—8.

1827. Ueber den Gebrauch des Salzes in der Schafzucht. Hannoversches Magazin. — Etwas zur Naturgeschichte des gemeinen Igels und über dessen Urachus. Isis 1827. p. 168—172. — Férussac. Bull. Sc. nat. T. 15 1828 p. 296—298. — Ueber die Bedeutung und den Nutzen der Luftröhrenringe. Isis 1827 p. 761—766. — Latreille Natürliche Familien des Thierreiches. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen und Zusätzen. Von A. A. Berthold. Weimar 1827.

1828. Der fliegende Sommer. Hannoversches Magazin. H. 77 u. 78. — Payraudeau. Neue Arten von Conchiferen und Mollusken aus Corsica — mitgetheilt von A. A. Berthold. Isis. 1828 p. 287—296. — Sur l'emploi du mercure dans l'hydrophobie. Archives générales de médecine. tome XVII 1828. p. 478.

1829. Ueber die Bildung und den Nutzen der Chalazen im Vogelei. Isis. 1829. — Ueber den Fabricischen Beutel der Vögel. Nova Acta Leop. Carol. natur. curios. XIV. P. 2. p. 903—918. — Lehrbuch der Physiologie des Menschen und der Thiere. Göttingen 1829 — 2. Aufl. 1837; 3. Aufl. 1848.

1830. Nachricht von Menschenknochen, welche sich auf dem kleinen Hagen (ehemals mit der kaiserlichen Pfalz Grona), eine halbe Stunde von Göttingen, in ziemlich grosser Quantität auf einer kleinen Feldstrecke zerstreut umher finden. Hannoversches Magazin 1830. H. 54. — Einige Bemerkungen über die Schädelknochen und deren Nähte. Isis. 1830. p. 196—201. — Ueber die Formveränderungen, welche der Schädel der Lutra vulgaris nach der Geburt erleidet. Isis. 1830. p. 570—73. Férussac. Bull. Sc. nat. T. 23. 1830. p. 264—5. — Beiträge zur Anatomie des Apus cancriformis. Isis. 1830 p. 685—94. Férussac Bull. sc. nat. T. 24. 1831. p. 97—8. — Das Aufrechterscheinen der Gesichtsobjecte trotz des umgekehrt stehenden Bildes derselben auf der Netzhaut des Auges. Göttingen 1830. 2. Aufl. 1834. — Fall einer Vergiftung durch Kohlendampf. Henkes Zeitschrift f. Staatsarzneikunde 1830. H. 1. No. 4. — Ueber die Bildung und Regeneration der Eyerschalenhaut. Okens Isis. 1830 Bd. 23 H. 5. — Ueber den Austritt des Eyes aus dem Eyerstock des Hundes, ebd. 1830 Bd. 23. H. 5. — Woher kommt es, dass das Verdursten bei weitem qualvoller ist, als das Verhungern. Hohnbaums und Jahns medicinisches Conversationsblatt Jhrg. 1830. No. 5. — Bemerkungen über das Wesen der Lienterie. ebd. 1830 No. 5. F. d. l. B. Sylvius, Friedr. Hoffmann und Broussais ebd. 1830, No. 9. — Aus welchem Grunde erkennen wir einen in irgend einer Richtung vor unserem Auge her sich bewegenden Körper als sehr deutlich sich bewegend etc. ebd. 1830, No. 18. — Notizen über Pariser Aerzte und französische Heilkunde, ebd. 1830, No. 26. — Noch ein Wort zur Geschichte der Civialischen Methode, den Stein in der Harnröhre zu zertrümmern, ebd. 1830, No. 28. — Ein Wort über Farbenveränderungen der Haut nach der Anwendung von Blasenpflastern, ebd. 1830, No. 32. — Einiges über das Leben der Augenlider, ebd. 1830, No. 38.

1831. Beiträge zur Anatomie, Zootomie und Physiologie. Mit 9 Taf. Göttingen 1831. gr. 8°. — Ueber die Ende Novembers 1830 zu Göttingen zu sehen gewesene, mit Cerostrosis behaftete ... Franz Sinekrone. Hohenbaums und Jahns Conversationsblatt 1831, No. 3. 4. — Der Kaffee, als Gegenmittel gegen Antimonialvergiftungen, ebend. 1831, No. 20. 21. — Etwas über das Wesen und die Behandlung der Cholera morbus, ebd. 1831, No. 25. Nachtrag dazu No. 40. — Die Kämpf'sche Klystiermethode gegen Gallensteine, ebd. 1831. No. 27. — Merkwürdiger Fall einer Täuschung des Gemeingefühls ebd. 1831. No. 31.

1832. Einige Nachrichten über das häufige Erkranken und Sterben kleiner Hausthiere in verschiedenen Jahren. Hannoversches Magazin 1832 Stück 91. — Darstellung sämmtlicher Säugethierarten nach ihren Gattungen. Abgebildet von H. M. Grape Lief. 1. Die Gattung Katze. M. 12 Taf. Göttingen 1832.

1833. De gravitate halitus (Gratulationsschreiben zu Hufelands Jubiläum) 1833 4°. — Anatomische Untersuchungen des Auges der Fischotter, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Corpus vitreum. Ammon's Zeitschrift f. Ophthalmologie Bd. 4. H. 25. 1833, p. 464. 1834 (26. II. 1835.)

1834. Bunsen und Berthold, Das Eisenoxydhydrat ein Gegengift der arsenigen Säure. Götting. 1834, 2. Aufl. 1836. — Ueber den Mechanismus des Wiederkäuens. Sprengels land- und forstwirthschaftl. Zeitschrift 1834, Bd. 2. H. 2. — Nachtrag zur Lehre vom Hirschgeweih. Isis. 1834. p. 532—3. — Ueber das Blutbrechen (Haematemesis spuria) bei neugeborenen Kindern. Casper's Wochenschrift f. d. ges. Heilkunde 1834, No. 18. — Die Krätze der Katzen theilt sich durch Ansteckung dem Menschen mit, ebd. 1834, No. 21. — Ueber die cynanche thyreoidea — Wirkung der Granatwurzelrinde — Pulvis cubebarum u. Balsamum copaivae gegen Tripper, ebd. 1834, No. 21.

1835. Neue Versuche über die Temperatur der kaltblütigen Thiere. Göttingen 1835. gr. 8°. — Ueber das Nervenhalsband einiger Mollusken. Müllers Archiv 1835, p. 378—90 (mit Bunsen) Berichtigung. Caspers Wochenschrift f. d. ges. Heilkunde 1835, No. 46.

1836. Versuche über die Wärmeleitungsfähigkeit der Farben. Isis. H. 8, 1836. — Ueber die grössere Intensität des Schalles während der Nacht. Isis. 1836, H. 9 u. 10.

1837. Die Verkalkung als Heilbestreben der Natur zur Beseitigung der ausserhalb des Darmkanals im thierischen Organismus lebenden Protozoen. Göttinger gelehrte Anzeigen. 1837, H. 198. 199. — Einige Beobachtungen über den Winterschlaf der Thiere. Müllers Archiv 1837. p. 63—8. — Ueber die von Donné und Matteucci beob. electr. Strömungen am lebenden Körper. Holschers hannoversche Annalen f. die gesammte Heilkunde Bd. 2. H. 1. 1837. p. 126. — Ueber den Keuchhusten, ebd. Bd. 2. H. 4. 1837, p. 808.

1838. Versuche über die Hautaufsaugung. Müllers Archiv 1838, H. 2. — Ueber ein linsenförmiges Knöchelchen im Musculus stapedius mehrerer Säugethiere. Müllers Archiv 1838, p. 46—8. — Bemerkungen über die Transfusion des Blutes. Holschers hannoversche Annalen f. d. gesammte Heilkunde Bd. III. p. 705. 1838.

1839. Der gespaltene Unterkiefer, eine Hemmungsbildung, beobachtet an einem Kalbe. Nova Acta Leop. Carol. natur. cur. XIX P. 1. — Verhandlungen d. götting. Vereins f. Natur- u. Heilkunde. Holschers hannoversche Annalen f. d. gesammte Heilkunde Bd. IV. p. 80. 1839.

1840. Ueber die Haidschnucke. Isis 1840, p. 507—12. — Sur diverses espèces d'Amphibies. l'Institut. 1840, No. 352 p. 322—5.

1842. Ueber einen Schädel aus den Gräbern der alten Paläste von Mitla, im Staate von Oajaca. Mit 2 Taf. Nova acta Leop. Carol. nat. curios. XIX. 2. 1842, p. 441—454. — Ueber den Bau des Wasserkalbes (Gordius aquaticus) Abhandl. K. G. d. Wissensch. Göttingen 1842. — Ueber verschiedene neue oder seltene Amphibienarten. Abhandl. K. Ges. d. Wiss. Göttingen. Phys. Kl. Bd. 1. 1843, p. 47—72. — Ueber die Lagalopex des Martial. Isis 1842. p. 902—3.

1843. Der Kautschuck (Gummi elasticum) als blutstillendes Mittel. Holschers hannoversche Annalen f. d. gesammte Heilkunde. N. F. Jhrg. 3. 1843 p. 30.

1845. Lehrbuch der Zoologie. Göttingen. 1845 gr. 8°. — Ueber den Heerwurm. Göttinger Nachrichten 1845, p. 65—78, ebenda 1854, p. 1—5. l'Institut. XIII. 1845. No. 622. p. 422—3. — Neue Crustaceen aus China. Göttinger Nachrichten 1845, p. 44—48. — Einige Bemerkungen und Beobachtungen über das Arsenik als Gift und Arzneimittel. Holscher und Mühry. Hannoversche Annalen N. F. Jhrg. 5. 1845, p. 57.

1846. Mittheilungen über das zoologische Museum in Göttingen I. Verzeichnis der aufgestellten Reptilien. (Nachrichten von der G. A. Univers. u. d. K. Ges. d. Wiss. Göttingen. No. 8—10. 1846) — II. Verzeichnis d. aufgestellten Säugethiere (ebenda 1850. No. 10) — III. Verzeichnis der aufgestellten Vögel (ebend. 1855 No. 6). — Ueber die beiden vermeintlichen Nucifraga-Arten. Isis. 1846, p. 726—30. — Ueber Cinyxis Homeana Bell. Götting. Nachr. 1846, p. 17—19. — Drei neue Scorpion-Arten Neu-Granadas. Götting. Nachrichten 1846, p. 56—62. — Ueber verschiedene neue oder seltene Reptilien aus Neu-Granada und Crustaceen aus China. Mit 3 Taf.

1847. Triton ophriticus n. sp. l'Institut XV. 1847, No. 692, p. 118—9.

1849. Am 28. August des J. 100 nach d. Geburt Göthes in einem Kreise Göttingischer Verehrer und Verehrerinnen dieses Grossen Genius über seine Anatome comparata vorgetragen. Göttingen 1849. — Selbstanzeige G. g. A. 1849, p. 1481. — Transplantation der Hoden. Gött. Nachr. 1849, p. 1.

1850. Ueber den Aufenthalt lebender Amphibien im Menschen. Abhandl. K. Ges. d. Wiss. Göttingen. Phys. Cl. Bd. 4, 1850, p. 149—196. — Götting. Nachrichten 1849, p. 153—63. Müllers Archiv 1849, p. 430—8. — l'Institut XVIII. 1849. No. 832, p. 397—9. — Ueber Cynixis Homeana Bell. Mit 3 Taf. Nova Acta Leop. Carol. nat. cur. XXII. P. 2, p. 421—7. — Ueber einen fossilen Elennschädel mit monströsen Geweihen. Nova Acta Ac. Leop. Carol. Nat.-Cur. XXII. 2, 1850 p. 428—438. Mit

1 Taf. — Ueber das Backenzahnsystem des Narwals. Götting. Nachrichten 18 p. 161—9. — Müllers Archiv 1850, p. 386—91. — l'Institut XVIII. 1858, No. 8 p. 307—8.

1854. Die Gerbsäure nach ihrer Wirkung auf den Thierkörper. Götting. Nach 1854, p. 233. — Georg Chr. Raff, Naturgeschichte für Kinder. 15. Aufl. Bear beitet von A. A. Berthold. Göttingen 1854.

1855. Eintheilung der Säugethiere nach der Modalität des Säugens. Gö Nachr. 1855, p. 247.

1856. Classification des Mammifères d'après le mode de l'allaitement. l'Insti XXIV. 1856, No. 1158, p. 103—4. — Ueber den Beutellaubfrosch. Göttinger Na richt 1856, p. 130—6 — l'Institut XXIV 1856, No. 1180, p. 288—9. — Der Heerwur gebildet aus Larven der Thomas-Trauermücke. Abhandl. K. Ges. der Wiss. Götting Phys. Cl. Bd. 6, 1856, p. 39—88.

61) Curatorial-Acten.

62) Curatorial-Acten. Brief des Stadtchirurgus C. Frölich. Erlangen. 6. II. 18 — Curatorial-Acten. Bericht von v. Kielmansegge an Hoppenstedt. 16. Juni 18

63) Curatorial-Acten.

64) Biographisches: Nekrolog von Rudolph Wagner. (Von Wagner's ält Sohne Prof. Dr. Adolph Wagner.) Nachrichten K. Ges. d. Wiss. u. G. A. Univ. a Jahre 1864. pag. 375. — Einzelheiten aus den Acten der medicinischen Facultät des Universitäts-Curatorium. Auch persönliche Erinnerungen.

65) Schriftenverzeichnis:

1826. Die weltgeschichtliche Entwicklung der epidemischen und contag Krankheiten. (Diss.) Würzburg 1826.

1827. Ueber d. Knie- u. Ellenbogenscheibe. Heusingers Zeitschrift f. org Physik. Bd. I. 1827. p. 585—594. — Ueb. die vord. Extremität des neuholl. (suars. Heusingers Zeitschr. f. organ. Physik. I. 1827. p. 595—6. — Férussac. B Sc. nat. T. 15. 1828. pag. 152—3.

1828. Sur la rotule des extrémités postérieurs et antérieurs dans différen classes du règne animal. Férussac. Bull. Sc. nat. T. 15. 1828. p. 132—133.

1829. Beiträge zur Kenntniss d. Gattung Lebias Cuv. Isis. 1828. p. 1050—1 — Férussac. Bull. Sc. nat. T. 19. 1829. pag. 373—4. — Beiträge zur Kenntn Cephalopoden des Mittelmeeres. Heusingers Zeitschr. f. organ. Physik. Bd. 3. 1 p. 225—9. — Férussac. Bull. Sc. nat. T. 19. 1829. p. 387—9. — Beiträge zur schichte der fossilen Thiere. Isis. 1829. p. 1132—1141.

1830. Observations sur les moeurs de la Vipère commune. Férussac. Sc. nat. T. 21. 1830. p. 322—5.

1831. Naturgeschichte des Menschen. Handbuch der populären Anthropol 2. Thl. Kempten 1831. — Beiträge zur Geschichte der fossilen Thiere. Isis. p. 550—7. — Sur le genre Lagomys. Férussac. Bull. Sc. nat. T. 24. 1831. p. 7

1832. Ueber d. fossilen Insektenfresser, Nager und Vögel der Diluvia Abhandlg. math. phys. Cl. bayer. Akad. München. Bd. 1. 1832. p. 751—786. 2 Taf. — Bruchstücke aus der Entwickelung d. gemeinen Blutegels. Isis. p. 398—408. — Beobachtungen über d. Bau und die Entwicklung der Infus Isis. 1832. p. 383—398. — Edinb. new philos. Journ. Vol. 13. 1832. p. 245 — Auszug aus Stef. delle Chiaje, Memorie sulla storia e notomia. Isis. p. 541—559. — Strauss, Ueber den Blutkreislaufapparat d. Maikäfers. Mitg von R. Wagner. Isis. 1832. p. 331—4. — Beobachtungen über d. Kreislauf Rückengefäss bei d. Insekten. Isis. 1832. p. 320—1. 778—83. — Ueber d. C system d. Blutegels. Isis. 1832. p. 635—47.

1833. Beiträge zur vergleichenden Physiologie. H. 1. 2. Leipzig 1833. Ueber e. neue im adriatischen Meere gefundene Art von nackten Armpolypen

1833. p. 256—60. — Ueber das Farbenspiel, den Bau der Chromophoren und das Athmen d. Cephalopoden. Isis. 1833. p. 159—161. — Neue Beobachtungen über Blut u. Lymphkörnchen bei verschiedenen Thieren. Isis. 1833. p. 1011—14. — Zur Kenntnis der numerischen Verhältnisse der Thiere. Isis. 1833. p. 162—8. — The numerical relations of animals. Edinb. new philos. Journ. Vol. 15. 1833. p. 221—7.

1834. Partium elementarium organorum quae sunt in homine atque animalibus mensurae micrometricae. 4 maj. Lipsiae. — Lehrbuch d. vergleich. Anatomie. 1. Abth. Leipzig. — Ueber d. Zeugungsorgane d. Cirripeden und ihre Stellung im System. Müllers Archiv. 1834. p. 467—80. — Annales Sc. natur. 2. Sér. Zool. T. 4. 1835. p. 176—9. — Zur Anatomie v. Nereis. Isis. 1834. p. 132—3.

1835. Entdeckung männl. Geschlechtsth. bei den Actinien. Archiv f. Naturg. Jhrg. 1. 1835. Bd. 2. p. 215—19. — Ueber die Geschlechtswerkzeuge d. Blutegel und über merkwürdige Eigenschaften ihrer Samenthiere. Müllers Archiv. 1835. p. 220—3. — Ueber Blutkörp. bei Regenwürmern. Einige Bemerkungen über den Bau der zusammengesetzten Augen d. Insecten. Archiv f. Naturgesch. I. 1835. p. 372—3. — London and Edinb. Philos. Mag. New S. Vol. 8. 1836. p. 202—4. — Ueber die Anwendung histologischer Charaktere auf die zoologische Systematik. Müllers Archiv. 1835. p. 314—20. — Observations anatomiques sur divers Mollusques. Institut III. No. 114. 1835. p. 232. — Bemerkungen über die Geschlechtstheile der Schnecken. Archiv f. Naturgeschichte. Jhrg. 1. 1835. Bd. 1. p. 368—71. — Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. 2. Abtheil. Leipzig. — Vorläufige Mittheilung aus einer Reihe von Untersuchungen über d. Zeugung. Frorieps Notizen. Bd. 46. No. 994. 1835. p. 49—54. — Einige Bemerkungen und Fragen über das Keimbläschen. Müllers Archiv f. Anatomie. 1835. p. 373—384. — Beiträge zu C. F. Burdach, Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bd. 5. 1835.

1836. Prodromus historiae generationis hominis atque animalium. Fol. Lipsiae. — Vergleichend-anatomische Bemerkungen. Müllers Archiv f. Anatomie. 1836. p. 60—65.

1837. Notes on Proteus anguineus. Proceed. Zool. Society of London. Vol. V. 1837. p. 107—8. — Fragmente zur Physiologie d. Zeugung, vorzüglich zur mikroskop. Analyse des Spermas. Abhandl. math. phys. Cl. d. K. bayer. Akad. d. Wiss. Bd. 2. 1837. p. 381—416. Mit 3 Taf. — Beiträge zur Gesch. d. Zeugung und Entwicklung. Abhandl. math. phys. Cl. d. K. bayer. Akad. d. Wiss. Bd. 2. 1837. p. 511—596. — Recherches sur la génération. Ann. Sc. nat. 2. Ser. Zool. T. VIII. 1837. p. 282 — 291. — Beiträge zur Anatomie der Vögel. Abhandl. d. math. phys. Cl. d. K. bayer. Akad. d. Wiss. Bd. 2. 1837. p. 271—308. Mit 1 Taf.

1838. Beiträge zur vergl. Physiologie. H. 2. Leipzig.

1839. Jcones physiologicae. Leipzig. — Lehrbuch der Physiologie. Leipzig. — Ueber männl. Medusen und Nachweisung doppelter Geschlechtsverhältnisse durch das ganze Thierreich. Frorieps Neue Notizen. Bd. 12, No. 249. — Ueber die Spermatozoen. Arch. f. Naturgesch. Jhrg. 5. 1839. Bd. 1. p. 41—46. — Beiträge zur Petrefactenkunde unter Mitwirkung d. H. Herm. v. Meyer und Rud. Wagner, herausgegeben von Georg Graf zu Münster. Bayreuth. — Observations on the generative system of some of the lower animals. Proceed. Zool. Soc. Lond. VII. 1839. Vorgelegt von R. Owen.

1840. (J. C. Prichard), Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der 3. Auflage d. englischen Originals, mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von R. Wagner und F. Will. Leipzig. 1840—2. 1845. — Denkwürdigkeiten aus d. Leben Humphry Davy's.

1841. Traité de Physiologie. Trad. de l'Allem. par A. Habels. Bruxelles. — Ueber den Bau der Pelagia noctiluca und die Organisation der Medusen. Fol. Leipzig. 1841. — Icones zootomicae. Leipzig. 1841. — „Fauna d. Berberei" in Moritz

Wagner, Reisen in der Regentschaft Algier. Leipzig. 1841. Bd. 3. — Ueber muth-massliche Nesselorgane d. Medusen und das Vorkommen eigenthümlicher Gebilde bei wirbellosen Thieren, welche eine neue Classe von Bewegungsorganen zu constituiren scheinen. Archiv f. Naturg. 1841. Bd. 1. Uebers. Institut. X. 1842. Edinb. new philos. Journ. Vol. 32. 1842. — Bericht üb. d. im Jahre 18.. u. 1840 erschienenen Arbeiten, welche die Klassen der Medusen, Polypen und Infusorien betreffen. Archiv. f. Naturgesch. 1841. Bd. 2. — Ueber die merkwürdige Bewegung der Farbenzellen d. Cephalopoden. Archiv f. Naturgesch. Jhrg. 7. Bd. I. 1841. p. 35—38. — Elements of Physiologie. Translated from the German by Rob. Willis. London.

1842. Handwörterbuch d. Physiologie. Braunschweig. 1842—1853.

1843. Kürschner, Grundriss d. allgemeinen Physiologie. Nach dem Tode des Verfassers und mit einem Vorworte ausgegeben von R. Wagner. Eisenach. — Lehrbuch der Zootomie. 1. Theil. Leipzig.

1844. Lehrbuch d. speciellen Physiologie. 2. Aufl. Leipzig. — Elements of the compar. anatomy of the vertebrat. animals. Ed. by Alfr. Tulk. London. — Sömmering's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen (Th. v. Sömmering, Vom Bau des menschl. Körpers. Neue Ausgabe 1844.).

1846. (Observations on the generative system of the lower animals, Proceed. Zool. Soc. London. VII. 1839) Isis. 1846.

1847. Neue Unters. über d. Elemente der Nervensubstanz. Göttinger Nachrichten. 1847. p. 17—20. — Fortgesetzte Untersuchungen über die Verbreitung d. Nerven im elektr. Organe des Zitterrochens. Göttinger Nachrichten. 1847. p. 81— — Compt. rend. Acad. Sc. Paris. T. 24. 1847. p. 856—7. — Institut. XV. 1847. No. 698. p. 163. — Weitere Untersuch. üb. die Structur d. Ganglien. Götting. Nachrichten. 1847. p. 84—86. — Beobachtungen über d. feinere Structur des elektrisch. Organs. Götting. Nachr. 1847. p. 168. — Ueb. d. feineren Bau des elektrischen Organs im Zitterrochen. Abhdl. K. Ges. d. Wiss. Göttingen. 1847. Mit 1 T. — Lehrbuch d. Zootomie. — Neue Untersuch. über d. Bau und die Endigung d. Nerven und die Structur der Ganglien. Leipzig. 1847. Mit 1 Taf.

1848. Untersuchungen über Contractilität der Milz. Gött. Nachr. 1848. p. — Bericht über Nanzio, Intorno al concepimento ed alla figliatura di una mula (Napoli 1846). Göttinger Nachrichten. 1848. p. 169—74. — s. Prichard, Naturgesch. d. Menschengeschlechts. — R. Wagner und R. Leuckart, Article „Semen" Todds Cyclopaedy of Anatomy. Vol. 4. 1848. p. 472—508. — Fortsetzung seiner Untersuchungen üb. d. elektr. Fische. Götting. Nachrichten. 1848. p. 212—22. — Bericht über die mit Billroth und Meissner angestellten Beobachtungen am Zitterrochen. Götting. Nachrichten. 1848. p. 185—196.

1849. (E. Förster, Handbuch für Reisende in Italien. 4. Aufl.) Mit einem Wegweiser für Leidende von R. Wagner. — Selbstanzeige. Gött. gel. Anz. 1848. p. — Einige Bemerkungen zu A. Ecker, Einige Beobachtungen über die Entwickl. d. Nerven d. elektrischen Organs. Zeitschrift f. wiss. Zoologie. Bd. 1. H. 2. 18.. p. 255—6.

1850. Neurologische Untersuchungen. Nachricht. Gött. Ges. d. W. 18.. p. 41—56. 1853. p. 57—72. 1854. p. 89. 121. — Neue Versuche über d. Verhältn. d. Innervation zur Muskelirritabilität. Gött. Nachr. 1850. p. 209. — (Stannius, Das peripherische Nervensystem der Fische. Gött. gel. Anz. 1850. p. 552—5..

1851. Mittheilung einer einfachen Methode zu Versuchen üb. die Veränderungen thierischer Gewebe. Nachrichten K. G. d. Wiss. Göttingen. 1851. pag. 97—10.. Physiologische Briefe I—V. Allgemeine Zeitung. Augsburg. 1851. No. 264. 280. 281. 282.

1852. (und G. Meissner) Ueber das Vorhandensein bisher unbekannter ..

thümlicher Tastkörperchen (Corpuscula tactus) in den Gefühlswärzchen der menschlichen Haut. Götting. Nachr. 1852. p. 17. — Physiolog. Briefe VI—XXI. Allgemeine Zeitung. Augsburg. 1852. No. 20. 26. 35. 42. 50. 54. 58. 61. 75. 76. 85. 95. 117. 118. 131. 132. 156. 157. 166. 183 — Ueber Theilbarkeit der Seelen und materialistische Psychologie. Allgemeine Zeitung. Augsburg. 1852. No. 327. 328. — Zur Erinnerung an Alb. v. Haller. Erste Säcularfeier der K. Ges. d. Wiss. Göttingen. 1852.

1854. Menschenschöpfung u. Seelensubstanz. Göttingen. 1854. — Ueber Wissen u. Glauben mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen. Göttingen. 1854. — Ueber die Elementar-Organisation des Gehirns. Gött. Nachr. 1854. p. 25. — Erklärung über Eindringen d. Spermatoz. in d. Säugethier-Ei. Henle und Pfeuffer. Ztschr. f. rat. Med. N. F. Bd. 4. 1854. p. 404—406. — Neurologische Untersuchungen. Göttingen. 1854. Mit 2 Kupfertaf.

1856. Ueber eine neue Methode der Beobachtung des Kreislaufs bei warmblütigen Wirbelthieren. Gött. Nachr. 1856. p. 220. — Die anthropol. Samml. des physiologischen Instituts. Gött. Nachr. 1850. p. 233.

1857. Der Kampf um die Seele. 1857. 8°. Anzeige davon Gött. gel. Anz. 1857. p. 1033. — Anzeige von R. Leuckart, Die Blasenbandwürmer und ihre Entwicklung. Gött. gel. Anz. 1857. p. 1088.

1858. Zur Erinnerung an G. E. F. Hoppenstedt. Göttingen. 1858. Anzeige davon. Gött. gel. Anz. 1858. p. 721. — Kritische u. experimentelle Untersuchungen über die Functionen des Gehirns. 1. Reihe. Gött. Nachr. 1858. p. 249. 2. Reihe ebd. p. 297. 3. Reihe ebd. p. 321.

1859. Kritische u. experiment. Untersuch. über die Functionen des Gehirns. 4. Reihe. Gött. Nachr. 1859. p. 67. — Bericht über die Säcularfeier d. K. bayer. Akademie d. Wiss. in München. Gött. Nachr. 1859. p. 113. — Ueber eine Reklamation von Herrn Dr. L. Corvisart in Paris. Gött. Nachr. 1859. p. 81.

1860. Anzeige von K. E. v. Baer, Ueber Papuas und Alfuren. 1859. Götting. gel. Anz. 1860. II. p. 758. — Louis Agassiz's Prinzipien der Classifik. der organischen Körper. Göttingen. 1860. Abdruck der Anzeige von L. Agassiz An Essay on Classification. Götting. gel. Anzeigen. 1860. II. Stück 77—80. p. 761—800. — Kritische und experimentelle Untersuchungen über die Functionen des Gehirns. 5. Reihe. Gött. Nachr. 1860. p. 25. 6. Reihe ebd. p. 49. 7. Reihe ebd. p. 65. — Notiz über das Hirngewicht von Lord Byron. Gött. Nachr. 1860. p. 125. — Ueber d. relative Hirngewicht der Hemisphären d. grossen Gehirns zum kleinen und Hirnstamm mit besonderer Rücksicht auf geistige Begabung. Gött. Nachr. 1860. p. 176. — Vorstudien zu einer künftigen wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschl. Gehirns als Seelenorgan mit besonderer Rücksicht auf die Hirnbildung intelligenter Männer. Gött. Nachr. 1860. p. 189. — Bericht über d. physiolog. Institut. Gött. Nachr. 1860. p. 165. — Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns als Seelenorgan. 1. Abhandl. 1860. Göttingen. Anzeige davon. Gött. gel. Anz. 1860. p. 2001.

1861. Zoologisch-anthropologische Untersuchungen. I. Die Forschungen über Hirn- und Schädelbildung des Menschen in ihrer Anwendung auf einige Probleme der allgemeinen Natur- und Geschichtswissenschaft. Göttingen. 1861. — Anzeige davon. Gött. gel. Anz. 1861. p. 161. — Bericht über den Zuwachs zu den Sammlungen der anthropologisch-zootomischen Abtheilung des physiologischen Instituts durch W. Keferstein u. E. Ehlers. Gött. Nachr. 1861. p. 29. — Ueber einige merkwürdige Schädel der Blumenbach'schen Sammlung u. eine Methode, sich die Kenntniss der Hauptformen der Hirnbildung bei verschiedenen Rassen und Nationen mittelst innerer Schädelausgüsse zu verschaffen. Gött. Nachr. 1861. p. 114. — Achte Reihe seiner kritischen u. experimentellen Untersuchungen über die Hirnfunktionen mit besonderer Beziehung zur allgemeinen Zoologie u. Ethnologie. Gött. Nachr. 1861.

p. 129. — Ueber Steigerung der Vergrösserung auf photographischem Wege. Gött. Nachr. 1861. p. 165. — Ueber eine im September d. J. stattgehabte Zusammenkunft einiger Anthropologen zum Zwecke gemeinsamer Besprechungen. Gött. Nachr. 1861. p. 313. — Ueber den Zuwachs der anthropologischen Sammlung des Instituts seit dem letzten Berichte. Gött. Nachr. 1861. p. 322. — Vorstudien zu einer künftigen wissenschaftlichen Morphologie u. Physiologie des menschlichen Gehirns, als Seelenorgan, mit besonderer Rücksicht auf die Hirnbildung intelligenter Männer. Sie führt den Titel: Ueber die Hirnbildung d. Mikrocephalen mit besonderer Rücksicht auf den Bau des Gehirns normaler Menschen u. der Quadrumanen. Gött. Nachr. 1861. p. 393. — Wagner und v. Baer, Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen im September 1861 in Göttingen. Leipzig 1861. — Anzeige davon. Gött. gel. Anz. 1861. p. 161. — Anzeigen von: v. d. Hoeven, Catalogus craniorum. Gött. gel. Anz. 1861. p. 478. — A. v. Berlepsch, Die Biene und die Bienenzucht. ebd. p. 681. — Jan, Jconographie des ophidiens. ebd. p. 958. — v. Baer, Die Makrokephalen. ebd. p. 1101. — v. Baer, Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige. ebd. p. 1967.

1862. Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns als Seelenorgan. Abhandl. II. Göttingen. 1862. Anzeige davon. Gött. gel. Anz. 1862. p. 601. — Anzeige von Transactions of the ethnological Society of London. Gött. gel. Anz. 1862. p. 1646.

1863. Germania. Illustrirte Wochenschrift. Göttingen. 1863. Heft 1—9.

1864. Ueber einige Sendungen von Schädeln, die in der letzten Zeit an die anthropolog. Sammlung d. physiol. Instituts gemacht worden sind und über eine besondere Forderung, welche man an unsere Alterthums-Vereine und die Geologen stellen muss. Gött. Nachr. 1864. p. 87.

66) Wagner. Neurologische Untersuchungen. p. 127.

67) Curatorial-Acten.

68) Curatorial-Acten.

69) Nachrichten G. A. Universität und k. Ges. d. Wiss. 1860, No. 16, 28. Mai.

70) Die Universität Göttingen (aus den deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst abgedruckt). 2. Aufl., Leipzig 1842, p. 118.

71) Nachrichten Ges. d. Wissensch. 1865, p. 384.

72) Promemoria von v. Warnstedt, 26. Juli 1856 (Curator.-Acten).

73) A. L. Schrader aus Zorge hatte in Göttingen 1849 einen Facultätspreis erhalten für die Bearbeitung einer Preisaufgabe über die histologischen Vorgänge bei der Heilung verwundeter Ganglien und 1850 einen zweiten über die Bildung von Callus bei Knochenverletzungen, und dann am 5. December 1850 als Dr. med. promovirt. Literarisch ist er wohl nur mit einem Aufsatze „Über die Erzeugung des Diabetes" aufgetreten; der K. Societät d. Wissenschaft in Göttingen am 20. Februar 1852 vorgelegt, und in R. Wagner, Neurologische Untersuchungen, 1854, S. 232. Nach seinem Fortgange von Göttingen wurde er practischer Arzt.

74) Promemoria v. Warnstedts aus dem Jahre 1852 (Curatorial-Acten). Die hier erwähnten öffentlichen Blätter sind: Zeitung für Norddeutschland (Hannover) 1852. Nr. 727. 31. März; Nr. 730. 3. April. Nr. 741. 15. April. Nr. 768. 12. Mai — Hannoversches Volksblatt. 1. Mai 1852. Nr. 18. — Entgegnung von Wagner Hannoversche Zeitung 1852. Nr. 83. p. 594.

75) Promemoria v. Warnstedts, 26. Juli 1856 (Curator.-Acten).

76) Promemoria Wagners, 8. II. 1860 (Curator.-Act.).

77) Wagners Denkschrift vom 5. November 1855 (Curator.-Act.).

78) Ebenda p. 31.

79) Zoologisch-anthropologische Untersuchungen I, 1861, p. 38.

80) Ebenda p. 39.

81) Decret vom 26. März 1861.

82) Curatorial-Acte.

83) C. Bergmanns Schriften:

1838. Dissertatio inaug. med. de placenta foetalis resorptione. Göttingae 1838.

1839. Über die Bewegungen von Radius und Ulna am Vogelflügel. Müllers Archiv 1839, p. 296—300.

1841. Die Zerklüftung und Zellbildung im Froschdotter. Müllers Archiv 1841, p. 89. — Zur Vergleichung des Unterschenkels mit dem Vorderarm. Ebd. p. 201.

1842. Zur Verständigung über die Dotterzellbildung. Müllers Archiv 1842, p. 92.

1844. Kreislauf des Blutes. Handwörterbuch d. Physiologie Bd. II, p. 210.

1845. Über eine Function der Glottis. Müllers Archiv 1845, p. 296. — Nicht-chemischer Beitrag zur Kritik der Lehre vom Calor animalis. Ebd. p. 300.

1846. Lehrbuch der medicina forensis für Juristen. Braunschw. 1846. Anzeige davon Gött. gel. Anz. 1846, p. 738. — Über den Einfluss der Physiologie auf die gerichtliche Medicin. Handwörterbuch der Physiologie Bd. III, 2, 1846, p. 123.

1847. Bemerkungen über Dotterfurchungen. Müllers Archiv 1847, p. 337.

1848. Über die Verhältnisse der Wärmeökonomie der Thiere zu ihrer Grösse. Göttinger Studien 1847.

1850. Physiologische Bemerkungen über einige bekannte Eigenthümlichkeiten der Vögel. Müllers Archiv 1850, p. 365.

1851. Henke, Lehrbuch d. gerichtl. Medicin. 12. Aufl. mit Nachträgen von C. Bergmann.

1852. — und R. Leuckart, Anatomisch-physiologische Übersicht des Thierreiches. Stuttgart 1852.

1854. Zur Kenntnis des gelben Fleckes der Netzhaut. Henle und Pfeuffer, Zeitschr. f. rat. Medicin. N. F. Bd. V, 1854, p. 245.

1855. Anthropotomische und zootomische Notizen. Müllers Archiv 1855, p. 337.

1857. Notiz über einige Structurverhältnisse des Cerebellum und Rückenmarks. Henle und Pfeuffer, Zeitschr. f. rat. Medicin. N. F. Bd. VIII, 1857, p. 360.

1859. Zur Kenntnis des Tarsus der Wiederkäuer und paarzehigen Pachydermen. Rostock. M. 1 Taf.

1861. Untersuchungen an einem atrophischen Cerebellum. Henle und Pfeuffer, Zeitschr. f. rat. Medicin. 3 R. Bd. XI, 1861, p. 259.

1862. Ein Wort über die Zellenbildung in der Cicatricula des Vogeleies. Müllers Archiv 1862, p. 496. — Einiges über den Drüsenmagen der Vögel. Müllers Archiv 1862, p. 581. — Über dorso-lumbare und lumbo-sacrale Übergangswirbel. Henle und Pfeuffer, Zeitschr. f. rat. Medicin. 3 R. Bd. XIV, 1862, p. 349.

1865. Können die Zäpfchen der Fovea centralis retinae Seheinheiten sein? Henle und Pfeuffer, Zeitschr. f. rat. Med. 3 R. Bd. XXIII, 1865, p. 145.

84) Beiträge zur Kenntnis wirbelloser Thiere. p. 38.

85) Freys Schriften:

1845. Über die Entwicklung der Gehörwerkzeuge d. Mollusken. Archiv f. Naturgeschichte. Jahrg. 11, 1845, Bd. 1, p. 217—22. — Histoire du dévélopement du Sangsue. l'Institut. XIII, 1845, No. 589, p. 138—40. — Frey und Leuckart, Anatomie d. wirbellosen Thiere.

1846. Zur Entwicklungsgeschichte der Hirudo vulgaris. Frorieps Neue Notizen. Bd. 37, No. 807, 1846, p. 228—32. — De Mysidis flexuosae anatome commentatio. Göttingen 1846.

1847. H. Frey und R. Leuckart, Lehrbuch der Anatomie der wirbellosen Thiere. — H. Frey und R. Leuckart, Beiträge zur Kenntnis wirbelloser Thiere. Braunschweig 1847.

1848. Über die Bedeckung d. wirbellosen Thiere. Göttinger Studien 1848. —

Article „Suprarenal Capsules". Todds Cyclopaedy of Anatomy. Vol. IV, 1848. p. 827—41.

1852. Die Hartgebilde d. niedersten Thiere. (Aus: Das mikroskopische Institut von Engell u. Co.) Zürich 1852.

1853. Über die Grösse des Kleinen in der Natur. Zürich 1853. (Akademische Vorträge von Zürcherischen Docenten I.)

1855. Über die in der Schweiz beobachteten Arten des Genus Lithocolletis. Zell. Mittheilg. d. naturf. Ges. in Zürich. III, 9, 1855, p. 600—35.

1856. Die Aufgabe der Zoologie. Monatsschr. d. wiss. Vereins in Zürich 1. Jahrg., 2. Heft, p. 87—96. — Die Tineen und Pterophoren der Schweiz. Zürich 1856.

1857. Revision der Nepticulen. Linnaea entomologica Bd. 11, 1857, p. 351 bis 446. — C. G. Mühlig und H. Frey, Beiträge zur Naturgeschichte der Coleophoren. Vierteljahrsschrift d. naturforschend. Gesellschaft in Zürich. Bd. 2, 1857, p. 10—28.

1858. H. T. Stainton and Prof. Frey, The natural history of the Tineina. Vol. III, IV.

1859. Giesker und H. Frey, Helminthologischer Beitrag. Mittheilg. naturforsch. Ges. in Zürich. Bd. 2, H. 4, 1859, p. 89—95. — Das Tineen-Genus Elachista. Linnaea entomologica. Bd. 13, 1859, p. 172—314. — 1859—1876. Handbuch der Histologie und Histochemie des Menschen. 5. Auflage 1876.

1860. Das Elachist.-Geschlecht Laverna. Linnaea entomologica. Bd. 14, 1860, p. 180—205.

1861. Untersuchungen über d. Lymphdrüsen des Menschen und der Säugethiere. Leipzig. 1861.

1863. Untersuchungen über die Lymphgefässe des Darmkanals. Zeitschr. f. wiss. Zool. Bd. XII, XIII. — 1863—1886. Das Mikroskop und die mikroskopische Technik. Leipzig, 8. Auflage, 1886.

1865(—1872). Die schweizerischen Mikrolepidopteren. Mittheil. d. schweiz. entomol. Ges. Bd. 1, 1865, p. 329—352; Bd. 2, p. 136—146, p. 169—186, p. 286—303, p. 376 bis 380; Bd. 3, 1872, p. 28—43.

1871. Ein Beitrag z. Kenntniss der Microlepidopteren. Stettin. entomol. Ztg. 32. Jahrg., p. 101—130. Mittheil. d. schweiz. entomol. Ges. 3. Bd., 1872, p. 244 — 256, 277—289.

1872. Kleine Mittheilungen (Lepidoptera). Mittheilg. schweiz. entomol. Ges. 3. Bd., 1872, p. 478—481. — Lepidopterologische Notizen. Ebd. 3. Bd., p. 408, p. 290—296.

1877. Neue schweizerische Microlepidopteren. Mittheil. schweiz. entomol. Ges. Bd. 4, 1877, p. 143—144. — Neue Funde für d. Mikrolepidopteren-Fauna d. Schweiz. Mittheil. schweiz. entomol. Ges. Bd. 4, 1877. — Der Albula-Pass in Graubünden. eine lepidopterologische Studie. Mittheilungen entomol. Ges. Bd. 4, 1877, p. 550—586. Entomol. Nachricht. 3. Jahrg., 1877, p. 3—8. — Die Lepidopteren des Albula-Passes in Graubünden. Jahresber. naturf. Ges. Graubündens. 20. Jahrg., 1877, p. 112—150.

1880. Die Lepidopteren d. Schweiz. Leipzig 1880.

86) Biographie und Schriftenverzeichniss von R. Leuckart siehe O. Taschenberg, Leopoldina XXXV. 1899. — In dem Schriftenverzeichniss fehlen die Anzeigen, die Leuckart für die Göttingischen gelehrten Anzeigen geliefert hat.

87) Die Angabe von Taschenberg, dass Fr. Sigismund Leuckart in Göttingen für Zoologie habilitirt gewesen sei, ist irrthümlich.

88) Ueber die Morphologie und Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Thiere. 1848. p. 13.

89) v. d. Hoeven, Handbuch d. Zoologie. Bd. 2. Nachträge von R. Leuckart 1856. p. 69. Archiv für Naturgeschichte. 29. Jhrg. 1863. II. p. 113.

90) J. J. Steenstrup, Undersögelser om Hermaphroditismens Tilvaerelse i Naturen. Kjöbenhavn 1846. Uebersetzt von Hornschuh. Greifswald 1846.

91) Verzeichniss der Schriften Meissners:

1852. (und Wagner.) Ueber das Vorhandensein bisher unbekannter eigenthümlicher Tastkörperchen (Corpuscula tactus) in den Gefühlswärzchen der menschlichen Haut und über die Endausbreitung sensitiver Nerven. Götting. Nachricht. Februar 1852. p. 17.

1853. Ueber Polypen d. äusseren Gehörganges. Henle und Pfeuffer, Ztschr. f. rat. Med. III. 1853. — Beiträge zur Anatomie u. Physiologie d. Haut. Lpzg. 1853.

1854. Zur Lehre vom Tastsinn. Ztschr. f. rat. Med. IV. 1854. — Zur Entwicklungsgeschichte und Anatomie d. Bandwürmer. Zeitschr. wiss. Zool. V. 1854. — Beiträge zur Physiologie des Sehorgans. Leipzig 1854. — Beobachtungen über das Eindringen der Samenelemente in den Dotter. I. II. Zeitschr. wiss. Zool. VI. (1855). — Bemerkung die Tastkörperchen betreffend. Zeitschr. wiss. Zool. VI. (1855).

1855. Zur Lehre von den Bewegungen des Auges. Arch. f. Ophthalmologie. II. 1855. — Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gordiaceen. Zeitschr. wiss. Zool. VII. (1856).

1856. Berichte über die Fortschritte der Physiologie in den Jahren 1856—1871. (Ztschr. rat. Med. 1857—1872). — Ueber die Befruchtung des Eies von Echinus esculentus. Basel. Verhandl. I. (1857). — Ueber Filaria medinensis. Basel. Verhandl. I. 1857.

1857. Ueber die Nerven der Darmwand. Zeitschr. f. rat. Med. N. F. VIII. 1857.

1858. Ueber die Kräfte im Gefässsystem. Zeitschr. f. rat. Med. 3. R. II. 1858. — Ueber das Verhalten der muskulösen Faserzellen im contrahirten Zustande. Zeitschr. f. rat. Medicin. II. 1858. — (v. Babo.) Ueber das Verhalten der Harnsäure zu der Fehlingschen Kupferlösung. Zeitschr. rat. Medic. 3. R. II. 1858.

1859. Untersuchung über die Verdauung der Eiweisskörper. Zeitschr. f. rat. Medicin VII. 1859; VIII. 1860; X. 1860; XIV. 1862. — Ueber die Spaltung des Caseïns bei der Verdauung durch Magensaft. Freiburg. Berichte. II. (1862). — Untersuchungen über den Tastsinn. Ztschr. rat. Medicin. VII. 1859.

1860. Ueber die Bewegungen des Auges. Ztschr. rat. Medicin. VIII. 1860.

1861. Ueber das elektrische Verhalten der Oberfläche des menschlichen Körpers. Ztschr. rat. Medicin. XII. 1861. — Zur Kenntniss der Stoffmetamorphose im Muskel. Götting. Nachricht. 1861. p. 206. — Zur Kenntniss des elektrischen Verhaltens des Muskels. Götting. Nachricht. 1861. Zeitschr. rat. Medic. XII. 1861. — (— und C. Büttner.) Untersuchungen über die Verdauung d. Eiweisskörper. Zeitschr. rat. Medic. XII. 1861.

1862. Ueber die Darstellung des Fleischzuckers. Götting. Nachr. 1862. — Ueber das Leuchten des Phosphors. Götting. Nachr. 1862.

1863. Ueber die Bestandtheile des Regenwassers. Götting. Nachr. 1863. — ntersuchungen über den Sauerstoff. Hannover 1863.

1865. Ueber d. Entstehen d. Bernsteinsäure im thierischen Stoffwechsel. Götting. achr. 1865. – Weitere Bemerkungen über d. Entstehen der Bernsteinsäure im thieschen Stoffwechsel. Götting. Nachr. 1865. Ztschr. rat. Medic. XXIV. 1865.

1866. Ueber die Ausscheidung von Harnsäure und Kynurensäure beim Hunde. itschr. f. Chemie. III. 1867. — (— und G. U. Shepard.) Untersuchungen über s Entstehen der Hippursäure im thierischen Organismus. Hannover 1866. — (— d G. U. Shepard.) Ueber die Umwandlung d. Benzoesäure in Bernsteinsäure rch Oxydation. Ztschr. f. Chemie. II. 1866.

1867. (— und G. U. Shepard.) Untersuchungen über das Entstehen der ppursäure im thierischen Organismus. Ztschr. f. Chemie. II. 1867. — Ueber die

nach der Durchschneidung des Trigeminus am Auge des Kaninchens eintretende Ernährungsstörung. Ztschr. rat. Medic. XXIX. 1867.

1868. Beiträge zur Kenntniss des Stoffwechsels im thierischen Organismus. Zeitschr. rat. Medic. XXXI. 1868.

1869. Untersuchungen über den Sauerstoff. Abhandl. K. Ges. d. Wiss. Göttingen. Bd. 14. 1869.

1870. Fortgesetzte Untersuchungen über den elektrischen Sauerstoff. Götting. Nachr. 1870.

1871. Untersuchungen über die elektrische Ozonerzeugung und über die Influenz-Elektrizität auf Nichtleitern. Abhandl. K. Ges. d. Wiss. Göttingen. Bd. 16. 1871.

92) Die biographischen Angaben theils nach Kefersteins Bericht bei der Bewerbung um die venia legendi in den Acten der medicinischen Facultät, theils nach meinen persönlichen Kenntnissen.

94) Verzeichniss der Schriften Kefersteins:

1856. Ueber die Krystallformen einiger chemischen Verbindungen (Poggendorffs Annalen. Bd. 99. 1856.) — Krystallform der Tolursäure (in C. Kraut. Ueber die Tolursäure. Liebigs und Wöhlers Annalen. Bd. 98. 1856.)

1857. Ueber einige deutsche Conchiferen aus der Verwandschaft der Trigoniaceen und Carditaceen. (Zeitschr. deutsch. geol. Gesellsch. 1857. p. 149). — (— und C. Kupffer.) Ueber den feineren Bau der elektrischen Organe von Gynmotus und Mormyrus. Mit nachträglichen Bemerkungen über die Endigungen der Nerven im allgemeinen von R. Wagner. Gött. Nachr. 1857. p. 253. Henle und Pfeuffer, Zeitschrift f. rationelle Medicin. — Beschreibung des in der Lüneburger Haide aufgefundenen tertiären Rhinoceros Schleiermacheri (Leonhards und Bronns Jahrbuch 1857. p. 315). — Die Korallen der norddeutschen Tertiärgebilde (Zeitschrift deutsch. geolog. Gesellschaft. Bd. XI. 1859. p. 354.

1858. Ueber den feineren Bau der Paccinischen Körperchen. Götting. Nachrichten 1858. p. 85. — K. und Hallwachs, Ueber die Einwirkung des pankreatischen Saftes auf Eiweiss. Gött. Nachr. 1858. p. 145.

1859. Zur Geschichte der elektrischen Fische. Götting. Nachr. 1859. p. 17. (Auch in Moleschotts Untersuchungen). — (— und E. Ehlers, Beiträge zur Kenntniss der Geschlechtsverhältnisse von Helix pomatia. Zeitschr. f. wiss. Zool. X. 251

1860. K. und E. Ehlers, Beobachtungen über die Siphonophoren von Neapel und Messina, angestellt im Winter 1859/60. Gött. Nachr. 1860. p. 254. — Untersuchungen über die Anatomie des Sipunculus. Gött. Nachr. 1860. p. 282. — Anatomie und Entwicklung von Doliolum. Gött. Nachr. 1860. p. 289. — Frorieps Notizen. 1860. Bd. 4. p. 289—93.

1861. — und E. Ehlers, Zoologische Beiträge. Leipzig 1861. — Anzeige davon Gött. gel. Anz. 1861. p. 881. — Einige Bemerkungen über Tmopteris. Müllers Archiv. 1861. p. 360. — Ueber parasitische Pilze aus Ascaris mystax. Z. f. w. Zool. XI. 153. — Anzeigen von: H. Rathke, Entwicklungsgeschichte der Wirbelthiere. Gött. gel. Anz. 1861. p. 1229. — Huxley, The oceanic Hydrozoa. ebd. p. 267. — Claparède et Lachmann, Études sur les Infusoires. Ebd. p. 1820. — A. Agassiz, Contributions to the natural history of the United States. Ebd. p. 1866.

1862. Untersuchungen über niedere Seethiere. Gött. Nachr. 1862. p. 68. — Untersuchungen über niedere Seethiere. Zeitschr. f. wiss. Zool. XII. 1. Auch separat erschienen. Anzeige davon: Gött. gel. Anz. 1862. p. 1041.

1862—67. Bericht über die Fortschritte in der Generationslehre. — Jahresberichte für Anatomie und Physiologie, herausg. von Henle und Meissner 1866—1867.

1862—1866. Bronns, Klassen und Ordnungen des Thierreiches p. 809—1500, Taf. LXVIII—CXXXVI, 1862—1867. — Anzeigen von: Steenstrup og Lütken,

Bidrag til kundskab om. . . . Snylte Krebse. Gött. gel. Anz. 1862. p. 437. — M. S. Schultze, Untersuchungen über den Bau der Nasenschleimhaut. Ebd. p. 1633. — A. Pritchard, A history of Infusoria. Ebd. p. 1097. — R. Leuckart, Die menschlichen Parasiten. Ebd. p. 1601. — Carus und Engelmann, Bibliotheca zoologica. Ebd. p. 316. — J. O. Chenu, Manuel de Conchologie. Ebd. p. 312. — Claparède, Evolution des Araignées. Ebd. p. 1337. — Bleeker, Enumeratio specierum piscium . . . in Archipelago indico. Ebd. p. 269. — P. J. van Beneden, Mémoire sur les vers intestinaux. Ebd. p. 211. — Balbiani, Recherches sur les phénomènes sexuels des Infusoires. Ebd. p. 314.

1863. Bemerkungen über die Geschlechtsorgane von Branchiobdella parasita. Gött. Nachr. 1863. p. 271. — Anatomische Bemerkungen über Branchiobdella parasita. Müllers Archiv 1863. p. 509. — Ueber die Annelidengattung Polybostrichus. Ztschr. f. wiss. Zool. XII. 465. — Ueber einen neuen Schmarotzerkrebs (Nereicola ovata Kef.) von einer Annelide. Zeitschr. f. wiss. Zool. XII. 461. — Anzeige von A. Agassiz, Contributions. Vol. IV. p. 1427 — C. Bruch, Vergl. Osteologie des Rheinlachses. G. g. A. 1863. p. 389. Ach. Costa, Annuario del Museo Zoologico di Napoli. G. g. A. 1863. p. 1518. — W. Pflüger, Ueber die Eierstöcke der Säugethiere und des Menschen. G. g. A. 1863. p. 1349. — J. J. Schmidt, J. Goddard en v. d. Hoeven jzn. Aantekningen over de Anatomie van den Cryptobranchus japonicus. G. g. A. 1863. p. 278.

1864. Ueber die geographische Verbreitung der Prosobranchier. Götting. Nachr. 1864. p. 103. — Ueber den feineren Bau der Augen der Lungenschnecken. Götting. Nachr. 1864. p. 237. — Ueber die Contractionen des Herzens von Perophora. Amtlicher Ber. 39. Vers. deutsch. Naturf. und Aerzte 1864, 1865. p. 165—166. — Anzeigen von G. Bleeker, Atlas ichthyologique des Indes orientales néerlandaises. G. g. A. 1864. p. 1514. — Nederlandsch Tijdschrift voor de Dierkunde. G. g. A. 1864. p. 1554. — M. Claudius, Das Gehörlabyrinth von Dinotherium giganteum. G. g. A. 1864. p. 2036. — C. Gegenbaur, Untersuchungen zur vergl. Anatomie d. Wirbelthiere. G. g. A. 1864. p. 1426. — Bronns, Klassen und Ordnungen. G. g. A. 1864. p. 41. — H. Lacaze-Duthiers. Histoire naturelle du Corail. G. g. A. 1864. p. 1281. — A. Retzius, Ethnologische Schriften. G. g. A. 1864. p. 1589. — Carl J. Sundevall, Die Thierarten des Aristoteles. G. g. A. 1864. p. 336. — M. Thury, Ueber das Gesetz der Erzeugung der Geschlechter. G. g. A. 1864. p. 269. — The Transactions of the entomological Society of New South Wales. G. g. A. 1864. p. 1393. — C. Winkler, Musée Tyler. Catalogue. Collect. paléontologique. G. g. A. 1864. p. 115.

1865. Ueber die zweitentakeligen Landschnecken (Janella, Aneitea, Triboniophorus). Z. f. w. Zool. XV. 76. — Ueber die geographische Verbreitung der Pulmonaten. Götting. Nachr. 1865. p. 9. — Ueber die Anatomie von Janella bitentaculata. ebd. XV. 446. — Einige Bemerkungen über die Geschlechtsorgane von Peronia verruculata. ebd. XV. 86. — Anatomische Untersuchung von Veronicella (Vaginulus) Bleekeri. ebd. XV. 116. — Beiträge zur anatomischen u. systematischen Kenntniss der Sipunculiden. Gött. Nachr. 1865. p. 189. — Beiträge zur anatomischen und systematischen Kenntniss der Sipunculiden. Z. f. w. Zool. XV. 404. — Beiträge zur Anatomie des Nautilus pompilius. Gött. Nachr. 1865. — Malakol. Blätter f. 1866. Bd. 13. 1866. p. 21—38. — Bemerkungen über das Skelett eines Australiers vom Stamme Warnambool. Nova Acta Acad. Leop. Carol XXXII. 1865. 2 Taf. 4°. — Bericht über das zoologisch-zootomische Institut im Jahre 1864. Gött. Nachr. 1865. . 25. — Anzeige von J. v. d. Hoeven, Philosophia zoologica. G. g. A. 1865. . 312. — A. v. Nathusius, Vorstudien für Geschichte u. Zucht d. Hausthiere. i. g. A. 1865. p. 401. — K. E. v. Baer, Nachrichten über Leben u. Schriften. G. g. A. 365. p. 1921. — Meyer u. Möbius, Fauna der Kieler Bucht. G. g. A. 1865. p. 561.

1866. Ueber Parmarion (Urocyclus flavescens sp. n.) aus Mossambique. Malakolog. Blätter f. 1866. 13. Bd. 1866. p. 70—76. — Untersuchungen über einige amerikanische Sipunculiden. Gött. Nachr. 1866. p. 215. — Untersuchungen über einige amerikanische Sipunculiden. Z. f. w. Zool. Bd. 17. 1866. — Bericht über das zoologisch-zootomische Institut im Jahre 1865. Gött. Nachr. 1866. p. 17. — Anzeige von C. and A. Agassiz, Seaside Studies. G. g. A. 1866 p. 1514. — Archiv f. Anthropologie. G. g. A. 1866. p. 1197. — Th. H. Huxley, Lectures on the Elements of comparative Anatomy. G. g. A. 1866. p. 308. — Illustrated Catalogue of the Museum of comparative Zoology. G. g. A. 1866. p. 1423.

1867. Ueber einige neue oder seltene Batrachier aus Australien und dem tropischen Amerika. Gött. Nachr. 1867. p. 341—361. — Dritter Bericht über das zoologisch-zootomische Institut im Jahre 1866. Gött. Nachr. 1867. p. 43. — Anzeige von K. E. v. Baer, Berichte über die Anmeldung eines mit d. Haut gefundenen Mammuths. G. g. A. 1867. p. 582. — P. J. v. Beneden. Recherches sur la faune littorale de Belgique. G. g. A. 1867. p. 784. — J. F. Brandt, Zoogeographische und palaeontologische Beiträge. G. g. A. 1867. p. 550. — A. Gaudry. Animaux fossiles et Géologie de l'Attique. G. g. A. 1867. p. 872. — H. Rathke, Untersuchungen über d. Entwicklung u. d. Körperbau der Krokodile. G. g. A. 1867. p. 210. — Rütimeyer, Versuch einer natürlichen Geschichte des Rindes. G. g. A. 1867. p. 1441. — H. C. Weinkauff, Die Conchylien des Mittelmeeres. G. g. A. 1867. p. 2077.

1868. Beiträge zur Anatomie und Entwicklungsgeschichte einiger Seeplanarien von St. Malo. Abhandl. K. G. d. Wiss. Bd. XIV. — Ueber eine Zwitternemertine (Borlasia hermaphroditica) von St. Malo. Gött. Nachr. 1860. p. 27. — Arch. f. Naturgesch. Jhrg. 34. Bd. 1. 1868. p. 102—106. Mit 1 Taf. — Ueber die Batrachier Australiens. Arch. f. Naturg. Jhrg. 34. Bd. 1. 1868. p. 253—290. Mit 4 Taf. — Beschreibung einiger neuer Batrachier aus Australien und Costarica. Gött. Nachr. 1868. p. 326—332. — Ueber einige Batrachier von Costa Rica. Arch. f. Naturgesch. Jhrg. 34. Bd. 1. 1868. p. 291—300. Mit 2 Taf. — Zum Gedächtniss von Jan van der Hoeven. Gött. Nachr. 1868. p. 392. — Anzeige von Aeby, Die Schädelformen des Menschen u. d. Affen. G. g. A. 1868. p. 361. — Rütimeyer, Ueber die Herkunft unserer Thierwelt. G. g. A. 1868. p. 665. — M. Claudius, Das Gehörorgan von Rytina Adleri. G. g. A. 1868. p. 681. — M. Milne-Edwards Rapport sur les progrès récents des sciences zoologiques en France. G. g. A. 1868. p. 158. — J. van d. Hoeven, Ontleed en dierkundige Bijdragen tot de kennis van Menobranchus. G. g. A. 1868. p. 25. — Reise der österreich. Fregatte Novara um die Erde. Anthropol. Theil. G. g. A. 1868. p. 756. — Reisen u. Forschungen im Amurlande. G. g. A. 1868. p. 2001. — M. Schultze, Untersuchungen über die zusammengesetzten Augen. G. g. A. 1868. p. 746. — C. Semper, Reisen im Archipel der Philippinen. G. g. A. 1868. p. 1801.

94) Zeitschrift f. wiss. Zoologie. Bd. 16. 1866. p. 178.

95) ebenda Bd. 17. p. 291. Bd. 18. p. 108.

96) Zeitschr. f. wiss. Zool.

97) Challenger Briefe von R. v. Willemoes-Suhm. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von seiner Mutter. Mit einem Vorworte von Professor Kupffer. Leipzig. 1877.

98) Biographie und Schriftenverzeichnis von Claus.

K. Grobben, Carl Claus. Wien. 1899. — Hofrath Dr. Carl Claus: Bis 1873 Autobiographie, vollendet von Prof. v. Alth in Wien. Herausgegeben vom Verein für Naturkunde zu Kassel. Marburg 1899.

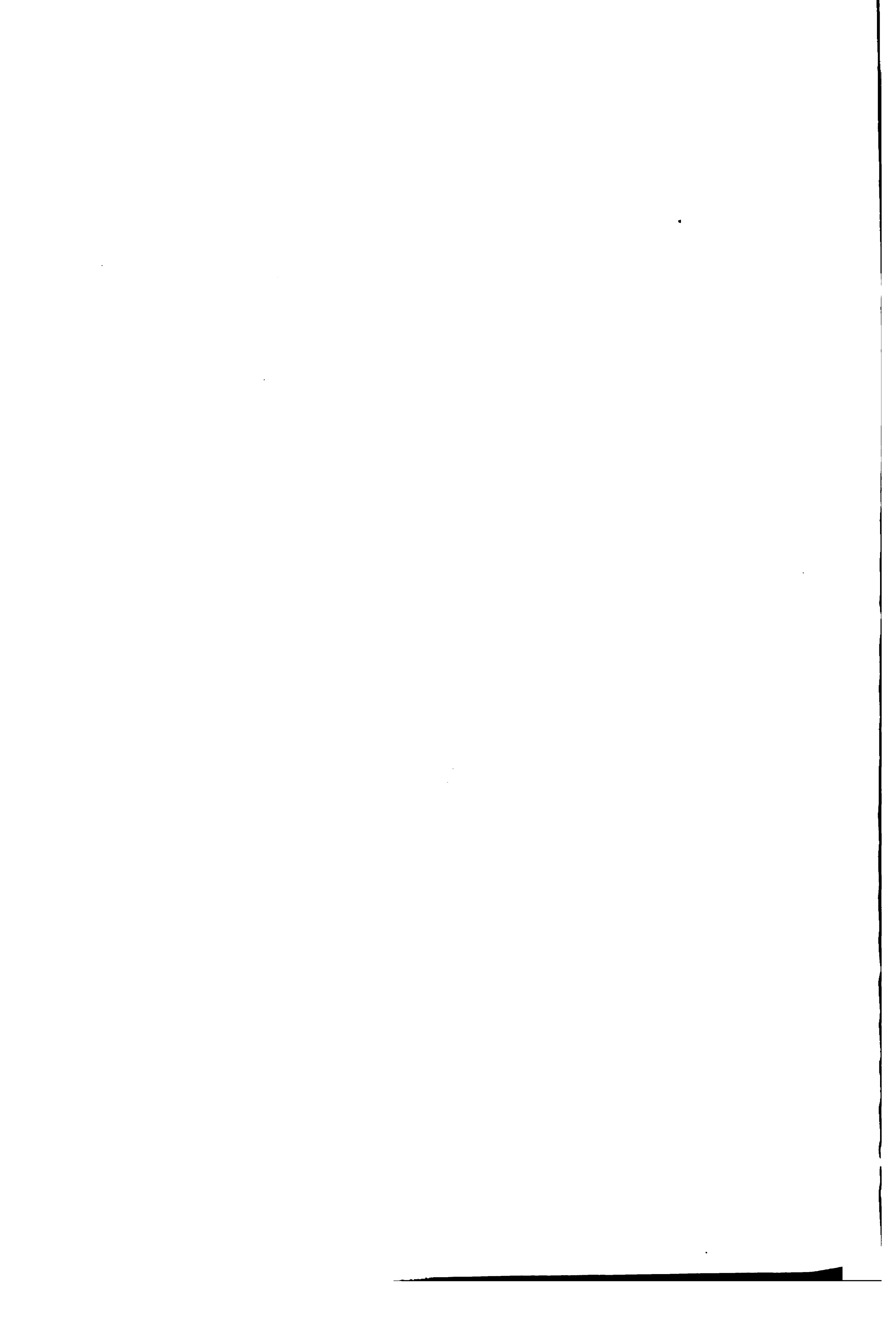
99) Zeitschrift f. wiss. Zoolog. Bd. 23. 1873. p. 623.

Die Vertretung
der ökonomischen Wissenschaften
in Göttingen,
vornehmlich im 18. Jahrhundert.

Von

F. Frensdorff.

—×—



An dem Wiederaufbau der deutschen Staaten nach der Zerrüttung, welche das 17. Jahrhundert über ihren materiellen Wohlstand wie über ihre rechtliche Ordnung gebracht hatte, haben zwei Wissenschaften mitgearbeitet, wenn auch nicht gleichzeitig und nicht gleichmässig. Vorangegangen ist die Jurisprudenz mit ihrer neuen Richtung, dem Naturrecht, oder wie es in seiner Anwendung auf das öffentliche Recht in Deutschland bezeichnet wurde: dem allgemeinen Staatsrecht. Es nahm für den Staat und sein Oberhaupt Befugnisse in Anspruch, nicht weil sie ihm nach Gesetz oder Gewohnheit gebührten, sondern weil sie zur Durchführung der ihnen obliegenden Aufgaben unentbehrlich erschienen. Die salus publica musste die fehlende Rechtsquelle ersetzen. Um das allgemeine Beste zu verwirklichen stellte der Fürst oder das Gemeinwesen Anforderungen an die Unterthanen, die nicht nach dem Masse des Hergebrachten gemessen werden konnten, sondern sich nach den Bedürfnissen der zu verfolgenden Aufgaben richteten. Die Macht des obrigkeitlichen Befehls, die Verfügung der Regierung über die physischen und die finanziellen Kräfte der Unterthanen sind die sichtbarsten Zeichen des neuen Kurses, den das Staatsschiff segelt. Auf der Grundlage des noch im Getümmel des dreissigjährigen Krieges erschienenen: De jure belli ac pacis von Hugo Grotius entwickelte das Naturrecht, immer kühner vordringend, sein System und seine Praxis. Der westfälische Friede versetzte dem Reiche den Todesstoss. Mochte man amtlich von Kaiser und Reich zu sprechen fortfahren, schon die Zeitgenossen und nicht bloss die fremden sprechen ihre Verwunderung darüber aus, welch kümmerlichen Inhalt die prunkhaften Formeln deckten. An die Stelle des Reichs tritt thatsächlich das System der deutschen Staaten. Nur die von ihnen, welche die Kraft besassen, sich den neuen Anforderungen gemäss einzurichten, zählten im Leben der Staaten mit. „Stehende Heere, Cultur des allgemeinen Staatsrechts und dessen Einfluss auf die deutsche Staatsverfassung“: mit diesen Stichworten charakterisirt

K. F. Eichhorn die deutsche Rechtsentwicklung im 17. und 18. Jahrhundert.*)

Die zweite an dem Wiederaufbau der deutschen Staaten betheiligte Wissenschaft hat keine so einheitliche Grundlage, keinen so berühmten Vater, keinen geschlossenen, ihr Wesen deutlich ankündigenden Namen wie die erste. Sie knüpft an die Wirthschaft des Einzelnen und zugleich an die Verwaltung des fürstlichen Einkommens. Das „Haus" und die „Kammer" sind ihre Ausgangspunkte. Sie schwankt zwischen Privatrecht und öffentlichem Recht. Haushaltungswissenschaft, Oekonomie, Cameral-, Finanz-, Polizeiwissenschaft: mit den mannigfaltigen Namen dieser Art sucht man den mannigfachen Inhalt der neuen Wissenschaft oder dessen, was sich als Wissenschaft ausgiebt, zu decken. Sie ist unschlüssig, an welche der bestehenden Wissenschaften sie sich anlehnen soll, ob an die Jurisprudenz oder an die Philosophie, ob an die Geschichte oder an die Mathematik und an die Naturwissenschaften, die seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts in einem so sichtbaren Aufschwunge begriffen waren. Die schriftstellerischen Vertreter der Wissenschaft kommen von den Geschäften her und tragen, was sie an Erfahrung gesammelt, was sie als nothwendig oder zweckmässig erkannt haben, so gut es geht vor, oder es sind Gelehrte, die die Anforderungen des neuen staatlichen Lebens ihren Systemen anzupassen suchen.

Die Bestrebungen, die innern Einrichtungen der deutschen Staaten auf eine neue Grundlage zu stellen, setzten sich nicht ohne Widerstand durch. Vieles von dem, was erreicht werden sollte, liess sich nur auf Kosten der Freiheit der Einzelnen und der Selbstständigkeit ihrer Verbände durchsetzen. Ihr Widerstand war um so begründeter, als unter dem weiten Mantel der salus publica sich auch Tendenzen bargen, die nichts weniger als dem allgemeinen Besten dienlich waren. Der Luxus der Höfe, die Unumschränktheit der Landesherren, der Eigennutz, die Fiskalität: das alles zog zugleich mit den neuen Bestrebungen ein. Was Fürsten längst im eigensten Interesse als Ziel verfolgt hatten, wurde ihnen von der gefügigen Gelehrsamkeit als ihnen von Gottes und Rechts wegen gebührend entgegengebracht. Auch ein theologisches Argument fehlt nicht. Gott hat ihnen die „Heiden zum Erbe und der Welt Ende zum Eigenthum" gegeben (Ps. 2, 8). Das privilegium regium ist demnach ein jus hereditarium, das ist ein völlig und eigenthümlich Recht, nicht wie

*) Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I 7 und IV 645.

es die Crombellisten in Engelland genennet, ein officium regium.*) Wirksamer als solcher Missbrauch des Bibelworts war der Hinweis auf die glänzenden Erfolge, welche das neue System errungen hatte, auf die reichen Früchte, welche es für das materielle Wohl namentlich in dem Lande trug, das schon so lange in Deutschland als Muster verehrt wurde. Omnes nunc superat Galliae rex qui immensas opes ex prudenti administratione regni sui et ex prudentia oeconomica colligit.**) Ungeachtet aller Schlacken, welche die neue Bewegung mit sich führte, sie war für die deutschen Staaten ein Bedürfniss und setzte sich durch, wenn auch nicht überall in gleichem Umfange und auf gleiche Weise.

Die neue Staatspraxis, alsbald schriftstellerisch in verschiedenen Formen vertreten, suchte Aufnahme an den Universitäten. Die beiden Wissenschaften, welche ihr dienten, erlebten verschiedenes Schicksal. Das Naturrecht fand unter dem Vortritt Heidelbergs, das 1661 für Samuel Pufendorf den ersten Lehrstuhl des Natur- und Völkerrechts errichtete, überall Eingang; durchgehends noch im 17. Jahrhundert, in Leipzig und Wittenberg zu Anfang des folgenden***). Schwerer wurde es der zweiten Wissenschaft einzudringen. Schon ihre unfertige Gestalt bildete ein Hindernis; mehr noch, dass sachkundige und wissenschaftliche Vertreter nicht sofort zu beschaffen waren; man bestritt ihr die Aufnahmefähigkeit, den Universitäten das Bedürfnis, sie aufzunehmen. Burchard Gotthelf Struve in Jena († 1738), ein Repräsentant der alten Verbindung von deutscher Geschichte und Staatsrecht, stellt seiner Zeit die Vergangenheit gegenüber, da die Philosophen, weil Aristoteles so verfahren, auch die Oeconomia zu lehren für ihre Aufgabe erachtet hätten. Als Beispiele nennt er Donaldson†) und Bartholomäus Keckermann († 1609). Will er das Verkehrte der früheren Lehreinrichtung hervorheben, so ist der Name des Heidelberger Philosophen und spätern Lehrers der Danziger Schule, der er

*) Schröder, fürstl. Schatz- und Rentkammer (1686) S. 7, wo es noch weiter heisst: es stehet nicht, er hat den Heyden einen König gegeben, sondern er hat dir die Heyden zum Eigenthum gegeben, wodurch das absolut guvernement der Fürsten bestätiget zu seyn erhellet.

**) Morhof, Polyhistor (1707) tom. III l. 3: Oeconomicus S. 26. Ueber das Werk den orientirenden Aufsatz von v. Liliencron in ADB. 22, 236.

***) Landsberg, Gesch. der deutsch. Rechtswiss. III 1 (1898) S. 35.

†) Walter Donaldson, aus Aberdeen gebürtig, war Professor der Physik und Ethik und der griechischen Sprache zu Sedan und liess 1620 zu Paris eine Oeconomia drucken.

zu grossem Ansehen verhalf*), wenig glücklich gewählt; denn gerade in seinen Schriften hat der Geschichtschreiber der deutschen Nation-ökonomik viel wertvolle Gedanken rein volkswirthschaftlicher Art nach-gewiesen**). Struve sieht es aber überhaupt als einen Fortschr- seiner Zeit an, dass die Universitäten sich nicht mehr mit der Oeko-nomie befassen, „cum saniores bene perspicerent, oeconomiam no- tam regulis addisci quam praxi" ***). Stimmen aus der Zeit, da d- Oekonomie zur Politik gehörig im Zusammenhang der aristotelisch- Philosophie vorgetragen wurde, machen die Abneigung erklärli- Der Lehrer glaubt terminis aliquibus generalibus eine Wissensch- abthun zu können, die sich auf lauter praktische Dinge bezieht†). E- werden disputationes oeconomicae gehalten, wo man aus dem Aris-teles streitet, wie eine glückselige Haushaltung anzustellen sei od- wie man einen grossen Herrn reich machen solle††). Balthasar Schu-, der grosse Hamburger Kanzelredner, kommt wiederholt auf die Schäd- der öffentlichen Schulen zu sprechen. Der Schulwitz wird die W- nicht reformiren. Nicht die in pulvere scholastico aufgewachsen- können die Politik lehren, nur Männer, die in Geschäften unter ho- Standespersonen gelebt haben†††). So ist es immer das Missv-hältniss zwischen der theoretischen Bildung und den Anforderung- des praktischen Lebens, was zu Klagen Anlass giebt. Nicht je- denkt dabei an die Kunst, den Staat regieren oder verwalten zu helf-. Auch für die Haushaltung des Privaten wäre eine Unterweisung - den Universitäten nothwendig: ein Lehramt, das Joh. Christoph Be-mann, Professor in Frankfurt a. O. (1693), den Quästoren der U-versitäten aufzutragen vorschlägt.*†)

Unter den Vertretern jener seit der zweiten Hälfte des 17. J-hunderts verfolgbaren Strömung, die sich von den Universitäten -wendet und sie für ungeeignet hält, dem Fortschritt der Wiss-schaften zu dienen, ist Leibniz der bekannteste. Die Universit- erscheinen ihm als Anstalten mönchischer Gelehrsamkeit, in le- Gedanken und Grillen befangen. Er möchte sie in die fürstlic-

*) Meine Abh.: Briefe K. Friedrich Wilhelms I. v. Preussen an Herm. R- Pauli (Abh. der K. Ges. der Wiss. Bd. 39, Gött. 1893), S. 12 und 18.

**) Roscher, Geschichte S. 145, 147. (Im folgenden schlechthin mit „Roscher" -

***) Struve, Bibl. philosophica (ed. 3, Jenae 1712). S. 201 ff.

†) Joh. Christ. Becmann, meditat. politicae (1693), cit. bei Joh. Beck- Grunds. der deutschen Landwirthschaft, 6. Ausg. (Gött. 1806, S. XXII.)

††) Schupp, Schriften I 5.

†††) Schriften II 384.

*†) Oben A. *.

Residenzen verlegen, damit sich die Studenten in der Welt bewegen lernen. Den Lehrern aber, die an der Förderung der Wissenschaft mitarbeiten wollen, räth er eine Stätte in den gelehrten Gesellschaften, den Akademieen zu bereiten, wie sie in London und Paris begründet worden sind. Gerade sie hält er für geeignet, der neuen, der ökonomischen Wissenschaft zu dienen. „Ich bin längst zu der Ueberzeugung gekommen, dass die ökonomische Wissenschaft der bei weitem wichtigste Theil der Jurisprudenz ist; sie ignoriren oder vernachlässigen bringt Deutschland ins Verderben"*). Bei seinem Aufenthalte in Paris meinte er in der Werkstätte manches französischen Handwerkers oder Künstlers mehr Nahrung für seinen Geist gefunden zu haben, als in Dutzenden deutscher Bücher. „Ad dei gloriam et publicam utilitatem", ist sein Wahlspruch, und so möchte er auch die Akademieen auf die Thätigkeit für den öffentlichen, den allgemeinen Nutzen hinlenken. Die „Verbesserung der Nahrungsmittel" bezeichnet er als das Hauptziel**). Es klingt das prosaischer als es gemeint ist. Die Zeit versteht darunter die Hebung alles dessen, was dem menschlichen Unterhalt dient, des ganzen Erwerbs- und Gewerbswesens. König Friedrich Wilhelm I., sonst nicht eben als Förderer der Wissenschaften bekannt, erkannte doch, welcher Nutzen seinem Staate aus der Thätigkeit der von seinem Vater gegründeten Universität Halle erwachsen war: das jus publicum und die Philosophie seynd nützliche Studia, während die Pandecten nur Leute machten, die anderen Leuten das Geld aus dem Beutel spielen***). Es war das eigenste Interesse des Königs, wenn er, der neben der Armee die gute Wirthschaft als Grundlage seines Staats betrachtete, an seinen Universitäten Halle und Frankfurt Professuren für Oekonomie-, Polizei- und Kammersachen begründete. Die Einrichtung in Halle war erfolgreich; die in Frankfurt a. O. ging bald wieder ein. Der mit dem Lehramt in Halle betraute Gasser war ein Jurist, der sich als Lehrer und Schriftsteller des römischen Rechts, als Beisitzer des Schöffenstuhls und als Verwaltungsbeamter bethätigt hatte. Von seinen juristischen Arbeiten wird am ehesten noch ein kurzer Commentar über den Codex genannt†). Dem Buche, das er dem Eintritt in sein ökonomisches Lehramt als Legitimation nachfolgen

*) Roscher S. 333.

**) G. Cohn, Die Cameralwissenschaft in zwei Jahrhunderten. (Nachr. v. d. K. Ges. d. Wiss. 1900, Heft 2, S. 82).

***) Meine Rede.: Halle und Göttingen (1894), S. 12 und 16.

†) Hugo, Litterärgesch. S. 497.

liess, wissen die Referenten von Justi bis Roscher*) nicht viel Gutes nachzurühmen; seinem Unterricht lassen dagegen die Zeitgenossen alle Gerechtigkeit widerfahren. Der König hielt auf seine Lehrstunden so viel, dass sich ein preussischer Unterthan wenig Beförderung versprechen konnte, wenn er nicht von Gassern ein Zeugniss aufzuweisen hatte, dass er seine ökonomischen Collegia fleissig besucht hätte**).

Die Richtung auf das Brauchbare, so charakteristisch für das Jahrhundert, das sich so gern das philosophische nannte, hat sich von Halle auf Göttingen vererbt. Das gilt von der Universität und von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. Die ältesten Statuten der Societät machen ihr zur Hauptaufgabe, die Wissenszweige zu bearbeiten, „quarum novum incrementum atque intacta quasi veritatis vena sperari potest.“ So gründlich sie sich irren, wenn sie ihnen Wissenschaften gegenüberstellen „ita perfectae atque elaboratae, ut non omnino novae sententiae excogitandae sed avitae atque ab aliis jam proditae probandae fortius sint aut ornandae, veraeque a falsis discernendae“ und dahin Theologie, Jurisprudenz und Ethik rechnen, so ist es doch für die Zeit und unsern Zusammenhang sehr bezeichnend, wenn sie fortfahren: „at mathematicis et physicis nova multa invenienda sunt, quae dudum ab illis et respublica et privatae vitae necessitates commoditatesque flagitant.“ Neben den Anforderungen der respublica steht auch hier die Förderung der Bedürfnisse der Einzelnen. Von den Mathematikern und den Naturforschern, wobei gewiss in erster Linie an die Aerzte gedacht ist, wird sie erwartet. Heyne hatte also nicht so Unrecht, wenn er, um bei der Regierung eine stärkere Besetzung der physikalischen Klasse zu erreichen, auf den Widerspruch hinwies, die Klasse, der es fast allein noch möglich sei, wirkliche Dekouverten zu machen, gegen die philologisch-historische zu vernachlässigen***). Wenn er dabei die letztere als ein Accessorium bezeichnete, so war das kaum ernst gemeint. Es wurde sonst mit einem gewissen Stolze geltend gemacht, dass die Bemühungen der Göttinger Societät sich nicht nur auf Mathematik und Naturlehre, sondern nach dem Beispiel der Londonschen Societät der Wissenschaften auch auf Historien und Litteratur erstreckten†).

Welche Aufnahme fand die neue Wissenschaft der Oekonomie in Göttingen, bei Universität und Societät?

---

*) Roscher S. 372.

**) v. Justi, Staatswirthschaft I (1755), S. III.

***) M. Abh.: eine Krisis in der k. Ges. der Wiss. (Nachrichten 1892 Nr. 3) S. 73 ff.

†) Zimmermann, Leben Hallers S. 281. Pütter, Gött. Gel. Gesch. I. 252.

II.

Am 9. August 1755 meldeten die Göttingischen Gelehrten Anzeigen: „Joh. Heinr. Justi, dieser berühmte Mann, dessen Schriften wir sonst mit Lobe zu erwähnen öfters Gelegenheit gehabt haben, ist als Ober-Policey-Commissarius hieher berufen, und ihm dabei die Erlaubniss ertheilt, in den ökonomischen und Cameralwissenschaften Vorlesungen zu halten." Die Zeit war mit dem Prädicat berühmt freigebiger als die Gegenwart. Der junge Professor Ludw. Martin Kahle, der sich 1744 durch eine Dissertation De trutina Europae bemerklich machte, wurde als der berühmte Göttingische Professor apostrophirt, was denn dazu nöthigte, wirklich berühmte Autoren wie Muratori als hochberühmt und Isaac Newton als weltberühmt zu bezeichnen*). Jedenfalls handelte es sich bei der Berufung Justis um einen bekannten, namentlich auch dem Leserkreise des gelehrten Blattes geläufigen Namen. Die schriftstellerischen Leistungen, die er aufzuweisen hatte, waren, ungeachtet der Autor noch verhältnissmässig jung sein musste, zahlreich und mannigfaltig. Die GGA. hatten ihn früher einmal den wegen seiner Ergötzungen, seiner Dichterinsel und der Preissschrift wieder die Monades bekannten Herrn Justi genannt**). Die „Ergetzungen der vernünftigen Seele aus der Sittenlehre und der Gelehrsamkeit überhaupt", waren eine Monatsschrift, die seit 1745 bei Breitkopf in Leipzig erschien und als eine Fortsetzung der seit 1741 in demselben Verlage von Schwabe, dem getreuen Schildknappen Gottscheds***), herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" angesehen wurde†). In der Vorrede zu Band IV (1747) trat der Herausgeber dem Gerücht entgegen, als ob Professor Gottsched eine Aufsicht über seine Zeitschrift ausübe. Die „Ergetzungen", sich frei von der Beschäftigung mit der schönen Litteratur haltend, bevorzugten neben den „moralischen" Abhandlungen juristische Themata, wie das Alter des Sachsenspiegels, Missheirathen, die Verbindlichkeit des Regierungsnachfolgers gegen die Handlungen seiner Vorfahren, und begannen mit einem Aufsatze: Die gelehrten Moden, dessen muntere Schreibweise die Absicht verrieth, das Blatt in die Bahn des englischen Spectator zu lenken, der seit Jahrzehnten in Deutschland vielfach nachgeahmt, gerade in dem Gottschedschen Kreise sehr beliebt war. Die Namen des Herausgebers und der Mit-

*) GGA. 1745 S. 423; 341; 1747 S. 534.
**) GGA. 1750 S. 888.
***) Allg. deutsche Biogr. 33, 166 (Waniek.)
†) GGA. 1745 S. 615.

arbeiter der Zeitschrift, die bis zum Jahre 1748 erschien, sind nicht genannt*); doch hat sich Justi später als Herausgeber und als Verfasser verschiedener Beiträge bekannt.

Als Justi 1745 seine Ergötzungen begann, hatte er schon eine litterarische Thätigkeit hinter sich, auf die er als auf eine überwundene Periode zurückblickte: „es sind noch nicht zwey Jahr, dass wir allerseits die süsse Einbildung hatten, wir wären Dichter. Durch eine bittere Arzeney, die Selbsterkenntniss genannt, sind wir endlich von dieser Krankheit glücklich wiederhergestellt worden." Aus dieser Zeit und Sphäre ist, soviel ich sehe, nichts überliefert als die Dichterinsel, eine Satire in Prosa nach Gödekes Angabe, Leipzig 1745 erschienen**). Justi zeichnete Gottsched in der Dichterinsel noch aus, als bereits der Abfall von dem verehrten Oberhaupt stärker wurde; wie andererseits Gottsched im Neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften und freien Künste, an dem Justi mitarbeitete, ihn noch lobte***). Jene Verwahrung seiner Zeitschrift gegen Gottscheds Protection (ob. S. 503) mag den Rückzug Justis eingeleitet haben. Stärker wurde die Entfremdung in Folge seiner Theilnahme an dem Monadenstreit der vierziger Jahre. Die akademischen Preisfragen, damals eine neue Einrichtung, interessirten die ganze gelehrte Welt†). Die im Jahre 1745 von der Berliner Akademie gestellte Aufgabe, die eine Darstellung und Kritik der Leibnizschen Monadenlehre verlangte, bedeutete den Gegensatz zwischen den beiden philosophischen Anschauungen, die die Zeit beherrschten, der von Leibniz vertretenen metaphysischen und der von Newton ausgehenden naturwissenschaftlichen. Schon vor der Zuerkennung des Preises wechselten die Parteien, durch den Präsidenten der Akademie Formey und den Mathematiker Euler vertreten, Broschüren für und wider mit einander. Die Sache war so populär, dass Lessing den Monadenpreis als ein Motiv in dem „Jungen Gelehrten" (1747) verwenden konnte. Wolff, Gottsched und mit ihm die Leipziger standen auf Seiten der herrschen-

*) Roscher in dem unten S. 506 cit. Aufsatze giebt an, der Herausgeber habe sich in der Widmung des IV. Bandes an G. A. v. Münchhausen selbst entdeckt, eine Bemerkung, die sich auch G. G. A. 1747 S. 643 findet. In dem Exemplar der Göttinger Bibliothek ist weder von dieser Widmung noch von der der folgenden Bände, wie sie Roscher anführt, etwas zu finden.

**) Grundriss III 350. Roscher, Archiv S. 79 citirt ein darin enthaltenes Gedicht. In Göttingen ist die Schrift nicht vorhanden.

***) Waniek, Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit (1897) S. 489 ff.

†) Harnack, Gesch. der Berliner Akad. I 401 ff. II 395.

den, in ihrem Besitz bedrohten Philosophie*). Als Sieger aus dem Kampfe ging Justi hervor. „Nichtigkeit und Ungrund der Monaden" hat er nachher seine deutsche Bearbeitung betitelt. Euler, der selbst im Preisgerichte sass und den Sieg des Bestreiters der Monadenlehre herbeiführen half, hat später anerkannt, es sei gerechter gewesen, wenn ein anderer Bewerber, ein bedingter Leibnizianer, den Preis mit Justi hätte theilen müssen**). Der Sieger war ein unbekannter Mann, ein Rath oder Advocat Justi in Sangerhausen, ein Witthumsrath, wie die Berichte erzählten, und noch lange nachher wussten die Litterarhistoriker nicht recht mit dem Namen etwas anzufangen***). Justi theilte in seinen Ergötzungen Bd. IV die Preisschrift in deutscher Uebersetzung mit, und wie der Entscheidung ein lebhafter Streit vorausgegangen war, so folgte ihr ein neuer nach, in dem der Sieger seinen Erfolg vertheidigen musste. Kästner, ein entschiedener Leibnizianer, knüpfte an Lessings jungen Gelehrten das Epigramm†):

Um den Monadenpreis umsonst Dich zu bestreben,
Das, Damis, hat zum Spotte Dich gemacht:
Doch Justi'n ward der Preis gegeben,
Und über wen ward da gelacht?

In demselben Jahre, da Justi den Preis gewann, schrieb er anonym über die Ursachen des Verfalls der Religion und die einreissende Freigeisterei††), im nächsten Jahre eine Abhandlung von den römischen Feldzügen in Deutschland (Leipzig 1748); auch das Lieblingsthema des Jahrhunderts, die Erziehung, beschäftigte seine Feder, doch ist die „Vollständige Bibliothek von Erziehung der Kinder", ein dreibändiges Werk, trotz wiederholter Ankündigung†††) zum Glück nicht erschienen.

Justi war ein echtes Kind seiner Zeit, des schreibseligen Jahrhunderts, dem auch ein Mann der That wie Friedrich der Grosse

*) Harnack a. a. O. Eugen Wolff, Gottsched im Kampf um die Aufklärung. Festschrift f. R. Hildebrand. (Zeitschrift f. deutschen Unterricht VIII [Leipzig 1894] S. 814.)

**) Harnack a. a. O.

***) Danzel, Gottsched u. s. Zeit (Leipzig 1848) S. 305. In dem Register zur Gesch. der Berliner Akademie (1900): Justi alius.

†) Kästner ges. Werke (Berlin 1841) I 29.

††) G. G. A. 1747 S. 533. Justi hat sich später zur Verfasserschaft bekannt (das. 1748 S. 949) und die Abhandlung im dritten Bande seiner philos. und moral. Schriften (1761) wieder abdrucken lassen.

†††) Avertissement in den Ergetzungen Bd. V (1748) und in den G. G. A. 1748 S. 278 und 574.

seinen Zoll reichlich hat bezahlen müssen. Die schriftstellerische Fruchtbarkeit der Jugend hat bei Justi in den spätern Lebensstadien nicht nachgelassen, aber ein Unterschied ist bemerkbar. Das Umherschweifen in den verschiedenen Kreisen des Lebens und Wissens hört auf. Er betritt das Gebiet, in dem seine wissenschaftliche Zukunft liegen sollte. Das Gebiet war neu für ihn wie für den grössten Theil des Publikums. Die Thätigkeit, die er hier entfaltete, war auch die, die ihn nach Göttingen führte. Der Weg von seiner thüringschen Heimath nach Niedersachsen war nicht der nächste: er ging über Wien. Wie das kam, ist ebenso unsicher, wie vieles im Leben dieses Mannes. So schreibselig er war, über sich selbst hat er nie etwas veröffentlicht, wenn es auch an gelegentlichen Aeusserungen über seine persönlichen Schicksale in seinen Büchern nicht fehlt. Da sein Leben sehr wechselvoll verlief, hat die abenteuerliche Anecdotenschriftstellerei sich des dankbaren Stoffes früh bemächtigt*), so dass es schwer fällt, es auch nur in den allgemeinsten Umrissen festzustellen. Auch die Gewissenhaftigkeit moderner Forschung hat vielfach bei Zweifeln stehen bleiben müssen**). Man kommt über den Verdacht nicht weg, dass manches in diesem Leben verschleiert worden ist, weil es das Licht der Oeffentlichkeit nicht vertrug.

Schon Justis Geburtsjahr ist unsicher. Die einen — so das Handwörterbuch der Staatswissenschaften***) und Gödekes Grundriss†) geben 1705 an; Johann Beckmann, der Göttinger Technologe, 1720. Es müsste ein ungemein frühreifer Geist gewesen sein, der mit 25 Jahren den Einleitungsaufsatz der Ergetzungen schrieb. Justis Geburtsort war Brücken in Thüringen.

*) Zuletzt hat dieser bald nach Justis Tode beginnenden Litteratur, die Beckmann (s. unten) verzeichnet, noch der Art. bei Ersch und Gruber II 30 (1853) S. 15 Aufnahme gewährt. Aufgeräumt unter den sagenhaften Bestandtheilen hat zuerst Joh. Beckmann (Vorrath kleiner Anmerkungen St. 3 [Gött. 1806] S. 542–568), der sich auf Mittheilungen einer Tochter Justis stützte, die selbst als pädagogische Schriftstellerin aufgetreten ist: Amalie verehelichte Holst († 1829), selbstpromovirte Doctorin der Philosophie, wie sie im N. Nekrolog der Deutschen VII 63 bezeichnet ist, um anzudeuten, dass sie den Doctortitel nicht als Gattin ihres Mannes, sondern aus eigenem Rechte führe. Ihre angebliche Promotion in Kiel hat sich aus den Acten der philosophischen Facultät nicht nachweisen lassen (Mitthlg. v. Prof. Volquardsen).

**) Die erste eingehende Arbeit über Justi hat Roscher: Der sächsische Nationalökonom Joh. H. G. von Justi in dem Archiv für die Sächsische Geschichte VI (1868) S. 76–106 geliefert. Viel davon ist in seine Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland (1874) S. 444–465 übergegangen. In der Allg. deutschen Biographie XIV 747 ist der Art. Justi von Jnama-Sternegg verfasst.

***) IV (1900) S. 1419 (Lippert).

†) III 350.

Er hat in Wittenberg und Jena studirt; aber mehr als die Juristen dieser Universitäten hat ihn das Leben in die Schule genommen.. Zwischendurch hat er den Krieg in Böhmen und Mähren mitgemacht; ob auf preussischer, ob auf sächsischer Seite, wissen die Berichte nicht anzugeben, und er selbst lässt es im Unklaren.*) Seit 1747 begegnet er als Rath in Sangerhausen, in Diensten der Gemahlin des 1741 gestorbenen Herzogs Wilhelm Heinrich von Sachsen-Weimar-Eisenach, die ihren Wittwensitz in Sangerhausen bis zu ihrem Tode (1751 Janr. 6) hatte. Schon vorher war Justi nach Oesterreich übergesiedelt. Die Gött. gel. Anz. berichteten am 2. November 1750: Der wegen seiner Ergötzungen u. s. w. bekannte Herr Justi ist nach veränderter Religion als Professor beym Theresiano zu Wien angenommen worden.**) Wenn er angeblich dem Gerüchte von seinem Uebertritt zum Katholicismus in Göttingen stets widersprochen, ja die Zumuthung des Confessionswechsels als einen Grund bezeichnet hat, der ihm den Aufenthalt in Oesterreich verleidet habe,***) so ist darauf nicht viel zu geben. Oeffentlich hat er als Grund seines Wegganges beharrliche Unpässlichkeit während seines dortigen Aufenthalts, Fieber im Sommer, Brustbeschwerden im Winter, angeführt.†) Unsicherer ist, was und wer ihn nach Oesterreich gebracht hat. Gottsched, der damals in Oesterreich noch hoch in Ehren stand — im Sommer 1749 hatten er und seine Frau Audienz bei Maria Theresia gehabt —, hatte für die Stelle, in die Justi gelangte, einen andern, Schwabe, vorgeschlagen, der die Bedingung des Confessionswechsels nicht eingegangen wäre.††) Die Professuren an dem von ihr begründeten und zur Unterweisung der adeligen Jugend „in guten Sitten und allen anständigen Wissenschaften“ bestimmten Theresianum†††) besetzte die Kaiserin, aber die Jesuiten wussten es stets „so herumzudrehen, dass es allezeit nach ihrem Willen gieng.“ *†) So wird Justi so wenig um den Glaubenswechsel herumgekommen sein, als sein Stiefbruder Delius, den er nach sich zog und der eine angesehene Stellung im

---

*) Gött. Policey-Amts Nachrichten 1757, Juni 27: ich bin in denen Feldzügen von 1741 und 1742 in Böhmen und Mähren ein Augenzeuge von denen Kriegesverrichtungen viererley Herren Völker gewesen.

) St. 11 S. 888 (oben S. 503 A).

***) Beckmann a. a. O. S. 551.

†) Staatswirthschaft I (1755), Zuschrift. Neue Wahrheiten I St. 1 (1754).

††) Waniek, Gottsched S. 550; ders. A.D.B. 33, 169.

†††) Patent vom 30. Dec. 1749 (Arneth IV. S. 518.)

*†) Danzel, Gottsched und seine Zeit (1848) S. 305: Brief Scheybs an G., vom Dec. 1749. Arneth, Maria Theresia IV (1870) S. 125.

Bergwesen erlangte.*) Die Schwierigkeiten seiner Berufung nach Oesterreich sind damit noch nicht gelöst. An dem Theresianum sollten ausser zwei Rechtslehrern, einem für Zivilrecht, einem für öffentliches Recht, ein Professor angestellt werden, um die Grundsätze einer soliden Landeskultur vorzutragen, und ein Ingenieur; alle übrigen Lehrfächer von den Jesuiten der österreichischen Provinz wahrgenommen werden.**) Um Juristen „von hier oder auswärts" zu gewinnen, sollte keine Ausgabe gescheut werden. Dass der Nicht-Oesterreicher über alle diese Beschränkungen hinweggekommen ist, zeugt für Justi's Anstelligkeit und Gewandtheit.

Justi lehrte am Theresianum neben den ökonomischen und cameralistischen Wissenschaften die deutsche Beredsamkeit. Was unter diesem Titel vorgetragen wurde, zeigt die 1755 von Justi veröffentlichte: Anweisung zu einer guten Deutschen Schreibart. Sie bietet eine Stylistik im Anschluss an Gottsched, „durch dessen lobenswürdige Bemühungen wir eine Sprachkunst erhalten haben", eine Anerkennung, die aber vielfache Kritik nicht ausschliesst.***) Die Hauptsache an dem Buche bildete eine Mustersammlung schriftlicher Aufsätze, wie sie den Zöglingen, die nach dem Verlassen der Anstalt in „Bedienungen" gesetzt oder bei ansehnlichen kaiserlichen Räthen sich in den Geschäften zu üben angewiesen wurden, in ihrer praktischen Thätigkeit willkommen sein mussten. Mochte Justi nach seiner bisherigen amtlichen und schriftstellerischen Wirksamkeit für diesen Theil seines Wiener Lehramts qualificirt erscheinen, man fragt verwundert, was ihn zum Lehrer der ökonomisch-cameralistischen Wissenschaften empfohlen haben möge? Er antwortet selbst darauf: „ein Gelehrter thut seine Pflicht noch nicht, wenn er sich blos um spekulativischen Wissenschaften bemüht; er muss sich auch hauptsächlich auf solche Dinge befleissigen, die dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und der Wohlfahrt des Staats unmittelbar zum Vortheil gereichen." †) Aus dem Spekulativischen ins Praktische übersetzt heisst das: Justi hatte sich auf das Experimentiren geworfen. Die Erfolge eines sächsischen Juristen, des Bergraths Barth zu Grossenhain, der um 1740 das Färben mit der schwefelsauren Indiglösung (Sächsisch-Blau) erfunden,††) hatten ihn veranlasst, die Beschäf-

*) Unten S. 509.

**) Arneth S. 125.

***) E. Wolff, in der Festschrift für R. Hildebrand, S. 254.

†) Neue Wahrheiten St. 1.

††) Karmarsch, Gesch. der Technologie (1872), S. 820.

heit der neu entdeckten sächsischen Farben zu untersuchen und sich mit Chemie zu beschäftigen. Seine Schrift: „Geheimniss der neuen Sächsischen Farben“ (Wien 1750) liess dem Titel nach eine Mittheilung über seine Ergebnisse erwarten; die Kritik fand, das Buch wäre nützlicher ausgefallen, wenn der Verfasser seine Erfindungen anstatt zu versprechen angezeigt hätte, „da er zumahl bey seinem theuer erkauften Glücke nicht nöthig haben werde, auf einen kleinen Vortheil zu sehen.“*) Man war also der Meinung, der Uebertritt nach Oesterreich mit seinem Confessionswechsel habe Justi auch grosse materielle Vortheile verschafft.

Justi hat etwa vier Jahre in Oesterreich gelebt. Das Bücherschreiben ruhte während dieser Zeit; er bedurfte ihrer zu den Ausarbeitungen und Vorbereitungen für seine ökonomischen Collegia und zur Anstellung von Versuchen für verschiedene technische Aufgaben, zu denen ihn die Zeit, der Zustand der Wissenschaft, der jungfräuliche Boden Oesterreichs und vor allem sein eigener projektenreicher Geist aufforderten. Die Bergwerkswissenschaft, die in manchen Köpfen das Goldmachen abgelöst zu haben scheint, zog ihn besonders an. Er rühmt sich, das neue Bergwerk zu Annaberg in Niederösterreich entdeckt und damit Wien und ganz Oesterreich den Anstoss zur Aufsuchung von Mineralien gegeben zu haben.**) Die Erfolge waren aber nur sehr vorübergehender Natur, und Justis eigener Halbbruder, Delius, der Verfasser der viel gebrauchten Anleitung zur Bergbaukunst, hat nur Spott für die angeblichen Entdeckungen seines Verwandten.***) Nicht besser ist es mit den übrigen Unternehmungen Justis gegangen. Was er aus Oesterreich bei seiner Heimkehr ins Reich mitbrachte, war der Adel und eine reiche Erfahrung.

Schwerlich ist er vom Kaiser während dieser Zeit nobilitirt worden. In seinem Maria Theresia gewidmeten Werke: Staatswirthschaft oder systematische Abhandlung aller ökonomischen und Cameralwissenschaften, die zur Regierung eines Landes erfordert werden,†) preist er sich glücklich, in den Diensten der Kaiserin gestanden zu haben; er habe auch in ihnen zu ersterben gedacht, zumal seine Familie vor Zeiten in Oesterreich ihren beständigen Aufenthalt gefunden und schon vor beynahe zweihundert Jahren wegen ge-

---

*) G.G.A. 1751 Juni 3., S. 486.
**) Neue Wahrheiten I, S. 14.
***) Oben S. 507, Beckmann S. 568.
†) 2 Thle., Leipz. 1755.

leisteter treuen und nützlichen Dienste mit dem Adelstande beschenkt worden sei.*)

Als Justi dem Publikum seine Pause im Schriftstellern erklären zu müssen glaubte, kündigte er an, er werde, was er über ökonomische und Cameralwissenschaften nachgedacht und gesammelt habe. in besondern Lehrbüchern vorlegen, über seine Versuche und Erfahrungen in einer periodischen Schrift berichten, zu der ihn der Beifall, den vor Jahren seine Ergetzungen gefunden, ermuntere. Von den „Neuen Wahrheiten zum Vortheil der Naturkunde und des gesellschaftlichen Lebens der Menschen", erschien seit 1754 zwei Jahre lang alle zwei Monate ein Stück. Die Aufsätze sind naturwissenschaftliche, vorzugsweise der Bergwerkswissenschaft entnommen; oder politisch-socialen Inhalts: sie erörtern eine neue und vortheilhafte Kriegsverfassung, etwa nach Art der preussischen, befürworten die Kasernen, ziehen der Accise die Gewerbesteuer vor, ertheilen Unterricht in der Wartung der Seidenwürmer, ein Aufsatz, der in Oesterreich von der Regierung publiziert war.

Im Laufe des Jahres 1753 war Justi aus Oesterreich geschieden; das erste Stück der Neuen Wahrheiten ist aus Mansfeld vom Neujahrstage 1754 datirt. Als er im März des nächsten Jahres die Vorrede des zweiten Bandes in Leipzig unterschrieb, wusste er noch nicht, wo er sich dauernd niederlassen werde. Während der nächsten Monate entschied sich sein Schicksal. Als das erste der von ihm in Aussicht gestellten Compendien erschien zur Ostermesse die „Staatswirthschaft" in zwei Bänden (ob. S. 509). Durch das werthvolle, alsbald sehr günstig beurtheilte Buch**) muss es ihm gelungen sein, die Aufmerksamkeit des grossen Curators von Göttingen zu gewinnen, und es ist Grund vorhanden, Albrecht von Haller, der zwar Göttingen schon vor zwei Jahren verlassen hatte, aber doch für alles auf Göttingen bezügliche voll Interesse blieb, für den Vermittler zu halten.***)

*) Staatswirthschaft I, Zuschrift. Als Justi nach Hannover kam, fragte der Kanzlist Hornemann, um keinen Fehler zu begehen, beim Geh. Rathe an, ob er ihm die Curialien als einem wirklichen hiesigen Edelmanne geben solle, und erhielt den Bescheid: nein, bevor nicht Justi seine Qualität erwiesen habe. (Staatsarchiv Hannover.)

**) GGA. 1755 Mai 10, St. 56, S. 519.

***) Die Frage, die Michaelis am 17. Juni 1755 an Haller in einem unten anzuführenden Briefe richtete: kennen E. H. den Herrn v. Justi genau? setzt doch das Vorhandensein eines gewissen Grades von Bekanntschaft voraus. Die selbständige Haltung, die Justi gegenüber Gottsched beobachtete, wird dem grossen Gegner der Leipziger nicht entgangen sein. Hallers Interesse für die Cameralwissenschaft erhellt aus den zahlreichen Rezensionen dieses Fachs, die er für die GGA. geschrieben hat.

Die ökonomische Wissenschaft war bisher in Göttingen als besondere Disziplin unvertreten. Hatte man sich sonst bei der Gründung der Universität in vieler Beziehung Halle zum Muster genommen, so ist es auffallend, dass in den Vorbereitungsstadien, über die wir durch das Buch von Rössler so reiche Mittheilungen besitzen, auf einen Professor oeconomiae keine Rücksicht genommen ist. Münchhausen kannte die Bedürfnisse des Lebens gut genug. Wir wissen auch von seinem Wunsche, es möchten sich die jungen Leute mehr als bisher „auf mathematische und ökonomische Wissenschaften legen, um daraus dermaleinst tüchtige Beamte zu machen, zumahlen nicht alle Leute in Justiz-Bedienungen können emploirt werden*)“ und dem Versuche des Celler Oberappellationsraths v. d. Lühe ihn in Erinnerung an diese Worte 1737 zur Berufung eines tüchtigen Dozenten für dieses Fach zu bewegen. v. d. Lühe tadelte an der Hallischen Einrichtung die Besetzung des Lehrstuhls mit Dozenten ohne praktische Erfahrung, mit Städtern, die das Landleben nicht kannten oder wieder vergessen hatten, und schlug Münchhausen den Amtmann Stisser vor**), der allerdings mit seiner Wirthschaft — jedoch ohne seine Schuld — in Vermögensverfall gerathen war und seit einigen Jahren in Jena dozirte, einen Mann, der sich zugleich durch sein Buch die „Forst- und Jagd-Historie der Teutschen“ (1737) einen gelehrten Namen erworben hatte. Wir erfahren nichts über die Aufnahme des Vorschlags; da Stisser schon 1739 starb, hätte die Berufung Göttingen alsbald wieder in seinen alten Zustand zurückversetzt. Nach dem Index lectionum hat es allerdings der Universität nie an einem Professor Oeconomiae gefehlt. In dem von 1737 ist Penther(† 1749), später der berühmte Tobias Mayer (1751—1762) als Oeconomiae P. P. O. bezeichnet; aber keiner von ihnen hatte mit Oeconomie im nachherigen Sinne zu thun; ihr Fach war die Civilbaukunst oder die angewandte Mathemathik. Wie sie zu ihrem Titel Professor der Oekonomie oder der Haushaltungskunst, wie er verdeutscht wird,***) kamen, erklärt eine Anzeige wie die Penthers, er werde arithmeticam potissimum ad res oeconomicas accommodatam und Bergwerks-, Forst- und dergleichen Rechnungen aufstellen lehren. Welche Unsicherheit in Hinsicht des Faches übrigens herrschte, zeigt der kleine Zug, dass man der zur Inauguration nach Göttingen entsandten Helmstädter Deputation den

*) Rössler S. 139.
**) Allg. deutsche Biogr. 36, 260; Roscher S. 376.
***) GGA. 1749 S. 1003.

Professor Kahle, einen Wolffianer, der Philosophie und Mathematik las, als professor oeconomiae vorstellte.*) Das Auftreten Justis mit einer bedeutenden schriftstellerischen Leistung bot dem Curator deshalb einen wilkommenen Anlass, ihn für Göttingen heranzuziehen. Doch ging er behutsam zu Werke, und wie früher Herr v. d. Lühe bei der Empfehlung Stissers auf eine etwaige Verbindung seiner Professur mit der Stellung des Universitätssyndikus hingedeutet hatte, so setzte Münchhausen jetzt Justi als Ober-Polizeikommissar nach Göttingen und ermächtigte ihn zugleich zum Halten von Vorlesungen.

Die Verfassung der Stadt Göttingen war zu Ende des 17. Jahrhunderts in der Weise abgeändert worden, dass die Regierung ein weitgehendes Recht die Magistratsmitglieder zu ernennen erlangt hatte.**) Nach Errichtung der Universität lag ihr besonders eine zweckmässige Gestaltung des Polizeiwesens am Herzen. Von dem Grundsatze ausgehend, dass „eine gute Einrichtung des Policey-Wesens die beste Zierde einer Stadt sei" ***), erblickte man die Gewähr für eine energische Leitung in der Bestellung eines Polizeidirectors durch die Regierung, der von der Stadt besoldet wurde, vom Geheimen Rathe seine Instruction empfing und dadurch in dem Stadtrathe eine selbständige Stellung einnahm. Wegen der Schwierigkeiten, die daraus erwuchsen, hat man später den Posten des ersten Bürgermeisters und Polizeidirectors in einer Person vereinigt. Die tüchtige Besetzung dieser städtischen Stelle hat den Curator zu allen Zeiten beschäftigt.†) Die Ernennung Justis zum Ober-Polizei-Commissär wurde der Stadt durch Rescript vom 5. Juni 1755 mitgetheilt, das sie anwies, ihn in sein Amt einzuführen und ihm einen jährlichen Gehalt von 200 Thalern von Trinitatis ab (25. Mai) laufend zu bezahlen.††) Alsbald nach seiner Ankunft in Göttingen richtete Justi, der sich in Hannover persönlich vorgestellt hatte, an den Curator das nachstehende Schreiben.†††)

---

*) Rössler S. 408, vgl. S. 226 und 433 und oben S. 503.

**) E. v. Meier, Hannoversche Verfassgs.- u. Verwaltgsgesch. I (1898) S. 43[illegible] 444 ff.

***) Rescr. des Geh. Raths an Bürgermeister und Rath der St. Göttingen 17[illegible] Sept. 26 (Rössler, Gründg. der Univ. Gött. S. 67).

†) M. Abh.: zwei Briefsammlungen des Welfenmuseums (Nachrichten 18[illegible] S. 332 ff).

††) Mittheilung aus dem Stadtarchiv, die ich Herrn Dr. Wagner verdanke.

†††) Archiv des Göttinger Universitätscuratoriums.

Hochwohlgebohrner Freyherr
Hochgebiethender Herr Kammer President
Gnädiger Herr

Ew. Hochfreyherrl. Excellentz statte ich vor Dero viele und grosse Gnade nochmals den unterthänigsten Dank ab. Das einzige Augenmerk meines Lebens wird dahin gerichtet seyn mich derselben durch meinen devoten Fleiss und Eifer einigermassen würdig zu machen.

Meine Anhero Reise ist in einem beständigen Regenwetter geschehen. Diese Witterung ist mir nur um deshalb nicht angenehm gewesen, weil sie mich gehindert hat, die Gebürge um Einbeck, die durchaus Kalk- und Marmorartig sind, in Absicht auf ein alcalisches Erzt zu untersuchen. Jedoch findet sich vielleicht eine andere Gelegenheit darzu.

Die durchlauchtigsten Prinzen benebst dem Herrn Ober Stallmeister,*) desgleichen die hiesigen Professores haben mich sehr gnädig und freundschaftlich aufgenommen. Meine Verpflichtung aber bey der Policey Commission ist bis den 21 hujus ausgesetzet worden. So viel ich unter der Hand vernommen habe, so will man von Seiten des Stadtrathes zuförderst über einige Puncte meiner Instruction Vorstellung thun; und der Assessor Insinger hat selbst nicht geläugnet, dass man besonders darüber Vorstellung thun würde, dass mir die Instruction Befugniss gäbe selbst im Rathe etwas vorzutragen, und die Vota zu colligiren. Ich würde diese Sache gar nicht berühren, wenn nicht der Herr Canzler von Mosheim**) und andere Professores mir angerathen hätten, Ew. Hochfr. Exc. ehrerbietigst vorzustellen, dass dieser Punct einer von den nothwendigsten sey, wenn ich etwas wirksames auszurichten im Stande seyn solle. Denn da die meisten Glieder des Stadtrathes gute, ehrliche Leuthe wären, die sich zeither von zwey Persohnen in dem Stadtrathe nach Gefallen hätten regieren und lenken lassen: so würden diese zwey Persohnen Gelegenheit finden die Sachen ihren alten Gang fortgehen zu lassen und mir Tausenderley Schwierigkeiten und Verzögerungen entgegen zu setzen, wenn ich einer weitläuftigen Communication nöthig hätte, und wenn

*) Die drei hessischen Prinzen sind die Söhne des Erbprinzen Friedrich, der 1749 zur katholischen Kirche übergetreten war. Die Frau, Tochter K. Georgs II. v .England, und die Kinder lebten in Folge dessen getrennt von ihm. Die drei Söhne, von Ende 1754 bis Ostern 1756 in Göttingen wohnend, gewannen allerdings das akademische Bürgerrecht, waren aber zu jung, um zu studiren. Der älteste, Wilhelm, der nachmalige erste hessische Kurfürst, war 1743 geboren. Pütter I 15; A. D. B. 7, 524. Der Oberstallmeister, der Begleiter der Prinzen, war J. J. v. Wittorf. A. D. B 43, 652.

**) Seit 1747 in Göttingen, starb wenige Wochen nachher, den 9. Sept. 1755.

ich nicht selbst im Rathe etwas vortragen und zum Schluss befördern könte. Ich bin der hiesigen Umstände noch allzu unkundig, als dass ich wissen solte, in wie weit dieser Grund Betracht verdienet. Unterdessen sehe ich so viel ein, dass mir diese Befugniss wenigstens auf dem Fall nöthig seyn dürfte, wenn der Stadtrath in seinen Entschliessungen und der nöthigen Communication mit demselben cunctiret und die Sache auf die lange Bank schiebet. Jedoch beruhet alles zu Ew. Hochfrh. Exc. eigner hocherleuchteten Einsicht und gnädigen Verfügung; und habe ich dem Assessor Insinger gesaget, dass ich mich über diesen Punct bloss leidend verhalten und des hohen Ministerii Entschliessung gehorsamst erwarten würde.

Ich habe bereits ein Programma zu Bekanntmachung meiner Vorlesungen unter der Feder. Es wird von den Mitteln handeln, wodurch die Erkenntniss in den Oeconomischen und Cameral Wissenschaften dem gemeinen Wesen recht nützlich und brauchbar gemacht werden kann, und ich werde Gelegenheit haben verschiedene gute Vorschläge und Betrachtungen darinnen mitzutheilen. Der Herr Hofrath Strube**) hat mir angerathen die Haupt Collegien diesen Sommer nicht anzufangen. Sie würden bis Michaelis nicht zu Ende zu bringen seyn; und wenn ich sie bis Ostern fortsetzen wolte, so würde ich auf Michaelis wenig neue Zuhörer empfangen, weil diejenigen deren Stunden ietzo besetzet wären, die aber auf Michaelis darzu treten wolten, alsdann den Anfang nicht gehöret hätten. Diese Gründe haben mir so wichtig geschienen, dass ich zwey besondere kleine Collegia ausgesuchet habe, die ich bis Michaelis zu Ende zu bringen im Stande bin. Ich werde nämlich gratis die neuere Geschichte des Commercien, Finanz und Policey Wesens in Europa lesen, besonders seit der grossen Veränderung der Entdeckung der neuen Welt und des Weges nach Ost Indien, als wodurch Europa eine ganz andere Gestalt gewonnen hat, deren Kenntniss einen Cameralisten unumgänglich nöthig ist. Sodann werde ich privatim ein Collegium von der Cultur der Länder, besonders aber von Aufnahme und Wachsthum der Städte lesen. Ein Gegenstand, der Aufmerksamkeit zu erregen vornämlich im Stande ist.

Ich werde mir nunmehr angelegen seyn lassen, mir die hiesigen Umstände bekannt zu machen, und ich hoffe in ein 5 bis 6 Wochen darinnen ziemlich avanciret zu seyn. Meine erste Bemühung wird

**) Hofrath St. wird der jüngere Strube sein, Julius Melchior; der Vater, David Georg, führte damals den Titel Geh. Justizrath. Beide waren G. A. von Münchhausen nahe verbunden und mit ihrem Rath in Universitätssachen behülflich. A. D. B. 36, 637.

alsdann seyn über alle und jede Puncte meiner Instruction ausführliche Vorschläge zu entwerfen, wie sie meines ohnmassgeblichen gehorsamsten Erachtens ausgeführet werden können und solche Ew. H. Exc. zu Dero gnädigen Prüfung und Approbation unterthänig einzusenden. Nach einigen Ideen, die ich bereits deshalb gefasset habe, würde es vielleicht nicht undienlich seyn, wenn man eine Art von wöchentlichen Anzeigen drucken liesse, unter dem Titel: Göttingische Policey Amts Nachrichten. Diese könten wöchentlich in zwey halben Bogen bestehen, davon einer Montags, der andere aber Freytags herauskäme. Ein Quart Blath könte allemal zu den Fleisch- Fisch und anderen Taxen zu dem Marktpreiss der Butter und andrer Vivres auf dem letztern Markttage, desgleichen zu allerley Avertissements und Verordnungen von Policey Amts wegen angewendet werden. Auf dem andern Quart Blathe wolte ich allemal eine kleine Abhandlung liefern. Ich würde mich in keine tiefsinnigen und Gelehrten Betrachtungen einlassen. Dieses halte ich vor einen Fehler der meisten Intelligenz Blätter. Abhandlungen aus den Geschichten, der Weltweisheit, von Münzen und dergleichen sind offenbar wieder den Endzweck solcher Blätter, die allein zum Besten der Gewerbe und des Nahrungsstandes bestimmt sind. Ich würde also nichts beybringen, was nicht zum Vortheile der Manufacturen, Fabriken, Handwerker, der Landwirthschaft, des Gartenbaues, Bierbrauens und anderer Stadtnahrungsgeschäfte gehöret. Diese Blätter könten auf den 1. Julii als den Anfang des halben Jahres zum Vorschein kommen, wenn E. H. Exc. diesen Vorschlag gnädig billigen. Ich wolte den Druck auf meine eigenen Kosten unternehmen. Da von meinen Schriften noch keine zum Ladenhüter geworden ist, so hoffe ich wenigstens keinen Schaden davon zu haben. Die Arbeit wird zwar bey meinen übrigen Verrichtungen etwas stark werden. Allein es schadet nicht, wenn ich mich auch Anfangs etwas angreifen muss. Ich hoffe schon nach und nach unter meinen Zuhörern Leuthe zu finden, die nach meinen Ideen etwas ausarbeiten und mir zu einiger Erleichterung gereichen können. Der ich übrigens mit der vollkommensten Ehrerbiethung lebenslang beharre

Ew. Hochfreyherrl. Excellence
Meines gnädigen und Hochgebiethenden Herrn

unterthänig gehorsamer
Johann Heinrich Gottlob v. Justi.

Göttingen
den 15. Junii 1755.

Die Regierung ertheilte Justi bereitwillig die Erlaubniss zur Herausgabe des beabsichtigten Blattes, rieth ihm aber zugleich den Zuschnitt so zu machen, dass er keinen Verlust zu besorgen habe.*) Schon zu Anfang Februar 1756 konnte er melden, der auswärtige Vertrieb seines Blattes sei auf 200 Stück angewachsen, so dass er sich bereit erklärte, jährlich 25 Thaler in die Göttinger Postkasse zu erlegen und diese Summe bei steigendem Absatz nach Verhältniss zu erhöhen. Der günstige Fortgang seines Unternehmens liess ihn an die Einrichtung eines ordentlichen Intelligenzcontors denken. Eine Concession, die er erbeten hatte, erklärte die Geheime Rathsstube für unnöthig.**)

Bei der Universität wurde Justi durch folgendes Rescript eingeführt.***)

Den 7. Juni 1755.

An die Universität zu Göttingen.

Unsern etc.

Nachdem Wir dem von Sr. Kgl. Mt. U. allergn. Herrn daselbst bestellten Ober Policey-Commissario und Doctori von Justi in Ansehung seiner in Oeconomie und Cameral-Sachen erworbenen besondern Wissenschaft die Erlaubniss, zum Besten der dort Studirenden ertheilet haben, gleich nach seiner Ankunfft über gedachte Wissenschaften Collegia zu halten und solche bekandt zu machen, die Kürtze der Zeit aber nicht verstatten will, sich dazu per consueta solennia vorhero zu qualificiren, so haben Wir nicht umhin gekonnt denselben vorerst und bis zu weiterer Verordnung hievon zu dispensiren und solches denenselben zur Direction hiemit nachrichtlich zu eröfnen.

Wir etc.

GR.

v. M.

Das Thema der Vorlesungen, deren Anfang auf den 16. Juli angekündigt wurde, und das des Programms entsprach dem in der Eingabe an den Curator Vorgetragenen. Das Programm theilt die römischen Juristen die Impensen, die Wissenschaften in nec-

*) Rescript v. 19. Juni 1755 (Curatorialarchiv).

**) Eingabe Justis v. 2. Febr. 1756, Bescheid darauf vom 4. Febr. (Curatorialarchiv).

***) Curatorialarchiv (Concept).

wendige, nützliche und angenehme ein, und stellt die ökonomischen und Cameralwissenschaften natürlich unter die nothwendigen. Unentbehrlich für das bürgerliche Leben und die Glückseligkeit der Staaten, bildet ihr Studium auch einen nothwendigen Bestandtheil des akademischen Unterrichts. Um sie für das Leben recht fruchtbar zu machen, bedarf es der Mitwirkung der Gelehrten, der Beamten und des Staats. An jeder Universität sollte eine Facultät der ökonomischen Wissenschaften bestehen. Aber Justi stellt die Universitäten nicht oben an. Jener Richtung angehörig, die den Fortschritt der Wissenschaft von den Akademieen und gelehrten Gesellschaften erwartet,*) verlangt er von ihnen, sich mit solchen Wissenschaften zu beschäftigen, die den Gewerben und dem gesellschaftlichen Leben am meisten zum Wohle dienen. Die Pariser Akademie, die eins ihrer Mitglieder beauftragt hat, Versuche in den Farben zum Vortheil der Manufacturen anzustellen, ist ihm ein leuchtendes Beispiel. Auf Englands Muster weist er hin, weil seine Privatgelehrten ihre Einsichten und Mittel zum Vortheil des gemeinen Wesens anwenden. Von den Beamten sollten insbesondere die Stadträthe für die neue Wissenschaft thätig werden. „Sie sind ihrem Endzweck nach eigentlich Policey-Collegia“. Ihnen parallel wären auf dem Lande Oekonomie-Inspectoren zu bestellen. Der Staat endlich sollte im Interesse der ökonomischen Wissenschaften dadurch wirken, dass er deren Anfangsgründe in den von ihm abhängigen Erziehungsanstalten, den Waisen- und Armenhäusern und den Stiftungen, lehren liesse; ausserdem durch eiue Förderung des Intelligenzwesens, „einer glücklichen Erfindung unserer Zeiten“; die Einrichtung wird dann ganz so dargelegt, wie in seiner Eingabe an den Curator.

J. D. Michaelis schrieb am 17. Juni 1755 an Albrecht von Haller: „kennen E. Hochwohlgeb. den Herrn von Justi genau? Er ist hieher gekommen und mit Beybehaltung der katholischen Religion Ober-Policey-Commissaire geworden, liest auch künftig, doch ohne Professor zu sein, Collegia.“ **) Es klingt das nicht gerade nach freund-

---

*) Er erklärt sich für die englischen Universitätseinrichtungen, die er im Carolinum zu Braunschweig, im Theresianum und dem Lichtensteinschen Collegium in Wien nachgeahmt findet. An den Akademieen tadelt er, dass Fürsten und Minister, die nach dem Ruhm geizen, eine solche Anstalt begründet zu haben, kein Geld auf sie verwenden wollen. Er kennt ansehnliche Akademieen der Wissenschaften, die jährlich 600 Thlr. zu unterhalten kosten; nur die Petersburger, die jährlich 24 000 Rubel Einkünfte hat, rühmt er. Grundfeste der Staaten II 79, 83.

**) Hallersche Correspondenz in der Stadtbibliothek zu Bern (im Folgenden kurz mit Bern citirt). Bd. 14 n. 94.

licher Aufnahme. Aber es gelang ihm rasch, sich eine Stellung zu verschaffen. Sein Programm wie die Polizeiamtsnachrichten gefielen, und die G. G. A. brachten günstige Berichte.*) Münchhausen war ihm behülflich, für den Winter ein Auditorium zu finden, verwies ihn auf den Saal in Londonschenke, dessen sich der seel. Canzler verschiedene Jahre bedient, und war bereit auf ein Jahr, „da inmittelst sich die Umstände vielleicht ändern", 25—30 Thaler Zuschuss zu der Miethe zu gewähren.**) Der König ernannte ihn zum Bergrath***) und die Gesellschaft der Wissenschaften schickte sich an, ihn zum ausserordentlichen Mitgliede der physikalischen Classe aufzunehmen. Von Hannover aus wurde zwar zum Warten gemahnt, „man möge Vorsichtigkeit gebrauchen und Herrn von Justi erst recht kennen lernen, ehe man seinetwegen eine Entschliessung fasse";†) doch waren ihm Mitglieder der Gesellschaft, wie Gesner und Hollmann, um der Hülfe willen, die er ihr in ökonomischen Fragen leisten konnte, geneigt, und Michaelis war bereit, ihm aus der Weender Papiermühle, die die Gesellschaft noch gar nicht besass und auch nicht bekam, ein klein Salarium an Papier (denn er lässt auf seine Kosten drucken) zuzuwenden. „Die Religion" — fügt er hinzu — wird er vermuthlich wider changiren und Lutherisch werden." ††) Justi wurde Mitglied †††) und las am 4. Sept. 1756 eine Abhandlung von der Probirkunst der Erze durch Farben, die sie in dem Glase hervorbringen, am 2. April 1757 den Entwurf eines Lehrgebäudes zur Kenntniss des Mineralreiches Thl. I. Beide Arbeiten blieben in Folge des Conflicts, in welchen die Gesellschaft mit dem Drucker und Verleger der Abhandlungen gerieth, ungedruckt; ihren Inhalt ergeben die ausführlichen Mittheilungen in den G. G. A.*†) Mitarbeiter an den G. G. A. ist Justi mancher Versuche ungeachtet nicht geworden,**†)

---

*) G. G. A. 1755 St. 95, 96, 154.

**) Rescript v. 25. Octbr. 1755 (Curatorialarchiv). Die Londonschenke, ein Gasthaus, das heutige physicalische Institut (Prinzenstrasse 11). Oben S. 513 A. **

***) G. G. A. 1755 Aug. 30 (S. 976).

†) Michaelis an Haller 1755 Juli 12 (Bern, Bd. 14 n. 105) auf Grund eines Schreibens von Münchhausen.

††) Michaelis an Haller, 1755 Aug. 17 (Bern, Bd. 14 n. 129).

†††) G. G. A. 1755 Oct. 11 wird angezeigt, dass Herr Bergrath von Justi zum ausserordentlichen anwesenden Mitgliede erwählt sei (S. 1134).

*†) 1756 S. 985 und 1757 S. 441.

**†) Ständische Landesbibl. Cassel, Michaelis an Raspe 1765 Nov. 24 setzt aus einander, dass Mitglieder der Societät und Mitarbeiter der G. G. A. verschieden. Hollmann, Lowitz, Franz und Justi seien keine Mitarbeiter gewesen, Gatzert, Gatterer, Less Mitarbeiter, ohne in der Societät zu sein.

er verwahrt sich gegen den Inhalt chemischer Recensionen, weil man in Berlin und anderwärts „wo man die Aufsicht der Königlichen Societät mit Wirkung verstehet“, ihn, da bei der Societät kein anderes Mitglied als ein Chymicus bekannt, für den Verfasser halten oder wenigstens glauben könne, dass er sie gebilligt habe.*)

Justis Vorlesungen an der Universität vertheilten sich auf die beiden Gebiete der Mineralogie und der Oeconomie. Ueber jene las er im Sommer und Winter 1756. Die Oeconomie schied er in zwei Vorlesungen und wechselte mit ihnen nach den Semestern: ein Collegium fundamentale aller öconomischen und Cameralwissenschaften und eines über Cameral- und Finanzwissenschaft: in gleicher Weise, wie die beiden Theile seiner Staatswirthschaft (ob. 510), die er zu Grunde legte, geschieden sind. Für öffentliche Vorlesungen wählte er die neuere Geschichte der Commercien, Polizei und Finanz und führte sie seinen Zuhörern länderweise vor, zuerst Holland und Frankreich, dann Deutschland. Für den Sommer 1757 kündigte er, offenbar unter dem Einflusse von Montesquieus Esprit des lois an: Wesen und Grund der bürgerlichen Gesetze aus der Natur und dem Endzweck der Republiquen erläutert. Nach Beckmanns Angabe haben Justis Vorlesungen keinen sonderlichen Beifall bei den Studirenden gefunden**). Ein Ober-Polizeicommissar pflegt Studenten keine sympathische Erscheinung zu sein. Dass sie ihn obendrein noch mangelhaft bezahlt haben, erfahren wir aus einer Klage, die er beim Prorector Ayrer einreichen musste. Sein Verlust bezifferte sich im März 1757 trotz der kurzen Zeit, die er in Göttingen war, schon auf mehr als 200 Thlr.***) Danach und dem raschen Absatz seiner Lehrbücher erscheint die Angabe Beckmanns nicht ganz zuverlässig.

Der eifrige Schriftsteller, der Justi war, blieb er, als er zugleich einen Verwaltungsbeamten und einen Docenten abgeben musste. Bei der Veröffentlichung der Staatswirthschaft hatte er den Lesern mitgetheilt, sie hätten noch vier Lehrbücher, besondere Systeme je für die einzelnen Theile der neuen Wissenschaft, von ihm zu erwarten†). Die erste Ausführung erfolgte in den Grundsätzen der Polizeiwissenschaft (Göttingen 1756). Sie enthielten noch nicht das ausführliche Lehrbuch; das der Verfasser beabsichtigte, sondern mehr ein handliches für den Gebrauch der Vorlesungen geeignetes Compendium.

*) Gött. Bibl. Cod. Mich. 324 V Bl. 494, Justi an Michaelis 1757 Janr. 24.

**) Vorrath kl. Anm. (ob. S. 506) S. 554.

***) 1757 März 29 Hss. der Gött. Bibl. Philos. 133 V Bl. 141.

†) Staatswirthschaft I S. XLIV.

Die Aufnahme war günstig, und auch die moderne Kritik hat dem Buche ihre Anerkennung nicht versagt: das erste Lehrbuch der Polizeiwissenschaft*) — wir würden heute sagen: der Verwaltungslehre — ausgezeichnet durch Klarheit und durch scharfe Begrenzung des Gegenstandes**); die wissenschaftliche Wiedergabe dessen, was sich im Leben herausgebildet hatte.***) Rasch war eine zweite Auflage erforderlich (Göttingen 1759) und, nachdem die breitere Ausführung in zwei stattlichen Quartbänden unter dem Titel: Grundfeste der Macht und Glückseligkeit der Staaten (2 Bde. Königsberg 1760—61) erschienen war, ist zehn Jahre nach Justis Tode noch eine dritte Auflage des Buchs in seiner einfachen Gestalt von Joh. Beckmann (1782) veranstaltet worden. Neben den Lehrbüchern schrieb Justi in Göttingen noch zwei umfassende Abhandlungen: die eine, der handelnde Adel, dem der kriegerische Adel entgegengesetzt wird (Göttingen 1756), Uebersetzungen aus dem Französischen, die er mit einer Nachrede von dem Wesen des Adels und dessen Verhältniss gegen die Commercien begleitete; die andere über Ehen, die ungültig und nichtig sind. Die Mitglieder des Celler Oberappellationsgerichts, denen er die letztgenannte Abhandlung, eine Untersuchung, ob die geltenden Ehegesetze mit dem allgemeinen Wohl vereinbar seien, widmete, werden die Köpfe geschüttelt haben über die Ansichten, die der Verfasser ihnen, wie er meinte, unter dem Beifall Rechtens vortrug.

Ueber Justis Thätigkeit als Verwaltungsbeamter ist wenig bekannt und wenig zu ermitteln. Die Quellen gewähren nur Einzelheiten wie ein Promemoria an den Prorektor Ayrer vom Sommer 1756†), das er gemäss seiner Instruktion, bei ernstlichen Störungen der nächtlichen Ruhe mit dem jedesmaligen Prorektor zu konferiren, auf herum schwärmende Studenten, namentlich auf la Pic und la Peine, die nächtens schandbare Hochs vor den Häusern ausbringen, aufmerksam macht und zum energischen Einschreiten wider sie womöglich durch Wegweisung auffordert. Das meiste Material bieten noch die Polizeiamtsnachrichten oder Intelligenzblätter, wie sie gewöhnlich genannt werden. Sie sind ganz so eingerichtet, wie Justi in seinem Schreiben an den Curator entwickelt hatte (ob. S. 515). Den grössten Raum jeder Nummer nimmt die erste Abtheilung ein, die Abhandlung zur

*) Steinlein, Handbuch der Volkswirthschaftslehre I (1830) S. 24.

**) R. v. Mohl, Polizeiwissenschaft I³ (1866) S. 80, 83.

***) O. Mayer, Deutsches Verwaltungsrecht I (1895) S. 39 nennt Justi den wahren Propheten der neuen Verwaltung, namentlich der preussischen.

†) Göttinger Bibliothek, Cod. Philos. 133 V Bl. 138.

Vortheil des Nahrungsstandes oder, wie das Rubrum seit 1757 heisst, zur Polizei und Oekonomie. Die zweite, die kürzeste, enthält Anzeigen, seltener Polizeiverordnungen; die dritte die Polizeitaxen und Marktpreise. Die Abhandlungen, leicht und lesbar geschrieben, ohne gezierte Popularität, sachlich und fasslich, stammen grösstentheils aus Justis eigener Feder, sind Originalarbeiten, seltener Uebersetzungen aus dem Französichen (z. B. den Abhandlungen der Berliner Akademie) oder dem Schwedischen. Ihr Inhalt, dem umfassenden Begriffe des Faches gemäss, ist von der grössten Mannigfaltigkeit, berücksichtigt Stadtwirthschaft und Landwirthschaft. Schon der nächste Leserkreis des Blattes, die Einwohnerschaft Göttingens, unter der es an Interessenten des Ackerbaues und der Viehzucht nicht fehlte, brachte das mit sich. Das Blatt hatte aber auch ausserhalb seine Leser; es kamen ihm Anfragen und Einsendungen aus dem Lande zu. In den landwirthschaftlichen Artikeln wird gebührende Rücksicht auf England genommen, „das glückliche Land, welches andern in allen und jeden Zweigen eines verbesserten und blühenden Nahrungsstandes zum Muster dienen kann."*) Freimüthig geht der Verfasser den Schäden der Zunftverfassung zu Leibe, räth zur Anlegung nützlicher Fabriken auf dem Wege von Aktiengesellschaften, regt Sozietäten an zur Aussteuerung armer Mädchen, Verbesserungen der Assekuranzgesellschaften. Er behandelt aber auch Fragen von allgemein sozialem Interesse, wie die Neujahrsgeschenke, die Feste und Feiertage. Alles das und noch vieles andere wird „nach den Grundsätzen der Polizei" vom Standpunkt eines Mannes, „der von echten Polizeigrundsätzen erfüllt ist" beurtheilt. Im Frühjahr 1757 unterbricht der Herausgeber, des trockenen Tones satt, die Abhandlungen von dem unechten Porzellan und dem Bau des Kümmels durch die Frage, ob es nach den Regeln der Staatskunst rathsam sei, den Verlust einer Schlacht zu leugnen oder falsche Siege und Vortheile auszubreiten?**) Statt der eigenen Antwort theilt er die Bayles mit und ergänzt sie mit der tiefsinnigen Bemerkung, es komme alles auf die Umstände an, ob eine falsche Nachricht der Staatsklugheit gemäss sei oder nicht. Die drohenden Kriegsaussichten pressen ihm die Worte aus: „ein Verfasser periodischer Schriften muss die Gestalt der Zeiten nicht ganz ausser Augen setzen". Er fängt an, den Endzweck seiner Blätter „ein wenig auszudehnen"; er macht den Vorschlag „einer Zeitung von den Zei-

*) 1756 Mai 14.
**) 1757 April 29.

tungen“ und stellt Betrachtungen an über die Aufrechterhaltung der Kriegszucht in Feindes Lande, eine Materie, die ihn auf die Herrn Franzosen und ihre Sucht sich als Garanten des westfälischen Friedens in deutsche Dinge einzumischen führt. In Hannover, wo der Grundsatz galt: nur keine ombrage geben! erregte diese Wendung des Göttingischen Polizeiblattes zur Politik Besorgniss. Am 1. Juli erliessen die Geheimen Räthe an Justi folgende Verwarnung.*)

Wir haben mehrmahlen bemerket, dass Ihr in Euren sonst wohlgeschriebenen Göttingschen Policey-Amts Nachrichten die gegenwärtige öffentliche Angelegenheiten dergestalt berühret, dass Ihr die Zueignung derer von Euch abgehandelten Sätze auf eine oder die andere der in Krieg befangenen Mächte entweder selbst machet oder dennoch die Art und Weise wie Ihr wollet, dass der Leser sie machen solle, ohne Mühe errathen werden kann.

Wir sehen solches ungern; einestheils weil daraus der dortigen Universität, von welcher wir wünschen, dass sie allenthalben in gleich guten Credit bleiben möge, leicht einiger Nachtheil erwachsen kann; anderntheils aber, weil überhaupt dergleichen Schriften selten etwas gutes uud hingegen oft Empfindlichkeit und Weiterungen verursachen.

Ihr werdet Euch also künftig dessen um so mehr sorgfältig enthalten und bei dem die entstandene Unruhe nicht angehenden Zweck Eurer Arbeit bleiben, da ohnehin Aufsätze die jene betreffen ohne Unsere vorgängige Censur und Genehmigung, vornehmlich von solchen Personen, die in Sr. Königl. Maj. Dienst stehen, nicht in den Druck zu geben sind.

Hannover, den 1. Juli 1757.

Als Justi dies Rescript erhielt, hatte sein Ansehen an der Universität und in der Stadt schon manchen Stoss erlitten. Ostern 1756 war Kästner als ordentlicher Professor der Mathematik von Leipzig nach Göttingen gekommen. Schon von dem Monadenstreit her stand er zu Justi im Gegensatz. Zwei Jahre nach Justi (oben S. 505) hatte Kästner den Preis der Berliner Akademie gewonnen und zwar als Vertheidiger der Leibnizschen Philosophie.**) Näher rückten sich die beiden Gegner auf dem Gebiete der „Naturlehre“. Kästner, Feind

*) Staatsarchiv Hannover, Des. 9, Göttingen No. 12b. Concept.

**) Eine deutsche Uebersetzung seiner Arbeit hat Kästner unter dem Titel: von den Pflichten, wozu uns die Erkenntniss verbindet, dass in der Welt kein blinder Zufall stattfindet, sondern alles von der göttlichen Vorsicht regiert werde. (Ges. Schriften III, 58.) Harnack, Gesch. d. Akad. I 403 ff.

alles Dilettantismus, griff Justis mineralogische und chemische Veröffentlichungen an. „Ich bin es von Herrn Professor Kästner schon gewöhnt" — schrieb Justi an Michaelis — „dass er alle elenden Schriften, deren niederträchtige Absicht wieder mich offenbar zu Tage liegt, in das Hamburgische Magazin aufnimmt" und wundert sich nur, dass die G. G. A. solche elende Bemühungen billigen.*) Justi antwortet in seinem Intelligenzblatte, nennt Kästner nicht, aber den Autor, den er gelobt hat, einen Schmierer.**) „Ich dürfte aber gegen den Herrn Professor Kästner nicht allezeit dieses Menagement haben, weil die Geduld ihre Gränzen hat." ***) Als Justi im Frühjahr 1757 Auszüge aus seiner Abhandlung über die Ehegesetze (oben S. 520) in dem Intelligenzblatte veröffentlichte, entwickelte sich daraus und einem nachfolgenden Aufsatze von der Censur der Bücher†) eine Polemik, in die mancherlei spitzige Bemerkungen über die persönlichen Eheerfahrungen des Gegners verwebt waren. Michaelis, der am 1. Mai 1757 an Haller von Societätsmitgliedern berichtete, die in Hannover Anwartschaften auf besoldete Stellen der Gesellschaft zu erlangen suchten, fügte hinzu: „Herr v. Justi, der sehr gewaltsahm ein gleiches suchen wird, ist in der grössesten Verachtung zu Göttingen und kann wegen Schulden und seines schändlichen Processes nicht lange mehr bleiben." ††) Die Prophezeiung ging sehr bald in Erfüllung.

In dem Verzeichniss der Vorlesungen für das Wintersemester 1757/58 ist von Justi keine angekündigt. In dem städtischen Kämmereiregister steht bei Justis Namen und Gehalt ein cessat mit der Begründung „weil er vor der Invasion der Franzosen entwichen und nicht wiedergekommen ist". †††) Von den Polizeinachrichten erschien die letzte Nummer am 11. Juli 1757 und gab als Grund ihres einstweiligen Aufhörens eine mehrmonatliche Reise an, die der Herausgeber mit Erlaubniss der Königlichen hohen Landesregierung unternehme. Justi hatte allerdings im Juni 1757 die Erlaubniss nachgesucht und erhalten, auf drei Monate eine Reise nach Dänemark zu thun. Die Regierung hat ihm das noch nach längerer Zeit auf sein Ansuchen

*) Göttinger Bibliothek, Cod. Mich. 324 V, Bl. 492, Brief v. 1756 Juni 26.

**) Göttinger Polizeiamtsnachr. vom 28. Juni 1756: Anmerkungen über das ahlmachen. Der Art. der G. G. A. rührte gar nicht von Kästner her, sondern von aller. (Michaelis an Haller, 1756 Nov. 24; Bern, Einzelbrief.)

***) Oben A. *.

†) 1757 April 8.

††) Bern Bd. 16 n. 68.

†††) Mittheilung aus dem Gött. Stadtarchiv von Herrn Dr. Wagner.

mit dem Bemerken attestirt, „dass man zwar wegen seiner Geschicklichkeit, weitläuftigen Wissenschaften und Einsichten gewünschet, dass er seinen Posten zu Göttingen wieder antreten möge, man jedoch solches wegen feindlicher Occupirung der Stadt Göttingen von ihm nicht verlangen mögen, sondern dasselbe der Zeit in seiner Willkühr habe beruhen lassen".*) So ehrenvoll für Justi dies Zeugniss ist, so lag doch der Grund für sein Nachsuchen um Urlaub im Sommer 1757 allein in dem Entschluss, die drohende öffentliche Verwicklung dazu zu benutzen, um sich aus seinen privaten Verlegenheiten, die aus Schulden und ehelichen Zwistigkeiten erwuchsen, zu befreien. Mochte der gar nicht oder wenig beschäftigte Privatdocent um Urlaub nachsuchen; dass der städtische Polizeidirector bei dem Herannahen der Franzosen seinen Posten verliess, hätte eine andere Würdigung verdient. Das gerichtliche Nachspiel, das Justis Weggang zur Folge hatte, die angebliche Spoliirung seiner Hinterlassenschaft durch die Pietschin „unter Begünstigung einer ausgewirkten französischen Schildwacht", die Scheidung von seiner Frau, seine Wiederverheirathung schon im October 1757: das alles sind Dinge, die für die Lebensgeschichte Justis nicht werthlos, für unsere Aufgabe nicht weiter zu verfolgen sind.

Der erste Göttinger Nationalökonom hatte seine Stelle kaum zwei Jahre inne gehabt. Es war nicht mehr als ein kurzes Gastspiel gewesen. Der Schauplatz, auf dem sich Justis weiteres Leben, das hier nur summarisch zu berühren ist, entwickeln sollte, wechselte mannigfach: Dänemark, eine kurze Zeit Hamburg, am längsten und verhängnissvollsten für ihn Preussen. Der Eintritt in die Dienste Friedrichs des Grossen, durch den preussischen Ministerresidenten von Hecht in Hamburg vermittelt, führte ihn zum Bergfache und damit zugleich zu seiner alten Lust des Projectenmachens zurück. Justi muss es verstanden haben, die Menschen für sich einzunehmen und einflussreiche Verbindungen zu gewinnen. In Berlin soll ihm besonders der königliche Leibarzt Dr. Eller, der selbst nebenbei chemische Studien trieb, nützlich geworden sein;***) doch starb Eller schon 1760. Zum Berghauptmann ernannt und mit der Direction der Werke in Zanzhausen (Kr. Landsberg a. d. Warthe) betraut, wusste Justi den König für eine von ihm geplante neue Unternehmung

*) Attest des Geh. Raths vom 23. December 1761 auf die Eingabe Justis vom 17. Dec. (Curatorial-Archiv).

**) Eingabe Justis a. a. O.; Beckmann, Vorrath S. 555.

***) Nicolai in der N. Berliner Monatsschrift 1807 (unten S. 527).

zu interessiren, erhielt beträchtliche Geldvorschüsse daraufhin und konnte schliesslich weder das Versprochene leisten noch das Geld zurückerstatten. So endete sein abenteuerreiches Leben mit einem dreijährigen Gefängniss auf der Festung Küstrin. Erblindet, blieb er bis zuletzt schriftstellerisch thätig. Die Vorrede der Geschichte des Erdkörpers ist von Küstrin, am 25. März 1771 datirt. Noch bis an sein Lebensende (21. Juli 1771) dictirte er an Schriftstücken zu seiner processualischen Rechtfertigung. „Er starb den Tod der meisten Projecteurs als Gefangener" *)

Die literarische Emsigkeit Justis ist in der nachgöttingischen Zeit womöglich gegen früher noch gewachsen. Er sammelte seine zerstreuten und mannigfaltigen Arbeiten nach sachlich geordneten Kategorieen: chymische Schriften, ökonomische u. s. w.; sechs solcher Sammlungen sind 1759—64 erschienen. Aber es fallen in diese vierzehn Jahre auch viele neue und darunter bedeutende Arbeiten. Zu der Staatswirthschaft und der Polizeiwissenschaft gesellte sich 1766 als sein drittes Hauptwerk das System der Finanzwissenschaft. Das versprochene Compendium der Commercienwissenschaften ist nicht erschienen; als eine Abschlagszahlung darauf wünschte er die „vollständige Abhandlung von denen Manufacturen und Fabriken" (Kopenhagen 1758) betrachtet zu sehen, da ihm zur vollständigen Bearbeitung seines Themas noch die Kenntniss der Schiffahrt und des Seecommercium fehle, die er in Kopenhagen und bei seiner Durchreise in Städten mit Seehandel zu erwerben hoffe. Noch in Göttingen begonnen war die Uebersetzung und Bearbeitung eines grossen französischen Buches, der Description des arts et des métiers, in welchem die Pariser Akademie auf Veranlassung von Reaumur von ihren Mitgliedern gemachte oder gebilligte Versuche, neue Maschinen, Arbeitsmethoden, alles zu praktischen Zwecken, publicirte. Unter dem Titel: Schauplatz der Künste und Handwerke ist das Werk zu 21 Bänden in den Jahren 1762—1805 herangewachsen, aus Justis Hand in die anderer Bearbeiter und von Verleger zu Verleger gewandert. Wie es der erste Herausgeber bei seinem Erscheinen als eine Ehre des Zeitalters gepriesen hat, so hat es sich noch lange eines grossen Ansehens in der Technologie erfreut, und der erste Vertreter dieser Wissenschaft auf einem akademischen Lehrstuhl hat es Justi zum besonderen Verdienst angerechnet, diese für die Gewerbe so wichtige literarische Unternehmung in den Gang gebracht

*) Beckmann, Physicalisch-öconom. Bibl. X (1779) S. 443 ff.

zu haben.*) Neben öconomischen und cameralistischen Schriften hat Justi in dieser Zeit auch grössere politische Arbeiten veröffentlicht: die Chimäre des Gleichgewichts von Europa (Altona 1758)**); die Natur und das Wesen der Staaten (Berlin 1760), als „eine Art politischer Metaphysik vor alle Regierungswissenschaften“ beabsichtigt, namentlich auch dazu bestimmt, „den Lauf der durch Montesquieu verbreiteten Irrthümer zu hemmen;“ das anonyme, aber ihm mit grosser Wahrscheinlichkeit zugeschriebene: Leben und Charakter des Grafen von Brühl, in vertraulichen Briefen entworfen***) (1760) u. a. m. Auch einen Staatsroman hat er in dieser Zeit verfasst: die Folgen der wahren und falschen Staatskunst, in der Geschichte des Psammitichus, Königs in Egypten (1759, 60). So werthlos er auch ist — R. v. Mohl hat ihn in seiner Abhandlung über Staatsromane gar nicht berücksichtigt†) — so ist er doch um der literarhistorischen Episode willen, die sich an ihn knüpt, erwähnenswerth. Die Kritik nahm das Buch ungünstig auf. Die Briefe, die neueste Literatur betreffend, seit 1759 von Lessing, Mendelssohn, Nicolai in des letzteren Verlag herausgegeben, brachten eine von Th. Abbt herrührende, aber wie alle Beiträge anonym erscheinende Besprechung, die das Buch als die egyptische Banise und den Verfasser als einen Autor bezeichnete, den mehr die Menge seiner Schriften als deren Güte bekannt gemacht habe.††) Wenn Justi die Literaturbriefe bald darauf beim Staatsrathe denuncirte, weil sie durch ein Urtheil über die Poésies diverses die Ehrfurcht gegen den König aus den Augen gesetzt und einen Aufsatz gebracht, in dem die Gottheit Christi von einem Juden angegriffen sei, so lag es nahe diese Handlung mit jener abfälligen Kritik in Verbindung zu bringen. Die Denunciation hatte den Erfolg, dass dem Verleger am 18. März 1762 ein Verbot seiner Zeitschrift und Mendelssohn eine Ladung vor den Generalfiscal zugestellt wurde. Schon nach fünf Tagen wurde das Verbot wieder aufgehoben und der fiscalische Process gegen Mendelssohn eingestellt. Denn die angeklagten Nummern der Literaturbriefe waren unter der gesetzlichen Censur erschienen; der angebliche Angriff auf die Religion stellte sich heraus als eine Aeusserung Lessings über

*) Beckmann, Vorrath S. 543. Karmarsch, Gesch. der Technologie S. 861 ff.

**) Roscher S. 450.

***) A.D.B. 3, S. 416 (Flathe).

†) Gesch. und Litt. der Staatswiss. I (1855) S. 167 ff.

††) 196. Brief von 1761, Nov. 19 (Bd. XII S. 225 ff.) Dazu der Brief von Abbt (Werke III [1771] S. 53) von 1762 (1761 ist Druckfehler) April 21.

den Kopenhagener Hofprediger Cramer, den Herausgeber des nordischen Aufsehers, dessen Vorstellung von der Person Christi er als socinianisch bezeichnet hatte*); die angebliche Missachtung des Königs als eine freimüthige, aber durchaus anständige Kritik der Gedichte Friedrichs des Grossen durch Mendelssohn**), die der König selbst, als sie ihm in einer Uebersetzung zugänglich gemacht wurde, ganz wohl aufnahm. Ausserhalb der Berliner Literaturkreise ist die Angelegenheit wenig bekannt geworden; und ich habe auch nicht gefunden, dass jene sie Justi nachgetragen hätten. Erst einige vierzig Jahre später hat Nicolai den Hergang ausführlich erzählt.***) In der Geschichte Friedrichs des Grossen†) wie in der Lessings††) wird er angeführt, den Biographen Justis ist die Sache entgangen, obschon sie für die Würdigung seines Charakters nicht ohne Werth ist.

Ein Mann von einem Abenteurer in manchen Punkten nicht verschieden und doch ein Mann der Wissenschaft: einer der Väter der deutschen Nationalökonomie. Fast in jedem ihrer Gebiete zu denen gehörig, mit denen die wissenschaftliche Behandlung des Zweiges beginnt: der erste, der ein Lehrbuch der Polizeiwissenschaft schrieb; der erste, der eine Finanzwissenschaft im modernen Sinne, losgelöst von dem alten System der Cameralwissenschaft, vorlegte; der erste, der mit der blossen Routine brach und systematisch in der Staatswirthschaft vorging. Seine Schriften gaben der Wissenschaft einen kräftigen Anstoss. Die Folgezeit suchte ihre Fehler zu verbessern, verfolgte aber doch die Bahn, die Justi eingeschlagen hatte.†††) „Er hat Kopf; Augen will ich ihm geben" hat Friedrich d. G. zu ihm gesagt, als er sich wegen Gesichtsschwäche gegen die Uebernahme grosser Geschäfte sträubte.*†) Das Lob des Königs, im praktischen Sinne gemeint, kann auch für seine wissenschaftliche Arbeit in Anspruch genommen werden. Justi war ein Mann von Gedanken und geordneten Gedanken. Er hatte nicht aus Büchern, aber aus der Be-

---

*) 48. Brief v. 1759, Aug. 2 (Bd. III, S. 55), wiederabgedr. bei Lachmann, Lessings sämmtl. Schr. VI, 123.

**) 98.—101. Brief v. 1760, April 24. Mendelssohns ges. Schr. IV, 2. [1844] 66 ff.

***) N. Berliner Monatsschrift hg. v. Biester XVIII, 340 ff. (1807, December).

†) Preuss, Friedrich der Grosse III (1833) S. 256.

††) Schon K. Lessing, Lessings Leben I (1793) S. 208 mit Irrthümern. Die kurze Erwähnung bei Erich Schmidt, Lessing I, 426 hat mich veranlasst, der Sache nachzugehen.

†††) R. v. Mohl, Polizeiwiss. I 80.

*†) Beckmann, Vorrath S. 559.

trachtung der Lebensverhältnisse gelernt. Trotz mancher geleh
Untersuchung, die er geschrieben hat, war er kein eigentlicher G
lehrter; auch würde ihm die Bezeichnung eines Gelehrten kaum
ein Lob erschienen sein, da er nicht ohne Zustimmung das U
der meisten Staatsleute berichtet, welchen Gelehrte und Peda
gleichbedeutend sind.*) Der Umfang seines Wissens ist nicht g
so viel er auch in den verschiedensten Theilen der Wissenschaft
schrieben hat. Aber er versteht sich auf das, was den Staaten
Zeit zur Aufnahme gereichte und das gesellschaftliche Leben der E
zelnen zu bessern versprach. So vielseitig er als Schriftsteller
so vielseitig auch seine „Bedienungen“. Er hat Maria Theresia
Friedrich dem Grossen, Hannover und Dänemark gedient. Die
dicationen seiner Bücher bezeichnen die Etappen seines Lebens.
kann ihn deshalb nicht gesinnungslos, einen Ueberläufer sch
Während er in österreichischen Diensten stand, unterliess er n
Preussen und seine Könige zu rühmen; und in Preussen nicht
erkennen, was er für seine Wissenschaft Oesterreich und Maria
resia verdanke. Er diente der Aufklärung und den Staaten, d
ein jeder nach seiner Weise, förderten; Oesterreich, wo er am
resianum die neue Wissenschaft vertrat und ihre Anwendung de
lingen in praktischen Uebungen vertraut zu machen suchte;**
hannover, das durch die Begründung der Universität Götting
den Tendenzen des Zeitalters Theil nahm. Unter den litera
Vertretern des staatlichen Systems, das seinen Zweck in der
fahrt aller Staatsangehörigen erblickt, hat man ihn und Son
den Theoretiker Oesterreichs, zusammengestellt und mit einan
glichen. L. v. Stein***) hält Sonnenfels für den bedeutenden
für den Professor, Sonnenfels für den Staatsmann. Sonnen
Justi oft angegriffen, aber doch seinen Werth nie verkannt.†
war vorangegangen; Sonnenfels der Nachfolger. Stein wi
seine Paragraphen vor; seine Rücksicht auf die Hörer,
Sonnenfels für Leser geschrieben habe. Wenn Ordnung der Ge
systematisches Vorgehen den Professor macht, kann sich J
Vorwurf Steins gern gefallen lassen; er hätte noch hinzufüge
dass er für gute Register seiner Bücher sorgte. Der Besch
nach hat Sonnenfels sich viel mehr und länger mit Vorlesu

*) Staatswirthschaft I, XXIV.

**) Beckmann S. 544.

***) Verwaltungslehre II (1866) 14 ff.

†) Sätze aus der Policey, Handlungs- und Finanzwissenschaft (Wien

gegeben als Justi, bei dem die Docententhätigkeit nur kurze Durchgangsstadien bezeichnete. Ueberwiegend hat er sein Leben in praktischer und schriftstellerischer Thätigkeit verbracht, und die Vortragsweise in seinen Schriften hat von Anfang an das Lob der leichten und angenehmen Lesbarkeit geerntet. Der Tadel, den seine Schriften verdienen, hängt zum guten Theil mit den unsteten, ungefestigten Lebensverhältnissen ihres Verfassers zusammen. Er schreibt umständlich, wiederholt sich, schreibt sich selbst ab, verzichtet auf Beweise und Citate. Man darf aber nicht vergessen: der Autor, der sich zeitlebens mit der Ordnung der Oeconomie und der Finanzen der Staaten beschäftigte, war ebenso beständig mit den eigenen in grosser Unordnung. Er schreibt gewerbsmässig: 1747 bearbeitete er die Preisfrage der Berliner Academie über die Monaden; im nächsten Jahre die über das Eindringen der Römer in das nördliche Deutschland;*) 1757 die über das Arsenik.**) So schnell wie er schreibt, liest er auch; und dabei beschränkt er seine Lectüre nicht auf sein wissenschaftliches Fach. Es werde, meint er, schwerlich ein einziges wohlgeschriebenes Buch unter den Romanen vorhanden sein, das er nicht gelesen habe. ‚Die völlige Durchlesung eines Buches von der Stärke der Clarisse oder des Grandisons erfordert vor mich kaum einen Tag'.***) Seine Schriften arbeitet er unterwegs, auf Reisen aus, ohne Bücher, selbst seine eigenen zuzuziehen. Als ihm Münchhausen im Frühjahr 1756 den Auftrag ertheilte, ein Schreiben von dem Zustand der Universität Göttingen wie ehedem der seel. Claproth zu entwerfen und sich darüber mit Michaelis zu verständigen, glaubte er bei seiner vorhabenden Badekur dazu am besten Zeit zu finden und bat Michaelis, ihm binnen acht Tagen seine Gedanken, Beiträge und Bemerkungen mitzutheilen; eventuell war er bereit, im Bade das Concept zu machen und die Beiträge von Michaelis nach seiner Zurückkunft einzurücken.†) Nichts hat ihm so sehr geschadet, als diese rastlose Federfertigkeit.

*) Harnack I 401. Den Preis erhielt der Garnisonprediger Fein in Hameln. Justi veröffentlichte seine Arbeit in vervollständigter Form als Abhandlung von den röm. Feldzügen in Teutschland (Leipz. 1748). Oben S. 505.

**) Brief an Michaelis v. 16. März 1757 (Cod. Mich. 324 V Bl. 496), bei dem er sich nach dem eigentlichen Wortlaut der Aufgabe und dem Einsendungstage, von dem er nur wusste, dass er im März war, erkundigte.

***) Psammitich, Vorrede.

†) Brief an Michaelis vom 13. April 1756 (Cod. Mich. 324 V Bl. 490). Claproth ist der 1748 gestorbene Joh. Christian, der hiernach als Verfasser der anonymen Schrift: Der gegenwärtige Zustand der Göttingischen Universität in zween Briefen an einen vornehmen Herrn im Reiche (Gött. 1748, 4) zu betrachten ist.

Das verspätete Erscheinen eines zweiten Theils entschuldigt er „mit den vielen andern Büchern“; die er zur verwichenen Ostermesse herausgegeben habe.*) Er muss sich den Spott seiner Gegner gefallen lassen: wenn man einmal von Herrn v. Justi etwas gelesen hat, hat man fast alle seine anderen Schriften auch gelesen.**) Aber unbekümmert um Lob oder Tadel schreibt er weiter. Wenn je von einem Schriftsteller das Wort gegolten hat: weniger wäre mehr gewesen, so gilt das von ihm. Die Massenhaftigkeit seiner Schriften hat ihn um einen grossen Theil seines Erfolges gebracht.

Die Geldnoth war es auch, die ihn immer wieder in die Projectenmacherei trieb. Er wollte nicht nur neues schreiben, sondern auch neues entdecken, bald Farben, bald Silber. Ein Aufsatz seiner neuen Wahrheiten (oben S. 510): Gedanken über Projecte und Projectenmacher,***) führt aus, alle Menschen seien Projectenmacher und müssten es sein; es sei das dem Staate auch ganz nützlich, nur müsste er einen besonderen Beamten zur Prüfung der Projecte bestellen. Seine Vorliebe für die Chemie, die er bekennt, beruht darauf, dass sie am ehesten zu neuen und einträglichen Entdeckungen führt. Sein Dilettiren in Chemie und Mineralogie hat ihn am meisten in literarische Kämpfe verwickelt, und gerade die Thätigkeit in diesen Gebieten die Tragik seines Lebens verschuldet. Es bleibt aber, wenn man alles dieses in Abzug bringt, von seinem Wirken genug übrig, um ihm ein dauerndes Andenken in der Wissenschaft zu sichern.

Er nennt das Gebiet, in dem er seine geschichtliche Stellung erringen sollte, den vielleicht wichtigsten Theil der menschlichen Erkenntniss.†) Und es dauerte nicht lange, dass andere Zeitgenossen, auch solche, die fremde wissenschaftliche Fächer vertraten, der gleichen Ansicht waren. Justi hat sich dies Gebiet erst erobern müssen. Er war nicht durch seinen Beruf hineingestellt. Obwohl studirter Jurist, ist er doch nicht von der Jurisprudenz auf die Staatswissenschaften geführt worden, sondern durch die Vermittlung der Naturwissenschaft. Neben ihr, die er allein nennt, hat aber ein Moment eingewirkt, das er verschweigt. Montesquieus Esprit des lois erschien grade in der Zeit, da sich Justi aus der belletristischen und moral-philosophischen Schriftstellerei losmachte. Hat er auch mancherlei an dem Buch auszusetzen, so preist er doch seinen Verfasser mit hohen Worten

*) Psammitich, Theil 2.

**) Allgem. deutsche Bibliothek VI, 2 (1768) S. 310; XII, 2 (1770) S. 375.

***) I, 536.

†) Staatswirthschaft I, Vorrede.

und füllt seine Aufsätze mit Auszügen aus dem Werke. Von dem Werth der Jurisprudenz hat er keine grosse Meinung; „sie ist ein gar geringer Theil der bürgerlichen Verfassung“.*) Wie civilis prudentia Staatsklugheit in der Sprache der Zeit bedeutet, so versteht er unter bürgerlicher Verfassung Staatsverfassung. Wer wie er zeitlebens der Zweckmässigkeit, dem dehnbaren Begriffe der salus publica gedient hat, sah in der Rechtswissenschaft kaum mehr als ein Werkzeug in der Hand der Advocaten und Deductionenschreiber. Mit der Rechtsphilosophie Christian Wolffs, die den wissenschaftlichen Boden für den Wohlfahrtsstaat geschaffen hatte, findet er sich leichten Herzens ab. Er wirft ihm seine unbeschreibliche Menge von Büchern vor, in denen er doch nicht die Gebiete scharf zu scheiden verstanden und die Polizei mit der Staatskunst in eine Brühe geworfen habe.**) Darin grade liegt die Stärke Justis, dass er die Gebiete der Wissenschaft und ihrer Theile begrifflich zu scheiden versteht. Er löste die öconomischen Wissenschaften aus ihrer bisherigen Verbindung mit der Rechtsphilosophie und stellte sie auf ihre eigenen Füsse. Er zeigte seiner Zeit, dass es sich hier um wahre Wissenschaft handle, dass die vorhandenen Einrichtungen und Vorschriften auf allgemeine Grundsätze zurückzuführen und systematisch aufzubauen möglich sei. Er wies auf den Schaden der Universitäten hin, die den Staat im Stich lassen, der doch der cameralistisch gebildeten Beamten so besonders bedürfe. Ihm genügt nicht der Particularcameralist. „Aus Mangel zusammenhängender Grundsätze wird er niemals mit versicherten Schritten wandeln.“ Die bloss unter den Geschäften erzogenen Beamten sind nicht im Stande, aus dem Begriff von dem Wesen einer Republik und aus den daraus entspringenden allgemeinen Grundsätzen ihre Erkenntnisse und Sätze im Cameralwesen herzuleiten; sie haben dazu den Fehler, nur an das Interesse ihres Herrn zu denken; das ist der Götze, vor dem sie ihr Knie zu beugen angewiesen sind. Statt ihrer bedarf der Staat der Universalcameralisten, die zu erkennen fähig sind, ob ein Interesse des Herrn einen wahren und dauernden Vortheil für den Regenten begründe und mit dem Aufnehmen des Landes und seiner wahren Wohlfahrt stimme.***) Der bezeichnete Mangel ist es, der ihn gering von der Jurisprudenz und von deutschen Universitäten denken lässt. Gedanken dieser Art,

*) Staatswirthschaft I, S. XVIII,.

**) Grundsätze der Polizeiwissenschaft (1756) Vorrede. Ueber den Gegensatz zu Wolff, vgl. O. Mayer, Verwaltungsrecht I, 38.

***) Staatswirthschaft I, XXVIII.

wiederholt und in verschiedener Form vorgebracht, haben ihren Erfolg nicht verfehlt. Die Reform des akademischen Unterrichts hat noch länger auf sich warten lassen, aber die Literatur ist doch von diesen Gedanken beeinflusst worden. Das hat Justis Selbstbewusstsein nicht wenig gehoben. Als er in der „Chimäre des Gleichgewichts" (1758) auf die Kriege zu sprechen kommt und der Geistlichen gedenkt, die vergebens die Grossen der Welt bisher davon abgemahnt haben, erhebt er sich zu den Worten: „Wohlan, so muss es denn ein Mann thun, welcher die Staatskunst und andere zur Regierung der Staaten erforderliche Wissenschaften beständig sein Hauptwerk sein lassen, der darinnen viel und mit Beifall geschrieben und dessen Schriften selbst in den Händen aller Staatsleute sind. Ich werde mir nicht zu viel beilegen, wenn ich dies von mir sage, und die benachbarten vernünftigsten Nationen legen mir in ihren periodischen Schriften mehr Lob bei, als ich mir zuzueignen begehre."*) Man wird das für übertriebenes Selbstlob halten. Aber die G. G. A. begleiten diese Worte mit der Bemerkung: wir würden uns die Freiheit genommen haben, eben dies von dem Herrn Bergrath zu sagen, wenn er uns nicht darin bereits zuvor gekommen wäre.**) Das ist in Göttingen 1758 geschrieben, wo, wie man meinen sollte, die Art seines Weggangs dem Beifall einen Dämpfer aufgesetzt hatte. Aber vor und nachher wird Justi in den G. G. A. mit grosser Achtung behandelt und, wo sich ein Widerspruch geltend macht, zeugt er von dem Respect, den man dem Gegner schuldet. Ein Recensent, der ihm historische Mängel nachweist, entschuldigt sie selbst damit, man könne nicht von allen Staatskundigen verlangen, dass sie Historici seien.***) Als Justi einmal den Gelehrten Anzeigen vorgeworfen hatte, sie beobachteten die Regel niemals uneingeschränkt zu loben nur bei Auswärtigen, nicht bei Einheimischen, repliciren sie: des Herrn Bergraths Schriften sind, nachdem wir das Glück gehabt haben, dass er uns zugehörte, nicht anders recensirt als vorhin.†) Auswärts, wo man dreister vorging, wie in der Allg. Deutschen Bibliothek, werden seine Schwächen kräftig gerügt, aber bei alledem verkennt doch auch sie sein Verdienst nicht. Sie nennt ihn einen scharfsinnigen Gelehrten, einen offenen Kopf, viel erfahren, der beinahe von allen Sachen schreiben könne; seine Schriften seien gekauft, ge-

*) G. G. A. 1758 S. 576.
**) 1758, S. 1116 ff.
***) 1758, S. 1116.
†) 1758, S. 1123.

lesen, genutzt und hernach verhöhnt.*) Seinen Uebergang aus dem philosophischen Stadium in das öconomische hatten einst die Literaturbriefe treffend geschildert**): Justi, der vor einigen Jahren wider die Monaden zu Felde zog, hatte das Glück, der damals obsiegenden Wolffischen Philosophie den ersten Stoss beizubringen. Er wusste sich in sein Glück zu finden. Zufrieden, dass er gekrönt vom Kampfplatz zurück kam, zeigt er sich jetzt von einer ganz anderen Seite und ist aus einem mittelmässsigen Metaphysicus vielleicht ein vortrefflicher Cameraliste geworden. Was hier noch von einem Fragezeichen begleitet ist, corrigirt ein Zeugniss nach dem Abschluss seines Lebens. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek nennt den ungerecht oder unwissend, der Justi alles Verdienst abspreche: er ist es unleugbar, der zuerst mit einem guten Erfolge die Staatswirthschaft in ein System gebracht hat***).

Es würde die Zuständigkeit des Berichterstatters und die Grenzen der hier zu verfolgenden Aufgabe überschreiten, wenn noch weiter in die Charakteristik Justis und die Würdigung seiner Stellung in der Volkswirthschaft eingegangen würde. Auch ist die Arbeit längst und in der befriedigendsten Weise gethan. Roscher hat sich das mühselige Werk nicht verdriessen lassen, die zahlreichen Schriften Justis durchzugehen und ihren Inhalt unter nationalökonomische Gesichtspunkte zu subsumiren. Auf alle die wirthschaftlichen und politischen Fragen des Tages finden sich in seinen Schriften Antworten. Theilt er auch mannigfach die Irrthümer seiner Zeit, so wenn er den Satz aufstellt, ein Staat könne nicht zuviel Einwohner haben, den er aber doch selbst mässigt†), so zeigt er sich wie schon in seiner literarischen Haltung, als man ihn noch zu Gottscheds Gefolge zählte, in den wirthschaftlichen Erörterungen als ein Mann von Selbständigkeit und eigenem Nachdenken. Er war ein Pfadfinder, nicht ein Nachtreter; und Göttingen hat in den Tagen seiner aufstrebenden Jugend einen kraftvollen und bedeutenden Vertreter der neuen Staatswissenschaft unter seinen Lehrern gezählt.

III.

Justi hatte in seinem Göttinger Antrittsprogramm das Intelligenzwesen eine glückliche Erfindung unserer Zeiten genannt (ob. S. 517).

---

*) VI, 2, 310; XI, 1 (1770) S. 347; XXI, 1 (1774) S. 576.
**) 20. Brief v. 1759, März 1. (I, 131).
***) A. D. Bibl. XXI 2 S. 576.
†) Roscher S. 454; R. v. Mohl, Gesch. u. Lit. der Stw. III, 471.

Seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren überall in den deutschen Staaten Einrichrungen unter dem Namen von Intelligenzcontoren oder Büreaux entstanden, öffentliche Fragämter, wie Joh. Beckmann verdeutscht, die den Zweck hatten, obrigkeitliche Bekanntmachungen zu verbreiten, und aus dem Publicum Anfragen anzunehmen, Antworten einzuholen, Angebote und Nachfragen in die Oeffentlichkeit zu bringen. Das Mittel, das sie verwendeten, das Drucken und Verbreiten von sog. Intelligenzblättern oder -bogen, war ein Ersatz für das Inseratenwesen in einer Zeit, da politische Zeitungen nicht existirten oder nicht ausreichend verbreitet waren, auch nicht häufig genug erschienen und jedenfalls eines Anzeigentheils entbehrten. Den Gedanken, eine solche Einrichtung zu schaffen, soll nach Montaigne, dem berühmten französischen Essayisten († 1592), zuerst dessen Vater geäussert haben*). Die erste Ausführung geschah durch das office of intelligence, das ein Privatmann mit königlichem Privileg 1637 in London errichtete. Die frühesten Einrichtungen in Deutschland sind in Berlin 1727, in Halle 1729 getroffen**). Das Preussische Landrecht gedenkt der Intelligenzblätter der Provinz als eines öffentlichen Bekanntmachungsmittels***).

In Hannover errichtete ein vielfach verdienter Mann, Albrecht Christoph von Wüllen, 1750 mit dem Privilegium der Geheimen Räthe ein Intelligenzcomptoir. Beamter der kalenbergischen Stände, war er 1746 vom Könige zum Assessor extraordinarius des Hofgerichts zu Hannover ernannt und wurde 1760 nach dem Tode des Hofgerichtsassessors von Schrader in eine der ordentlichen vom Könige zu besetzenden Assessorenstellen am Hofgericht befördert, die er bis zu seinem Tode (1789) bekleidete. Einen für das Neue und Nützliche immer thätigen Mann nennt ihn ein bewährter hannoverscher Schriftsteller†). Briefe aus Wüllens Feder an Michaelis zeugen von seiner fröhlichen, geselligen Natur††). 1752 hat er den ersten Club nach englischer Weise in der neuen Schenke zu Hannover begründet†††). Wüllen, ein begüterter Mann, hatte viel von seinem Vermögen durch Betheiligung an Fabriken eingebüsst, aber unternehmend wie er war, wandte er an die Stiftung des Intelligenzcontors ein Capital von

*) Justi a. a. O. S. 16.

**) Beckmann, Beiträge zur Gesch. der Erfindungen II (Leipzig 1788) S. 237.

***) Pr. LR. II, 8, § 1388.

†) Patje, wie war Hannover? (1817) S. 158.

††) Cod. Mich. 330 Bl. 345 ff. (W. Meyers Verz. der Hss. III, S. 242.)

†††) v. Spilcker, Beschreibung der kgl. Residenzstadt Hannover (1819) S. 560.

6000 Thalern*). Kaum war es begründet, so brach der siebenjährige Krieg und die feindliche Occupation über das Land herein. Das neue Institut setzte sich deshalb schwer durch und warf erst in den späteren Jahren seinem Schöpfer eine ansehnliche Einnahme ab, etwa 1600—1700 Thaler Reinertrag, wie Klockenbrings Bericht an den Geheimen Rath 1789 berechnete. Wüllen hatte den Erfolg nicht erst abgewartet, sondern gleich zu Anfang mit seinem Unternehmen eine Preisstiftung verbunden, die ihn mit der Königlichen Societät der Wissenschaften in Beziehung brachte.

Das Organ des Intelligenzcontors waren die „Hannoverschen Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich sind.“ Da es nicht bloss auf Verbreitung neuer Nachrichten bei dem Unternehmen abgesehen war, sondern auch auf die neuer und unerwarteter Gedanken, so wurde mit den Anzeigen eine Wochenschrift verbunden, die unter wechselndem Titel erschien: anfangs als Hannoversche gelehrte Anzeigen, am bekanntesten unter dem seit 1763 geführten Namen als Hannoversches Magazin. Der Hauptzweck des gelehrten Blattes war die Beschäftigung mit nützlichen und dem jetzigen Geschmack gemässen Materien. Kein Theil der Wissenschaft sollte ausgeschlossen sein, am wenigsten die Haushaltungskunst, ingleichen das Polizei- und Cameralwesen. Recensionen wurden nicht aufgenommen; der Dresdener Anzeiger als das Vorbild bezeichnet. Anzeigen und Wochenblatt fingen am 29. Juni 1750 an; die Censur über beide hatte die Regierung vertrauensvoll Wüllen selbst überlassen. 1751 stiftete Wüllen zwei jährlich durch das Intelligenzcontor auszuzahlende Preise von je zwölf Ducaten für die beste Beantwortung von zwei öconomischen Fragen und übertrug die Stellung der Fragen und die Beurtheilung der einlaufenden Preisschriften der neugeschaffenen kgl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Die Arbeiten sollten in deutscher Sprache geschrieben sein und „ihr grösstes Verdienst in Kürze und Erfahrungen, Richtigkeit und Brauchbarkeit bestehen“**); der Abdruck der preisgekrönten in dem gelehrten mit den Anzeigen verbundenen Blatte erfolgen. Am 10. April 1752 erklärte A. v. Haller namens der Societät die Uebernahme des ihr angetragenen Preisrichteramts. Die Fragen, welche die Gesellschaft stellen würde, sollten

*) Die Nachrichten über Herrn von Wüllen und das Intelligenzcontor verdanke ich den Acten des Kgl. Staatsarchivs zu Hannover, deren Benutzung hier in Göttingen mir die Liberalität des Herrn Archivdirectors Dr. Döbner ermöglichte.

**) Pütter I. 262.

hauptsächlich „zur allgemeinen Verbesserung der Landesproducte“ einschlagen; auf die Belesenheit werde am wenigsten gesehen werden.*)

Die Intelligenzblätter und ihre Beigabe hatten grossen Erfolg, kamen in die Hand des gemeinen Mannes und des Königs in London. Das gelehrte Blatt begann mit Proben aus einem nachher berühmt gewordenen Buche, der Ordnung der Fruchtpreise von dem Bürgermeister Unger in Einbeck**), liess bald aber Stücke historischer Gelehrsamkeit, wie von dem Göttinger Publicisten Schmauss über die aera Hispanica, von Pütter über den Reichshofrath u. a. folgen. Um dieser gelehrten Abhandlungen willen wird das Blatt heute noch manchmal in historischen Arbeiten verwerthet oder wenigstens citirt. Von den Geschichtsforschern im Lande lange werth gehalten***), wurde das Blatt um des gelehrten Inhalts willen von den Cameralisten angegriffen, und die Polemik Justis (oben S. 515) wird nicht zum wenigsten durch das hannoversche Organ hervorgerufen sein.

Das Vertrauen, das Wüllen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften schenkte, zeigt, in welchem Sinne man deren Gründung im Lande verstand und welche Hoffnungen man auf sie setzte. Wüllen dankte für die Uebernahme des Preisrichteramts durch eine aus so ansehnlichen und berühmten Männern bestehende Gesellschaft, deren Bemühung sich dadurch auch auf die Beförderung des allgemeinen Nutzens und auf die Untersuchung solcher Dinge erstrecke, welche sowohl Reichen als Armen, Gelehrten als Ungelehrten zuträglich seien.†) Die Gesellschaft wird diesen Wünschen entsprochen haben, als sie im November 1751 die erste Frage stellte: welches sind die Kennzeichen eines tüchtigen und beständigen Torfs, oder einige Jahre später: wie ist der Mauerkalk am besten zuzubereiten, dass er im Winde und Wetter dauere?††) Aber auch im weiteren Verlauf hat sie das ihr geschenkte Vertrauen gerechtfertigt. Besonders hat sie sich des Bauernstandes angenommen, die Verhältnisse auf dem Lande und deren Besserung in ihren Aufgaben berücksichtigt. Sie hat nach den Mitteln gefragt, um die Reinlichkeit in den Haushaltungen der Landleute zu fördern, um abgebrannte Dörfer zweckmässig wieder aufzu-

---

*) Hannov. Gel. Anz. 1752, St. 32.

**) Das Buch erschien Göttingen 1752. Roscher S. 424. Ueber den Verfasser und die Familie Unger s. m. Art. in A.D.B. 39, 289. Unten S. 545.

***) Stüve im N. vaterl. Archiv 1827 I, 177, 187.

†) Hannov. Gel. Anz., Vorrede zu Bd. II v. 31. Januar 1753.

††) Die Preisfragen bis 1837 sind verzeichnet Pütter I, 262 ff., II, 293 ff., III, 525 ff., IV, 104 ff. Für die Zeit nachher vgl. H. Wagner, Chronik der Georg-Augusts-Univ. (1890) S. 113. — Hausmann, Säcularfeier v. 1851 S. 65.

bauen, um die Getreidefelder gegen Wetterschäden zu schützen. Das richtige Verhältniss zwischen Körnerbau und Viehzucht, der landwirthschaftliche Handel, die Stallfütterung, die Theilung der Gemeinheiten, die Einhegung der Felder, die Aufhebung der Frohnden; Themata dieser Art zeigen, wie man dem Zuge nach Befreiung und Hebung des bäuerlichen Besitzes folgte, der von der Agrarreform in England ausging und in den niedersächsischen Landen so rühmliche Nachfolge unter dem Vortritt Friedrich Ernst von Bülows auf Essenrode*) fand. Dass alle Aufgaben gleich gut gegriffen waren, ist nicht zu erwarten. Es läuft wohl eine mit unter: was ist die Ursache, warum in vielen Theilen Deutschlands Zierrathen an öffentlichen Gebäuden, Monumenten, Bäume und Bänke in Alleen öfter als in Italien verdorben werden und wie lässt sich diese nationelle Unart ausrotten? Nur die Aufgaben mit reformatorischer Tendenz hatten Erfolg. Zu wiederholten Malen ist eine gründliche physische und öconomische Beschreibung irgend eines beträchtlichen Bezirks der königlich churfürstlichen Teutschen Lande gefordert worden**), aber der Preis blieb unvertheilt.

Nicht immer ist wie hier eine lokal begrenzte Aufgabe gestellt worden, wenn auch naturgemäss Hannover oder die niedersächsischen Lande regelmässig den Boden für die Preisfragen bildeten. Sollten sie praktisch sein, so mussten sie sich begrenzen. Nur Aufgaben wie die Besserung der Feuerlöschanstalten, Vertreibung der Bücherwürmer, Anlage von Papiermühlen, die beste Einrichtung einer Kutsche vertrugen eine generelle Behandlung.

Die Stiftung der öconomischen Preisaufgaben war jedenfalls von grossem Erfolg. Es liefen zahlreiche Bewerbungsschriften ein und konnten häufig Preise ertheilt werden. Wiederholte Stellung derselben Frage führte nicht selten zum erwünschten Ziel. Jedenfalls hatten diese Art von Ausschreiben bessern Erfolg als die königlichen Preisaufgaben, welche die Societät seit ihrer Stiftung stellte: die deutsche Sprache, die einfachen und populären Themata, die kürzeren Bewerbungsfristen zogen viele Bearbeiter heran. Sie beschränkten sich nicht etwa auf die Landesangehörigen; aus allen Theilen Deutschlands liefen Bewerbungen ein. Männer aller Stände betheiligten sich. Neben den Fachgelehrten Pastöre, Officiere, Aerzte, Gutsbesitzer, selbst Handwerker. Dreimal hat ein Schönfärber zu Bremen, Nicolaus Kulen-

*) m. Art. in A.D.B. 3, 524.
**) 1776, S. 297, 1783, S. 298, 1802, S. 529.

kamp, den Preis davon getragen: 1756 über den Anbau des seeländischen Krapp, 1757 über die Gewinnung einer dem Indigo nahe kommenden Farbe aus Waid, 1766 über die Auffindung einer gelb färbenden Materie von der Beständigkeit des Krapps und des Waids. Unter den Preisträgern sind Namen vertreten, die zu den bekanntesten und angesehensten in Deutschland gehörten, junge Leute, die sich hier ihre wissenschaftlichen Sporen verdienten, aber auch Männer in Amt und Würden, die ihre Feder in den Dienst des gemeinnützigen Zwecks stellten. Gleich der zweite Preisgewinner war der Preussische Geheimrath und Salzgräfe zu Halle, Johann Christoph von Dreyhaupt, der verdiente Verfasser der noch heute werthvollen diplomatisch-historischen Beschreibung des Saalkreises, der 1753 eine Abhandlung von der Verbesserung des Salzes einreichte. Schlettwein, nachher als der Hauptvertreter der Physiokraten in Deutschland bekannt, hat dreimal den öconomischen Preis errungen: 1758 über die Einweichung des Getreides; 1763 über die Gemeinheitstheilungen; im selben Jahre über die Verbesserung der Schafzucht*). An bekannten Namen aus dem 18. Jahrhundert seien noch genannt: Reimarus, der Sohn des Fragmentisten, ein alter Schüler Göttingens, der seit mehr als zw[illegible] Jahren in Hamburg als praktischer Arzt lebte, als er 1772 einen Preis über die Anlegung öffentlicher Kornmagazine gewann**); 1788 erhielt er das Accessit für die Aufhebung der Fleischtaxen. Rudolf Eickemeyer, Ingenieurhauptmann und Prof. der angewandten Mathematik, später bekannt durch seine Thätigkeit bei der Uebergabe von Mai[illegible] im Jahre 1792 und seinen Uebertritt zu den Franzosen, hat dreimal den Preis erhalten: 1786 für den Wiederaufbau von Dörfern, 1787 für die Herstellung von Heerstrassen in Sandgegenden, 1791 für den Schutz von Landstädten. Westfeld, zur Zeit Kammerrath in Bückeburg und mit Herder nahe befreundet***), später Klosteramtmann in Weende bei Göttingen und als Lehrer der Landwirthschaft wirkend, 1772 über die Zweckmässigkeit, in einem Lande die Frohndienste abzuschaffen†). Der berühmte Anatom Sömmering, ein Schüler Göttingens in den Jahren 1774 und ff., erhielt 1796 den Preis für die Schrift, warum die Brüche bei der Jugend in den Dörfern gemeiner seien als sonst und wie sie am sichersten verhütet werden können. Joh. Karl Wilhelm Vogt, Bergrath in Ilmenau, bekannt durch sei...

*) Dadurch berichtigt sich der Art. der A.D.B. 31, 467.

**) Roscher S. 576 ff.

***) Haym, Herder I (1880) S. 467.

†) Roscher S. 470.

Gegnerschaft gegen den Geognosten Werner, 1801 für die gründlichste und deutlichste Anweisung, Steinkohlen und Braunkohlen zu suchen. Die Frage nach der Theilung der Bauergüter, 1793 gestellt, wurde von dem Leipziger Professor Winkler beantwortet; das Accessit erhielt G. H. von Berg, der im nächsten Jahre ausserordentlicher Professor der Rechte in Göttingen wurde und sich alsbald als ein regsamer Docent im staatsrechtlichen Fache und Schriftsteller im Gebiete des Polizeirechts bethätigte. Die Einrichtung der öconomischen Preisfragen hat lange fortbestanden. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts zeigt sich nur die Aenderung, dass sich die Aufgaben nicht mehr überwiegend auf Landwirthschaft beziehen. Es werden die Interessen der städtischen Bevölkerung mitberücksichtigt; der durch die französisch-westfälische Herrschaft zweifelhaft gewordene Fortbestand der Zunftverfassung war es insbesondere, der Anlass zu wissenschaftlicher Debatte gab. In diesen uns näher liegenden Zeitraum gehören Namen wie Hüllmann, Fulda, Rau und Ferd. Oesterley. Hüllmann, damals Professor der Geschichte in Frankfurt a. O., erhielt 1806 den Preis für die Geschichte der Benutzung der Domänengüter in Deutschland; der Tübinger Professor der Nationalöconomie Fulda*) 1807 für den Einfluss der Steuern auf Moralität Fleiss und Industrie eines Volkes. Seit 1812 war dreimal die Frage gestellt: wie können die Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte entstehen, verhütet oder vermindert werden, bis sie 1814 der junge Privatdocent Rau in Erlangen löste. Schon 1815 sah man sich zur Stellung einer ausserordentlichen Aufgabe veranlasst: auf welche Art die in Deutschland wiederhergestellten Zünfte so eingerichtet werden können, dass ihre Vortheile beibehalten, die aus ihren Missbräuchen entstehenden Nachtheile verringert würden? Für die Bearbeitung erhielt der grossherzoglich hessische Geheimrath Langsdorf den Preis. Oesterley endlich, Syndicus der Stadt Göttingen, bearbeitete 1836 die Aufgabe, den Verfall der Wollenweberei in den hannoverschen Städten nach seinen Gründen zu untersuchen und Mittel für die Hebung des Gewerbes vorzuschlagen.

So gut das Institut der öconomischen Preisfragen seine Zwecke erfüllen mochte, die Pflichten, die es der Societät auferlegte, haben ihr oft nicht geringe Sorge gemacht. Bereitwillig hatte Haller das Amt, die Fragen auszuwählen und die Bewerbungsschriften zu prüfen, namens der Gesellschaft übernommen. Er beherrschte das ganze Gebiet der

*) Roscher S. 498.

Naturwissenschaften, und von da aus führten zahlreiche Fäden zu
der Oeconomie hinüber. Als aber Haller kaum ein Jahr nach jener
Uebernahme Göttingen verliess, setzte das öconomische Preisrichter-
amt die Gesellschaft in doppelte Verlegenheit. Michaelis, als Secretair,
wendet sich an Haller nach Bern mit der Bitte um öconomische
Preisfragen*); er möge doch in seinen Nebenstunden einen ganzen
Bogen öconomischer Fragen aufzeichnen und zu jeder Frage eine
solche Einleitung hinzusetzen, wodurch sie den Mitgliedern der
Societät und selbst solchen, die wenig oder nichts von der Oecono-
mie verständen z. E. ihm, dem Bittsteller, selbst, recht fasslich ge-
macht würden. Liefen nun aber die Bewerbungsschriften ein, so
fehlte es der Gesellschaft an einem censor in arte peritus. Die Ab-
handlungen nach Bern zu übersenden, war zu umständlich und zu
zeitraubend. Michaelis fragt deshalb bei Haller an, ob man einen
Amtmann zuziehen und zum auswärtigen Mitgliede machen solle.
An Sachverständigen fehlt es im Lande und insbesondere in der
Nachbarschaft Göttingens nicht. Nanne in Scharzfels wird von
Münchhausen in oeconomicis sehr geschätzt, aber ein Handwerks-
bedenken gegen ihn ist, dass er kein Latein versteht**). Als Justi
nach Göttingen kam, setzte man in der Societät Hoffnungen auf seine
Beihülfe in den öconomischen Angelegenheiten und anderen Fragen,
„so die Regierung bisweilen thut und künftig noch häufiger thun
möchte"***). Justis Aufenthalt währte zu kurz, um eine Besserung
der beklagten Zustände herbeizuführen. Erst als Joh. Beckmann
Mitglied der Societät wurde, hatte man den lange vermissten Sach-
verständigen. Aber man empfand das Missverhältniss, das zwischen
der der Societät aufgebürdeten Last und dem Mangel an Vortheil
bestand, die für sie aus den Verpflichtungen gegen das Intelligenz-
contor erwuchsen. Als im Jahre 1789 Herr von Wüllen starb, und
eine Aenderung in den Verhältnissen des Contors bevorstand, legte
eine Eingabe Heynes an die Geheimen Räthe †) den Standpunkt der
Societät dar.

Unterthänigstes P. M.

Die K. Societät der Wissenschaften hat bisher jährlich zwey öco-
nomische Preise, zu zwölf Ducaten jeden, zu ertheilen gehabt, we[illegible]

*) 1753, Nov. 4 (Bern, einz. Brief).
**) 1753, Nov. 16 (Bern, Bd. 12 n. 165).
***) 1755, Aug. 17 (Bern, Bd. 14 n. 129).
†) Staatsarchiv Hannover, Des. 2a, D. generalia und Varia n. 15, St. 7, B[illegible]

aus dem Intelligenzcomtoir bezahlet wurden. Die Sache war zwar dem letztern nicht weniger vortheilhaft als ihr selbst. Denn da die Preisschriften und die Accessit dazu in dem Hannöverischen Magazin abgedruckt werden: so möchte wol das Honorarium, das nach Bogen gerechnet zu bezahlen seyn würde, zuweilen mehr betragen als zwölf Ducaten.

Da indessen gegenwärtig eine Veränderung mit dem Intelligenz Comtoir erfolgen dürfte: so erfordert es meine Pflicht, als Secretär der Societät, ihr Besstes wahrzunehmen, und ich erdreuste mich also nicht nur die Bestätigung und Fortdauer jener Stiftung in gnädigste Anerinnerung zu bringen, sondern auch zugleich zu höhern Ermessen anheim zu stellen, ob nicht vielmehr bey dieser Gelegenheit die Prämie der zwölf Ducaten zu erhöhen seyn dürfe: da es einmal eine Sache seyn soll und es auch dafür in der Welt ausgegeben wird, daraus nicht so wohl dem Intelligenzcomtoir Vortheil zuwachsen als etwas gemeinnütziges bewirket werden soll. Es scheint auch sonst unter der Würde der Societät zu seyn, dass sie sich jährlich zweymal eine so mühselige Last aufbürden lässt, eine Menge Schriften zu lesen und zu beurtheilen, damit das Intelligenzcomtoir ein Paar Abhandlungen für das Magazin dadurch gewinnt.

Wenn an einen Vortheil sich hiebey denken lässt, so hat die Societät das nächste und stärkste Recht darauf zu denken; ihre Lage und die Sorge für ihre Fortdauer scheint es fast mehr als nothwendig zu machen. Ihre Existenz hängt grösstentheils von dem ab, was die gelehrten Anzeigen einbringen sollen. In den bessern Zeiten brachte uns das damalige Verhältniss zu dem Postcomtoir um allen Vortheil; ietzt, bey der grossen Vervielfältigung der Zeitungen und Journale und bey der Concurrenz mit so vielen, die weit besser für den grossen Haufen und mehr mercantilisch calculirt sind, ist es fast ein Wunder, dass die gelehrten Anzeigen, die doch nur ein wissenschaftliches, gelehrtes und ernstes Blatt seyn können und seyn müssen, sich noch erhalten. Indessen langt doch die Zahl der Interessenten nicht zu, einen solchen Überschuss herauszubringen, dass den Mitarbeitern ein anständiges honorarium könnte bezahlet und also auch dadurch mehr Aufmunterung gewährt werden. Die Litteraturzeitung giebt für den Bogen bis 15 Thlr., da hingegen die Gelehrten Anzeigen nicht mehr als 4 Thlr. geben können. Trotz aller Künste und Mittel, durch persönliche Verbindungen, durch Erweckung des Patriotismus und Enthusiasmus, kan ich nicht hoffen, dass sich in die Länge alle werden abhalten lassen, 15 Thlr. einträglicher als 4 Thlr. zu finden.

Diese missliche Lage der Sachen erdreuste ich mich aufs Neue vor Augen zu legen und zugleich unterthänigst anheim zu geben, ob nicht bey der neuen Einrichtung des Intelligenzcomtoirs die Societät bedacht und nur so viel bewirkt werden könnte, dass wir in den Stand kämen, auf den Bogen gelehrte Beyträge statt der vier Thlr. wenigstens fünf Thlr. Cassengeld zu bezahlen.

Mehrmalen ist es schon im Vorschlage gewesen, ob nicht, so wie die K. Academie der Wissenschaften in Berlin das Privilegium der Calender hat, ein gleiches Beneficium hiesiger Societät zu Theile werden könnte. Die Societät würde gern die Pacht, selbst erhöhet, bezahlen; sie würde die Sache mit grösserer Ehre und mit mehr Vortheil für das Land behandeln. Zu wünschen ist, dass etwas geschehen könne, sonst ist zu fürchten, dass einmal, ehe man es sich versiehet, die Quelle ihrer Ressourcen, die gelehrten Anzeigen, ganz versieget, und somit zu gleicher Zeit die ganze Societät, die ohnedem so muthlos hinwelkt, kraftlos darnieder sinkt.

Göttingen den 12. Febr. 1789. C. G. Heyne.

Mit dem Tode Wüllens hörte das Intelligenzcontor auf eine private Veranstaltung zu sein und wurde unter königlich-kurfürstliche Administration genommen. Die Geheimen Räthe besetzten in Folge dessen auch das Directorium. Von den früher in der Redaction Beschäftigten meldeten sich G. F. Wehrs, Advocat und öconomischer Schriftsteller, der seit 1778 elf Jahre unter Wüllen thätig gewesen war,*) und der Kriegssecretär Velthusen, der Vorgänger Wehrs in der Redaction, der ihm und dem Enkel Wüllens, dem Amtsauditor Baring, das Amt zu übertragen bat. Ausser ihnen bewarb sich auch Rehberg, damals in der Geheimen Kanzlei in Hannover angestellt. Keiner von ihnen erhielt die begehrte Stelle. Die Geheimen Räthe übertrugen das Directorium dem Geh. Kanzleisecretär Klockenbring, der schon einmal als junger Mann zwei Jahre in der Redaction des Blattes gearbeitet (1769—71) und sich durch seine eben erschienenen vermischten Aufsätze (2 Bde., Hannover 1787) einen literarischen Namen gemacht hatte, zusammen mit dem Klosterregistrator Eisendecher. Klockenbring hat das Amt nur kurze Zeit wahrnehmen können. Er gehörte zu den in Kotzebues Schmähschrift: Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn (1790) verhöhnten Autoren und nahm sich den Angriff so zu Herzen, dass er gemüthskrank wurde. Genesen wurde er pensionirt und starb

*) A.D.B. 41, 440. Bruder des Hainbundsgenossen. Gödeke, Grundriss IV, 402.

1795.*) Das Intelligenzcontor nebst den Anzeigen und dem Hannoverschen Magazin bestanden mit dem Institut der öconomischen Preisfragen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Schon in den letzten Jahrzehnten seiner Existenz erwies sich das Institut als überlebt. Seit 1842 hatte man statt der zwei Aufgaben nur eine jährlich ausgeschrieben und den Preis verdoppelt. Die Reform bewirkte keine Besserung. Seit 1837 konnte überhaupt nur einmal ein Preis zuerkannt werden.**) Auf Antrag der Ständeversammlung liess die Regierung 1852 das Magazin, dessen Kosten schon seit längerer Zeit auf die Generalcasse übernommen waren, eingehen;***) damit hörte auch das Institut der öconomischen Preisfragen nach fast hundertjährigem Bestehen auf.

IV.

In dem Verzeichniss der Vorlesungen für das Wintersemester 1757/58, an dessen Schluss der Schutzbrief des Marschalls Destrées vom 16. Juli 1757 für die Universität abgedruckt ist, heisst es: „die Oeconomie lehrt Herr Commissarius Büttner und zwar so, wie sie in unsern Gegenden wirklich getrieben wird und etwa insonderheit künftigen Amtleuten oder Landpredigern nöthig ist, ohne sein Absehn auf die Verbesserung derselben durch neue Projecte zu richten.“ Das deutsche Lectionsverzeichniss ist immer offenherziger als der amtliche lateinische Katalog, der sich mit der Ankündigung der „öconomia privata qualiter apud nostrates actu exercetur“ begnügt. Der deutsche Zusatz zeigt, so brauchbar Justi zu sein meinte, seine Richtung war den Leuten zu projectenreich und zu wenig local, also mit einem Worte nicht brauchbar genug. Wer war der zum Ersatz Ausersehene?

Christian Wilhelm Büttner, der Steinbüttner, wie man ihn zum Unterschiede von seinem Namensvetter, dem 1760 als Professor der Botanik berufenen, dem sog. Blumenbüttner, nannte, seit 1755 königlicher Commissar, Magister in der philosophischen Facultät, beschäftigte sich mit den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte,

---

*) Gödeke IV 255 (ungenügend); ausführlich: Rotermund, gelehrtes Hannover II 823) S. 556.

**) H. Wagner S. 113.

***) Lehzen, Hannovers Staatshaushalt I (1853) S. 328. Seit 1830 war der Recteur des Hannov. Magazins der Oberfinanzrath Ubbelohde († 1849). Von seinen iträgen ist eine Anzahl abgedruckt in der Schrift: zum Andenken an den O.F.R. ıbelohde (Hannov. 1850).

einschliesslich der Chemie und hielt darüber auch Vorlesungen.*)
Ein kenntnissreicher Mann, von dessen Wissen offenbar manche gezehrt haben, nicht bloss Studenten. Michaelis nennt ihn seinen Lehrer in der Naturgeschichte.**) Seine besondere Liebhaberei war aber Sprachvergleichung; und obschon er noch nichts darüber publicirt hatte, wurde er doch von den Zeitgenossen mit einem stillen Respect angestaunt, so manigfach sein Wesen auch sonst die gute Laune herausgefordert zu haben scheint. Unter den französischen Officieren, die während der Occupation freundlich mit den Göttinger Gelehrten verkehrten, hiess er Büttner à cent langues sans aucune.***) Auch mit der Feder schien er nicht recht umgehen zu können. Den Entwurf zu den Unternehmungen Büttners in der Naturgeschichte, der der Regierung im Januar 1755 eingereicht wurde, hatte sein Freund Joh. Phil. Murray gemacht. Zu der Societät stand er im Verhältniss eines ordentlichen Zuhörers, deren nach den Statuten sechs sein sollten mit dem Recht des Zutritts zu den Versammlungen, um sowohl durch den freundschaftlichen Umgang mit den Lehrern als durch eigene Ausarbeitungen ihre Gaben zu zeigen und anzuwenden.†)

Die Befähigung Büttners, die Oeconomie zu vertreten, gründete sich ausser auf seine allgemeine Vielseitigkeit auf seine Beziehungen zu den Naturwissenschaften, die man zur Zeit als die rechte Grundlage der öconomischen Disciplinen betrachtete, und auf sein Vorhaben, zunächst die Göttinger Umgegend, nachher die beglückten Provinzen des Churfürstenthums zu botanischen und mineralogischen Zwecken, wie Linnäus Schweden, zu bereisen, um die natürlichen Vortheile des Landes und ihre Nutzung zu erkennen.††) Sein Anerbieten, neben seinem eigentlichen Fache Vorlesungen über Oe-

---

*) Das ihn einführende Rescript des Geh. Raths, an die Universität Göttingen unterm 12. Februar 1755 gerichtet, lautet: „Nachdem der Commissarius Büttner in historia naturali in der Maasse, wie der zu remittirende Anschluss zeiget, docendo et scribendo hervor zu thun gesonnen; und Wir solche seine gute Absicht der Universität und studirenden Jugend sehr vorträglich erachten: so werden die H. ihm nicht nur darunter beförderlich seyn, sondern auch verstatten, dass er Lectiones üblicher Maassen bekandt machen möge, zumal da er den gradum m. zu suchen nechstens Vorhabens ist.“ (Curatorialarchiv, Concept.)

**) 1758 Juni 30, M. an Haller (Bern Bd. 17 n. 93): ich lerne jetzt bey H. B. in einem Privatissimo historia naturalis und botanisire.

***) Marquis de Lostanges an Michaelis 1762 Nov. 4. (Lit. Briefwechsel J. D. Michaelis, hg. v. Buhle II (1795) S. 444, vgl. 458.)

†) Statuten § 3. Pütter I, 252. Ihre Namen das. S. 256. Seit 1782 ... sie Assessoren, das. II 280 u. 286.

††) Entwurf zu den Unternehmungen Büttners (Curatorialarchiv).

nomie zu halten, schüchtern vorgebracht: si sint praeterea quibus placet, satisfacere annitetur, ist wohl kaum ernsthaft aufgenommen worden. Noch einige Male in den nächsten Semestern wiederholt, verschwindet es dann ganz, um auf einmal für das Sommersemester 1767 als ein zweistündiges Publicum über Oeconomie wieder aufzutauchen. Büttner, der inzwischen 1758 Extraordinarius, 1763 Ordinarius in der philosophischen Facultät geworden und in der Societät 1762 zum ausserordentlichen Mitgliede aufgerückt war, konnte nicht aus Mangel an Beschäftigung die alte Ankündigung wieder aufgegriffen haben. Die Erklärung bietet der Umstand, dass jetzt die Berufung eines Professors für das Fach erfolgt war und er an seine ältere Beziehung zur Oeconomie erinnern wollte.*)

Die Episode Justi war abgethan; das Anerbieten Büttners wurde in Hannover kaum anders als ein Lückenbüsser im Vorlesungsverzeichniss aufgefasst. Aber die Empfindung, dass für die Oeconomie in Göttingen etwas geschehen müsse, liess sich nicht bannen. Vor der Hand hoffte man durch Societät und Gelehrte Anzeigen helfen zu können. Es gab so viele „Haushaltungsverständige" im Lande, sollten sich von ihnen nicht manche mit der Societät, die durch die öconomischen Preisfragen so nahe bei der Landwirthschaft und was mit ihr zusammenhing interessirt war, in nähere Verbindung bringen lassen? Erwägungen der Art, auch schon früher angestellt,**) hatten zunächst nur den Erfolg, dass der zu Anfang 1759 als erster Bürgermeister und Oberpolizeicommissar nach Göttingen berufene Joh. Friedrich Unger, bisher Bürgermeister zu Einbeck, der sich durch eine tüchtige öconomische Schrift bekannt gemacht hatte,***) ausserordentliches Mitglied der Societät in der mathematischen Classe wurde. Illustrissimus Maecenas — wie Münchhausen in der Correspondenz der Gelehrten bezeichnet wird — hatte bei seiner Ernennung unter anderem die Absicht, „gutes Geblüte" zwischen der Universität und der Stadt zu machen anstatt der Animositäten, die der Stadtrath so oft gegen die Akademie geäussert hatte.†) Der öconomische

---

*) Von einem Antheil Büttners an dem öconomischen Unterricht, obschon er noch bis 1783 der Univ. Göttingen angehörte, ist in den Berichten keine Rede (Pütter I, 297; II, 84). Als Karl August von Weimar im März 1781 in Göttingen war, ist auch mit Büttner über dessen Bibliothek verhandelt worden. (Goethe an Merck in Goethes Briefen V, n. 1181.) Nach ihrem Verkauf an den Herzog siedelte Büttner 1783 nach Weimar über.

**) Oben S. 540.

***) Oben S. 536.

†) Michaelis an Haller, 1759 April 22 (Bern, Einzelbrief).

Artikel in den Gelehrten Anzeigen wurde mit besonderer Sorgfalt gepflegt, so dass Michaelis den Curator bitten konnte, die Beamten auf das Blatt aufmerksam zu machen. Münchhausen war bereit, alle auf die Oeconomie bezüglichen Bücher, die ihm vorgeschlagen wurden, für die Göttinger Bibliothek anzuschaffen und regte an, ob nicht ein besonderer Recensent für dies Fach zu bestellen sei. Michaelis entgegnete, er wisse nicht so viel oeconomica anzugeben, als Herr von Haller, der auch der Hauptrecensent für das Fach sei, aus allen Ländern zugesandt erhalte. Zwei Recensenten in demselben Fache könnten nur schädlich wirken; conträre Urtheile und vergebliche Arbeit müssten daraus entspringen. Ein Arbeiter in eben derselben Classe sei besser als zehn. „Der Satz ist nicht cameralistisch und doch wahr," fügt Michaelis seiner Auseinandersetzung hinzu.*)

Doch die literarische Vertretung allein war nur ein Nothbehelf. „Oeconomica ist jetzt zu Hannover ein Favorit-Wort"**). Der Curator war seit dem Abzuge Justis auf der Suche nach einem Ersatze, und hielt wie bei ihm fest an der Verbindung mit einem städtischen Amte. Den Tod des Assessors Jnsinger, die Erledigung des Bürgermeisterpostens eröffneten Vacanzen im Göttinger Magistrat. Die Correspondenten des Ministers verhandelten mit Schreber, dem Leipziger Oeconomen, der schon als Recensent für den öconomischen Artikel der Gelehrten Anzeigen ins Auge gefasst war***), mit dem Justizrath Willebrand in Altona, der sich durch seine Hansische Chronik (1748) bekannt gemacht hatte†). Die Verhandlungen zerschlugen sich theils in Folge der Kriegsereignisse, theils in Folge jener Verbindung des Lehramts mit einer städtischen Stelle. Nach Beendigung des Krieges nahm der Curator seine Arbeiten für die Universität mit erhöhter Anstrengung auf. „Das arme Göttingen bedarf fast einer neuen Creation," schrieb er im Mai 1763 an Büsching††). Die Fürsorge für den öconomischen Unterricht stand in erster Linie. Als Pütter im Frühjahr 1764 zur Königswahl Josephs II nach Frankfurt ging, um der kurhannoverschen Botschaft mit seinem juristischen Rath zur Seite zu stehen, trug ihm Münchhausen auf, nicht nur all-

*) Michaelis an Haller, 1759 Febr. 25 (Bern, einz. Brief).

**) Michaelis a. a. O.

***) Das. Ueber Schreber Roscher S. 379. A.D.B. 32, 465 ist nur der Sohn berücksichtigt, der, von Haus aus Mediciner, 1770 seine Erlanger Professur mit einer Rede de nexu scientiarum medicarum cum oeconomia antrat.

†) Büsching, Beyträge z. d. Lebensgeschichte denkwürd. Personen, III (1785), S. 291.

††) Büsching, Beyträge VI, 529.

gemein zum Besten der Universität thätig zu sein, sondern namentlich ein Interesse wahrzunehmen. „Das oeconomische Studium wird jetzt in der ganzen Welt hervorgezogen.“ Er trägt ihm deshalb auf, alle in die oeconomica einschlagenden französischen, englischen, deutschen Bücher, die in Frankfurt zu haben sind und in Göttingen fehlen, zu kaufen, und ihm alles was an gedruckten und ungedruckten Verordnungen über die öconomischen Einrichtungen im Herzogthum Zweibrücken, über die er durch das Leipziger Intelligenzblatt unterrichtet ist, zu erhalten ist, zu verschaffen. Die dortigen Anstalten hatten Münchhausens vollen Beifall, weil sie „nicht idealisch und bloss theoretisch, sondern nützlich sind und die Ländereien und Viehzucht verbessern“. Er erführe gern, wer der geistige Urheber dieser Anstalten sei. Pütter vermuthete, Münchhausen denke ihn als Lehrer der öconomischen Studien nach Göttingen zu ziehen. Zunächst war der Minister noch nicht so weit; in demselben Briefe sagt er: „ich wollte, dass Herr Professor Achenwall die professionem oeconomiae mit übernehmen und über diese Materien lesen wollte.“ Pütter*) wusste, dass Schimper, der 1751 als Hofmeister mit dem Grafen von Wittgenstein-Berleburg in Göttingen gewesen war und jetzt bei der Kammer in Zweibrücken stand, jene Anerkennung gebühre, aber auch dass Schimper keine Neigung zum akademischen Berufe habe. Achenwall zur Uebernahme der öconomischen Professur zu bestimmen, hielt Pütter für noch aussichtsloser, als die Candidatur Schimpers**). Seit 1753 ausserordentlicher Professor in der juristischen und ordentlicher Professor in der philosophischen Facultät, hatte Achenwall seinen Schwerpunkt an der Statistik, der Lehre von den Verfassungen und Einrichtungen der vornehmsten europäischen Völker, und an dem Naturrecht. Seit 1760 hatte er auch angefangen über Politik zu lesen; wie er sich auch Juris naturae atque Politices P. P. O. nannte. Seine 1761 in erster und 1763 in zweiter Auflage veröffentlichte Schrift: Die Staatsklugheit nach ihren ersten Grundsätzen zeigt, dass seine Politik auch das Finanz- und Cameralwesen umfasste, aber doch nur in allgemeinen Zügen. Der Societät der Wissenschaften hatte Achenwall seit 1751 angehört, ohne sich an ihren Arbeiten zu betheiligen und war 1762 wieder ausgetreten***). Konnte auf Achenwall für die Vorlesungen über Oeconomie nach dem Urtheil Pütters, seines nächsten Freundes, nicht gerechnet werden, so blieb die alte Sorge. Joh. Fr.

*) Pütter, Selbstbiogr. I, 442, vgl. das. S. 264 und Pütter, Gel.-Gesch. I, 16.
**) Selbstbiographie Pütters I, 443.
***) Michaelis an Haller 1763 Febr. 20 (Bern, Einzelbrief).

Jacobi, Generalsuperintendent in Celle, einer der Vertrauten Münchhausens*), schrieb am 3. März 1765 an Michaelis: „Wüsten Ew. Wohlgeb. einen geschickten Professorem Oeconomiae auszuforschen, so würde Ihro Exc. dem Herrn Cammer-Präsidenten ein grosser Gefalle geschehen, besonders wenn er die Chymie, in so fern sie bey den Mineralien und Färberey diensam, zugleich verstünde"**). War bisher das landwirthschaftliche Interesse allein maassgebend gewesen, so hatte sich vermuthlich in Folge von Fabrikunternehmungen, die im Lande entstanden waren, ein industrielles hinzugesellt.

Der den gestellten Anforderungen entsprechende Mann fand sich im Herbst 1766, in Johann Beckmann***). Aus Hoya stammend, Sohn des Postmeisters und Contributionseinnehmers Nicolaus Beckmann, hatte Beckmann in den Jahren 1759—62 in Göttingen nominell Theologie studirt, in Wahrheit aber philologische Studien getrieben. Nachdem der Geograph Büsching 1761 seine Göttinger Professur mit der Stelle eines Predigers der lutherischen Gemeinde zur St. Peterskirche in Petersburg vertauscht hatte†), berief er an die von ihm neu eingerichtete Schule jener Gemeinde zwei junge Lehrer, die in Göttingen ihre Studien gemacht hatten: Starck, den später des Kryptokatholicismus beschuldigten Darmstädtischen Hofprediger, und Beckmann.††) Hier traf Beckmann mit seinem Göttinger Studienfreunde Schlözer wieder zusammen, und beide waren bestrebt, den russischen Aufenthalt möglichst für Wissenschaft und Sprache auszunutzen. Als Büsching 1765 seine Petersburger Stelle niederlegte, schied auch Beckmann, der sich viel mit Naturhistorie beschäftigt hatte, reiste nach Schweden, um Bergwerke und Fabriken zu besichtigen und in Upsala den Unterricht Linnés zu benutzen, und kehrte dann nach längerem Aufenthalt in Dänemark und Hamburg in die Heimat zurück. Schon seit seiner Studienzeit Mitarbeiter an dem Hannoverschen Magazin, hatte er durch Mittheilungen von seinen Reisen aus

---

*) A.D.B. 13, 586.

**) Cod. Mich. 324, V, Bl. 324.

***) Ueber Beckmann hat gleich nach seinem Tode im Neuen hannoverschen Magazin (St. 17 v. 29. April 1811 u. ff.) ein Landsmann und Studiengenosse einen biographischen Beitrag veröffentlicht. Obwohl er sich mit seinem vollen Namen G. L. Hansen, Hofmedicus in Hannover, unterzeichnet hat, wird bei Exner, Joh. Beckmann (Wien 1878) S. 20, Erxleben als Verfasser genannt, und was Hansen von sich erzählt, auf Erxleben übertragen.

†) Pütter I, 105.

††) Büschings Selbstbiographie in s. Beyträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen VI (1789) 401 ff.

in dem vielgelesenen Blatte sich bei seinen Landsleuten in Erinnerung erhalten und war auch gelegentlich von Münchhausen auf Büschings Verwendung unterstützt worden, wenn dem Minister auch die geldkleinen Zeiten nach dem siebenjährigen Kriege nicht gestatteten, ihm ein wirkliches Reisesubsidium zu gewähren*). Als er sich im Herbst 1766 um eine ausserordentliche Professur der Philosophie bewarb und sich nach dem Ausdruck des Ministers „dem jetzigen modeseyenden studio oeconomico" widmen zu wollen erklärte, erkundigte sich Münchhausen bei Büsching, ob Beckmann professormässige Studia gemacht, ein gutes donum proponendi und die zu einem Professore oeconomiae erforderliche Requisita habe. Als der Gefragte das alles freudig bejahte, übertrug Münchhausen dem jungen 27 jährigen Mann ein Extraordinariat, sein Princip bewährend, Göttingen zu einer Pflanzschule junger Talente zu machen**).

Es war damals nichts ungewöhnliches, seine Ausbildung auf Reisen zu suchen. Kein Land galt für Erwerbung öconomischer Kenntnisse so tauglich als Schweden. Das bezog sich auf die Lehre wie auf deren Anwendung. Der Lehrer, den man in Schweden suchte, war ein Vertreter der Naturwissenschaften: Karl von Linné, seit 1741 Professor der Botanik und der Naturwissenschaften in Upsala, Schriftsteller und begeisternder Lehrer. „Er verband die ganze Naturwissenschaft mit der Oeconomiewissenschaft und machte sie zu den Lieblingswissenschaften der Schweden." Michaelis, von dem diese Worte herrühren, war ganz besonders darüber erfreut, dass ein schwedischer Theologe zu Ende des 17. Jahrhunderts, Olaus Celsius, durch sein Hierobotanicon, eine Erläuterung des Botanischen in der Bibel, auf Linné gewirkt und zu dieser Entwicklung den Anstoss gegeben haben sollte***). Von Schweden als dem Sitze der Naturgeschichte wurden die Reisen in die weite Welt unternommen†). Zugleich war das Land der Schauplatz praktischer Reformen in der Oeconomie. Hier wurde zuerst unter Leitung von Wargentin ein Tabellwerk, d. h. eine Bevölkerungsstatistik, aufgestellt††), Agrarreformen unternommen, durch die Einführung der Merinos die Schafzucht verbessert. Andreas Berch schrieb 1747 eine Einleitung zur allgemeinen Haushaltung, die

*) Büsching a. a. O. S. 527 ff.

**) Büsching a. a. O. S. 530; m. Art. Münchhausen in A.D.B. 22, 742.

***) Raisonnement über die protest. Universitäten in Deutschland I (1768) S. 73.

†) Christ. v. Schlözer, A. L. v. Schlözers Leben I (Leipzig 1828) S. 464.

††) A. L. Schlözer, Leben von ihm selbst beschrieben. Erstes Fragment (Gött. 1802) S. 148.

Scrheber 1763 ins Deutsche übersetzte*). Die Landprediger wurden in der Oeconomie geprüft. Was man an Linné, dem Erzvater, wie ihn Schlözer nennt, besonders rühmte, war, dass er in seinen Vorträgen über Botanik und Mineralogie deren Anwendung auf Landwirthschaft und die übrigen Gewerbe berücksichtigte.

Dieselbe Verbindung ist es, die Beckmanns eigenthümliche Stellung in der Entwicklung der öconomischen Wissenschaft begründete. Nicht von der Philosophie, nicht von der Geschichte, nicht von der Jurisprudenz, sondern von der Naturwissenschaft ging unter seiner Einwirkung eine Erneuerung der Oeconomie aus. Ein Land, das aus seiner hervorragenden Stellung in Politik und Diplomatie zurückzuweichen begonnen hatte, erwies ähnlich wie Holland seine fortdauernd geistige Bedeutung im Gebiete der allgemeinen wissenschaftlichen Entwicklung.

Schlözer hat Beckmann den Schöpfer zweier Wissenschaften genannt: der gelehrten Oeconomie und der gelehrten Technologie**). Der Ton liegt hier auf dem Adjectiv. Gewiss war Beckmann ein grundgelehrter Mann. Aber nicht aus Büchern, so sehr er sie liebte, stammte seine Lehre in Landwirthschaft und Technologie, sondern aus der Beobachtung der Natur und des Lebens. Die Gelehrsamkeit war ihm ein schöner Schmuck, und es war ihm ein Genuss zu untersuchen, wie die Alten über Anstalten und Einrichtungen dachten, deren sich die heutige Welt beim Ackerbau, Handwerk oder Handel bedient.

Was für Justi eine kurze Episode war, die Göttinger Docententhätigkeit, füllte das Leben seines Nachfolgers aus. Vom Herbst 1766 bis zu seinem Tode (1811) ist Beckmann Göttingen treu geblieben. Seine erste Schrift, die er als Professor veröffentlicht hat: de historia naturali veterum libellus primus, war schon in Petersburg vor seiner Abreise nach Schweden verfasst. Dankbar widmete er sie nach seiner Ernennung Münchhausen. Seine Vorlesungen begann er mit Botanik (Philosophia botanica) nach Linné und mit Mathematik nach Kästners Anfangsgründen; daneben kündigte er publice: ea quae ad politicam Europae notitiam dirigunt nach Büsching an. Gegen die Vorlesung über Botanik schritt die medicinische Facultät mit einer Beschwerde beim Minister ein. Nach der damaligen Lehreinrichtung, die bis zum Jahre 1876 fortbestanden hat***), gehörte die Botanik der medicinischen Facultät an, die Vertreter des Fachs an Büttner (David Sigismund

*) Roscher S. 468.
**) Fragment S. 303.
***) H. Wagner, Chronik S. 69.

und Joh. Andreas Murray hatte. Von jenem, der seit 1760 Ordinarius war, bemerkte der Decan Richter, er habe den Erwartungen bisher nicht völlig entsprochen; um so tüchtiger habe sich Murray, der seit 1764 Extraordinarius war, bewährt. Murray fühlte sich besonders durch Beckmanns Auftreten beeinträchtigt, bezweifelte dessen Kenntniss der Botanik und bestritt ihm, der bloss einen Sommeraufenthalt in Upsala genommen hatte, das Recht sich einen Schüler Linnés zu nenen, ihm, dem geborenen Schweden, gegenüber, der sechs Jahre lang Linnés Unterricht genossen hatte. Der Decan der medicinischen Facultät wunderte sich, dass Beckmann so früh anfange um sich zu greifen, während er doch in physicis et mathematicis, „worinnen seine vermuthliche Stärke bestehe," genug zu thun habe*) Die Botanik verschwand darauf aus den Vorlesungen Beckmanns. Im Winter 1767 betrat er mit den primae Oeconomiae lineae sein eigentliches Feld, und die Ankündigung betonte die Absicht des Docenten, die Nothwendigkeit der Anwendung von Naturgeschichte und Physik auf die Oeconomie zu zeigen. Ein Programm: Gedanken von der Einrichtung öconomischer Vorlesungen (Gött. 1767. 4) legte das näher dar. Der Erfolg blieb nicht aus. Ein Gelehrter, der kurz zuvor von der Regierung die Erlaubniss erhalten hatte, sich für das Fach der Cameralia zu habilitiren, J. Chr. Erich Springer oder, wie er sich später eigenmächtig nannte, von Springer, zog sich zurück und ging zunächst in lippische Dienste**). Schon im December 1767 äusserte Münchhausen seine Freude darüber***), dass des Herrn Beckmanns Application auf die Oeconomica so gut von statten gehe und alle Hoffnung vorhanden sei, dass man mit ihm den Zweck glücklich erreichen werde. Für das Nothwendigste hielt er zunächst, dass Beckmann sich im kommenden Sommer auf den Aemtern umsehe und empfahl zwei seiner Namensvettern, die aber ziemlich weitläufig mit ihm verwandt waren, den Landdrosten von Münchhausen zu Moringen und den Harburger Landdrosten, Otto von Münchhausen, der seine Güter bei Hameln hatte und als der Verfasser des „Hausvaters" bekannt ist†), einer periodischen Schrift, die 1764 bis 1773 erschien und in praktischen Abhandlungen die Erfahrungen darlegte,

*) Berichte Richters und Murrays vom März und April 1767 an G. A. v. Münchhausen (Curatorialarchiv).

**) Später Prof. in Erfurt und zuletzt in Rinteln († 1798). Hugo, Litterärgesch. S. 549; Pütter II, 109; III, 167.

***) Brief an Pütter v. 6. Dec. 1767 (Nachrichten 1893, S. 328).

†) Roscher S. 579 (im Register sind die verschiedenen Münchhausen nicht auseinander gehalten).

welche der Verfasser zwanzig Jahre hindurch in sächsischen und westfälischen Haushaltungen gesammelt hatte. Der Curator sandte zugleich an Pütter einen von ihm selbst herrührenden Aufsatz, wie angehende Beamte ausser in gerichtlichen Handlungen in sog. Cammersachen und den übrigen in die Polizei- und Landesverfassungen einschlagende Sachen specifice und nicht nur generellement zu instruiren, um ihn seinen Schützling mitzutheilen*). Da Beckmanns Vorlesungen so guten Fortgang hatten, konnte der Minister schon am 28. April 1769 Pütter mittheilen, dass Beckmann das Ordinariat bestimmt sei. Da er aber in der Facultät einige Vormänner hatte, denen „kein Tort geschehen durfte", so verzögerte sich die Ernennung bis zum Herbst 1770. Nachdem sich Beckmann 1767 mit der Nichte**) des Professors der Physik Hollmann, einem sehr wohlhabenden Mädchen, verheirathet hatte, war seine Stellung in Göttingen auch nach dieser Seite hin wohlbefestigt.

Zu derselben Zeit da Beckmann ordentlicher Professor der Oeconomie wurde, trat er in die Gesellschaft der Wissenschaft ein, zunächst als ausserordentliches Mitglied, bis im Jahre 1776 der Unterschied getilgt wurde.***) In den Jahren 1771—1783 hat er eine Anzahl von Abhandlungen in den Novi Commentarii und den Commentationes veröffentlicht, deren Titel in Heynes Memoria Johannis Beckmann (1811) angegeben sind. Er begann mit einer Vorlesung über Versteinerungen und deren Eintheilung; die folgenden beschäftigten sich insbesondere mit Herstellung und Anwendung von Farbstoffen, dem Bau und der besten Zubereitung des Saflors, Versuchen die Cultur und den Gebrauch der Färberröthe zu verbessern, mit den Lacken, die aus der Färberröthe bereitet werden können. Er berichtete über seine Versuche, inländische Hölzer zu beizen; über die Geschichte des Alauns und des Meerschaums, immer von sprachlichen und antiquarischen Notizen aus den Quellen ausgehend.

Nach dem Jahre 1782 hat sich Beckmann von den Arbeiten der Gesellschaft zurückgezogen und ihre Versammlungen nicht mehr besucht. Auch bei der Untersuchung der ägyptischen Mumie, die König Christian VII. von Dänemark der Universität zum Geschenk

*) Der Aufsatz unter den Pütterschen Papieren der Gött. Bibliothek Cod. ms Pütter 18 (W. Meyers Verz. III, 266).

**) Nicht Wittwe, wie Exner S. 39 schreibt; Hollmann starb erst 1787. Sie war die Tochter des Pastors an der neugegründeten lutherischen Gemeinde in Cassel Fr. Phil. Schlosser. A. D. B. 31, 541.

***) Krisis in der Ges. der Wiss. (Nachr. 1893) S. 102 ff.

machte,*) hat er sich nicht betheiligt, soviel Interessantes für ihn auch dabei vorkam. Der Grund seiner Zurückhaltung ist nicht bekannt; suspiciones afferre non juvat, meint Heyne. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man das Verhältniss zu Kästner verantwortlich macht. War Beckmann als Student in die kriegerische Zeit Göttingens hineingerathen, so erlebte er jetzt als Professor die Jahre innern Unfriedens und heftiger Parteigegensätze. Kästners Epigramme schürten das Feuer und hatten es zumal auf den Physiker Hollmann abgesehen, dessen Angehörige nicht verschont wurden.**) Die Verbindung mit Hollmann, der 1757 die Gesellschaft der Wissenschaft zur Stellung einer auf unrichtige Beobachtungen gegründeten Preisaufgabe, die sie zurücknehmen musste,***) veranlasst hatte und von Kästner beschuldigt wurde, mit der Physik sein Spiel zu treiben, machte Beckmann von Anfang an zur Zielscheibe der Kästnerschen Spottsucht. Beckmann selbst sah den Grund in seiner Vorlesung über Mathematik, die Kästner Schüler entzogen habe. Wahrscheinlicher ist die Abneigung Kästners gegen den Vertreter einer neu aufkommenden Wissenschaft, die in ihren Anfängen noch mancherlei unbestimmtes und unvollkommenes hatte, alle Wissenschaften, wie Mathematik, Chemie, Physik als ihre Hülfswissenschaften, aber öconomisch heranzog und doch von manchen Leuten als ein neues Heil ausgerufen wurde.†) Solchen Uebertreibungen gegenüber war es kein übler Witz, wenn ein Kästnersches Epigramm sagte:††)

Wer Gottes Kraft im Mist verkennt,
der schmäht auf Beckmanns Element.

Der Gegensatz zwischen beiden Männern wurde immer heftiger und wurde durch bissige Recensionen in die Oeffentlichkeit gezogen. Am Schlusse der Vorrede zur Technologie (1777) findet sich ein scharfer Ausfall Beckmanns gegen Personen, die in Verleumdungen und Pasquillen Ruhm suchen. Eine nach 1780 veröffentlichte: Vorläufige Antwort auf die K—sche Erinnerungen wider eine Recension gebrauchte dann aber so ehrenkränkende Worte gegen Kästner, dass die Regierung sich zum Einschreiten genötigt sah.†††)

---

*) Pütter II, 233. Heyne, Memoria Becm. S. 11.

**) Krisis S. 65.

***) Beckmann, Vorläuf. Antwort S. 12. Büschings Beiträge VI, 262.

†) Michaelis an Haller 1753 Nov. 4 (Bern, Einzelbrief): E. H. würden . . . . dem publico und der Oeconomie, an welcher dem menschlichen Geschlechte so vieles gelegen ist, einen grossen Dienst erzeigen (oben S. 540).

††) Schlözers Leben I, S. 175.

†††) Schlözers Leben I, S. 176.

Auch Collegen, die Beckmann wohl wollten, gestanden, dass seine Thätigkeit in zu viel andere Fächer eingreife. In richtiger Selbsterkenntniss schränkte er allmählich den Kreis seiner Vorlesungen ein. Wie die Botanik liess er die Mathematik und später auch die Naturgeschichte fallen; auch so blieb noch immer ein stattlicher Kreis von Lehrgegenständen übrig. Nachdem sich der Turnus seiner Vorlesungen seit Ende der siebziger Jahre consolidirt hatte, wechselten Technologie und Landwirthschaft mit Handlungswissenschaft, Mineralogie, Polizei und Cameralwissenschaft ab. Jene las er im Sommer, diese im Winter. Ständig hielt er ein practicum camerale, in dem die Theilnehmer Ausarbeitungen über Gegenstände der Landwirthschaft, der Polizei- und Cameralwissenschaft einzuliefern hatten.*) Ueberhaupt war Beckmann bestrebt, alle seine Vorlesungen praktisch zu gestalten: die Mineralogie behandelte er in ihrer Anwendung auf Landwirthschaft und Handwerk und zeigte die Mineralien seiner Sammlung vor; in der Landwirthschaft lernten die Zuhörer Modelle von Pflügen, Werkzeuge, Maschinen, Pflanzen „auch selbst die schlimmsten Unkräuter" kennen. Ein auf Beckmanns Vorschlag geschaffener hortus oeconomicus, auf der Südseite der Stadt in der Nähe der alten Sternwarte gelegen, lieferte den für die Vorlesungen erforderlichen Vorrath. Mit den Zuhörern der Technologie besuchte er Werkstätten, benachbarte Fabriken, Salzwerke, Glashütten; eine öffentliche Vorlesung belehrte über die zweckmässigste Art, den Harz zu bereisen. In dem Colleg über die Handlungswissenschaft unterwies er in der Kunst, kaufmännische Bücher nach einfacher und nach italienischer Weise zu führen; in der Waarenkunde legte er Proben der ausländischen Waaren vor. Den Cyclus seiner Vorlesungen hat Beckmann langsam und gleichsam tastend ausgebildet. Den ältesten Bestand machten Mineralogie und Landwirthschaft aus. Was nachher als Technologie bezeichnet wurde, trat zuerst im Sommer 1771 als Kenntniss der Fabriken, Manufacturen und Handwerke auf, als Technologiae partes praecipuae, die mit Landwirthschaft, Polizei- und Cameralwissenschaft in nächster Verbindung stehen; nachher heisst die Vorlesung schlechtweg Technologie.**) Handlungswissenschaft (doctrina mercatoria) trug er seit dem Sommer 1777 vor. Daneben behandelte er in öffentlichen Vorlesungen einzelne Theile der Technologie, Forstlehre, Bergwerkswissenschaft, Kunde asiatischer oder amerikanischer Waaren.

*) Pütter II, 339.
**) Exner S. 8.

Göttingen galt für den Ort, wo die besten Compendien verfasst wurden,*) und es war Münchhausens Ideal, jeden Professor über sein eigenes Compendium lesen zu sehen.**) Beckmann ist dem Ziel möglichst nahe gekommen. Er begann mit Anfangsgründen der Naturhistorie (1767), oder wie sie nachher hiessen: Grundriss zu Vorlesungen über die Naturlehre (1779, 1785). Die Grundsätze der teutschen Landwirthschaft, die zunächst im Jahre 1769 folgten, erlebten bis 1806 sechs Auflagen; ebenso sein zweites Hauptwerk, die Anleitung zur Technologie, in den Jahren 1777—1809. Die Anleitung zur Handlungswissenschaft, im Vergleich zu den stattlichen Lehrbüchern der Landwirthschaft und der Technologie ein magerer Grundriss von 100 Seiten, erschien 1789, die Vorbereitung zur Waarenkunde in einzelnen Stücken seit 1793.***) Ueber die Polizeiwissenschaft hat Beckmann kein eigenes Buch verfasst, sondern sich begnügt, seines Vorgängers Justi Grundsätze (oben S. 520) in einer dritten Auflage unter Zufügung einzelner Anmerkungen neu herauszugeben. Ein sehr zweckmässiges Quellenwerk veröffentlichte er in den zehn Bänden, mit welchen er die von Bergius, Kammerrath in Wittgenstein, begonnene Sammlung auserlesener Landesgesetze fortsetzte, die unter sachlichen Rubriken die landesherrlichen Verordnungen deutscher Territorien über Gegenstände des Polizei- und Cameralwesens vereinigte.

Beckmanns literarische Thätigkeit war mit den Schriften, die mit seinen Vorlesungen zusammenhingen, nicht erschöpft. In zwei periodischen Werken referirte er über die Literatur seiner Fächer, oder veröffentlichte er einzelne Abhandlungen zu deren Förderung. Vielleicht sein beliebtestes Buch und zugleich das, das am ehesten heute noch in die Hand genommen wird, sind die Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, in fünf Bänden 1780—1805 erschienen. Erfindungen ist in einem sehr weiten Sinne verstanden; es werden nicht bloss Industrieen, auch Polizei- und Rechtseinrichtungen unter diesen Gesichtspunkt gebracht. Das Buch verfolgt die Geschichte der Uhren, aber auch die der Intelligenzcontore (oben S. 534), der Leihhäuser, der Büchercensur und der Wechsel. Die fünf Bände bergen eine enorme Gelehrsamkeit, Bausteine zu einer Culturgeschichte, wie sie die Zeit ersehnte und in verschiedenen Anläufen zu gewinnen suchte. Grade das damalige Göttingen gewährt die Zeugnisse dafür. Schlözer

*) Waitz in Göttinger Professoren (1872) S. 237.
**) Rössler S. 478.
***) Pütter III, 103.

las vor dem grössten Publicum die origines inventorum, und Erfinder galten ihm als die eigentlichen Träger der Weltgeschichte, während die bisherigen Forscher sie auf den Heerstrassen gesucht hatten, wo Conqueranten und Armeen unter Paukenschall marschiren.*) Das Buch über die Erfindungen war für Beckmann eine Arbeit der Erholung. Er hat sich am Abend seines Lebens noch eine zweite der Art gegönnt: eine Literatur älterer Reisebeschreibungen. (2 Bde, jeder in 4 Stücken, Gött. 1807—1810.) Das Buch enthält Nachrichten von den Verfassern der Reisebeschreibungen, einzelne Mittheilungen aus dem Inhalt, Angaben über die Editionen; überwiegend sind es Reisen des 16. und 17. Jahrhunderts, deutsche z. B. die des Leonhard Rauwolf aus Augsburg und fremde; Reisen von Fürsten, von Kaufleuten u. a. m.; alle geprüft mit besonderer Rücksicht auf die Bereicherung der von Beckmann vertretenen Wissenschaften.

In der Geschichte der Wissenschaft heisst Beckmann der Vater der Technologie. Auch das Wort ist von ihm zuerst gebraucht worden.**) Wie man für Gewerbfleiss: Kunstfleiss, für Handel und Gewerbe: Handel und Künste sagte,***) so nannte man bis dahin die Wissenschaft des Gewerbewesens: Kunstgeschichte, Geschichte hier ähnlich verwendend wie in Naturgeschichte. Den nach beiden Hälften untauglichen Ausdruck Kunstgeschichte verdrängt er durch Technologie, das sich seitdem überall Bürgerrecht erworben hat. Ihre Aufgabe setzt er darein: alle Arbeiten, ihre Folgen und ihre Gründe ordentlich und deutlich zu erklären. Diese Begriffsbestimmung liefert zugleich eine Probe, wie wenig scharf Beckmann zu definiren versteht. Seine Anleitung besteht in einem Versuch, die Gewerbe zu classificiren und in der Beschreibung aller Hergänge bei einer Anzahl von Gewerben. Die Classen, deren er nicht weniger als 51 aufstellt, unterscheidet er nach der angewandten Art des Verfahrens. Von den 324 Gewerben, die er aufzählt, hat er nur 32 detaillirt beschrieben. Der grosse Stoff ist hier also nur zu einem kleinen Theile bewältigt, und es sind nicht etwa die Gewerbe ausgewählt, die für Oeconomie

*) m. Art. Schlözer in A. D. B. 31, 573 und 575.

**) Anleitung zur Technol. S. XVI.

***) Die fortschreitende Cultur hob in den Städten Handel und Künste: Schmalz, Verfassung Grossbritanniens (1806) S. 14. Birmingham war ein altes Oertchen, aber so klein, dass, als in neuerer Zeit der Kunstfleiss dort recht rege wurde, dessen wenige Gebäude bald zwischen dem neuen Anbau verschwanden: Büsch, Reise nach England (1786) S. 204. Deutschland war voller Wälder und hatte keine Bergwerke und andere Kunstwerke: Justi, Staatswirthschaft II (1755) S. 189.

und Polizei die wichtigsten sind, sondern solche, von denen Werkstätten in oder bei Göttingen vorhanden waren und also den Zuhörern am leichtesten eine Anschauung verschafft werden konnte. Für einen Mann, der nicht selbst ein Techniker war, der Gewerbebetrieb nur aus Besuchen von Handwerksstätten und Fabriken, aus Büchern, aus Mittheilungen von Fachmännern kennen gelernt hat, gewiss eine sehr achtungswerthe Leistung, die zudem in aller Bescheidenheit auftritt, weiss, wie besserungsbedürftig ist, was sie dem Leser bietet. Die folgenden Auflagen zeigen, wie der Verfasser sich bemüht hat, zuzulernen und zu vervollständigen innerhalb des Rahmens, den er dem Werke von Anfang an gegeben hat. Erst in seinem hohen Alter versucht er in einem schmalen Büchlein: Entwurf der allgemeinen Technologie (Göttingen 1806)*) über die bis dahin festgehaltene Grenze descriptiver Technologie zu einer vergleichenden vorzudringen,**) auch hier wieder an Beispielen seine Gedanken darlegend. Da niemand die allgemeine Technologie lehrt oder lernt, bleiben die Handwerke einander fremd; keines bildet sich am andern und macht sich dessen Hülfsmittel und Fortschritte zu Nutze. Das hindert die Fortbildung der Gewerbe, zumal in Deutschland. Er nennt es eine Erbsünde der Deutschen, die Gewerbe gering zu achten und setzt ihr die glückliche Insel England entgegen, wo auch reiche Familien Handwerke betreiben. So hatte schon vierzig Jahre früher Justus Möser vergebens gemahnt.***) Es war eine trübe Zeit, da Beckmann unter dem Eindruck des englischen Aufschwungs schrieb: Der wie vielste teutsche Fabricant und Manufakturer wird die Dampfmaschine bezahlen können!†)

Die gelegentlichen Anführungen aus Beckmanns Schriften werden dem Leser gezeigt haben, wie wenig sie sich durch Originalität in der Form auszeichnen. Was die Zeit einen körnigen Styl nannte, davon ist bei ihm nichts zu finden. Sein Vortrag ist trocken, seinen Darlegungen fehlt Schärfe und Präcision. Er scheint das selbst zu empfinden, wenn er „den etwas einförmigen Vortrag durch einige Blümchen annehmlicher zu machen" ††) sucht. Damit meint er eingestreute Notizen aus der Geschichte der Gewerbe, für die er den

---

*) Eigentlich nur ein Separatabdruck aus dem Vorrath kleiner Anmerkungen St. 3 (1806) S. 463 ff.

**) Exner S. 50.

***) Patriot. Phantas. I, n. 4 (Werke I 113).

†) Entwurf der allg. Technol. S. 12.

††) Anleitung z. Technol., Vorrede.

Namen der Kunstgeschichte festhalten möchte. Er hat noch ein anderes Mittel, seinen Auseinandersetzungen den fehlenden Schmuck zu verleihen: wahrhaft verschwenderisch ist er mit Mottos, vor und hinter dem Titel, am Schluss der Bücher und Abschnitte bringt er sie an, aus klassischen und aus modernen Schriftstellern. Unzweifelhaft war Beckmann ein gelehrter Mann, belesen in Autoren, die sonst nicht zu der literarischen Ausrüstung der Nichtphilologen gehören. Aber die Gelehrsamkeit hat bei ihm einen recht äusserlichen Charakter; sie dient nicht zur Vertiefung seiner Auffassung der Erscheinungen, die ihn in seinen Büchern beschäftigen. Er legt grossen Werth auf Bücherkenntniss, hängt seinen Schriften sog. Bibliotheken des behandelten Gegenstandes an. Seltene Ausgaben, bibliographische Notizen werden mit grosser Wichtigkeit behandelt. Rühmlich ist die Aufmerksamkeit, die er alten deutschen Ausdrücken widmet, die ihm bei seinen Forschungen begegnen. Er sammelt sie und versucht sie zu erklären, nicht ohne Glück, so wenn er den so oft missverstandenen Stahlhof richtig deutet.*) Ausgebreitet ist seine Kenntniss fremder Sprachen; er soll zehn verstanden haben.

Das Streben nach dem Brauchbaren, so charakteristisch für das achtzehnte Jahrhundert, und nicht zum wenigsten für eine seiner bezeichnendsten Hervorbringungen, die Universität Göttingen, hatte dazu geführt, Landwirthschaft, Technologie und Handlungswissenschaft dem akademischen Unterricht einzufügen.**) Der Anstoss war von den Naturwissenschaften ausgegangen, der Chemie und der Mineralogie, die man praktisch machen, zur Verbesserung der Nahrungsmittel, der Nahrungswege — im alten Sinn verstanden — verwenden wollte. Der Erfolg blieb nicht aus. Die Vorlesungen fanden grossen Beifall, die Lehrbücher raschen Absatz. Es stellte sich eine Verbindung zwischen der Universität und Kreisen des Landes her, die sich sonst wenig um gelehrte Anstalten bekümmert hatten. Die Vorlesungen wurden auch von Personen besucht, die keine gelehrte Bildung genossen hatten: reiche Kaufleute, Künstler, Handwerker schickten ihre Söhne oder wurden selbst Zuhörer.***) Der aristokratische Charakter der Universität, den man sich übrigens nicht so streng vorstellen darf wie zu späterer Zeit — man denke nur an den Mangel des Maturitätsexamens, an die Theilnahme der Barbiergesellen

*) Vorrath kleiner Anmerkungen St. 2 (Gött. 1803), S. 268 ff.

**) Riecke in den Vorträgen über angewandte Mathematik und Physik, gesammelt von Klein und Riecke (1900), S. 8.

***) Pütter II, 340.

an den medicinischen Vorlesungen, die man durch die lange festgehaltene lateinische Vortragssprache der Collegia zu hindern suchte*) — schien gebrochen; es fragte sich nur, ob diese Vorgänge und Einrichtungen, wie sie zu Ausgang des 18. Jahrhunderts bestanden, sich auch in das folgende hinein erhalten würden.

Beckmann nennt sich in den lateinischen Vorlesungsverzeichnissen: Professor Oeconomiae, auf dem Titel seiner deutschen Bücher dem entsprechend Professor der Oeconomie, später der öconomischen Wissenschaften. Oeconomie hatte inzwischen eine besondere Beziehung auf Landwirthschaft erhalten und Beckmann selbst zu diesem Gebrauch beigetragen. Um anzuzeigen, dass er den ganzen Umkreis der Wissenschaft zu vertreten berufen und bereit sei, wählte er den neuen Ausdruck. Der Cyclus umfasste fünf Vorlesungen: Landwirthschaft, Technologie, Handlungswissenschaft, Polizei, Cameralwissenschaft. Beckmann verkannte nicht den Unterschied zwischen den drei ersten und den beiden letzten; ist bei jenen das Privatinteresse, so bei diesen das öffentliche maassgebend. Die Unzweckmässigkeit der Verbindung dieser verschiedenen Materien zu einem Unterrichtsgegenstande gebot Landwirthschaft, Handlungswissenschaft und Technologie von Polizei und Cameralien zu trennen. Für die folgerichtige Ordnung der Studien empfahl Beckmann, die Vorlesungen in der angegebenen Reihenfolge zu hören. Hat er in Vorlesungen auch alle fünf vertreten, so ist es doch bezeichnend, dass er schriftstellerisch, so productiv er auch war, Polizei und Cameralwissenschaft unberührt gelassen hat. Grade das, was seines Vorgängers Justi Stärke war, Polizei und Finanzwissenschaft, fehlt ihm.**) Beckmann kann also nicht als vollwichtiger Vertreter der öconomischen Wissenschaften, wie die Zeit das Wort verstand, gelten. Erst sein Zusammenwirken mit den übrigen Repräsentanten seiner Zeit liefert das vollständige Bild dessen, was die Universität Göttingen in dem Bereich dieser Wissenschaften gewährte. Die Männer, mit denen Beckmann vorzugsweise zusammenwirkte, waren ausser Achenwall, der schon 1772 starb, Schlözer und Spittler. Keiner von beiden verdankt seinen grossen Namen seinen Leistungen als Vertreter der Oeconomie, sondern als Historiker. Beide verbanden mit der Geschichte Vorlesungen über Politik, Schlözer auch über Statistik. Die

*) Michaelis, Raisonnement III 319.

**) Die Beschreibung seiner Vorlesungen bei Pütter II, 337 ff., die von Becknann selbst herrührt, erstreckt sich bezeichnenderweise nur auf die drei ersten Vorlesungen.

Politik verstanden sie im modernen Sinne als die Wissenschaft von der zweckmässigen Leitung des Staats. In diesen Rahmen zogen sie sehr vieles von dem herein, was heutzutage in der Nationalöconomie und noch mehr, was in der Finanzwissenschaft vorgetragen wird. Andererseits berücksichtigen sie in ihren historischen Arbeiten mit besonderer Vorliebe Gegenstände der inneren Verwaltung, der Cultur. Zur vollen Würdigung der Bedeutung Göttingens für Staats- und Cameralwissenschaft im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts gehört noch die Berücksichtigung seiner Publicisten. Das ist aber eine der bekanntesten Seiten in dem Bilde Göttingens. Die Namen Pütter und v. Martens genügen statt aller Ausführung. Es läge nahe, hier auch den Namen von G. H. v. Berg zu nennen, zumal er der Vertreter des grade unserm Gegenstande verwandten Polizeirechts ist. Aber Berg ist bloss der literarische Vertreter dieses Zweigs, und in seiner Thätigkeit als Professor in Göttingen (1794—1800) hat er nie über Polizeirecht gelesen. Eine kleine und wohl kaum je beachtete Notiz in dem Vorlesungsverzeichniss vom Sommer 1792 giebt ein Recht, hier auch eines Mannes zu gedenken, der unserem Zusammenhange sonst sehr fern steht. „Einen Versuch des Unterrichts zur Hannöverschen Dienstverwaltung wird Herr Professor Bürger anstellen und sich anderswo über Ort und Zeit erklären". Es ist fast der letzte Name in der ganzen Reihe; und doch wird der Sänger der Lenore noch fortleben, wenn die Namen aller derer, die ihm voranstehen, längst vergessen sind.

V.

Nach dem Tode Beckmanns (1811) gingen dessen Vorlesungen nicht auf einen Nachfolger über. Professor oeconomiae hiess zwar jetzt Hausmann; aber der Name barg nicht mehr den alten Inhalt. Als er, gleich seinem Vorgänger ein hannoversches Landeskind, die Professur antrat, lud er durch das Programm primae lineae Technologiae generalis zu seinen Vorlesungen ein, bei denen er das Beckmannsche Handbuch zu Grunde legte. Auch er, auf die praktische Behandlung seines Gegenstandes bedacht, besuchte mit seinen Zuhörern Fabriken und Manufacturen in Göttingen und der umliegenden Gegend*). Ausser Technologie las er Landwirthschaft, gleichfalls nach Beckmann, später nach eigenem Plane. Wie Beckmann war er von den Naturwissenschaften ausgegangen. Aber ein gewichtiger Unter-

*) Pütter III, 369.

schied trennte ihn von seinem Vorgänger. Er war wirklich ein Fachmann in einer der Naturwissenschaften und hat durch sie seine wissenschaftliche Bedeutung erlangt. Seine Abhandlungen in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften, deren Mitglied er 1811 wurde und deren Secreteriat er 1840—1859 geführt hat, gehören auch allein diesem Zweige, der Mineralogie, an. Noch ein zweites scheidet Hausmann von seinem Vorgänger. Die Professur der Oeconomie umfasste nicht mehr die Lehrzweige, die ihren Anfang gebildet hatten. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts werden die Bezeichnungen Nationalöconomie, politische Oeconomie gebräuchlicher und verdrängen die alten: ein Wechsel, hinter dem sich eine fundamentale Aenderung in der Wissenschaft birgt. Das Auftreten der Engländer, die von Adam Smith ausgehende wissenschaftliche Bewegung, bringt eine Umwälzung hervor, die auch für Göttingen, Universität und Societät, bedeutsam wird. Polizei- und Cameralwissenschaft wechseln nicht bloss ihren Namen und ihre Vertretung, sie werden Wissenschaften ganz anderen Schlages als bisher. Die Verbindung mit den Naturwissenschaften wird gelöst, und die Anwendung derselben in Gestalt der Technologie verlässt den Kreis der akademischen Anstalten, geht auf die neu gegründeten gewerblichen Schulen über*). Ebenso scheidet die Handlungswissenschaft aus und wird Lehrgegenstand der Fachschulen. Nur die Landwirthschaft verbleibt den Hochschulen oder kehrt nach einiger Zeit zu ihnen zurück. Wenn also Beckmann als der gilt, der die Wissenschaft der Technologie nicht bloss geschaffen, sondern auch an den Universitäten eingebürgert hat, so ist dieser Erfolg nur vorübergehend gewesen**).

Langsam und nicht ohne Wechsel hat sich der Kreis der Wissenschaften gebildet, die den Staat zum Mittelpunkt haben. Ebenso ist auch die Vertretung der Staatswissenschaften an den Universitäten manchem Schwanken unterworfen gewesen. Es bedurfte einer Auseinandersetzung mit den benachbarten Disciplinen und einer scharfen begrifflichen Scheidung von solchen Wissens- und Lehrzweigen, die es nicht in erster Linie mit dem Staat zu thun hatten. Der weite Mantel der Cameralien hatte alles geborgen, Lehrzweige, bei denen das Privatinteresse und solche, bei denen das öffentliche Interesse den Ausschlag giebt. Die Cameralwissenschaft als eine Wissenschaft

*) Riecke a. a. O., S. 10.

**) Erst neuerdings hat sich das Bedürfniss gezeigt, gewisse Theile des techschen Unterrichts wieder an die Universitäten zu verpflanzen. Lexis im Handörterb. der Staatswissenschaften V (1900), S. 2.

des 18. Jahrhunderts wollte vor allen Dingen praktisch sein. Deshalb umfasste sie neben den staatlichen oder, was damals gleichwerthig war, neben den fürstlichen Finanz- und Wohlfahrtsinteressen auch alles, was das Gewerbewesen der Unterthanen anging, von dem Gesichtspunkte aus, dass die fürstliche Kammer Einnahmen davon zu erwarten und die Aufsicht darüber zu führen hatte. Wurde auch der Gegensatz zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der Cameralwissenschaft nicht verkannt, auch nicht von den Lehrern, die das alles gemeinsam zu vertreten hatten (ob. S. 559), so vollzog sich doch erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Scheidung. Die besondere Vorlesung über Staatswirthschaft und Finanzen ist das Anzeichen. Sartorius ist der erste, der seit 1794, noch als Bibliothekssecretair bezeichnet, damit hervortritt. Er ist der Repräsentant des Neuen, der moderne Mann. Er kennt die englische, nicht bloss wie die früheren die französische Literatur. In den Göttinger gelehrten Anzeigen, in denen Feder 1777 das Originalwerk des Adam Smith besprochen hatte, kurze Zeit nachdem es erschienen war, referirt 16 Jahre später über die deutschen Uebersetzungen, die den „unsterblichen" Meister in Deutschland erst bekannt machen, Sartorius, und ist durch eigene Bearbeitungen und Auszüge „des Reichthums der Nationen" für das gleiche Ziel thätig.*) Seit 1791 habilitirt, 1797 ausserordentlicher, 1802 ordentlicher Professor, hält er Vorlesungen über Politik nach der Eintheilung, wie sie Schlözer geschaffen: Staatsverfassung- und Staatsverwaltungslehre und zieht in die letztere Polizei-, Cameral- und Finanzwissenschaft hinein, ähnlich wie es seine Lehrer Schlözer und Spittler gethan, nur dass er der theoretischen Volkswirthschaftslehre breiteren Raum gewährt, als die Vorgänger. Aber darin bleibt er ihnen getreu, dass er die Geschichte und Politik vertritt. Sartorius war von der Geschichte ausgegangen und hat seine Bedeutung in der Wissenschaft als Historiker erlangt. Mit der Geschichte der Hanse ist sein Name dauernd verknüpft. Was er in der Gesellschaft der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1810 war, geleistet hat, gehört dem Gebiet der Geschichte an: Untersuchungen über die Landtheilungen der Germanen und über den Handel zwischen Nordeuropa und Asien durch die Vermittlung Russlands. Ein moderner Mann war Sartorius auch insofern, als er sein politisches Wissen praktisch zu verwerthen suchte. Er liefert wohl eins der frühesten Beispiele parlamentarischer Thätigkeit eines deutschen Professors: in der ersten

*) Roscher, S. 598.

hannoverschen Ständeversammlung sass er von 1814—17 als Abgeordneter für Einbeck. Ueber den mancherlei Zügen komischer Selbstüberschätzung, die im Gedächtniss der Nachwelt fortleben, darf nicht vergessen werden, welche Achtung ihm Goethe zollte, welche dankbare Erinnerung zwei so entgegengesetzte Naturen wie Heinrich Heine und der Verfasser der Kaiserregesten, Johann Friedrich Böhmer, seinem Unterrichte bewahrt haben.*)

Nur kurze Zeit war in Göttingen Lueder thätig, der wie Sartorius sich um die Verbreitung und Popularisirung von Adam Smith verdient machte.**) Ein Statistiker, der kurz nachher die ganze Wissenschaft der Statistik lächerlich zu machen suchte. Nach Aufhebung Helmstedts in der westphälischen Zeit mit einigen seiner Collegen 1810 nach Göttingen versetzt, trat er 1814 in den Ruhestand, da die hannoversche Regierung sich zwar bereit fand, die Zahlung des Gehalts für Lueder zu übernehmen, sich aber weigerte ihn als Professor weiter fungiren zu lassen.

Neben Sartorius und auch neben seinem Nachfolger war Saalfeld thätig. Seine Vorlesungen bezogen sich auf neueste Geschichte und auf Politik in dem alten Umfange. Obwohl er viel geschrieben hat, hat er geringe Spuren in der Literatur hinterlassen.***)

Nach Sartorius frühen Tode (1828) kam Dahlmann nach Göttingen. War er einst als Lehrer der Geschichte nach Kiel berufen, ohne ein Wort über Geschichte geschrieben, ja sogar ohne in seinem Leben ein historisches Collegium gehört zu haben,†) so wurde er jetzt in Göttingen Professor der Politik, ohne je eins der staatswissenschaftlichen Fächer akademisch vertreten zu haben. Praktisch hatte er als Secretär der schleswig-holsteinschen Ritterschaft genug mit dem Gegenstande zu thun gehabt.††) Er erhielt aber zugleich einen Lehrauftrag für deutsche Geschichte an Stelle von K. F. Eichhorn, der sich damals vom Lehramte zurückzog. Ausser seinem historischen Fache, das neben der Geschichte Deutschlands Geschichte der europäischen Staaten, der alten Welt und der französischen Revolution umfasste, las er über die „gesammte Politik verbunden mit einem ausführlichen Vortrage der Polizei“ und über Staatswirthschaft und Finanzen. Nicht ohne Bedacht war der An-

*) m. Art. über Sartorius in A.D.B. 30, 390.
**) Roscher, S. 619. A.D.B. 19, 377 (Leser). R. v. Mohl III, 351, 668.
***) A.D.B. 30, 102.
†) Springer, Dahlmann I, 459.
††) Das. S. 260.

kündigung der Politik hinzugefügt: auf historischem Wege erläutert (ex historia temporum illustranda), wie sich ja auch sein berühmtes 1835 erschienenes Buch schon auf dem Titel bezeichnet: Die Politik auf den Grund und das Maass der gegebenen Zustände zurückgeführt. Während er hier aber die Politik als die Wissenschaft von den richtigen Mitteln zur Erreichung der Staatszwecke versteht, zog seine Vorlesung die ganze innere Verwaltung mit herein und auch die Grundzüge der Volkswirthschaftslehre, einer besonderen Behandlung die Volkswirthschaftspflege und die Finanzwissenschaft überweisend. Dahlmanns Vorlesungen, nicht bloss die historischen, waren von grossem Erfolge begleitet. Das Colleg über Staatswirthschaft und Finanzen besuchten im Sommer 1837 über 130 Zuhörer.*) Der Gesellschaft der Wissenschaften gehörte Dahlmann seit 1833 an, doch hat er nichts in ihren Schriften veröffentlicht; zu den G. G. A. hat er eine Anzahl Recensionen über staatswissenschaftliche Bücher beigesteuert.**)

Wer das Göttinger Vorlesungsverzeichniss durchsieht, dem begegnet in den vorher so reich und so glänzend vertretenen Fächern der philosophischen Facultät nach 1837 eine erschreckende Oede. Die deutsche Geschichte kündigt nach Dahlmanns Entlassung Dr. Böhmer Mainzer Angedenkens an.***) Die Staatswissenschaften verschwinden auf Jahre. Erst im Winter 1840/41 begegnet wieder ein Vertreter, ein Name, dem eine ruhmvolle Zukunft beschieden war. Wilhelm Roscher, ein Schüler Dahlmanns†), zeigte National-Oeconomie und Finanzwissenschaft, und zum Zeichen, dass er auch ein Schüler der Göttinger Philologen, eine Vorlesung über historische Kunst dargestellt an dem Muster des Thukydides an. Diese Ankündigung, welche eine Verbindung der Nationalöconomie mit der Philologie in Aussicht zu stellen schien, wiederholte sich nicht, aber es kehrte auch nicht die alte, seit siebzig Jahren festgehaltene Vereinigung der öconomischen Wissenschaft und der Geschichte in einer Hand zurück. Als eine selbständige Wissenschaft macht sich von jetzt ab die Nationalöconomie auch in ihrer Vertretung geltend. Und ihre Lehrer erlangen ihre wissenschaftliche Bedeutung durch sie selbst, nicht durch ein anderes daneben von ihnen wahrgenommenes Fach. Die Schlözer, Spittler, Sartorius, Dahlmann haben ihre eigentliche Bedeutung als

*) Ippel, Briefwechsel zw. J. u. W. Grimm, Dahlmann u. Gervinus I, 427.
**) Springer, Dahlmann I, 407. Pütter IV, 456. Ippel I, S. 45.
***) Ippel I, 152.
†) Roscher, Politik (1892) S. 3.

Historiker, nicht als Nationalöconomen, mögen sich ihre geschichtlichen Arbeiten auch dadurch auszeichnen, dass sie die wirthschaftlichen und die politischen Beziehungen besser und tiefer zu würdigen verstehen. Erst mit Roscher beginnt in Göttingen eine selbständige Wissenschaft der Nationalöconomie. Und von da ab hat sie diese Stellung festgehalten. Eine sachliche Aenderung stellt sich in der folgenden Zeit nur darin ein, dass die Politik, die Roscher noch mitunter in seinen Vorlesungen vertrat, nach dem Jahre 1848 nicht mehr von Nationalöconomen, sondern von Historikern wie Waitz und R. Pauli vorgetragen wurde.

Göttingische Zeitungen

von gelehrten Sachen.

Von

Gustav Roethe.

Mit vier Portraittafeln und drei Facsimiles im Text.

I.

Als der gute alte Hollmann seine insipide Chronik der Georgia Augusta aus treuer Erinnerung zusammenschreibt*), da kommt er auch auf die Gründung der Societät zu sprechen, zu deren ersten Mitgliedern ihn, sehr gegen Wunsch und Verdienst, eine wunderliche Laune des Schicksals gereiht hatte. Noch der Neunziger beurteilt das Werk wie der Fünfziger, als 'ein übereiltes, unreifes und ein solches, woran ein blendender Affect mehr als eine reife Ueberlegung Antheil hatte', lediglich erwachsen aus Hallers 'ganz unersättlicher Ruhm- und Ehrbegierde.' Aber er muss sich eingestehen, dass das Unternehmen 'als das erste und einzige in seiner Art in ganz Teutschland ein grosses Aufsehen machte'; und so resumirt er: 'Magna saepe ex Nihilo nascitur historia'. Haller 'nihil'! Es entspricht der Tiefe dieser Weisheit, dass Hollmann weiter behauptet: 'so kann man auf eine gewisse Art wohl sagen, dass die Gelehrte Zeitung als die Mutter der Societät mit Recht könne angesehen werden.' So kann nur urteilen, wer post hoc und propter hoc nicht zu trennen vermag, wer aus Personalunion sofort auf innere Einheit schliesst. In ihrer Entstehung hatte die Societät der Wissenschaften mit den Göttingischen gelehrten Zeitungen nicht das Geringste zu schaffen. Aber wahr bleibt: ohne ihren frühen Bund bestünden beide nicht mehr; und wie die Societät den Flor der Universität, die sie aus der Zahl der andern Hochschulen heraushob, sehr wirksam gefördert hat, so sind die Gelehrten Anzeigen dem 'Lüstre', ja dem gesunden Leben der Societät, zeitweilig gradezu rettend, zu Hilfe gekommen, 'tanquam spiritus vitalis', sagt aber Hollmann. Eine gewisse Berühmtheit brauchte die junge Gesellschaft wie das liebe Brod der materiellen Mittel. Für beides sorgten die Anzeigen in kritischer Zeit. Wenn man bald in der gelehrten Republik verlernte Göttingen mit Gothenburg zu verwechseln, wie das Haller einmal zu seinem Verdruss erleben musste, und wenn das elende Leinenest rapide den Vorsprung im Weltruhm gewann vor

*) Gött. Univ.-Bibl. Cod. ms. hist. lit. 82; vgl. Schöne, Die Universität Göttingen im siebenjährigen Kriege, S. VI f.

der alten schwedischen Bildungsstätte, so hatten die Göttingischen Zeitungen dabei ihr gerüttelt Maass des Anteils.

Sie stehen heute in ihrem 163. Jahrgange; ein hippokratisches oder auch nur greisenhaftes Antlitz zeigen sie so wenig wie je. Sie danken ihre Dauer, die wahrlich keine Kleinigkeit ist, nicht einem neuen fruchtbaren Gedanken, wie das Journal des Savants, dem geschichtliche Dankbarkeit über manche innere und äussere Krise hinweg geholfen hat. Ein Kind der litterarischen Mode treten sie, schwächer als viele andere, in die Welt. Aber ein grosser Mann gibt ihnen Impuls und Lebenskraft; scheidend vertraut er sie einem Kreise an, der für eine stete Verjüngung schon darum sorgte, weil er sich selbst stets neu ergänzte. Als Haller die 'Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen' übernahm, stand er den Vierzigen nahe; seine dichterische Periode lag hinter ihm; sein Blatt hat nie stürmende, auch nur fröhlich führende Jugendfrische geatmet. Grade das gab Bestand. Hundert Jahrgänge Frankfurter gelehrter Anzeigen, wie sie im Jahre 1772 gerieten, sind undenkbar, und schnelle Umschläge nimmt jedes Publikum übel. Aber die abwartende, überschauende Ruhe des reifen Gelehrten, die dem Neuen nicht zujauchzt, weil es neu ist, die aber doch der Wahrheit zu ehrlich dient, um es schroff oder eigensinnig abzulehnen, diese Ruhe, die immer ein wenig hinter den bewegenden Ideen der Zeit hergeht, die aber doch geht, nicht steht und in ihrer stillen Beharrlichkeit schliesslich immer nachkommt, diese Ruhe erweckt dauerndes Vertrauen. Wirkliche Stagnation ist den Göttingischen gelehrten Anzeigen nicht erspart geblieben, der gealterte Haller hat selbst dazu beigetragen: aber sie traf immer nur einzelne Gebiete, und der eine Mitarbeiter machte leidlich gut, was der andere verdarb. In ihrer stillen steten Wandlungsfähigkeit haben die Anzeigen die stärkste Metamorphose fertig gebracht. Heute ein streng gelehrtes Organ von energischer und fruchtbarer Kritik, mit starkem Uebergewicht der historisch-philologischen Interessen, das sich die berufenen Urteile wirbt, wo es sie irgend am besten zu finden glaubt; einst ein gemeinverständliches Blatt, das einem wolffianisch geschulten grossen Publikum von den Fortschritten der nützlichen und schönen Wissenschaften erzählte, das mehr referirte als kritisirte, das seine Stärke in Medicin, Naturwissenschaft und Mathematik hatte, das von wenigen geschickten Federn Göttingens und Hannovers bedient wurde. Ein gut Stück Geistesgeschichte hat sich da abgespielt. Und die schliessliche Wandlung zeigt noch Zusammenhang mit den Gründen des ersten Erfolges.

Der grosse Erfolg hat sich, seit der rechte Mann die Zügel ergriffen, überraschend schnell, nachhaltig, selbst drastisch eingestellt. Für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts sind die Göttingischen 'beliebten Zeitungen' das Blatt des allgemeinen Vertrauens. Die zum Glück erhaltenen Briefschaften der beiden ersten Leiter von Belang, Hallers und Michaelis, legen allenthalben Zeugnis ab. Wer sich vergessen glaubt, todtgeschwiegen, unbillig misachtet, der sendet seine Bücher nach Göttingen oder lässt sie senden. Wer eine feindliche Clique fürchtet, bittet ihn recht schnell in den 'dasigen Zeitungen' zu besprechen: dann fühlt er sich geborgen. Denn ein Lob dieser Anzeigen, 'die man überall hat', dieses 'Musters untadelhafter, gründlicher und lehrreicher Recensionen', wiegt ganz anders als die Posaunenstösse oder das Gekeife der Durchschnittsjournale. Götze, der berüchtigte Hamburger Senior, findet es sehr begreiflich, dass sein intimer Gegner Semler, der gern ein Reformator sein möchte, 'um den Beyfall der allenthalben in so grosser und verdienter Achtung stehenden Göttingischen Anzeigen buhlet: dieser würde seinen Absichten weit vortheilhafter seyn, als aller Weyhrauch, der ihm so häufig in dem gelehrten Articel politischer Zeitungen und in der, bey allen redlichen stinkend gewordenen allgem. D. Bibliothek gestreuet wird'*). Aber auch Semler, den die Göttingischen Anzeigen schlecht behandeln, vergisst nicht, wie viel 'Lehre und Anleitung' er ihnen sonst verdankte, vermisst 'ihren grossen Charakter' nur auf Augenblicke**); und sein Freund Sack***) verkennt nicht: 'Die Göttingischen Gelehrte Zeitungen haben bisher den ruhm der Nutzbarkeit, der Mässigung und unpartheylichkeit vor allen andern dergleichen schriften behauptet'. Zeugnisse dieser Art sind Legion†): Münchhausen, der das scharfe Auge sorgender Liebe hat, versäumt selbst in den Tagen, als

---

*) Götze an Michaelis 17. Juli 1767 (Mich. 4, 342).

**) Semler an Michaelis 24. März 1767 (Mich. 9, 636); 22. Aug. 1767 (Mich. 9, 641) u. ö.

***) Pauli an Michaelis 15. Febr. 1756 (Mich. 8, 24).

†) Als typisches Beispiel diene noch Bernholds Brief an Michaelis 18. April 1753 (Mich. 1, 193): 'Die Unparteylichkeit und Gründlichkeit, in Beurtheilung derer gelehrten Schriften, welche die Göttingische gelehrte Zeitung fast vor allen übrigen bewiesen, haben gemacht, dass alle Schriftsteller Ursache gehabt, zufrieden zu seyn; es sey, dass die Vorzüge, oder die Mängel ihrer Arbeiten öffentlich angezeiget worden. Das Lob der Schrift muste gedoppelt erfreuen, weil man gewiss seyn durfte, es gründe sich auf wahre Güte. Die Anzeige derer Fehler aber konnte keinen vernünftigen Bücherschreiber beleidigen, weil er versichert war, dass weder niederträchtige Absichten, noch Mängel der Einsicht, an seiner Arbeit einige Unvollkommenheiten angegeben hatten.'

er mit der Societät unzufrieden ist, dass er an ihr verzweifeln möchte, niemals zu bekennen, dass er die Göttingischen Anzeigen an Unparteilichkeit und Solidität über alle andern Blätter stelle*). Der Trierische Geheimrat Baron von Spangenberg sieht in der Vortrefflichkeit des Göttinger Organs bewegten Herzens ein Zeugnis, wie seine eigene Heimat, die unter dem geistigen Einfluss Frankreichs stand, in ihrer Entwicklung zurückbleibe: 'Der geschmack und die reine erkänntniss davon scheinet sich nunmehro durch Göttliche verhängniss allhier gänzlich zu verliehren, und nur in jenen nordischen Gegenden Teutschlandes, in dortigem Sitz der Gelehrsamkeit, sodann in Schweden und Russland sich zu verbergen. Es machet mir solches Vieles Nachdencken von denen Göttlichen Verhängnissen, denen wir aber stillhalten müssen'**). Es fehlt nicht an naiven Belegen für die Popularität und Macht des höchst respectablen und geschätzten Blattes: wenn etwa eine Gräfin Reuss 1759 'ungemein verlanget, recht

---

*) Münchhausen an Michaelis 28. Mai 1764; an Heyne 20. März 1767; 1769 mehrfach.

**) Spangenbergs Eindruck war, als er jene Worte im Oct. 1755 an Michaelis schrieb (Mich. 10, 38), durchaus berechtigt. Er gehörte von Herzen der Aufklärung an, schätzte die Göttingische hohe Schule besonders darum, weil 'daselbst anstatt derer scholastischen elenden narrenpossen das Nützliche gelehrt wird'. Aber als 15 Jahre später der Rheinische Most zu schäumen beginnt, auch da empfindet er nur Betrübnis, nicht die Freude am neuen Leben: er kann aus der Sphäre der nützlichen Wissenschaften nicht heraus. 'Ey was bedeutet denn das? und woher komt das dermahlen überhand nehmende Unwesen, des jezigen jungen schreibwercks; welches mit seinen verkünstelten, geschwulstigen, hochtrabenden, luftsprüngen, und weitschichtigkeiten, uns alten leuten schier unverständlich wird, die wir jederzeit das erhabene und Majestätische, im reden und schreiben, in denen einfachesten ausdrücken und der simplicität, wie ein gedancken mit dem andern verbunden ist, gesezet haben; und dass so zu sagen jeglicher vogel pfeiffen muss, wie ihm sein schnabel gewachsen ist; nicht aber einen fremden gesang annehmen' (7. Aug. 1770) oder 'Ich kan meine verwunderung nicht bergen, dass Unser neues säculum und jüngere Welt, anstatt der soliden gelehrsamkeit unser lieben Alten, und der real-studien, anfangt, unter dem betrüglichen nahmen schöner wissenschaften, durch tändeleyen, die in Orpheus unwissendes Welt-alter sich etwan einmahl geschickt haben mögen, die nachwelt und den geschmack der jungen leüte zu verderben; nemlich mit erdichteten Romaneskengespiel, mit theatralischen, dramatischen, poetischen spiegelfechtereyen, mit einem auf stelzen in der luft herstreichenden schreibwerck, und cothurnalischen gepränge lauter metaphysischer abstracter ausdrücke (wodurch das, in Simplicitate lediglich bestehende Majestätische der rede, gänzlich verdränget wird) alles dermassen durch ein ander zu werfen, dass man endlich gar keine auf sichern gründen ruhende moral bey unserer nachwelt mehr kennen wird, weil ein jeglich dramatisch gedicht, und Hirngespenst, seine geträumeten Tugenden und laster nach willkühr bildet und mahlet. Die Franzosen sind dadurch zu grund gerichtet' (11. Nov. 1771). Die Auffassung der Göttinger Anzeigen war das 1770 nicht mehr und ist es nie ganz gewesen. Aber es ist etwa der Standpunct des Publikums, bei dem sie in ihren Anfängen einschlugen.

zuverlässig zu wissen', ob der Bericht über das Ailhaudsche Pulver (GGA. 1758 S. 1472) auch alle seine Ingredientien angebe*); oder wenn der Fuldische Leibarzt Weickard Haller angeht, er möchte doch für den fürstlichen Kurort Brückenau mit seiner vorteilhaften Empfehlung eintreten: 'mein Fürst würde sich seine vielen Auslagen einigermassen vergolten glauben, wenn er erfährt, dass sie von solchen Männern gutgeheissen werden'**); oder wenn eine Gruppe Ungenannter aus Celle sich humoristisch entrüstet, dass die deutsche Litteratur in den Anzeigen über der ausländischen vernachlässigt, die vielen kleinen deutschen Schriften schnöde zum Staube verdammt werden***). Und weiter. Obgleich der Göttingische Geschmack nie hoch in Ehren stand — die bekannte chemische Analyse des Grauen Ungeheuers spricht dem Göttingischen Geiste die höchste Procentzahl (25) Wissenschaft, von Genie und Witz noch je 5%, von Geschmack nicht einen Gran zu —, trotzdem haben die deutschen Dichter von Gottsched bis auf Jean Paul der Professorenkritik der Kästner, Michaelis, Heyne aufmerksam gelauscht: auch die Göttinger Urteile über schöne Wissenschaften erzwangen sich Achtung. Und der Respect vor der Göttinger Kritik machte an Deutschlands Grenzen nicht Halt. Was für ein deutsch geschriebenes Journal unerhört war, in England (Lowth), Holland (Meermann), Stockholm fragte man nach dem Votum des Göttinger Blättchens; als man 1772 ein litterarisches Journal in Rom gründen will, da erbittet der designirte Herausgeber, der Abbé Ceruti, zwei Exemplare der GGA.: 'j'ai bésoin d'une bonne gazette d'Allemagne, et assurément je n'ai pas douté sur la choix'; und der König von Dänemark bezog schon seit 1751 'immediate' die Göttingischen Zeitungen — freilich ein Freiexemplar: aber das wandte man gerne an die hohe Ehre, die doch 'ein guthes Omen für die gantze Universitaet' war†).

---

*) Michaelis an Haller 8. März 1759 (Hall. 18, 31).

**) Weickard an Haller 2. Apr. 1776 (Hall. 36, 42).

***) Vergl. Beilage V.

†) Scheidt an Haller 26. Juli 1751 (Hall. 46, 74): 'Dass die Göttingische Gelehrte Zeitungen immediate an Ihro Königl. Maj. nach Dännemark verschicket werden sollen, halte ich vor ein guthes Omen für die gantze Universitaet. Hr. Prof. Achenwalls Statistic hat dazu freylich den ersten Anlass gegeben, weilen man sich, wie leicht zu erachten ist, höchstens über dessen von denen Dänen gefälltes Judicium offendiret gefunden hat. Ich habe um Augustissimo zu beweisen, dass dergleichen Sentiments in Göttingen nicht allgemein seyen, keinen andern Ausweg gewusst, als einige Zeitungs-Blätter dahin zu überschicken, wo entweder Ihro Königl. Maj. oder der

In ihren gelesensten Zeiten haben die GGA. die Auflage von 1000 bezahlten Exemplaren überschritten, zur höchsten Verwunderung ihres Leiters Heyne, der, des rein gelehrten Charakters seines Blattes am besten bewusst, kaum begriff, wie Schul- und Geschäftsmänner an der streng schmeckenden Kost Gefallen finden mochten. Diese Blüte dauerte freilich nicht lange. Seit die Folgen der französischen Revolution, seit die grossen Taten der neuen deutschen Litteratur die selbstzufriedene und harmlose moralisch-naturwissenschaftliche Weltanschauung der bürgerlichen Aufklärung hinwegfegen, da geht Abonnentenzahl und Wirkung der GGA. herunter. Mit den grossen neuen Litteraturzeitungen von Jena und Halle konnten sie pecuniär so wenig wetteifern wie stilistisch. Trotzdem hält sie Johannes von Müller auch 1807 noch für das lehrreichste aller deutschen Journale. Mindestens behaupten sie den Ruhm der Mässigung, der Nüchternheit und Besonnenheit, der Umfassung aller wissenschaftlichen Zweige*). Das sind freilich zum Teil schon negative Vorzüge, und es ist charakteristisch, dass eben Müller seinem Lobe halb entschuldigend hinzufügt: 'Sie sind mir aus alter Liebe und von Hallern her sehr werth'. Ein Stamm anhänglicher Freunde blieb, deren Treue ihnen Zeit liess, sich auf neue Ziele zu besinnen. Noch in den dreissiger Jahren liess sich der treffliche David Friedländer durch seinen Grossneffen Eduard Simson aus den gewohnten Göttingischen gelehrten Anzeigen vorlesen.

Woher dieser grosse, anhaltende Erfolg? warum glückte den Göttingischen Zeitungen, was den Leipziger Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen, den Hamburgischen Berichten von den neuesten Gelehrten Sachen, den Tübingischen Berichten von gelehrten Sachen so wenig gelang, obgleich ihnen die Göttinger Schwester auf den flüchtigen Blick ähnlich sah wie eine Hand der andern? Das Problem hat schon die Göttinger selbst beschäftigt. Gesners Isagoge trifft das

---

dänischen Nation honorifice gedacht wird. Ich hoffe E. H. werden Ihres Orths verhüthen, dass nichts vorkomme, welches Ihro Maj. offendiren könne. Wir verehren in Dero geheiligten Persohn einen Monarchen, in dessen huldreichen Angesicht sich die Gnade und Menschen-Liebe geschildert zu haben scheint'. Tatsächlich war der Erfolg sehr günstig. Dänische Studenten wurden hinfort gerne nach Göttingen geschickt. Noch die berühmte, von Michaelis vorbereitete und mit Directiven versehene Reise von Havens und Niebuhrs nach dem glücklichen Arabien kann mit dieser Beziehung mittelbar zusammenhängen.

*) Joh. v. Müller, Lebensgeschichte (Sämmtliche Werke VII) 162. 266. 364; Vaterländische Blätter für den Oesterreichischen Kaiserstaat 1811 St. 1; Neue Leipziger Litteratur-Zeitung 1803 Juli St. 2, S. 21.

wichtigste Moment*); Heyne in der ausgezeichneten Vorrede zu Ekkards nützlichem Repertorium**), die ein merkwürdiges Zeugnis für den freien und weiten Blick ihres Verfassers ablegt, entwickelt bereits eine reiche Fülle von geschichtlichen und praktischen Gesichtspuncten. Auf Heynes ruhigen Darlegungen bauen sich, bis zu wörtlichem Anklang, die enthusiastisch orakelnden Sätze auf, die Herders Humanitätsbriefe***) den Göttingischen gelehrten Anzeigen widmen: nur erfassen sie tiefer die Bedeutung des Begründers. Sie dürfen, in ihrem brausenden Vollklang ein unvergänglicher und spornender Ruhmestitel unserer Anzeigen, auch in diesem Zusammenhange nicht fehlen: 'Haller hat auch als Prosaist so viel Verdienst um den bessern Geschmack im Vortrage der Wissenschaften, dass ihm auch die Deutsche Kritik vielleicht den Ersten Kranz reichet. Mitten unter stürmischen Faktionen brachte er ein schmales Blatt Deutscher Kritik unter den Schutz einer Societät der Wissenschaften selbst und gründete ihm dadurch nicht nur Unpartheilichkeit, Billigkeit und Gleichmuth, sondern auch Theilnahme am Fortgange des menschlichen Geistes in allen Weltgegenden und Sprachen. Seitdem sind die Göttingischen gelehrten Anzeigen nicht nur Annalen, sondern auch Befördrerinnen und, ohne ein Tribunal zu seyn, consularische Fasten und Hülfsquellen der Wissenschaft worden, zu denen man, wenn manche einseitige Kritik verstummt ist, wie durch Lybische Wüsten zum stillen Känntnissgebenden Orakel der Wissenschaft reiset, und dabei immer noch Hallers und seiner Nachfolger Namen segnet.'

Ich will versuchen, nüchterner und geschichtlicher zu skizziren, worum es sich handelt.

Der neue, originelle Gedanke des Journal des Sçavans, den England und Italien lebhaft aufgriffen, blieb bekanntlich auch in Deutschland nicht ohne langfortwirkende Folge. Aber der deutsche Gelehrte verwandelte zierliches Duodez in gewichtiges Quart; statt der Muttersprache bevorzugte er das gewohnte gelehrte Latein; alle belletristischen Extravaganzen, auch die bescheidenen Ansätze zum Urteil liess er bei Seite, soweit er unter die Referate nicht selbständige kleine Arbeiten mischte. Die Acta Eruditorum (seit 1682) gefallen sich in ihrem schweren Caliber, das alles vulgus profanum abwehrt. Aber sie sind ernst und gewissenhaft, von Fachleuten geschrieben, wirklich nicht

*) Isagoge in Erudit. Univers. II (1775) 434. 527.

**) Allgemeines Register über die Göttingischen gelehrten Anzeigen von 1753 bis 1782 verfertiget von Friedrich Ekkard. Göttingen 1784/5.

***) Werke herausgegeben von Suphan 18, 129.

ungeeignet, über den Inhalt von Büchern zu orientiren, die ihrem Leser unzugänglich waren. Diesem leitenden praktischen Zwecke, der durch die Armut von Bibliotheken und Privaten eine heute schwer nachzufühlende Wichtigkeit bekam, dient die umständliche Breite der Referate. Und es hängt unmittelbar damit zusammen, dass ausländische Litteratur schlechterdings bevorzugt wurde. Wenn schon der Titel nicht nur den Leipziger Verleger nennt, sondern auch Buchläden in Rom, Venedig und Paris, in Utrecht, Leiden und Amsterdam, so spiegelt sich darin der gepflegte Auslandsverkehr. In dem Bewusstsein, nicht nur für den Augenblick zu schreiben, lassen sich die Acta eruditorum Zeit, geizen nicht nach dem Ruhme schneller Berichterstattung. Ueberwiegen die mathematisch-naturwissenschaftlichen Artikel, so ist doch auch, im Gegensatz zum Journal des Sçavans, die Theologie nicht vernachlässigt: freilich, Leipziger Theologie war damals schlimmer als keine.

Den Preis Christian Thomasius überlasse ich Andern, und es giebt ja so Viele, die daran ihre Freude haben. Der Cultur- und Rechtshistoriker hat guten Grund, seine praktischen Verdienste zu rühmen. Mir läuft doch etwas Galle in die Feder, wenn ich seiner deutschen Journale gedenke. Der berufsmässige Feind aller Vorurteile, dem dabei die echte Selbständigkeit, die der Grösse und Tiefe nicht entraten kann, durchaus abging; der Verhöhner der pedantischen Gelehrsamkeit, dessen nüchterner Seele für echte Wissenschaft das Verständnis gründlicher fehlte als manchem seiner verhöhnten Gegner; man braucht ihn nur an Lessings sittlicher Grösse zu messen, um zuzugestehn, er war kein reines Glück unserer Geistesgeschichte. Gewiss, er hat dem gelehrten Gebrauch der deutschen Sprache Bahn gebrochen. Aber er trägt zugleich sein gut Teil der Mitschuld daran, dass der deutsch sprechende gelehrte Journalismus sich nicht verpflichtet glaubte, seine Aufgabe so ernst zu nehmen, wie die lateinischen Collegen. Und wenn er dafür zuweilen urteilswilliger wurde, so ist das kein unzweideutiger Vorzug: auch zu dreistem Absprechen über Unverstandenes konnte Thomasius gefährliches Vorbild ermutigen. Doch ist mir sein Zusammenhang mit der leichtfertigen Polemik späterer Tage immerhin zweifelhaft: auf die kritische Form der deutsch geschriebenen Recensionsorgane hat er im Grunde wenig gewirkt.

Sie wandten sich, als erst der sprachliche Bann gewichen war, doch lieber zu den leichter copirbaren Mustern zurück, die die lateinischen Acta oder auch die französischen Journale an die Hand gaben. Zwei Haupttypen lassen sich an zwei langlebigen Leipziger

Blättern verdeutlichen. Die 'Deutschen Acta Eruditorum' und ihre Fortsetzungen (1712—58) sind, gleichfalls bei Gleditsch verlegt, gleichfalls eine Monatsschrift, nur eine schlechte Nachahmung der lateinischen Acta, hinter deren gutem Latein ihr breites, schwerfälliges Deutsch peinlich zurückbleibt und denen sie wie durch die geringere Anzahl der besprochenen Bücher, so und noch mehr durch die schwächere Zahl und Sachkunde ihrer Mitarbeiter nachstehn. Im Jahre 1750 besprachen die lateinischen Acta auf 722 Quartseiten über 100 libri aut inventa; die deutschen Acta von 1740*) erreichen auf 877 Octavseiten noch lange nicht die Hälfte; in 'Neuer Zeitungen von Gelehrten Sachen' Erstem Theile (Leipzig 1738) kommt im Durchschnitt auf jede der 938 eng gedruckten Seitchen ein Buch oder doch eine gelehrte Nachricht. Das war eine radicale Neuerung. Reichhaltigkeit und Fixigkeit stehn für diesen zweiten Typus im Vordergrunde; die dünnen Nummern erschienen zweimal die Woche; um möglichst viel zu bringen, zog man auch die belles lettres und den leicht erreichbaren litterarischen Kleinkram unbedenklich heran; die wichtigen grossen Werke des Auslands sind dieser schnellfertigen Journalistik schon zu mühsam, um sie dominiren zu lassen. Natürlich hatte der Zeitungsschreiber nicht Zeit, alle die Hunderte von Bänden selbst zu lesen: Titel, Vorrede, Auszüge, die sich anderswo fanden, schnelles Anblättern müssen das Nötige hergeben. Junge billige Hilfskräfte werden eingestellt; dieser Misbrauch greift rapide um sich und dringt bis in die alten bewährten Acta. Michaelis seufzt einmal**): 'endlich ist es in Dännemark noch nicht Mode, dass der Student, ja so gar der Ankömmling auf Universitäten Recensent und Richter der Gelehrten wird, ein Uebel, das bey uns Moral und Kenntnisse manches hoffnungsvollen Genies verdirbt'; Semler schreibt 1772 über die Hallischen Zeitungen: 'sie sind in den elendesten Händen, jeder Student kan recensiren, jeder Pfarrherr einschicken, weil man am Gelde zu profitiren sucht.'***) Das mochte gehn, so lange es üblich war, nur zu referiren und zu loben. Aber es wird schnell frischer im litterarischen Treiben; die jugendlichen Grünlinge sind

*) Sie führten damals den Titel: 'Zuverlässige Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.' Ich greife beliebige Bände heraus.

**) Michaelis an Guldberg 20. Sept. 1781 (Mich. 4, 419).

***) Semler an Michaelis 22. Sept. 1772 (Mich. 9, 650). Allzu tragisch darf man solche Klagen freilich nicht nehmen. Michaelis Schüler, der Orientalist Schulz in Giessen weiss Aug. 1772 (Mich. 9, 493) zu berichten, dass in den Frankfurter Zeitungen atione des Ausdrucks, der nach dem Plane der dortigen Zeitungsschreiber eine Uni-

mit hastig lässigem Tadel bald ebenso bei der Hand wie mit hastig lässigem Lob. J. E. J. Walch schildert 1752 die Zustände bei der Jenischen Zeitung, deren 'stachelichte und bittere Art' verrufen war*), die in injuriösen Ausfällen gegen Haller excellirte: der Hauptkämpe war da der junge Informator der Hambergerschen Kinder**): 'er ist ein Mensch, der in obscuro lebt und dessen opera omnia aus einer 4 bögigen Disputation bestehen . . . Er ist zwar kein Medicus, er soll aber die ihm suppeditirte materialia zu ihren formalitäten gebracht und sie mit den niederträchtigen und läppischen Anzüglichkeiten bereichert haben.'***) Die empor sich schraubende Ohnmacht zerrt gerne an den Rockzipfeln des Grossen: zieht sie ihn nicht hinunter, so hofft sie doch sich selbst herauf zu ziehen. Und kam dann gar ein berechnender Intrigant, der es verstand die skrupellose Rauflust unreifer Jugend sich dienstbar zu machen, so entstanden wol Zustände, wie sie die gelehrten Zeitungen von Halle und Erfurt unter der Aegide oder doch im Geiste des Geheimrat Klotz durchmachten. Auf Latein sich gehn zu lassen, hatte Schwierigkeiten: seine geistige Zucht übte zugleich eine formal sittliche Macht. Auf Deutsch zu urteilen, das getraute sich jeder dumme Junge, zumal unter dem Schutz der damals allgemeinen Anonymität kritischer Organe.

Albrecht Haller hat es verstanden, den gewissenhaften Ernst, der die Acta Eruditorum in ihrer besten Zeit ehrte, mit der Reichhaltigkeit und Beweglichkeit der deutschen Zeitungen von gelehrten Sachen zu einer höhern fruchtbaren Einheit zu verschmelzen. Als er die Göttingischen Zeitungen übernahm, waren sie den neuen Leipzigern wie aus den Augen geschnitten. Sein polyhistorischer Weitblick, seine erstaunliche Aufnahme- und Urteilsfähigkeit gestattete ihm, was kein Andrer durfte, ohne Stümperei über entlegenste Themata sich aufs Schnellste zu äussern. Seine schriftstellerische Kunst ermöglichte ihm, in vornehmer Knappheit alles Nötige zu sagen, ohne dass er sich in breite Excerpte der alten Art verlor, ermöglichte ihm klar und gemeinverständlich zu reden, ohne dass er sich wissenschaftlich etwas vergab. Aber auch als deutsch schreibender Journalist blieb er der

form haben soll, von der Direction, welches einige von Göttingen und Leipzig erst zurück gekommene Studiosi sind, manches zu- und abgethan wird.' Schulz, dem 'die Goethianer' ein Greuel und Herders 'neu eröffnete Quelle' eine Pfütze ist, macht die Männer seiner Abneigung zu Studenten, um die Achseln zucken zu können.

*) Winckler an Michaelis 23. April 1755 (Mich. 11, 110).

**) Ueber Hambergers wissenschaftliche Streitigkeiten mit Haller vgl. Zimmermann, Das Leben des Herrn von Haller S. 196 ff.

***) J. E. J. Walch an Michaelis 6. März 1752 (Mich. 11, 17).

strenge Gelehrte, der keinen Augenblick das Gefühl der wissenschaftlichen Verantwortung verlor. Gewiss, er hat manches Buch kritisirt, für das er nicht so gerüstet war, wie für seine medicinische Fachlitteratur. Aber er wusste oder fühlte, wo er urteilen durfte. Es war eine grosse Gunst des Schicksals, die ihn den Göttinger Anzeigen durch 30 Jahre erhielt als ihren vielseitigsten, fruchtbarsten, bedeutendsten Mitarbeiter. Aber es war kaum minder günstig, dass seine frühe Entfernung aus Göttingen die fachmässige Verteilung förderte, nach der Hallers alles umspannende Neigungen eigentlich kein Bedürfnis fühlten. Die Societät als Herausgeberin hegte den zünftigen Respect vor dem Fachmann: dass ihre besten Männer nach Hallers Scheiden abermals leidliche, selbst gute deutsche Autoren und frei interessirte Geister waren, erleichterte die Entwicklung. Ernst und Gewissenhaftigkeit blieben der Zeitung der Societät erhalten, auch als Hallers Nachfolger sie leiteten. Für gefälliges complimentenreiches Lob des Nächsten war Göttingen nicht der Boden: wir haben drastische Beispiele, wie der College dem flüchtig arbeitenden Nebenmann auf die Finger sah und schlug; und über dem Ganzen wachte ein treues Auge in Hannover mit nimmer müder Sorge. Es war 'Gesetz, nur Aufsätze der Mitarbeiter von Büchern, die sie selbst [und ganz] gelesen haben, anzunehmen'*): das war damals so wenig selbstverständlich, dass Brandes den Grundsatz sogar ein wenig pedantisch und unpraktisch fand.**) Man gestattete nur feste Mitarbeiter, die das Gefühl der Mitverantwortung gewannen: selbst angesehene und gut empfohlene Männer wurden unter Michaelis abgelehnt, weil sie nicht zu dem kleinen festen Stamm gehörten. War der Einzelne einmal parteilich, das war menschlich; den Vorwurf des Cliquengeistes hat man den Göttingern nie gemacht. Auch da prüfte Einer den Andern. Und die Schnelligkeit, der Eifer um die gratia novitatis litt nicht; teils drängte Münchhausen, teils der Wetteifer verschiedener Recensenten desselben Buchs. Die Hauptsache blieb der wissenschaftliche Ernst, der dem Ganzen inne wohnt; schrieben doch Männer, die wissenschaftliche Ehre hatten. Das erweckte Respect und Vertrauen. Das Publikum wusste, es hörte juges compétents (Münchhausen), Männer, die ihres Gegenstandes Meister waren (Heyne); fidem habent, quia sciunt homines, esse hic viros idoneos, qui possint et velint recte judicare, qui laudent laudanda et contra non metuant falsa

*) Michaelis an Raspe 24. Nov. 1765; ich verdanke die Kenntnis des Briefes rensdorffs Güte.

**) Brandes an Heyne 20. Dec. 1765.

perstringere (Gesner). Diese fides, dieses Vertrauen zu einem in gutem Deutsch geschriebenen gelehrten Journal war der urgesunde Kern des Göttinger Erfolges.

Nicht Alles, was sonst den Zeitgenossen jener ersten Blüte der Göttinger Anzeigen wohltat, hinterlässt uns einen so reinen Eindruck. Der gesetzte, ernste, bescheidene Ton, der durch alle litterarischen Stürme in sich beharrte, ist von temperamentloser akademischer Würde nicht stets zu unterscheiden: es giebt Erscheinungen, vor denen man nicht gesetzt und bescheiden bleiben darf. Und das Lob, die Göttinger hätten dazu das ihrige beigetragen, 'die Studien der Deutschen mehr auf das Nützliche und Brauchbare in allen Wissenschaften zu richten', klingt unseren Ohren für ein Akademiejournal mindestens zweideutig. Aber Recht hat es: das war Göttinger Geist, und aus ihm erklären sich die schlimmen Schwächen, an denen gerade die Auffassung der kommenden grossen Zeit leidet; in die Tiefen der neuen Kunst und Philosophie haben die Göttinger Anzeigen des 18. Jahrhunderts nicht hereingeschaut, sich bestenfalls notdürftig mit ihnen abgefunden. Rousseau erweckt ihnen Furcht und Widerwillen, kaum gemildert durch eine gezwungene Anerkennung seines originellen Geistes; Werthers Leiden blieben unbesprochen, fast möcht ich sagen: zum Glück.*)

Noch zwei Momente verdienen berührt zu werden. Die breiten Auszüge der alten lateinischen und deutschen Acta verlangten nicht grade, dass sich der Referent präcise klar mache, was in einem Buche wichtig und neu sei, wo der etwaige Fortschritt stecke. Die knappen Berichte der neuen Art nötigten, sollten sie nicht wertlos sein, zur Auswahl, zum Herausarbeiten des Wesentlichen. Haller hat das ausgezeichnet verstanden, oft auch Michaelis; Andere viel weniger oder gar nicht: die Aufgabe war sehr schwer. Gesners Lob: 'illi qui iudicant de libris, sciunt, quae nova in libro sunt, quae repetita aliunde' geht in seiner Allgemeinheit zu weit. Aber schon der Trieb, das Neue, Fruchtbringende deutlich herauszuschälen, war ein grosser Gewinn. Es lag darin ein Bruch mit der schwerlastenden gelehrten Unart, Urväter Hausrat redlich mit sich fortzuschleppen. Schon die

---

*) Haller hatte eine Recension eingeschickt. Aber Heyne liess sie zunächst ungedruckt: 'vielleicht billigen es E. H., dass sie ganz liegen bleibt, um den guten Vater, den Herrn President und Abt Jerusalem zu schonen. Dass der Werther sein unglücklicher Sohn sey, wissen E. H. vermuthlich.' (29. Febr. 1776. Hall. 36, 23.) Ist der Grund ernst gemeint? oder scheute Heyne doch davor zurück, Hallers unzweifelhaft verständnislose und schroffe Anzeige als das Votum der GGA. zu bringen?

Fragestellung wies weiter. Von hier aus haben die Göttinger gelehrten Anzeigen geholfen, eine fruchtbare wissenschaftliche Kritik zu schaffen; hielten sie mit dem schnellen Aufstieg der litterarischen Kritik nicht ganz Schritt, so ist doch ihr Streben, neuen wissenschaftlichen Keimen Luft und Licht zu geben, nicht erfolglos geblieben. Sie wurden wirklich ein Tagebuch der Wissenschaft, befreiend im Augenblick und eine unschätzbare Erkenntnisquelle für die geschichtliche Rück- und Einschau.

Und sie verzeichnen nicht nur das Tagewerk der deutschen Wissenschaft. Sie haben den Grundsatz der lateinischen Acta nach Kräften aufgenommen, allerlei deutschen Ballast über Bord geworfen, um dem Ausland gerecht zu werden. Das war nicht leicht, und es hat Münchhausens tätigste Mithülfe gebraucht, um zu erreichen, was erreicht wurde. Auf dem Titelblatt der Acta Eruditorum steht Rom und Paris, London fehlt. Für Göttingen aber lag London am nächsten. Und England bedeutete in den Tagen, da die GGA. erstanden, wissenschaftlich und litterarisch beträchtlich mehr als Rom und Paris. Die englischen Bücher werden die Stärke des Göttinger Journals: es ist ganz typisch, dass der junge Goethe Woods Essay on the original genius of Homer aus den Göttinger Anzeigen kennen lernte.*) Auch sonst unterhielten sie grade mit dem germanischen Norden, später auch mit Russland, litterarischen Verkehr. Dagegen hapert's mit Italien und Frankreich. Da ging Haller in die Heimat zurück, die tief in der französisch-italienischen Cultursphäre lag. Das hat den Kreis geschlossen. Wer sich heute an der Rolle freut, die Göttingen halb zufällig bei der Gründung der internationalen Association der Akademien spielen durfte, der liest vielleicht gerne, was der ältere Murray am 9. August 1769 an Haller schrieb:**) 'Göttingen hat so eine vortheilhafte Lage, dass man von hier aus den ganzen Norden, und den grössten Theil von Deutschland übersiehet, und eben so auch die Niederlande und Britannien. Unsere Societät kann, durch eine sorgfältige Correspondenz, gleichsam das allgemeine Comtoir von allen berühmten Gelehrten, und für alle Unternehmungen von Wichtigkeit im Reiche der Gelehrsamkeit werden: da E. H. eben so das ganze südliche Europa in der Nähe überschauen, und überall in eine Verbindung erhalten werden kann. Es ist daher möglich, durch einen vereinigten patriotischen Eifer, unglaublich Vieles zum allgemeinen Bessten, und zugleich für den Ruhm unserer Universität

*) Goethes Werke, Weim. Ausg. XXVIII, 145.
**) Hall. 29, 149.

zu thun, mehr als von einer gelehrten Gesellschaft bisher geschehen ist, und nach den Umständen geschehen kann.' Der arme Teufel, der das schreibt, einer der Armseligen, die törichtes Mitleid zu ihrem Unglück und zum Schaden der Universitäten in der akademischen Laufbahn kümmerlich erhalten hat, zu der ihre Begabung nicht ausreichte, er ist kein Phantast; das Ziel des ganzen Traums ist eine Gehaltserhöhung für ihn, den Secretär der Gesellschaft, die so Wunderbares leisten soll. Aber die gelehrten Anzeigen haben namentlich in den sechziger und siebziger Jahren wirklich etwas von der Mission erfüllt, die Murray der Societät zuweist. Der Gedanke der wissenschaftlichen Weltlitteratur ist von den Göttinger gelehrten Anzeigen lebhafter und unbefangener erfasst worden, als in irgend einem andern gelehrten Blatte der Zeit, insbesondere auch des Auslands.*)

Was ich hier angedeutet habe, bezieht sich auf die Tage der Hallerschen Mitarbeit. Weiter will ich nicht schauen; vermag ich augenblicklich doch nicht einmal, auch nur dieses Menschenalter der Anzeigen zu schildern. Es wäre eine sehr lockende Aufgabe, eine Geschichte der Göttingischen gelehrten Anzeigen in grossem Stile zu schreiben. Mit Excerpten ist das freilich nicht getan. Oppermanns bekanntes Buch**) ist nicht mehr als eine gescheite Dilettantenarbeit, die sich obendrein durch die Scheuklappen der Hegelei und des Demokratentums den Horizont unnötig verengt hat. Schon Heyne hat gefühlt, dass die Geschichte des bedeutendsten und langlebigsten wissenschaftlichen Blattes Deutschlands zugleich eine intime Geschichte der Wissenschaft und des Publikums werden müsste. Ich habe manches dazu gerüstet. Was ich in dieser Stunde, durch den Tag unserer Feier gebunden, zu geben vermag, ist nur das Fragment eines Fragmentes.***) Ein kurzes

*) Dass man dem grossen Gedanken im damaligen Göttingen sofort auch eine sehr praktische Seite abgewann, darf nicht irre machen. Die ökonomische Litteratur des Auslands wurde in Göttingen mit Bewusstsein gepflegt, um Abonnenten und allgemeineres Interesse zu werben. Wie unmittelbar das wirkte, lehren z. B. Briefe von Wüllens, des Herausgebers der Hannoverischen gelehrten Anzeigen, der, was ihm nach den Urteilen der GGA. für seine Landsleute besonders brauchbar schien, alsbald übersetzen und je nach Umfang als Zeitungsartikel oder als Buch drucken liess.

**) Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit. Von Heinrich Albert Oppermann. Hannover, C. F. Kius, 1844.

***) Auch ein minder aufmerksamer Leser wird fühlen, wie dieser Aufsatz von Abschnitt zu Abschnitt hastiger und skizzenhafter wird. Ein gewissenhafter Arbeiter sollte sich nie an einen bestimmten Tag binden. Aber ich wollte nicht fehlen. Hoffentlich hat die Verlässlichkeit unter dem Zwange zu übereiltem Abschluss nicht ernstlich gelitten.

Stückchen Redactionsgeschichte aus den Acten, die Periode der 'Göttingischen Zeitungen von Gelehrten Sachen'. Aeussere Geschichte, wenn man die Intimitäten der Redactionsstube so nennen darf. Der Entschuldigung bedarf das Thema auch in seiner Aeusserlichkeit nicht: es ist mir als ein Präludium tiefer dringender Arbeit aus dem Material erwachsen. Und ich verdanke diesen Studien Aufschlüsse, die über den Einzelfall hinausreichen. Dem bedeutenden Manne wird das eigentlich unwürdige Geschäft durch die Macht seiner gewaltigen Natur zu einer Aufgabe grössten Stils. Diese Aufgabe gewinnt ein eigenes Leben, sie erzieht sich ihre Menschen. Das Programm des Ganzen sehen die Rückschauenden, die Mittuenden ahnen es nur halb, auch da, wo sie es actenmässig codificiren wollen. Und ein menschlich ergreifendes Moment fehlt nicht: der mütterliche Affect*), die Zärtlichkeit, mit der Münchhausen seine 'schöne Tochter'**) liebt; er macht ihr wol ein strenges Gesicht, schilt auch und versagt; aber wie er für sie sorgt, bittet und spart, wie ihm nichts zu gering scheint, wo es ihren Glanz und ihre Ehre gilt, wie er selbst die kleinlichen Mühen und Umwege nicht verschmäht, um sich den anspruchsvollen Bedürfnissen des geliebten Kindes nicht ganz weigern zu müssen, die Geschichte der Göttingischen gelehrten Anzeigen bezeugt das um so eindringlicher, je winziger das Object sich im Einzelnen darstellt. Auch sie waren ja doch ein Teil der geliebten 'Gerlaca Adolfa', wie man wol scherzte.

Die folgenden Mitteilungen beruhen in erster Linie auf den ausgiebigen Acten der Gesellschaft der Wissenschaft (Soc.) und des Göttinger Curatorialarchives (Cur.). Sie wurden belebend ergänzt namentlich durch die reichen Correspondenzen der beiden ersten Directoren der GGA. Die Briefe an Haller (Hall.)***), an denen die Berner Stadtbibliothek einen nicht entfernt ausgeschöpften Schatz hütet, durfte ich Dank der weitherzigen Güte des Oberbibliothekars Professor v. Mülinen in den wenigen Tagen, die mir für Bern zu Gebote standen, so reichlich excerpiren, wie meine Kräfte das irgend gestatteten.†) Von den an Michaelis gerichteten Briefen

*) Haller: vgl. Michaelis an Haller 25. Dec. 1770 (Hall. 30, 216).

**) Brandes an Heyne 14. Dec. 1769.

***) Sie sind im Ganzen nach dem Datum geordnet, ohne die Absender zu scheiden. Doch hat man einige Ausnahmen gemacht. Die Briefe von Münchhausen, von Werlhof sind in der Hauptsache zu besonderen Bänden vereinigt.

†) Die mehr als 1000 Briefe Werlhofs an Haller habe ich kaum angeblättert. Es ist wahrscheinlich die ärgste Lücke meiner Acten- und Briefstudien. Freilich beschäftigt sich ihr flüchtiges Englisch weit überwiegend mit politischen und medi-

(Mich.)*) bewahrt die Göttinger Universitätsbibliothek Mich. 320—330 11 starke Bände, in denen grade die Zeit von 50—70 besonders reichlich vertreten ist. Ich hätte mich in diesen Briefmassen nicht so schnell zurecht gefunden, wie der Drang des nahen Festes das erforderte, wenn nicht Herrn Frensdorffs Erfahrung und Wissen, auf reiche Sammlungen gestützt, mir den Weg erleichtert hätte. Münchhausens und Brandes Briefe an Heyne (H.), gleichfalls auf der hiesigen Universitätsbibliothek (Heyne 121 ff.), beleuchten erst die Zeit, als die Direction der Anzeigen allmählich Michaelis Händen entglitt. Ueber einige Kästneriana hat mich Herr Landesbibliothekar Dr. Scherer in Fulda freundlich unterrichtet. — Die 'Göttingischen gelehrten Zeitungen' und 'Anzeigen' selbst, die in ihren Vorreden und gelehrten Notizen auch für die äussere Geschichte ihrer Leitung nützliche Winke enthalten, hab ich in dem Exemplar der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften benutzt, das seit 1760, mit einigen Ausfällen, die Namen der Recensenten bei den einzelnen Besprechungen vermerkt.**) Die Zuverlässigkeit dieser Angaben hab ich controlirt an Hallers Handexemplar, das, ebenfalls auf der Berner Stadtbibliothek, seit 1753 die Recensionen Hallers durch ein H (sehr selten A)***) am Rande kennzeichnet. Stichproben ergaben für beide Quellen wol Lücken, aber keine Fehler. In den Bänden vor 1753 hat L. Hirzel aus Druckfehlercorrecturen†) auf Hallers Autorschaft geschlossen; doch ist dieser Anhalt wenigstens unsicher. Haller hat notorisch, auch später noch, derartige Verbesserungen nicht auf die eigenen Beiträge beschränkt; wie viel weniger wird er das als Director getan haben! Grade in diesen ersten Bänden lassen Randchiffren ein paar mal auch andere Mitarbeiter erraten.

Es ist nur eine flache, ungleiche Skizze, die sich aus den Acten

---

cinischen Fragen. Aber der hochgebildete Mann, der Vertraute von our Mecenas Plänen und Sorgen, der Societät nahe verbunden, zeitweilig sogar ein Candidat ihres Präsidentenstuhles, streift doch auch die gelehrten Affären der Georgia Augusta: ein paar Notizen hab ich im Fluge erhascht.

*) Sie sind alphabetisch nach den Absendern geordnet; ein gutes Register giebt der Göttinger Handschriftenkatalog Wilh. Meyers (aus Speyer).

**) Die hiesige Universitätsbibliothek besitzt ein Exemplar der Anzeigen, in dem die Namen der Mitarbeiter seit 1769 am Rande eingetragen sind; das Gleiche gilt, wie mir Oberbibliothekar Dr. Geiger freundlich mitteilte, von dem Tübinger Exemplar, von dessen Wert Oppermanns Angaben S. VI eine falsche, übertriebene Vorstellung erwecken.

***) A bedeutet in Hallers Randnotizen zu früheren Bänden: Achenwall.

†) Zuverlässiger fast scheinen mir die blassen Bleistiftstriche zu weisen, die zuweilen am Rande stehn.

und Briefen gewinnen lässt, so reich sie fliessen. Für die rechte Vertiefung und Einheitlichkeit würde eine philologische Analyse der Anzeigen alles Nötige hergeben. Aber ich darf mich jetzt nicht auf das weite Meer dieser Materialmassen hinauswagen, dass ich nicht die Stunde versäume, die zur Landung ruft.

II.

Der Gedanke, ein oder gar zwei gelehrte Recensionsorgane in Göttingen zu gründen, war nicht viel jünger, als der Gedanke an die neue Hochschule selbst. Schon in der interessanten Denkschrift, in der Mosheim 1733 (?) den Plan einer Pflanzschule für selbständige junge Gelehrte anregt, denen er an der Universität eine Stellung zwischen Extraordinarius und Magister anweisen möchte, schon damals taucht unter den Aufgaben, die er ihnen zudenkt, als die 'Haupt-Verrichtung' auf, 'dass sie lateinische und teutsche acta Eruditorum ex omni scientiarum genere verfertigen, die vom Universitäts-Buchhändler oder vom Buchladen desselben verleget werden und alle Monathe regulmässig herauskommen'*). Gelehrte Zeitungen gehörten zu einer aufstrebenden Universität. Was Halle, Wittenberg und Jena, Helmstädt, Altorf und Rostock, was die hessischen Marburg, Giessen, und Rinteln wenigstens gemeinsam gewagt hatten, von Leipzig gar nicht zu reden, das gehörte natürlich auch auf das Göttinger Programm. Das Scheitern und Sinken der vielen gebrechlichen Kähne durfte nicht schrecken. Was konnte zudem die avantageuse Fama von der Importanz der neuen Hochschule, von dem Fleiss und der Geschicklichkeit derer Professores besser verbreiten als solche Nova litteraria Gottingensia? Und ein einschlagendes gelehrtes Blatt war zugleich die beste Mitgift für eine Buchhandlung, die floriren sollte: schon weil es ein regelmässiger, zuverlässiger Verlagsartikel war.

Mosheim wollte freilich kein Journal, wie sie alle waren: Sammlungen remarkabler gelehrter Observationen, untermischt mit Universitäts- und Gelehrtengeschichte. Er deutete auf ein bestimmtes Vorbild hin. Und seine Anregung fiel auf einen fruchtbaren Boden. Schon ehe er selbst bei Gelegenheit auf seinen Vorschlag zurückkam (25. April 1735)**), war diesem ein Königlicher Erlass entwachsen, der nun über ein halbes Jahr lang das Thema zu sehr verschiedenartigen Considerationen und unmaassgeblichen Gedanken

*) Rössler, Die Gründung der Universität Göttingen II 23 f.

**) Vgl. oben S. 240; Rössler a. a. O. II 203 f.

hergibt. Am 14. April 1735 schreibt Georg der Andere (oder lässt vielmehr Münchhausen ihn schreiben) 'an Commissarium Academiæ und Professores zu Göttingen'*): 'Ihr werdet vermuhtl. selbst bemercket haben, dass die in Leipzig herauskommenden gelehrten Journale und Acta Eruditorum nicht mehr von der Solidität sind, wie vorhin, und sich von einer Zeit zur andern verschlimmern. Wie man nun daher sich um so mehr Hofnung machen kan, dass wenn Ihr bey unserer dortigen Universität dergleichen herausgehen zu lassen anfienget, solches bey den Liebhabern der Wissenschaften gut aufgenommen werden würde, auch an sich nicht zu zweiffeln ist, dass wann eine solche Monaht- oder zu gewissen Zeiten erscheinende Schrift nach unserem zu Eurer allerseits Wissenschaft, Geschicklichkeit und Fleisse habendem Vertrauen ausgearbeitet wird, selbige zu Eurem und der Universität Ruhm ein grosses beytragen werde, in welchem Betracht denn bereits einem und andern Eures Mittels privatim aus Unserer Ghten RahtStube deshalber Antrag geschehen ist; Also soll uns lieb seyn, wann Ihr nunmehro, da durch den Buchführer Abram van den Hoek verhoffentl. Gelegenheit geschaffet werden wird, die an andern Orten insonderheit in Engelland und Franckreich herauskommende gelehrte Journale sowohl als neue Bücher in Zeiten zu haben, der Sache etwas näher treten, und wie deshalber die Einrichtung zu machen collegialiter überlegen und davon Berichten werdet.'

Was man in Hannover wollte, ist sehr deutlich. Es galt, bewusster als in Mosheims Anregung, einen Vorstoss gegen die litterarische Vormacht Leipzigs im Dienste der neuen Hochschule. Vielleicht überschätzte man die Tragweite sowohl der Leipziger 'Orakelsprüche', als die Bedeutung ihres misgünstigen Schweigens. Jedesfalls sah Münchhausen mit der vorsichtigen Zuversicht, die ihn überall leitet, eine Bresche, die zum Siege führen konnte: die Solidität der Leipziger hatte nachgelassen. Da wird er nicht geirrt haben. Längst war der illüstre Kreis dahin, den der Begründer der Acta eruditorum um sich gesammelt, längst der Eifer dahin, mit dem man den neuen Weg betreten hatte. Der Sohn Otto Menckens, der vielseitige Joh. Burchard, der Gegner der Gelehrtencharlatanerie, war nicht mehr mit

*) Dies und fast alle übrigen Actenstücke, die sich auf die Pläne eines gelehrten Journals i. J. 1735 beziehen, entnehme ich dem Curatorialarchiv: 'Betr. die Herausgabe einer periodischen Schrifft 1735'; zwei weitere Stücke dem Kasten der Kgl. Universitätsbibliothek Hist. lit. 83. Doch geht aus den Anspielungen dieser Gutachten und Promemorias hervor, dass ihre Zahl erheblich grösser gewesen sein muss. Ich bemerke, dass die Acten des Curatoriums hier und sonst meistenteils Concepte sind.

ganzem Herzen dabei: seinen leichteren Neigungen entsprach es, dass er das schwere Geschütz der lateinischen Auszüge durch den flüchtigen, bunten Notizenkram der 'Neuen Zeitungen' ergänzte. Und der Enkel, der eben 1732 die litterarische Regierung angetreten, war Anlass, dass Kästner etliche Jahre später boshaft in ein Exemplar der Acta schrieb:

> Aetas parentum pejor avis tulit
> Nos nequiores, mox daturos
> Progeniem vitiosiorem.

Unter dem plumpen Manne rissen böse Misbräuche ein: der Kreis der Mitarbeiter verlor seinen geschlossenen Charakter; die Zahl der 'kleinen Helden' schwoll an, man liess sich etwa durch Magister oder Studenten vertreten; die Recensionen wurden mehr und mehr verschleppt. In Leipzig selbst wurde man auf das schlecht verwaltete Menckensche Familienfideicommiss*) ärgerlich. Von Symptomen dieser Art, die anderhalb Jahrzehnte später deutlicher zu Tage traten, mag Münchhausen gehört haben.

Es war gewiss ein verführerischer Gedanke, der Alleinherrschaft der gelehrten Leipziger 'Monarchie oder Aristokratie' ein Ziel zu setzen. Aber noch war der abergläubische Respect zu gross. 'Von einem Journal, sonderlich einem solchen, welches die acta Lipsiensia effaciren soll, lässet sich auf dem Papier leichter raisonniren, als etwas thätiges praestiren. Denn es kommt dabey nicht auf die Geschicklichkeit der Referenten, sondern auf die Mittel und Wege an wie die neuesten und besten Werke zur Hand zuschaffen, das man ieden Monath für etliche 100 biss 1000 Rthl. werth neue Bücher recensiren könne. Dass dieses zu G. nicht möglich seye, auch schwerlich iemals wird möglich werden, ist wohl offenbar. Dahero dieses dessein wohl auszusetzen seyn möchte, zumal daraus der G. Professorum Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit nicht würde zu ersehen seyn: welches doch der sensus der Arbeit seyn soll'. Leipzig, das Centrum des Buchhandels, die Stätte der Messen, im Mittelpunct belebtesten Postverkehrs, des regsten litterarischen Lebens — und dem gegenüber das abgelegene Göttingen, wo alles noch in den Windeln lag? Auf so unsichere Chancen hin wollte sich der Göttinger Professor, der vielleicht gar Beziehungen zu dem Kreise der Acta eruditorum hatte, die Freundschaft der mächtigen Leipziger nicht verscherzen. Und

*) So Kästner an Michaelis 19. Mai 1753 (Mich. 6, 33).

man fürchtete sich vor wissenschaftlichem Zank, obgleich ein gescheiter Berater der Krone (v. Meiern?) mit Recht entgegenhielt: 'Gelehrte Streitigkeiten sind wie Salz, und machen, dass man ein journal gerne lieset. Dagegen der Leser bey einer blossen recension des Inhalts . . . leicht einschläffet'. Kurz, man hatte keine Lust und rief den Unternehmendern das Mene tekel zu: 'Alle Journale, die aussen Leipzig gemacht worden, haben aufgehört'. So einigte man sich, auf das Königl. Rescript mit einer Erklärung zu antworten (4. Aug. 1735), die scheinbar dem Allerhöchsten Project zustimmte, ihm aber in Wahrheit die Zähne ausbrach: es sollten unter Gesners Redaction lateinische und deutsche gelehrte Anmerkungen ausgegeben werden, an denen mitzuarbeiten sich fast alle Glieder der Universität verpflichteten.

Die matte und bequeme Haltung der Göttinger, unter denen nur Heumann sich für das Recensionsorgan interessirte, fand entschiedenen Widerspruch. Mosheims sehr eingehende Bekämpfung des in Göttingen herrschenden quietistischen Standpuncts, die ich in der ersten Beilage abdrucke, trifft in vielem anknüpfend zusammen mit einem knapperen Aufsatz 'Unvorgreiffliche Gedancken von projectirter Heraussgebung zweyerley art von Journalen', dessen Autor ich nicht kenne. Gegen eine Sammlung gelehrter Observationes haben beide nichts einzuwenden; aber das referirende und excerpirende Blatt scheint ihnen für das Gedeihen der Georgia Augusta weit wichtiger. Sie deuten beide an, dass nicht 'die Ehre Gottes, die auffnahme hiesiger Universität und das Wachssthum nützlicher Wissenschafften' die Triebfeder waren, die zur Hindannstellung dieses Planes geführt haben, sondern 'privatinteresse und fama in republica litteraria'. Sie betonen noch einmal, wie grade das Journal mit seinen gelehrten Neuigkeiten Zeugnis dafür ablegen würde, 'dass auch allhier die litteratur floriere, und in keinem stücke der Gelehrsamkeit etwas verabsäumet werde'; dort könne man die 'Schrifften hiesiger Professorum', die Einrichtung der Universität, ihre dissertationes, orationes, lectiones tam publicas quam privatas bekannt machen, dort Angriffe auf Göttinger Docenten hinlänglich, 'jedoch mit aller Bescheidenheit' abfertigen. 'Die hiesige Universität hat ja ohnedem viele Feinde und Missgönner, welche durch ungegründete und falsche spargiments derselben abbruch zu thun suchen'. Mosheim träumt schon ein gelehrtes Tribunal, 'für dem sich die Bücher-Schreiber fürchten müssen'.

Und was wende man dagegen ein? 'Non sunt fingendae difficultates, ubi nullae sunt'. Sind Post und Buchhandel nicht auf der

Höhe, nun, so müssen sie gehoben werden: das macht schon die Universität selbst nötig. Auf der Bibliotheca regia und im Privatbesitz der Professoren werden immer der neuen Bücher genug sein, um ein Journal zu füttern, das nicht auf allen Kleinkram schlechter und nichtswürdiger scripta ausgehe, sondern lieber die Hauptwerke vollständig und accurat, doch ohne unnötige Weitläufigkeit bespreche. Den schwerwiegenden Einwand, noch nie habe ein solches Journal ausserhalb Leipzigs florirt, abzutun, begeht Mosheim in der Hitze des Gefechts sogar einen logischen Schnitzer: der Ort bedeute nichts, denn auch in Leipzig seien nicht alle Journale hochgekommen. Die Concurrenz der Acta fürchten die beiden Freunde des Göttinger Journals wenig: denn dies soll keine Nachahmung, soll etwas ganz Andres sein. Es soll deutsch geschrieben sein, massen es auf solche Weise mehrere Liebhaber finden wird; den Ausländern gesteht Mosheim nur zu, dass es etwa nachträglich ins Latein übersetzt werden könne, kein ganz absurder Gedanke, wenn man bedenkt, dass auch das Journal des Sçavans von einem Giesser Professor nachträglich latinisirt worden war. Das Göttinger Blatt der Zukunft soll durch eine kurze, deutliche, fliessende und unaffectirte Schreibart gefallen. Es soll seine Stärke in guter Auswahl der vornehmsten Bücher suchen, das Schwache höchstens ganz knapp abtun. Und der Anonymus weist auf die besondere Aufgabe hin, die aus 'der genauen connexion zwischen Hannover und Engelland' erwachse: Göttingen scheint ihm berufen, die vielen 'schönen und wohl ausgearbeiteten Schrifften', die jenseits des Canals entstehen, diesseits zu empfehlen. Vier Männer, die befreundet sind, sich gegenseitig besprechen, reichen aus, um das Journal zu halten; zur Namennennung rät Mosheim nur, wenn ein Mann von besonderm Ansehen die Direction habe: 'was thut der Nahme eines einigen Mannes, dem die Welt den Ruhm der Vernunft und Wissenschaft giebet, bey den Käuffern und Mittelgelehrten nicht?' Die letzten Sätze wirken wie ein Blick in die Zukunft.

Was Mosheim und der Anonymus als Neuerungen gegenüber den Leipziger Acta eruditorum anregen, beweist erst recht, wie vollkommen man im Banne des Leipziger Journalismus lag. Mencken zu schlagen, spielte man Jöcher aus. Bewusst oder unbewusst: man griff zu den deutschen Acta eruditorum*), um die lateinischen nicht

*) 'Deutsche Acta Eruditorum, Oder Geschichte der Gelehrten, Welche den gegenwärtigen Zustand der Litteratur in Europa begreiffen', Leipzig, Joh. Friedr. Gleditsch u. Sohn 1712 ff.

nachzuahmen. Auch jene wollten die allzu trockne Schreibart vermeiden, auch jene versprachen 'aufs deutlichste und allezeit deutsch' zu referiren; auch sie werden nur die wichtigsten und schwerst zugänglichen Bücher aus allen Facultäten gründlich excerpiren und kleine Schriften höchstens ganz beiläufig erledigen; weder schmeichellustig noch beissend wollen sie schreiben und nie die Gesetze der Bescheidenheit und Wohlanständigkeit aus den Augen setzen. Und wenn der Anonymus Kupfer zu den Monatsheften, Biographien, nova litteraria empfiehlt, das Alles hatte Jöcher längst gebracht. Nur die Bevorzugung der englischen Litteratur, deren sich der erste Theil der 'Zuverlässigen Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften', die Fortsetzung der deutschen Acta, 1740 rühmt, wird umgekehrt Göttinger Herkunft sein.

In Hannover nahm man was prakticabel war. Die von den Göttinger Professoren vorgeschlagene Zeitschrift kostete nichts: ihr Plan wurde, wieder unter sehr starker Beteiligung Mosheims, revidirt, dann gebilligt. Aus der gemischt deutsch-lateinischen Sammelschrift, die Treuer und Genossen beabsichtigt hatten, machte man eine rein lateinische, um nicht den Vorwurf zu ernten, man copire die Hallischen 'Gundlingiana'. So treten die 'Parerga sive Accessiones ad omnis generis eruditionem' wirklich 1736 bei Abr. Vandenhoeck ans Tageslicht. Niemanden haben sie interessirt. 1738 sind sie mit dem magern vierten Heft entschlafen.

Die litterarische Physiognomie der jungen Universitätsstadt hatte sich inzwischen beträchtlich verändert. Ein ganzer Schwarm kleiner Buchhändler umflatterte das neue Licht, bereit sich die Flügel zu verbrennen. Deutsche Journale schienen ein besonders dankbarer und gangbarer Artikel.

Schon das universitätslose Göttingen hatte 1732 seine moralische Wochenschrift, den 'Bürger' gehabt, der durch muntere Angriffe auf Herrn Hierzogen, Herrn Ohlewiese und sonstige Philosophen aus dem Stumpfen Beil dem neuen Göttingen vorarbeitete, der sogar in den Grundsatz: 'Göttingen den Göttingern!' eine Bresche zu legen suchte. Der Gerichtsschulze Neubour sprach so zu seinen kleinstädtisch-beengten Mitbürgern, um das gemeine Beste zu fördern. Das war isolirt. Aber mit den Professoren hielten die Journale ihren Einzug. Hollmann eröffnete 1735 den Reigen mit den 'Wöchentlichen Göttingischen Nachrichten', in denen er seine platte Weltweisheit durch das Hilfsmittel der neuesten Universitätsnachrichten zu lanciren sucht. Und Neubour, der sich inzwischen habilitirt hatte, schloss an

den 'Bürger' jetzt den 'Sammler' (1736). Anspruchsvoller als der 'Bürger', war er nicht besser. Neben breiten Betrachtungen ohne Salz und ohne Originalität, oft aus dem Englischen oder Lateinischen, stehn allerlei obenhin auf Göttingische Verhältnisse adaptirte Variationen von Spectator-, Tatler- und Freeholder-Skizzen. Auch hier wird die neue Göttinger Zeit, deren bester Gehalt jetzt in die Stichworte 'Universität' und 'Polizei' sich zusammendrängt, gegen die unzufriedene Familie Ohlewiese siegreich verfochten; aber das Ganze ist papierner, unechter als im 'Bürger', grade weil es ein weiteres Publicum voraussetzt. Litterarische Anspielungen, so harmlos sie sind, fielen damals auf und erregten die Unruhe der concurrenz-witternden Gottschedianer. Universitätsnachrichten als Bogenfüllsel durften nicht fehlen: war doch der Ruhm der neuen Hochschule überall mittreibendes Motiv.

Der noch kurzlebigere 'Zerstreuer' (1737) — Titel zu wechseln war durch das englische Vorbild empfohlen — erklärt schon in der Vorrede: 'wenn ich sonst nichts nützliches zu deinem Dienst zu sammlen weiss, so sollen es doch die Academischen Neuigkeiten seyn, welche ich Dir wöchentlich mittheilen will', und als er nach 40 Stücken den Atem verlor, da Neubour erkrankte und der Hofrat Schmauss sein Versprechen der Mitarbeit nicht einlöste, da trat er mit einer vier Nummern füllenden Schilderung der feierlichen Inauguration vom Schauplatz ab. Schnell sprang ein Anderer in die Lücke. Drei Bände hat kaum eines dieser Blätter überdauert. Vom 'Sammler' bis zu der gleichfalls allwöchentlich ihren Ring abwerfenden Göttinger 'Klapperschlange' ein halb Jahrhundert später führt der Weg über ein dicht besätes Leichenfeld.

Unter diesen Experimenten sind zwei, die Mosheims Plan von 1735 mit bescheidenen Mitteln zu verwirklichen suchen. Der 'Abriss von dem Neuesten Zustande der Gelehrsamkeit' schleppt seine zwei Bände über drei Verleger hin bis ins Jahr 1744. Die Sache setzte gar nicht übel ein. Ein junger Jurist und Philosoph, Ludwig Martin Kahle, hatte die Redaction: er sorgte für literarische Neuigkeiten, vornehmlich aus England und mischt kleine popularphilosophische Tractate unter die Referate. Haller hielt sein Auge über die Zeitschrift und steuerte eine wuchtig überlegene folgenschwere Verteidigung des 'Sammlers' gegen seine Leipziger Feinde bei. Aber Kahle erlahmte schnell. Der 'Abriss', der vom fünften Stück an den Zusatz: 'und einigen wichtigen Streitigkeiten in der Politischen Welt' erhielt, verwandelte sich mehr und mehr in ein juristisches Fachblatt, beginnt jede Nummer mit breiten Auszügen aus Deductionen, die man in

allgemein litterarischen Zeitschriften sonst mit Recht sorgfältig mied; ja das 8. Stück druckt nur Documente ab. So bleibt die Lethargie nicht aus. 1746 versucht es dann der letzte Verleger des 'Abrisses' noch einmal mit der 'Göttingischen Bibliothek'*): ich weiss nicht, ob sie es über die drei Stücke hinausgebracht hat, die ich kenne (bis 1747). In ihnen werden 12 Bücher besprochen, von Ausländischem wesentlich die Abhandlungen der Schwedischen Akademie und eine Untersuchung über Dänisch-Norwegisches Lehensrecht; 5 Werke, fast die Hälfte, sind Verlag des Verlegers. Das kennzeichnet die Aermlichkeit und Zufälligkeit: wie konnte von einer Auswahl des Wichtigsten die Rede sein, wenn Simonetti mit seinen Arbeiten über Fleury gleich zweimal vertreten war? Auf die gelehrten Neuigkeiten verzichtet die 'Göttingische Bibliothek'; ihnen widmete, abermals im selben Verlage, der M. Christian Ludwig Stolte seine 'Göttingischen gelehrten Nachrichten' (1744—6), die in einer Art Chronik mit stumpfsinniger Gewissenhaftigkeit jede Disputation und jedes Programm der Georgia Augusta säuberlich nach dem Datum analysiren, ohne zu urteilen, die ausserdem das Vorlesungsverzeichnis abdrucken und die neu erschienenen Schriften der Göttinger Gelehrten in majorem gloriam academiae verzeichnen, übrigens auch wieder Imitation eines Leipziger Unternehmens. Die 'Nachrichten' waren Münchhausen gewidmet und werden seinen Beifall gehabt haben: zeigten sie doch der Welt, dass der 'erhöhete Musensitz', den er geschaffen, nicht in untätigem Torpore liege. Auch dies Blättchen erlosch nach 3 Jahren mit dem ersten Bande, da der Autor Göttingen verliess. Die Erbschaft aller dieser unzulänglichen Versuche trat das Blatt an, das nicht nur die schwächlichen Göttinger Pflänzchen, das auch die bewunderten Leipziger Bäume, das alle andern gelehrten Journale Deutschlands überschatten und überdauern sollte.

III.**)

Das Prorectorat Gebauer, denkwürdig durch das affröse Factum, dass sich in der juristischen Facultätssitzung ein Mitglied des Lehrkörpers trunkenen Mutes an Sr. Magnificenz vergriff, setzte

---

*) Voller Titel: Göttingische Bibliothek, darinnen der gegenwärtige Zustand der Gelahrheit [!] in und ausserhalb Deutschland prüfend vorgestellet wird. Göttingen, bey Johann Peter Schmid, Königl. priv. Universitätsbuchhändler 1746 f.

**) Die Hauptquellen für diesen und den vierten Abschnitt bilden Hollmanns handschriftliche Chronik (Gött. Bibl. Cod. ms. hist. litt. 82) und das Actenfascikel des Curatorialarchivs 'Betr. die Ausarbeitung der gelehrten Zeitungen' (Vol. VII f. 1).

schon mit einem auffälligen Ereignis ein. Als die beiden letzten Nummern der ersten Göttinger Tausend liessen sich am 9. Juli 1738 zwei vornehme Hannöversche Beamte immatriculiren, der Grossbritannische Geheimde Hofrat und Archivdirector Joh. Gottfr. von Meiern und der Consistorialrat Gerhard Joh. von Bode. Zur Feier des Geschehnisses lud Meiern den Lehrkörper zu einem splendiden Gastmahl in den Schmalischen Laden. Man kam, war aber höchlich verwundert. Was bedeutete das? Gleichviel: die Universität 'hielte doch ihrer Schuldigkeit zu seyn und solche Höflichkeit durch eine andere ähnliche zu erwiedern', und so veranstaltete man diesen ansehnlichen Gästen zu Ehren auf der sogenannten Londener Schencke etliche Tage nachher seinerseits ein Diner mit Damen. Bei dieser Gelegenheit tauchte überraschend ein junger Leipziger Magister auf, Wolf Balthasar Adolf von Steinwehr, ein angenehmer Cavalier aus dem Centrum moderner Galanterie, mit sehr schätzenswerten gesellschaftlichen Gaben. Kein Gelehrter von Rang: aber in der deutschen Gesellschaft zu Leipzig spielte er eine Rolle; die Pflege der reinen und netten deutschen Muttersprache lag ihm am Herzen; er hatte zudem in den litterarischen Salons der Zieglerin eine hohe Schule ästhetischer Bildung durchgemacht, die ihn von gelehrter Pedanterie frei hielt. Einst ein Schüler Gottscheds, war der vertraute Freund der Zieglerin dem Einfluss des Dictators längst fern gerückt, als er in Göttingen auftrat. Mosheim, der Präsident der Leipziger deutschen Gesellschaft, hatte ihn warm empfohlen; da er Vermögen besass und mehr die angenehmen als die nützlichen Wissenschaften trieb, so war begründete Aussicht, er sei für ein Billiges zu haben. Das Gerede ging, dass der einflussreiche Herr von Meiern jetzt in Göttingen mit ihm Abrede treffen sollte. Und bald glaubte man dahinter gekommen zu sein, was jene seltsame Immatriculation und der Besuch des Herrn von Steinwehr bedeute. Meiern, ngeblich unzufrieden mit dem Ertrage seines grossen Werkes, der Acta Pacis Westphalicae, habe eine Buchhandlung begründen wollen, ie jene kostbaren diplomatischen Wälzer gegen gangbarere Waare mtauschen sollte, namentlich gegen Bücher, 'die auf der Universität her und mit mehrerem Erfolg konnten versilbert werden': um diese ücher und auch die Schriften von Göttinger Professoren resp. Uniersitätsverwandten recht absatzfähig zu machen, seien von ihm die elehrten Zeitungen geplant worden, zu deren Leitung eben der Herr on Steinwehr erkoren war und die im Verlage jener Buchhandlung scheinen sollten; die Immatriculation Meierns endlich unterwarf die

Buchhandlung und ihre Geschäfte dem Forum des Universitätsgerichts, das der alte Giesser Professor vorzog. Das Grundmotiv naiver Speculation, das der Göttinger Klatsch voraussetzte, traf gewiss nicht zu. Ich zweifle garnicht, dass Münchhausen treibend hinter Meiern stand. Wie hatte man ihm 1735, bei den ersten Zeitungsplanen, den Mangel einer guten Buchhandlung vorgeklagt! Nun beförderte er gern die Unternehmungslust, die dem doppelten Manco mit einem Schlage abhelfen wollte. Ja, der gute Haushalter griff in den Beutel. Die Meiernsche Buchhandlung wie die in ihrem Verlage erscheinende Zeitung waren reine Privatsache: das ist später oft betont worden. Aber Münchhausen bewilligte dem Director der Gelehrten Zeitungen von Anfang an 100 Thlr. Das gab der ganzen Meiernschen Entreprise doch etwas Officiöses; die Unterstützung erschien bald gewohnheitsrechtlich als ein Emolument der privilegirten Universitätsbuchhandlung, und es hat mühsamer Auseinandersetzungen gebraucht, um diesen Irrtum aus der Welt zu schaffen. Uns scheint der Zuschuss geringfügig; er war auch damals nicht gross. Aber er reichte grade aus, die Göttingischen gelehrten Zeitungen vor dem gelegentlichen Erlöschen durch Gleichgiltigkeit zu behüten; er reichte aus, in Münchhausen das dauernde Interesse an dem Blatte zu erzeugen, das wir behalten, wo wir Opfer gebracht.

Meiern und Steinwehr wurden handelseinig. Seine Bestallung zum Extraordinarius ohne Gehalt ist vom 14. August 1738 datirt; an Meiern wurde sie ausgefertigt. Dieser gewährte ausser dem Staatsbeitrag aus seiner Casse noch 300 Thlr. Vom 1. Januar 1739 ist das 1. Stück der 'Göttingischen Zeitungen von Gelehrten Sachen' datirt.

Auf Steinwehr zu verfallen lag sehr nahe: hatte er doch eben noch als Nachfolger Krauses und Stubners die Leipziger 'Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen' redigirt. Erfahrung brachte er mit. Diese Erfahrung war aber zugleich Unfreiheit. Auch das neue Journal ward weiter nichts als sklavische Copie des Leipziger Vorbilds.

Das zeigt der erste Blick. Die Titel copiren sich, nur dass man in Göttingen auf den kostspieligen Rotdruck verzichtete. Dann folgt eine Vorrede, die in aller Kürze nach dem Inhalt gruppirt verzeichnet, was das verstrichene Jahr an gelehrten Neuigkeiten gebracht hat: eine stilistische Ungeheuerlichkeit*), die sich ein wenig dadurch

*) Ich teile eine Probe mit (Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen 1738):
,Unter den englischen Dichtern hat man vom Mil- 932.
ton ein Gedicht an den Pollio bekannt gemacht, Thom- 892.
sons sämmtliche Werke mit vielen Kupfern ausgezie-

1739. Jahr.



I. Stück.

Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen

Den. 1. Januar.

Londen.

Roberts in Warwick-Lane hat in 8. auf 115. Seiten folgendes Werk drucken lassen: A brief history of the rise and progress of Anabaptism in England. To which is prefix'd some account of the learned D. *Wiclif*, and a defence of him from the false charge of his and his followers denying infant-baptism. By *John Lewis*, Minister of Meregate in Kent. Vor kurzer Zeit stellete Herr Crosby eine Historie der Englischen Anabaptisten ans Licht. Dem Verfasser dieser kurzen Historie aber sind in dem itzt gedachten Werke unterschiedene bedenkliche Dinge vorgekommen, welche dem Leser falsche Begriffe beybringen könnten: Daher hat er die Absicht, dieselben durch seine Vorstellungen zu heben. Was er von dem Zustande dieser Secte in Deutschland anführet, hat er aus Bullingern gezogen, als welcher, wie er selbst versichert, das meiste von demjenigen, was er aufgezeichnet, selbst gesehen und gehöret hat. Die Nachrichten von den Englischen

A Wie-

entschuldigen liess, dass diese schwierige Aufzählung Dank den Seitenzahlen des Randes zugleich sachlich geordnetes Register wurde: — in Göttingen machte man das bis zum Jahre 1746 mit Haut und Haaren nach; nur grade die Hauptsache, die Randzahlen liess man fort. Von den drei Leipziger Schlussregistern behält man zweie bei, selbst in gleicher Druckeinrichtung; das Leipziger Register der Journale fehlt, dafür tritt ein Sachregister als nützliche Ergänzung hinzu — und ein Druckfehlerverzeichnis: das tragikomische Misgeschick dieser notwendigen Bereicherung hat die böse Fee dem Kindlein ominös in die Wiege gelegt. Beide Zeitungen erscheinen zweimal die Woche, jedes Stück einen halben Bogen stark. Statt der Zierbuchstaben des Stücktitels, die man in Göttingen zunächst nicht hatte*), muss das Firmenwappen der privilegirten Universitätsbuchhandlung dienen**), — sie führt das Königliche Siegel — das ebenso den fliegenden Mercur des Gesammttitels vertritt. Die Anpassung an den gegebenen Raum erreicht man in Leipzig dadurch, dass der Anfang der Nummer grössere Lettern

ret, und Hayward die besten Stücken aus den englischen Poeten zusammen getragen. 788.

Aus Frankreich hat man uns eine schöne Ode des Herrn des Forges-Maillard auf den Tod des Grafen von Thoulouse; das Freudenfest in freyen Versen und von dem Herrn de la Drevetiere ein Gedichte von der Selbstliebe überbracht. 220. 537. 689.

In lateinischer Sprache hat Clairambault die Canarienvögel; ein Ungenannter die Freundschaft, in zweyen Büchern; und Herr Matthiä den Herrn von Münchhausen in einem Lobgedichte besungen. Herr Christ aber sein Suselicium von neuem drucken lassen. 305. 383. 831. 626.

Unter unsern Landesleuten haben Herr Hagedorn und Stoppe Fabeln verfertiget, und der erstere aus den 6 Theilen von Brockes irdischen Vergnügen die besten Gedichte ausgesucht. Von der Frau Spitzlin poetischen Ergetzungsstunden ist der 2te Theil, und von des Herrn Stockhausens poetischer Sabbatsfeyer der erste heraus. Herr Weinmann hat Neunherzens Gedichte gesammlet und zum Drucke fertig liegen. Den Preis in der Poesie von der deutschen Gesellschaft hat Herr Ludwig erhalten, dessen Arbeit auch gewöhnlicher massen gedruckt worden.' 638. 726. 807. 322. 817.

Die Probe lehrt zugleich etwas von der geistigen Physiognomie der Zeit.

*) Im 2. Bande ist eine monumentalere Schrift vorhanden.

**) Es ist ein drastisches Symptom von der schnell wachsenden Bedeutung der Göttingischen gelehrten Zeitungen, dass die Hamburgischen Zeitungen 1738 einsetzen mit einem Kopf von dem Zuschnitt des Leipziger Blattes, aber nach wenigen Jahren zu dem Göttinger Typus mit Wappen übergehn, den die Tübinger Zeitungen von vornherein adoptiren.

und Spatien hat, in Göttingen sehr charakteristisch durch angehängte Verzeichnisse neuer englischer Bücher, je nach der Zahl freier Zeilen. In beiden Journalen trägt jeder der kurzen Artikel einen Ortsnamen über sich, meist den Namen des Verlagsortes.

Das hängt zusammen mit dem Grundgedanken dieser Journalspecies. Die Vorrede des ersten Bandes der 'Neuen Zeitungen' von 1715 knüpft ausdrücklich an das Vorbild politischer Zeitungen an: es ist kein Zufall, dass der neue Typus in Hamburg und Frankfurt, also in wichtigen Handels-, nicht in Universitätsstädten, zuerst aufgenommen wird. Wie die politische Zeitung will das neue Blatt möglichst viele und möglichst frische Neuigkeiten bringen, nur aus der gelehrten Republik. Wie jene bekommt es seine Nachrichten durch Correspondenz. Ueber jeder Notiz steht der Ort ihrer Provenienz. Neue Bücher waren Anfangs nur eins von Vielem; Personalien, Disputationen, Feierlichkeiten, Funde, Auctionen, auch sie beanspruchten Interesse. Die Bücherreferate haben dann freilich das Uebrige bald zurückgedrängt, und der Ortsname verlor seinen Sinn, da die Buchanzeigen nur zum allerkleinsten Teile wirklich aus dem Verlagsort stammten. In Hamburg*) hielt man eine, wenn auch local beschränkte, Correspondenz wirklich fest; auch in Leipzig, wo ein ausgedehnter litterarischer Verkehr durch die Acta eruditorum im Schwange war, wurde jene Form nicht reine Fiction; in Göttingen war sie ohne jeden Gehalt.**) Ein paar Gelehrten-Nekrologe, wenige besternte Einsendungen von aussen, das sind absterbende Reste des ursprünglichen Typus. Steinwehr war nicht nur Redactor, er war auch Verfasser der Göttinger Zeitungen.

Zu einer Zeit, da ein Professor alles Ernstes schwanken konnte, ob er eine professionem mathematices oder linguae hebraicae annehmen sollte, um dann schliesslich für die Philosophie sich zu entscheiden, da schien es von vornherein keine Absurdität, eine allgemeine Litteraturzeitung als Werk éiner Feder zu denken. Aber Steinwehr hat seine Aufgabe nicht als Polyhistor gefasst — das tat Haller zeitweilig —, sondern als Belletrist: und auf seine Weise hat er sie sehr gewandt gelöst. Gleich der erste Band ist reichhaltig, und wer sichtende Auswahl vermisst, der bedenke, dass die Redaction Verlegern und Verfassern schon dankbar war, wenn sie ihre Bücher für volle Bezahlung einschickten: noch war die Kgl. Bibliothek in

*) 'Niedersächsische Nachrichten Von Gelehrten neuen Sachen', bis 1736; dann 'Hamburgische Berichte von den neuesten Gelehrten Sachen', seit 1738.

**) Und doch blieb es dabei bis ins Jahr 1860!

den Anfängen, und der Göttinger Buchhandel leistete wenig. Bevorzugt hat Steinwehr schöne Litteratur, Philosophie und Theologie, uud da enthält er sich der Parteinahme nicht, die er sonst meidet. Naturwissenschaft liegt ihm fern: billige rationalistische Sarkasmen über Alchymistica und Mystica sind kein Gegenbeweis. Ein paar ausführlichere mathematisch-astronomische Artikel haben einen anderen Verfasser. Im Uebrigen hilft sich Steinwehr durch gewissenhaften Abdruck der überlangen Titel, über die er selbst wol scherzt, 'dass der Leser nicht nur alles daraus erkennen kann, was in der Ausführung selbst stehet, sondern auch viele mehrere Sachen. Es würde also wohl vergebens seyn, wenn wir weiter Nachricht davon mittheilen wollten'. Oder er wagt knappe, nicht ungeschickte Inhaltsangaben mit vorsichtigen Raisonnements und vielleicht einer wirksamen Pointe. Auf sie versteht er sich nicht übel: er wünscht etwa der Histoire des rats, dass die Mäuse sie fressen; er rät einem Encyklopädisten, den er noch für sehr jung hält, er solle zunächst einige Folianten von dem schreiben, was er nicht weiss; er fingirt, der böse Buchhändler habe einem trefflichen Gelehrten das schlechte Buch um des bessern Absatzes willen in die Schuhe geschoben; er zählt ein elendes Opus zu den Unvollkommenheiten, wodurch die Vollkommenheit des Ganzen befördert wird. Formell ist manches recht annehmbar. Steinwehr legt auf gutes Deutsch Wert, bei sich und bei Andern. Das gute Deutsch ist von Gottschedischer Correctheit. Aus süddeutschen und schweizerischen Autoren hebt er Sätze buchstäblich aus, um sie durch ihren blossen Abdruck zu richten. Er ist ein Feind des 'alten pedantischen und rauhen Schulleisten', warnt vor Briefstellern, die alte unschmackhafte Gerichte aufwärmen; 'wenn man jemand vernünftig und ordentlich denken und reden gelehrt hat, wird eine besondere Anleitung zum Schreiben nicht von grosser Nothwendigkeit sein'. Er verlangt ein reines Deutsch, verwirft die lateinischen Kunstwörter deutscher Texte: 'itzo zum wenigsten erreget solche Vermischung beynahe einen Ekel'. Die Entrüstung gilt dem Steifleinenen der altmodischen gelehrten Pedanterie, ist nicht nationaler Purismus: dass die ungeübten schwerfälligen Deutschen viel von den Franzosen zu lernen haben, ist dem fleissigen Uebersetzer französischer Bücher Glaubensartikel; so nimmt er eine Relation de ce qui s'est passé dans une assemblée tenue au bas du Parnasse pour la reforme des belles lettres mit harmlosem Lobe hin, obgleich darin der naive litterarische Chauvinismus der Franzosen sich nach Herzenslust tummelt, freilich mehr verschweigend als angreifend; erst die grobe Munition

des Lettres Françoises et Germaniques schiesst eine Bresche in Steinwehrs gläubige Franzosen-Bewunderung.

Die französische Litteratur übertrifft an Zahl die englischen Bücher, die zur Sprache kommen, um das Doppelte. Und doch ist dies Zahlenverhältnis für England sehr günstig, an andern Zeitungen gemessen. Ja es wird programmatisch sein, dass ein englisches Buch die Zeitungen beginnt. Natürlich ein theologisches Werk. Der englische Deismus, Tolands 'ungereimte Meinungen', der Catechism founded upon experience and reason sind Erscheinungen, vor denen der sonst so aufgeklärte Verfasser seine christliche Ruhe entrüstet verliert: sein geistliches Ideal ist etwa der Probst Reinbeck, ein Name, der des Commentars nicht bedarf. Umgekehrt verführt ihn die katholische Litteratur mit ihrer 'ausschweifenden Zierrathsucht' zu überlegnem Spott; er würde Bücher wie Ziegelbauers 'Sacra Sponsalia virginem Deiparam inter et duodenos coelites' (Bamberg) oder Dieppes 'Leichte Art und Weis . . . alle Gattungen von Ketzereyen . . . zu bestreiten' (Wien), Bücher in denen statt Beweisen Gleichnisse figuriren, 'wodurch die Phantasie des Pöbels eingenommen und der Verstand bey denen, die ihn noch haben, umnebelt wird', er würde sie gar nicht erwähnen, wenn nicht 'aus diesen Gegenden wenige Schriften, die man in eigentlichem Verstande gelehrt nennen kann' hervorgingen: so streift er auch Ungelehrtes, nicht ohne vor diesem katholischen Deutsch schmerzlich zusammenzuzucken. Die Theologie, zu der er sich bekennt, hat Fühlung mit der Philosophie, weiss von Leibnitz und Wolff zu lernen, verwendet die mathematische Methode sogar für die Bibeldeutung. Leibnitz ist ihm wissenschaftlicher Höhepunct; in seiner Philosophie ruht die Weltanschauung des Göttingischen Zeitungsschreibers; sie ist ihm so vertraut, dass er mit ihren Lehren auch wol ein scherzendes dialektisches Spiel zu treiben weiss. Die Gegner des Meisters fechten ihn nicht an: sie können Leibnitz nicht verstanden haben; auch Voltaire bleibt dieser Vorwurf nicht erspart.

Derselbe vorsichtige Opportunismus, der Philosophie und Theologie rationalistisch zu versöhnen weiss, kommt auch mit politischen und socialen Problemen ohne Mühe durch. Steinwehr ist kein Thronen- und Gesellschaftsstürzer. Dem Naturrecht mit seinen gefährlichen Consequenzen steht er sehr skeptisch gegenüber. Dagegen von Bochats anstössiger Verteidigung des fürstlichen Soldatenhandels nimmt er nach einem Referat, das die verschämte Neigung zur Zustimmung zeigt, Abschied mit dem Gemeinplatz: 'So unterschieden man auch in der Theorie sein mag, so wird die Sache in der

That wol auf dem bisherigen Fusse bleiben.' Mit Enthusiasmus huldigt der Preusse seinem jungen Roi-Philosophe: 'man waget bey einem weisen Könige nichts, wenn man weise ist und es zu werden suchet'. Aber er wird kaum weniger warm, als er berichten darf, wie ein Heinrich der 23ste Reuss jüngerer Linie der Georgia Augusta die Ehre erweist, sich an einer Disputation zu beteiligen.

Die Poesie gehört damals zu den schönen Wissenschaften. Sie ist unter Steinwehrs Leitung so reich vertreten, wie die poetische Armut der Zeit das gestattete, und die Göttingischen gelehrten Anzeigen haben auch weiter getreulich über ihre Schöpfungen und Wandlungen Buch geführt, bis etwa zu den Befreiungskriegen. Die ersten Bände haben ein weites Herz, Franzosen und Engländer, Milton und Voltaire, Glover und Campistron, Gottsched und Breitinger, Pietsch und Hagedorn ernten gleiches Lob. Eine schnöde Ablehnung erfährt Stoppe wesentlich darum, weil seine Schreibart nicht nur platt und kriechend, sondern auch sprachwidrig sei. Der Gesichtspunct der sprachlichen Correctheit beherrscht so Alles, dass vielleicht die wärmsten Töne den Jugendfrüchten des Regierungsrats von Böhlau werden: war doch nichts an ihnen zu tadeln. Wenn die Zäunemannin mit sammt ihren 'von den Faunen gepeitschten Lastern' durch einen Wolkenbruch von dem Musenberge verscheucht wird, dagegen die Zieglerin für 'ihre nicht gemeine Stärke in der deutschen Schreibart' 'den Ruhm einer starken deutschen Dichterin und einer nützlichen, angenehmen und Regelmässigen Scribentin' heimbringt, nun — sie war eben die Zieglerin.

Ich habe bei den Steinwehrschen Bänden etwas länger verweilt: sie geben die Contrastfarbe her zu dem, was Haller aus den Göttingischen gelehrten Zeitungen gemacht hat, und zu dem, was die Göttingischen gelehrten Anzeigen heute sind. Nur zwei Jahre blieb Steinwehr in Göttingen: dann zog es ihn nach der östlichen Heimat zurück, obgleich er inzwischen zum Ordinarius avancirt war. Die Zieglerin war nicht zu bewegen, ihm nach Göttingen zu folgen; seine Freunde in Preussen machten ihm, dem Uebersetzer und Bewunderer des Anti-Macchiavell, Hoffnung zu einer Frankfurter Professur. So nimmt er seine Demission, die ihm am 3. December 1740 erteilt wird. Damals hatte er die Redaction bereits niedergelegt: schon im November war sie auf den Professor der Philosophie **Ludw. Martin Kahle***) übergegangen, der gleichzeitig noch den sterbenden 'Abriss

*) Die biographischen Notizen, die man bei Pütter, Meusel, Eccard oder gar in der Allg. Deutsch. Biographie mühelos findet, darf ich mir hier und sonst ersparen.

von dem neuesten Zustande der Gelehrsamkeit' herausgab.*) Die Regierung gewährte ihm denselben Zuschuss wie seinem Vorgänger und entband ihn vom Halten öffentlicher Vorlesungen.

IV.

Steinwehrs Arbeit hatte beim Publikum viele Approbation und Liebhaber gefunden. Trotzdem war v. Meiern nicht auf seine Kosten gekommen.**) Um die 190 Thlr. 20 gr., die er zugesetzt, auszugleichen, beschloss er, am Honorar zu knausern, und verlangte von Professor Kahle, dass er für den Staatszuschuss arbeite. Als Kahle darauf nicht einging — 70 Bogen für 100 Thlr.! — und mindestens monatlich 10 Thlr. ausserdem forderte, da änderte der Herr Geheimrat die Tonart. Jetzt sieht er auf einmal, dass Kahles Arbeit nichts taugt und der Universität zur blâme gereichen werde. Und was noch schlimmer: 'Kahl will den AntiMachiavel recensiren, und zwar cum laude. Er wird schwehrlich die darin enthaltene moquerien über die religion, anführen, sondern alles blindlings loben, dahero jezo geschrieben, solchen articul nicht drucken zu lassen, biß man ihn erst gesehen. Der auctor ist ein anderer Julianus Apostata, und Voltaire sein Libanius. Er ist zwar ein guter Logicus, aber ein schlechter moralist und ein vollkommener naturalist, der sich über die Christl. Religion nur moquirt, hingegen den Ehebruch und Libertinage defendirt.' Möglich dass dieser Gegensatz der Anschauung schon Steinwehrs Stellung erschwert hatte. Des Pudels Kern war doch wol, dass Meiern einen billigern Redacteur brauchte. Er trieb in Hannover einen bescheidenen Mann auf, einen Magister Jerusalem (den späteren Abt), der zwar den Professorentitel ambirte, aber 'nicht aus vanitæt, sondern blos darumb, damit er seine Mutter dadurch überzeuge, er wolle nun etwas beständiges anfangen.' 'Wer Gelehrte Zeitungen schreiben will, mus 1) die historiam litterariam verstehen, 2) die meisten lebendigen und toden Sprachen, 3) ein gutes jugement haben, 4) gut Deutsch schreiben. Diese 4 stücke treffe ich bey dem Jerusalem an, dahero bey ihm kein hazard ist.' Es scheint doch, dass man in Hannover dem vielversprechenden Talente nicht recht traute. Die Geheimte Ratsstube ermahnt, 22. April 1741, den Herrn v. Meiern

*) Vgl. oben S. 591.

**) Gedruckt wurden, nachdem die anfängliche Vertriebsauflage von 1250 Exemplaren verlassen war, noch 625; der Erlös der verkauften Exemplare belief sich nur auf 424 Thlr. 12 gr. Unter den Ausgaben bildete Steinwehrs Gehalt den Hauptposten; Druck und Papier erreichen auch zusammen noch nicht die Höhe von 300 Thlr.

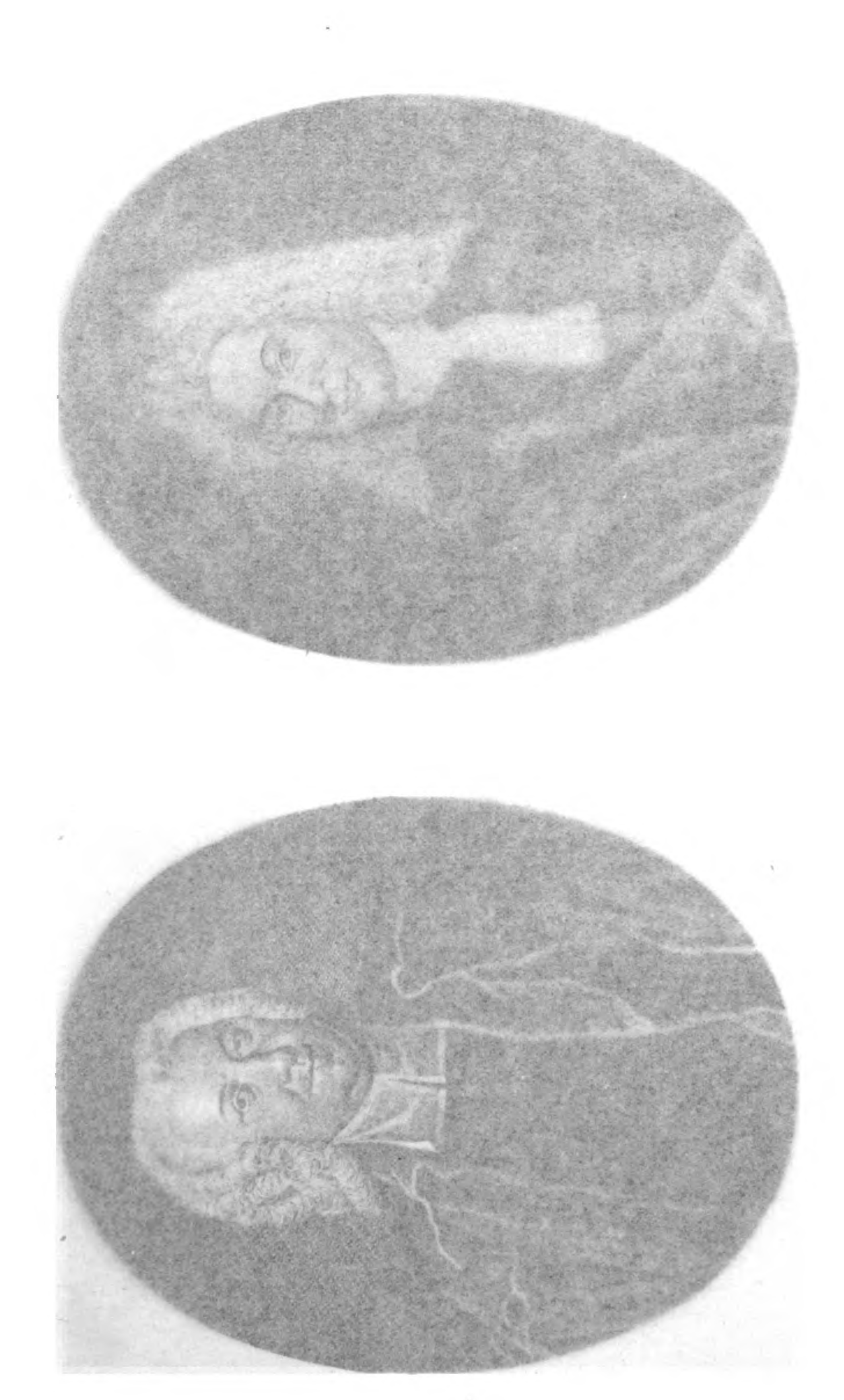
vielmehr dringend, den Hofrat Treuer zu gewinnen, damit nicht 'dieses schöne Institutum mitten in seinen jetzt aufgehenden Flor zerfallen solle'; Treuer besitze gutes judicium nebst einem angenehmen scharfsinnigen Vortrage und viele Wissenschaften, so dass er 'in hoc genere zu Göttingen seines Gleichen nicht hat'. Zukunftsbilder eines unausbleiblichen guten Debits müssen Meierns finanziell zuckendes Herz beruhigen. Man sieht: die Regierung beginnt sich mehr und mehr in die Geschäfte der gelehrten Zeitung zu mischen.

Der Hofrat Gottlieb Samuel Treuer*) war ein alter Vertrauensmann der Regierung. Mit der Theologie hatte er begonnen, zur Rechtswissenschaft und Geschichte war er übergegangen, die Philosophie, Politik, Eloquenz waren ihm wohl vertraut. So besass auch er die obligate Vielseitigkeit. Trotzdem nimmt es Wunder, dass der sehr angesehene Gelehrte, Professor zweier Facultäten, den Sechszigen nahe, diese ungewohnte, anstrengende und zeitraubende Beschäftigung übernahm. Der Grund ist nur allzudeutlich: Treuer, schon tiefverschuldet aus Helmstädt gekommen, hatte trotz seinem verhältnismässig hohen Gehalt (900 Rt.) immerfort mit pecuniären Nöten zu kämpfen, um so mehr da seine Frau das Sparen nicht verstand. So griff er auch nach kleiner Zubusse. Uebrigens drückten ihn seine übel geregelten Verhältnisse wenig. Eine joviale, lebenslustige Natur, vor der das Dasein heiter dalag, als ob es nicht Tod noch Siechtum gäbe, wusste er sich mit einem Witzwort abzuschütteln, was ihn plackte. Hollmann erzählt, wie er einen Gläubiger incognito als Hausfreund tagelang bei sich beherbergen musste; die Freunde, die von der Sachlage nichts wussten, veranstalteten dem Gaste Feten über Feten, bis denn Treuer einmal sehr aufgeräumt protestirt: 'Ja wenn Ihr so wollt, so werde ich meinen Gast noch lange behalten, denn diese Art fährt nicht aus, dann durch Fasten und Beten.'

Von Treuers guter Laune glaubt man in dem ersten Viertel des Jahrgangs 1741 etwas zu spüren. Bald aber wird der sarkastische muntere Ton trocken: kurze farblose Referate, $^1/_2$ Seite lang oder noch kürzer, die sich mit Vorliebe der eigenen Worte des Autors bedienen, werden Regel. Treuer wuchs Material und Umfang der Zeitungen über den Kopf; auch scheute er die Unzufriedenheit der Besprochenen.

---

*) Das beigegebene Portrait, angefertigt nach einem Stich, den die Göttinger Altertumssammlung besitzt, stammt noch aus Treuers Helmstädter Zeit. Es trägt die Unterschrift: Gottlieb Samvel Trever | Jacobsdorffio-Francofurtanus ad Viadrum | Moralium et Politices Professor | Publicus in Academia Iula | Nat. A. 1683 d. 28 Dec. | Ex collectione Friderici Roth-Scholtzii | Norimb.





Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.

Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin W.

CHRISTIAN ERNST SIMONETTI.

GOTTLIEB SAMUEL TREUER.

Unter seinem Regime fing man in Hannover an Journale und Bücher zu senden. Das steigerte die Reichhaltigkeit, aber auch die Arbeit. Es wurde Treuer sehr sauer, das nötige Manuscript zu liefern. 'So sprach er bey allen Spaziergängen, die er sehr liebte und andern gegebenen Gelegenheiten seine Collegen immer an, dass sie ihm doch Rezensionen schicken möchten.' Wirklich haben Gesner, Segner, Mosheim, Heumann, besonders Hollmann allerlei, meist unterzeichnete, Referate beigesteuert; auch die Zahl der von aussen einlaufenden Selbst- oder Verlagsanzeigen übertrifft die Steinwehrsche Periode bei weitem; endlich hat Treuer einen festeren Helfer an dem Advokaten Willig herangezogen. So bekommt das Princip des einen Verfassers Löcher. Die Vernachlässigung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Litteratur dauert fort: doch beginnen die Göttinger Dissertationen dieser Fächer, über die fleissig berichtet wird, ergänzend einzutreten. In dem Anschwellen der Göttinger Artikel könnte sich ein Einfluss der Regierung verraten.

Diese kam immer mehr dazu, die von wachsendem Beifall begleiteten gelehrten Zeitungen als ein Kleinod im Diadem der Georgia Augusta zu schätzen und zu schützen. Auf das vage Gerücht, v. Meiern wolle die Zeitungen aufgeben, legt sie sich alsbald die Frage vor: wo ist ein neuer Verleger zu finden? Und als Treuer ganz plötzlich (25. Febr. 1743) gestorben, ergeht von Hannover aus, ohne Meierns Vermittlung, an Gesner die officielle Anfrage, wer sich eigne bei den Zeitungen an die Stelle des Todten zu treten. Gesner schlägt anfangs zögernd, dann zuversichtlicher eben jenen Advokaten Mich. Lor. Willig vor, der schon Treuers rechte Hand gewesen und namentlich durch Joh. Christ. Claproth — an ihn hatte die Regierung zunächst gedacht — empfohlen war. Münchhausen war bedenklich. Mit Willig traten die Göttingischen gelehrten Zeitungen aus dem Kreise der Universität heraus. Er war zudem, obgleich schon dem dreissigsten Jahre nah, nicht einmal graduirt; und was würde man in Leipzig dazu sagen, wenn ein simpler Advokat das Concurrenzblatt leitete, das unter Treuer beträchtlich erstarkt war? Man wusste freilich ganz genau, warum Willig keinen Grad erworben: der arme Schlucker hatte das Geld nicht, nicht einmal ein neues Kleid, in dem er sich bei feierlicher Promotion hätte zeigen dürfen. Er griff mit beiden Händen nach der für seine Armut einträglichen Redaction, versprach Himmel und Hölle und liess sich auch ohne Murren gefallen, dass ihm als Censor der Professor Heumann, der berufsmässige Kenner der historia litteraria, auf den Hals gesetzt wurde.

Die Freude dauerte nicht lange. Bald liefen Beschwerden ein. In dem Göttinger Artikel, der jetzt schon ziemlich regelmässig den Abschluss der einzelnen Nummern bildete, waren Aeusserungen vorgekommen, die diesen und jenen verstimmt hatten. Willig war so unvorsichtig gewesen, zu berichten, dass der Wolffianer Carpov Hollmann aus seinen eigenen Worten zu widerlegen gesucht habe, und er hatte nicht einmal emphatisch versichert, dass dieser Versuch mislungen sei. Und als er dann gar sich bemühte, statt Heumanns seinen Freund Claproth zum Censor zu bekommen, da witterte Heumann, der die Censur sehr ungern übernommen hatte, eine Wolffianer-Verschwörung. Meiern stimmte ein: Willig wird von ihm als schlimmer praevaricator und Chicaneur schwarz in schwarz gemalt und seine Abhalfterung in Hannover beantragt. Es scheint wirklich, dass der gedrückte Mensch nicht so offen und grade seinen Weg schritt, wie es dem Manne ziemt; er hat sich Blössen gegeben, Ausflüchte gesucht. Und in der Jagd nach dem armseligen Bissen Brod hat er die Zeitungen, die ihn allein nicht ernähren konnten, unleugbar auch unter andern Geschäften leiden lassen. Er räumt selbst ein, dass er nur sehr selten die Bücher wirklich durchgelesen, über die er urteilt. Man sagte ihm Parteilichkeit nach. Man fand, er kritisire überhaupt zu viel. Und er urteilte selbst über Deductionen, denen er gegen den Brauch wiederholt Besprechungen widmete. Man stiess sich daran, weil sie nur Juristen, nicht das Gros der Leser interessirten, vor Allem aber weil Stellungnahme da fatale Weitläufigkeiten politischer Art heraufbeschwören konnte. Und zu dem Allen kam: Willig schrieb schwerfälliger, geistloser als Treuer und namentlich Steinwehr. Die ästhetischen Besprechungen werden ihm den Rest gegeben haben. Als Werlhof, selbst ein respectabler Dichter, Willigs Recension von Voltaires Mahomet im 21. Stücke der Zeitungen las, da hätte er beinahe Vapeurs bekommen.*) Man kann sich denken, welche Wirkungen die Vapeurs des hochmögenden Leibarztes in der Geheimen Ratsstube hervorbringen mochten. So hielt man Willig nicht gegen Meierns Anklagen. Im August 1743, also schon nach einem halben Jahre, trat ein neuer Mann ein, auch kein Graduirter, nur ein Candidat, was billig wundern darf, da man diesen Mangel gegen Willig gerne ausgespielt hatte. Aber Willigs Rolle für die Göttingischen gelehrten Zeitungen war damit keineswegs zu Ende. Unter Haller und in den Anfängen der Michaelisschen Redaction hat er bei dem chronischen

*) Werlhof an Haller 18. März 1743.

Mangel juristischer Recensenten erhebliche, wenn auch nicht einwandfreie*) Dienste geleistet. Die hemmende Fessel der Geldnot hat er nie abgestreift.**)

Willigs kurze Redaction hat ernstliche Spuren in der Physiognomie der Zeitungen nicht hinterlassen. Aber zweierlei sei doch bedacht. Er gibt das Ideal der vielen ungefähr gleichkurzen Recensionen, das namentlich Treuer gehabt hatte, auf, er mischt, wo Thema oder Wichtigkeit ihm das nahelegte, unter die kurzen Auszüge lange, von denen er selbst gesteht, dass sie mehr in eine wissenschaftliche Monatsschrift passten. Und grade noch unter ihm beginnen die Beiträge aus Hannöverschen Beamtenkreisen, die bald wichtiger werden: der Hofrat Joh. Dan. Gruber, einer der Berater Münchhausens bei der Begründung der Universität, hat seit August 1743 eine Reihe staatsrechtlicher und namentlich politischer Recensionen beigesteuert, die ohne sehr tief zu dringen, doch einen gesicherten Standpunct zeigen, nicht das Klugschwatzen des Zeitungsschreibers, der über alles mitzureden sich verpflichtet fühlt.***) Auch Willig hat diesen Trieb im Grunde nicht gehabt: der juristische Artikel wird von ihm nach Kräften bevorzugt.

Sein Nachfolger, der Candidat Johann Heinrich Jung (geb. 1715), der nachmalige Hannöversche Hofhistoriograph, der von Mitte August 1743 bis Juli 1744 die Zeitungen führte, war gleichfalls Jurist, aber mit historisch-archäologischen Neigungen. Auch das hat sich abgespiegelt. Deutsches und nordisches Altertum, begleitet von dem

---

*) Scheidt an Münchhausen 15. Sept. 1751: 'Was sonsten der Herr Geheimte Rath Moser wegen des Hempelischen Lexici consultatorii erinnert, ist aller Anmerckung würdig, und bin ich seiner Meinung, dass es eine unauslöschliche Schande seye, dieses Lumpen Buch in diesen Gelährten Blättern mit einem so grossen elogio begleitet zu sehen' (Cur.) Der Autor des unglücklichen Referats, das Haller und Michaelis wiederholt von Hannover aus servirt wird, wenn es gilt, ein unangenehmes Monitum zu pfeffern, war eben Willig. — Eine Willigsche Recension von Gottscheds Sprachkunst musste Haller zurückweisen, da sie einseitig für Gottsched eintrat (Hirzel, Haller CCCI).

**) Während des siebenjährigen Krieges hat er als zweiter Bürgermeister Göttingens sich vortrefflich gehalten. Michaelis schreibt 3. Juni 1761 an Haller (Hall. 20, 61): ‚Der Mann stehet viel aus, und sacrificiret seine Gesundheit der von 3 Bürgermeistern deserirten Stadt. E. H. wissen vielleicht, dass ich ihm sonst nicht recht gut gewesen, weil er der Universität nicht recht gut war: allein seine jetzigen Verdienste haben ihn mir sehr werth gemacht, und er ist auch in dieser Noth ein Freund der Universität gewesen.'

***) Man übersieht Grubers Recensententätigkeit zum Teil aus dem Göttinger Cod. philos. 15 II, der die Manuscripte vieler seiner Referate enthält. Doch hat er noch beträchtlich mehr beigesteuert.

unvermeidlichen Doppelgespann Etymologie und Mythologie drängen sich stark in den Vordergrund: Jung schreckt vor den verwegensten Ableitungen, etwa 'Kemenate' aus dem Trutzwort 'Komm näher!' nicht zurück. Der wenig vielseitige Jüngling bevorzugt sonst Poetisches, Predigten, populäre Tractate, z. B. über das Tobackrauchen des galanten Frauenzimmers: der strengen Gelehrsamkeit weicht er aus. Das wird besonders deutlich bei der Naturwissenschaft. Boses commentarium de electricitate weiss er nur zu umscherzen und eine zweideutige Stelle auszusuchen, 'die in einem andern verdächtigen Briefe übel klingen würde.' Botanik wird bei ihm z. B. vertreten durch Betrachtungen über Siegesbecks Polemik gegen Linné, der 'jungen Leuten zum bösen Exempel, mit seiner Ordnung Polygamien ja Hurereyen ins Pflanzenreich einführe.' Uebrigens weiss der Referent auch in des Fontaines Virgilcommentar eine schlüpfrige Stelle auszuspähen, die er ausschreibt. Jung war seiner Aufgabe weniger gewachsen als einer seiner Vorgänger.

Und noch ein Stümper, der Magister Joh. Ludw. Oeder*), durfte (seit Juli 1744) die armen Zeitungen mishandeln. Als dann aber Meiern und die jetzigen Leiter der privilegirten Universitätsbuchhandlung, die Gebrüder Schmid, abermals nach einem halben Jahre über Unfleiss und Unfähigkeit des Redacteurs jammerten, als sie ihn nicht einmal die contractlich stipulirten zwei Jahre lang behalten wollten, da wurde Münchhausen ärgerlich: er nahm sich den Herrn v. Meiern vor und sagte ihm voraus, 'that, by his natural Inconstancy and the turn of things, he would not be satisfied six Months with whatever other Person would be employed.'**) Und er verlangte, dass nun endlich wirklich geschickte und bewährte Personen ans Ruder kämen.

Wir stehn vor der letzten Etappe dieser jugendlichen Leidenszeit der Göttingischen Zeitungen. Am 4. Februar 1745 berichtet der Universitätsbuchhändler Schmid an Münchhausen, dass er ein Consortium geworben habe, nämlich die Professoren Haller, Böhmer, Kahle und Simonetti; dieser letztere solle die Direction führen; Haller werde die holländischen und französischen, Kahle die englischen und Simonetti die italienischen Artikel aus den fremden Journalen extrahiren. Da somit nur noch Professoren die Zeitungen schreiben, bittet Schmid zugleich um Aufhebung der Censur. Die Regierung willfahrt dem alsbald (9. Febr.); Simonetti bekommt den Staatszuschuss. Die Freude in Hannover ist gross: jetzt erst schien die Zukunft der Zei-

*) Er war später Professor der Mathematik und Physik in Braunschweig.

**) Werlhof an Haller 17. März 1745 (Hall. 58, 256).

tungen gesichert. Werlhof freut sich mit; er neckt aber doch den grossen Freund: 'Of the Gazet I am now informed by Mecenas. Simonetti is the Writer for 100 dollars, and the other three for so much in Books, are Assistents. The printing is extreamly vitious, especialy in Your Article of Guntz . . . I wish the other Recensents might be so nervous and so just as the medical.'*) Von vornherein der ganze Haller mit seiner Sachkunde, seiner geistigen und sittlichen Kraft und — seinen Druckfehlern.

Die neue Redaction stellt sich am 4. Februar 1745 den Lesern der Zeitung vor. 'An statt diese Bemühung sonst einen beschäftiget hat, so werden künftig mehrere daran arbeiten. Ihre Anzahl ist also bestimmet worden, dass jeder Theil der Wissenschaften dem seine Garben lieffern wird, der in ihrem Bezirk öffentlich lehret oder arbeitet, und sich ihrem Dienste gewiedmet hat. Wir werden nicht in fremden Gegenden unseren Aufenthalt suchen, sondern ein jeder wird in seinem Eigenthümlichen bleiben, damit ein jeder nach seiner Erkänntniss sein Urtheil ablegen könne, und keiner erndte, wo er eigentlich nicht gesäet hat!' Das war ein Wechsel des Princips, der erste Schritt von der über die Dinge leichtfüssig hinschreitenden, obenhin orientirenden Zeitungskritik zum wissenschaftlichen Fachurteil. Aber die Absicht war besser als der Erfolg. Nach Hallers Notizen auf den Vorsatzblättern seines Exemplars sind Böhmer und Kahle öfter beigesprungen, wo ihnen das gerade lag: die eigentlichen Verfasser waren schon damals Haller und Simonetti, die den Jahrgang 1746 und noch 1747 bis zum 20. April sogar ganz allein verfasst haben, abgesehen von ein paar auswärtigen Einsendungen. Also statt eines Zeitungsschreibers jetzt zwei. Haller freilich wog ein Dutzend auf. Aber der Andere! Welch wunderliches Paar!

In dem Director Christian Ernst Simonetti**) haben die viel

*) Werlhof an Haller 22. Februar 1745 (Hall. 58, 250).

**) Das Bild der Tafel X giebt einen Stich von Sysang aus dem Jahre 1747 wieder, nach einem Bilde von Reibenstein. Die Unterschrift lautet: 'M. Christian Ernst Simonetti, Hochfürstl. Schleswig-Holsteinscher Consistorial-Rath, Professor der Theologie und Philosophie, wie auch Pastor der Jacobspfarre zu Göttingen. Gebohren zu Berlin den 30. October 1700.' Ich hätte das Porträt des unsaubern Burschen trotz seinen Beziehungen zu den Göttinger gelehrten Zeitungen nicht gebracht, wenn ich die Schlusskatastrophe seines Göttinger Aufenthalts schon gekannt hätte, als ich die Tafel in Auftrag gab. Die Acten des Curatorialarchivs lassen keinen Zweifel. dass man ihn (Mai 1748) mit schonendem Stillschweigen abschob, weil er durch ein „scandalöses delictum", das ihm nur nicht mit der letzten Evidenz nachgewiesen werden konnte, unmöglich geworden war. Uebrigens hat ihm das wenig geschadet: er fiel auf alle Viere, war schon 1749 wieder Geistlicher und Professor in Frankfurt a. d. Oder.

malträtirten Zeitungen noch zu guter Letzt einen bösen Bissen herunterwürgen müssen. Was Hollmann über ihn berichtet, klingt geradezu abenteuerlich. Simonetti war Oberhofprediger und Consistorialrat in Quedlinburg gewesen, hatte aber diese Stellung aus unbekannten Gründen und unter auffälligen Begleitumständen fahren lassen und war 1738 als unbesoldeter Ordinarius sine voto et sessione in die Göttinger philosophische Facultät getreten. Man war in Göttingen geneigt, den Herrn v. Meiern dafür verantwortlich zu machen, der Simonetti für die Unternehmungen seiner Buchhandlung verwerten wollte. Seine Unwissenheit und sein stolzes verächtliches Betragen gegen Andere seines Gleichen hatte den Gerüchten, die sich an ihn knüpften, Nahrung gegeben. Es hiess, er sei in Wien bei einem fürstlichen Hause Stallmeister gewesen, bis er das Bein gebrochen; sein aufgewecktes und munteres Genie habe ihm dann weiter geholfen; aber die sogenannten gelehrten Sprachen, Griechisch und Lateinisch, habe er nie verstanden und die Göttinger Professoren daher spottweise „die lateinischen Männerchen“ genannt. Die Absurdität dieser Bezichtigung für einen Professor der Theologie liegt auf der Hand. Aber auch Michaelis kennzeichnet den Ehrenmann als den „grössesten Ignoranten“. Seine geringe Bildung muss also aufgefallen sein.

Dieser Mann mit der dunkeln Vergangenheit und der bösen Zukunft lud nun unglücklicherweise den langweiligen Biedersinn, den seine Lebensführung nicht kannte, schriftstellerisch ab. Sein gegen Hobbes gerichteter „Ehrlicher Mann“ (Göttingen 1745) ist von einer ermüdenden Trivialität, die nur zu gut stimmt zu dem moralphilosophisch-theologischen Ton, der den Jahrgang 1746 beherrscht, soweit nicht Haller das Wort führt. Und Simonetti hat seine Hälfte wahrscheinlich gefüllt. Er sucht und findet Bücher in Menge, die, auf der Grenzscheide seiner beiden Facultäten gelegen, ihm seine breiigen Reflexionen gestatten. Gelehrsamkeit, Schärfe tritt nirgend zu Tage; er hat nicht einmal Freude am Scheine der Gelahrtheit.

Die neue Ordnung setzte mit einem Eclat ein. Münchhausen, ungeduldig auf den sicher erwarteten Aufschwung, las mit starker Misbilligung schon in den ersten Nummern allerlei Recensionen, die ihn verdrossen. Da wurde im 17. Stück eine unter Wähners Leitung verteidigte Göttinger Kathederabhandlung über Melchisedech vier Seiten lang und nicht ohne Zweifel besprochen. Warum das? 'He says in propria viscera non saeuiendum, and fears all those, who think themselves not favour'd by somebody of the Authors of the Gazet will be terrified from publishing something, believing themselves certain

of a gazetical Censure at home'*). Diese Nervosität, die durch die sanften Bemerkungen des Referats in keiner Weise gerechtfertigt wird, erklärt sich nur aus Münchhausens naiver Ueberzeugung, die Zeitungen seien in erster Linie dazu da, Göttingens Lüstre zu heben. Ein lobender Bericht über Bynkershoeks Quaestiones Jurispublici im 18. Stück stiess bei ihm vielleicht darum an, weil Fragen moderner Politik und Etiquette wenigstens gestreift werden. Eher verständlich ist die Erregung, in die ihn eine Recension der Königschen Selecta juris im 16. Stück versetzte. Hier erklingen allerdings Töne von einer Schärfe der Polemik, wie jene in criticis überzarte Zeit sie selten und die Göttingischen Zeitungen sie überhaupt noch nicht erlebt hatten. Der Autor schäumte vor Entrüstung über einen Tractat, der überreden wollte, 'dass die Cron Frankreich mehr als einmal die kräftigste Stütze der Freiheit Deutschlandes . . gewesen.' Da heisst es: 'ein jeder, der nur eine mässige Kenntniss der deutschen Geschichte hat, kann sofort selbst einsehen, wie schändlich die Wahrheit überall verdrehet, und offenbare Unwahrheiten, zum Lobe der Franzosen, vorgetragen worden. Es ist nur schade, dass dergleichen Leute nicht mit eigenthümlichen Häusern zu Freyburg, und mit unbeweglichen Gütern in denenjenigen deutschen Provinzien angesessen sind, wo itzo die eingedrungene französische Kriegsvölker sich aufhalten, damit sie das sanfte Joch ihrer sogenannten Beschützer der deutschen Freiheit an sich selbst prüfen, und fein empfinden möchten, wie es thue, wann ihre Häuser in die Luft gesprenget, und ihnen ihre Früchte vor papierne Zettel abgekauft werden. Jedoch, wer kann von einem solchen Schriftsteller fordern, dass er die Pflicht gegen sein Vaterland, das ihn bis itzo ernähret, beobachten solle, der gar keine Religion hat, ja nicht einmal ein Recht der Natur glaubt; und wie ein Irrlicht, von einem Ort zum andern herum irret'. Wir würden uns des warmherzigen Patrioten aufrichtig freuen, wenn nicht eine stark austriacale Tendenz zugleich durchschimmerte und — wenn nicht der Schlusssatz wäre. Das Irrlicht von Schriftsteller, das keine Religion hat, war, in Göttingen mit Händen zu greifen, der Hofrat Joh. Jacob Schmauss, der 1743 von Göttingen nach Halle, aber eben 1744 wieder über die Etappe Leipzig nach Göttingen gezogen war. Münchhausen war ausser sich. Ihm behagte schon die scharfe politische Parteinahme nicht. Die persönliche Invective, die obendrein einen Unschuldigen traf, schlug dem Fass den Boden aus. Ein scharfes Rescript vom

*) Werlhof an Haller 17. März 1745 (Hall. 58, 256).

3. März 1745 an das Redactionsconsortium erklärt, er werde 'dergleichen Unfug' nicht dulden, nicht dulden, dass solche Articul 'fast das Ansehen einer Schmäh- und Läster Schrifft bey dem publico zuwege bringen'. Er sei überzeugt, dass der Artikel nicht aus Göttingen stamme; er trage der Redaction specialiter auf, dem Buchdrucker bei 50 Thlr. Strafe die eigenmächtige Aufnahme fremder Artikel zu verwehren; zugleich wird Heumanns Censur für auswärtige Recensionen erneuert. Dass Münchhausen den Autor ganz genau erkannt hatte, ist klar: er rechnete mit der Möglichkeit, Herr v. Meiern. ein persönlicher Feind Schmaussens, habe den Artikel ohne Wissen der Redaction eingeschmuggelt oder durch den persönlichen Druck des Zeitungsbesitzers und einflussreichen hohen Beamten gegen ihren Willen octroyirt. Werlhof commentirt: 'The Rescript was made supposing, the ordinary Authors of the Gazet would be glad of being deliver'd from censuring M. de M., who, says Mecenas, will still govern in the Gazet, if no hinderance is put to it, and make it a Theatre of his Passions'*).

Sie war von Münchhausen gut gemeint, die patriarchalische Tyrannis. Aber er hatte nicht berechnet, welch ein stolzer und empfindlicher Mann die Seele der neuen Redaction war. Hallers eigenhändiges Promemoria (8. März 1745) wehrt, respectvoll aber fest gehalten, zunächst die Fiction ab, als ob der Buchdrucker ohne Erlaubnis der Redaction Artikel aufnehmen könne. Es tritt weiter sachlich auf die Seite des Recensenten, der nur 'auss patriotischem Eifer über eine der gerechten Sache so schädliche Schrifft sein missfallen bezeuget.' Es erbittet eine bestimmte Instruction, 'da Ewere Excellentien bey dero gepriesenen weisesten Behutsamkeit in Staatssachen von den Verfassern einer gelehrten Zeitung eine besondere mittelmaass verlangen'. Es erhebt endlich Einspruch gegen die Censur Heumanns; die Redaction erklärt mit aller Ehrerbietung, 'dass eine fremde censur in unsere Zeitung eine collision und eine Zweymündigkeit nohtwendig einführen muss, die uns ausser Stand sezt, fernerhin an diesen Blättern zu arbeiten'. Schon am 11. März tritt Münchhausen unter Entschuldigungen den Rückzug an; in eine grollende Auseinandersetzung zwischen der Geheimen Ratsstube und Meiern, der sich in einem würdigen Schreiben zur Autorschaft bekennt, aber verspricht, den Göttinger Zeitungen nicht wieder Aufsätze zu schicken, verhallt das

*) Werlhof an Haller a. a. O.

Gewitter*). Münchhausen wusste jetzt, mit wem er in Sachen der gelehrten Zeitungen zu tun habe. Das hat seine Früchte getragen.

V.

Am 26. October 1745 starb Johann Gottfried von Meiern. Seine launische und leidenschaftliche Art, die doch mit dem Gewicht einer bedeutenden Persönlichkeit auftrat, hatte die ruhige Entwicklung der gelehrten Zeitungen erheblich gefährdet. Die Erben haben einen Einfluss auf das Blatt so wenig gewonnen, wie die Leiter der privilegirten Buchhandlung. Auch Münchhausen sah noch eine Weile zu. Aber am 11. April 1747 erbittet er sich Vorschläge über eine neue Verfassung der Zeitungen**), erbittet sie bei Haller, dem damaligen Prorector: 'Herr Simonetti scheinet wohl der Mann dazu nicht zu seyn'. Ein in kurze Paragraphen gefasster Entwurf Hallers ist noch vorhanden.***) Ausserdem wurden nach Münchhausens Art auch andere Gewährsmänner befragt. Das Resultat ist ein sehr energisches, selbst hartes Durchgreifen, dem Simonetti ohne vorherige Kündigung, 'auf eine eben so unbillige als schimpfliche Weise', zum Opfer fällt. Vom 20. April 1747 ist bereits der Contract†) datirt, der wesentlich nach Hallers Vorschlägen zwischen ihm und seinen Assistenten einerseits, dem Buchhändler Joh. Wilh. Schmid anderseits abgeschlossen wurde. Der erste Jahrgang der neuen Aera war von 'D. Albrecht Haller' (grossgedruckt) 'und übrigen Verfassern dieser Blätter' (kleine Lettern) Gerlach Adolf von Münchhausen gewidmet. Es war der Dank, den das Haupt der Zeitungen seinem besten und treuesten Helfer abstattete.

Schon äusserlich springen ein paar Aenderungen in die Augen.

---

*) Ueber diese Vorgänge giebt ein besonderer Actenfascikel des Curatorialarchivs Auskunft 'Betrf. die in dem 16. Stück der gelehrten Zeitungen unter dem Artikel von Marbg. befindliche Recension 1745'. Vol. VII f. 2.

**) Münchhausen an Haller 11. April 1747 (Hall. 62, 149).

***) Vgl. Beilage II.

†) Dieser Contract (Soc. u. Cur.) stimmt in der Hauptsache zu der zweiten Beilage. Aber er ist die Einzelanwendung der allgemeinen Gedanken. Die drei Mitarbeiter des § 1 sind M. Strohmeyer, der Secretarius Willig und Haller; als Corrector functionirt der cand. med. Willig. Der Buchhändler verpflichtet sich, für neue Bücher und für Nachrichten aus der Gelehrtenwelt zu sorgen. Er zahlt 50 Rtl. baar, 50 Rtl. in Büchern; dazu treten die 100 Rtl. Regierungszuschuss; Haller erhält 75 Rtl., die beiden Andern je die Hälfte der übrigen 75 Rtl.; ebenso werden die Bücher verteilt. Den Druck besorgte die alte Göttinger Firma Joh. Friedr. Hager, für einen Reichsthaler Setzer- und Druckerlohn per halben Bogen; doch muss er sich verpflichten neue Schrift zu kaufen. Die Auflage belief sich auf 500 Exemplare, also weniger als im Anfang.

Vom Jahrgang 1747 an fehlt die öde 'Einleitung in die Historia literaria' des Jahres; auch an den Registern wird bald Raum gespart, den die obligaten Druckfehlerverzeichnisse freilich wieder verschlingen. Die langen Titel, die früher ganze Druckseiten füllten, werden vereinfacht. Anzeigen des verschiedensten Umfanges wechseln, je nach Wichtigkeit der Bücher und Sachkunde des Recensenten. Die fata eruditorum, Todesfälle, Beförderungen werden berücksichtigt, eine in Hannover gewünschte Neuerung*), die bald wieder einschläft. Excerpte namentlich ausländischer Journale und Sammelschriften nehmen viel Raum ein und halten über die wissenschaftliche Bewegung auf dem Laufenden. Neu Erschienenes wird wohl auch vorläufig angemeldet. Die Göttinger Artikel rücken vom Ende an den Anfang der Nummern, entsprechend dem Grundsatz Hallers: 'Die Hauptabsicht der Gel. Zeitung ist der Ruhm und die Aufnahme der Göttingischen Universitaet, und dieser Zweck ist auch der meine.' Die Göttinger Universitätsereignisse werden immer vollständiger erzählt, Prorectoratswechsel, Berufungen, neue Einrichtungen gemeldet, die Lectionskataloge abgedruckt (seit 1748), die Vorreden bringen zeitweilig eine Art Göttinger Chronik. Um die Bücher schneller besprechen, ein wichtiges Material besser bewältigen zu können, treten zu den wöchentlichen zwei halben Bogen monatliche Zugaben; auch wird zuweilen der halbe Bogen durch einen ganzen ersetzt. Die Seitenzahl, die sich bis 1747 um 900 herum bewegt hatte, hebt sich 1748 auf 1128 und hat 1752 bereits 1260 erreicht.

Sehr viel bedeutender war die innere Wandlung, die, seit 1745 angebahnt, in den Vorreden der Jahrgänge 1747 und 1748 wie in Hallers Promemorias programmatisch zu Tage trat. Vollständig, sachkundig, gerecht, mit Urteil, mannigfaltig sollen die Zeitungen gehalten sein. Die Kritik soll milde sein, aber nicht schweigen. Sie soll weder der groben Bestechung noch der feineren Rücksicht zugänglich sein, die den Gesinnungsgenossen unwillkürlich bevorzugt. Möglichst jedes Stück soll alle vier Facultäten berücksichtigen. Drei ständige Mitarbeiter sollen sich ergänzen: der eine für Theologie und Philosophie, der andere für Jura und Geschichte, der dritte für Medicin und Physik. Lässt doch die menschliche Schwachheit leider nicht zu, dass ein und derselbe auf allen Gebieten weiss, was alt, gemein, neu, wahrscheinlich, wahr, unglaubwürdig, wichtig ist.

---

*) Vgl. 'Zu den Vorschlägen wegen der Gelehrten Zeitungen' (Curatorialarchiv, 'Betr. die Ausarbeitung der gelehrten Zeitungen' Vol. VII f. 1); Götten an Michaelis 17. März 1753 (Mich. 4, 205).

Das war von Haller sehr ernst gemeint. Aber auch der neue Ansatz zur Verteilung des Stoffes unter Fachmänner war zunächst mindestens so unglücklich wie der im Jahre 1745. Der Jurist Willig und nun gar der Nicolaipfarrer Friedrich Wilh. Strohmeyer, dessen Artikel absolut keinen Beifall fanden und der selbst zur Correctur der Zeitungen nicht ausreichte, lieferten nur belangloses Füllsel. Haller, den wohl Mitleid veranlasst hatte, die beiden bedürftigen Männer zu beschäftigen, übernahm von vornherein contractlich die Hälfte der Arbeit. Sein Name und sein Geist taten in Wahrheit Alles.

Es hat etwas Befremdendes, dass ein Gelehrter grossen Stils auf der Höhe seiner Kraft und seines Ruhms, von materiellem Beweggrund frei, es nicht für einen Raub hält, jährlich und regelmässig ca. 30 Bogen Referate zu liefern. Aber dieser productiven, unglaublich leicht schaffenden Natur war das fast Erholung. Schon ehe er mit den Göttingischen gelehrten Zeitungen angeknüpft, war er eifriger Mitarbeiter der Bibliothèque raisonnée and anderer Recensionsorgane gewesen. Er konnte nicht lesen, ohne Stellung zu nehmen, ohne sich die Frage vorzulegen: worin fördert dich das Gelesene? Und er hatte das Bedürfnis, viel aufzunehmen, nicht nur von fachmännischer Litteratur. Die Referate aber fielen bei der Lectüre ab wie reife Früchte.

Ueber Haller als Recensenten erschöpfend zu sprechen ist hier weder der Raum, noch fühl ich mich dazu entfernt gerüstet. Aber einige markante Züge, die auch für ein stumpferes Auge alsbald den Umschwung des gesammten Charakters der Zeitungen fühlbar machen, muss ich doch herausheben. Der Consistorialrat Götten in Hannover, keineswegs ein bedingungsloser Bewunderer Hallers, rühmt 'das Air de gravité, welches der Hr. v. Haller beobachtet hat, die sonderbahre accuratesse, das reife Urtheil, den Besitz der treflichsten Schriften und die gute Wahl des Anmerkungs-würdigen'*). Alles zutreffend. Und Alles im Gegensatz zu der obenhin scherzenden Art früherer Jahre.

Haller stand, so wenig ihm der sichere Mittelpunct fehlte, noch mit einem Fuss in der Polyhistorie alter Tage**) Er war unglaub-

*) Götten an Michaelis 17. Mai 1753 (Mich. 4, 205).

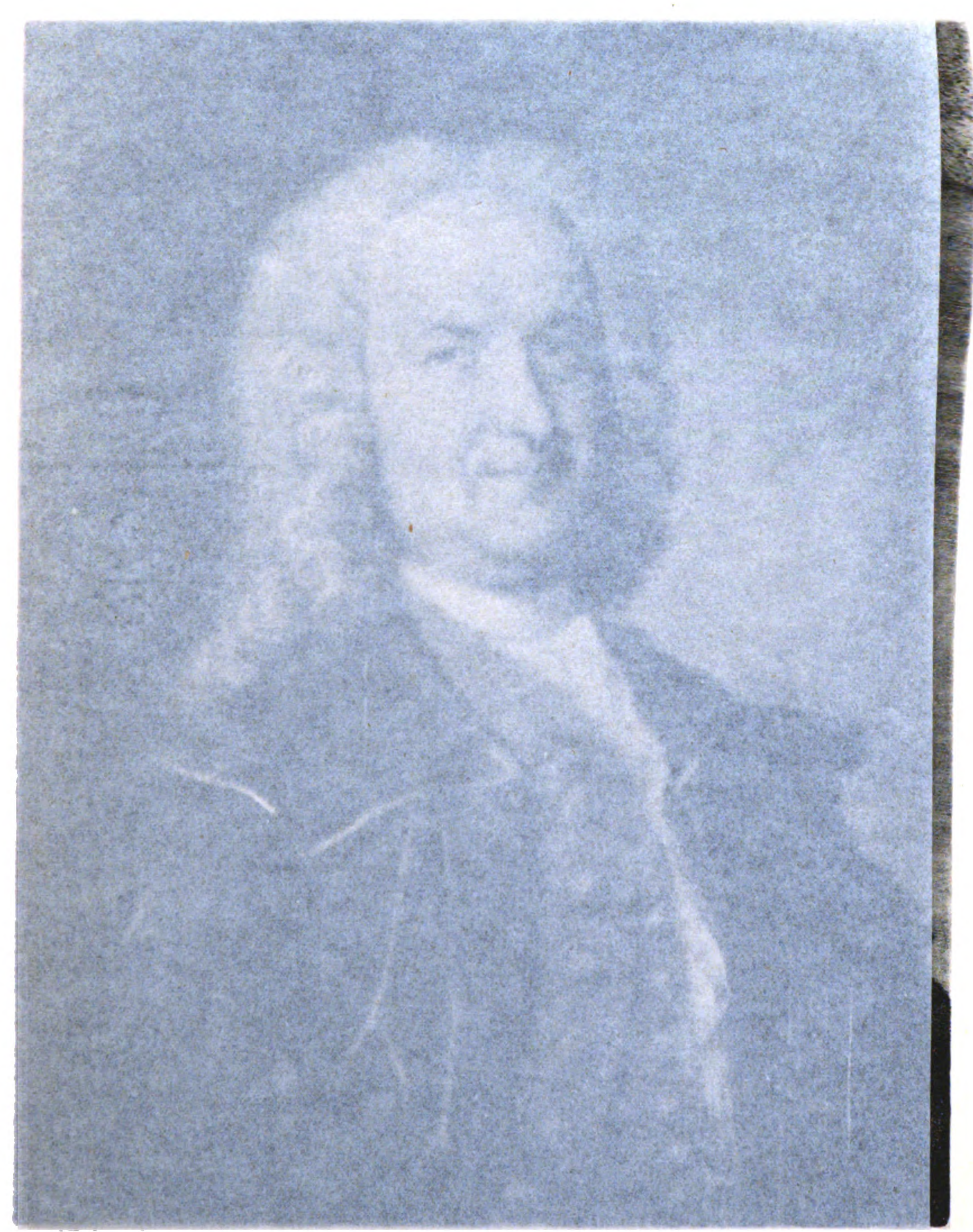
**) Minister v. Schwicheldt an Michaelis 21. Mai 1753 (Mich. 9, 525): 'Vielleicht dürfte es so schwer nicht fallen in jedwedem Theile der Gelehrsamkeit, welche man bey Ihm vereint gefunden hat, jemand wieder ausszufinden, der es Ihm darin gleich thut. Allein ein Mann, der mit einem so weitläufigen Umfange des Wissens, so viel Geschäftigkeit, und einen bey Auswärtigen erworbenen so grossen Nahmen verbindet, den halte ich vor der Hand auss zu spühren, ganz unmöglich'. — Münch-

lich fähig, sich schnell zu orientiren. So weit er um sich griff, es geschah ohne Dilettantismus, vielleicht einseitig und befangen, aber gewiss gelehrt oder doch ernsthaft; dass er sittlichen und wissenschaftlichen Ernst wohl einmal verwechselte, leugn ich nicht. Die erste Recension, die er zu den Göttingischen Zeitungen beisteuerte, war medicinisch, aus seiner eigensten Sphäre. Und tatsächlich hat er so überreich aus der medicinischen Litteratur referirt, dass dies Uebergewicht die Physiognomie der Zeitungen mit einem Schlage veränderte, ja zuweilen Misfallen und selbst Beschwerden hervorrief. Daneben vertrat er die gesammte Naturwissenschaft; in den ersten Jahren auch die Mathematik und Astronomie; Oekonomie und Geschichte interessirten ihn, namentlich in ausländischer Litteratur; in politischen Dingen hat er harte Ueberzeugungen, mit denen er nicht zurückhält; auf theologische Fragen geht er ein, zumal wo sie sich mit naturwissenschaftlichen Problemen berühren, wie er denn auch die historische Archäologie aus seiner Kenntnis der Erdgeschichte beleuchtet; der erste deutsche Dichter giebt über die schöne Litteratur der Zeit gern seine gewichtige Stimme ab; in sprachlichen Streitpuncten bewährt er einen glänzenden Tact, vor dem die grammatische Weisheit schwer gepanzerter Gegner erliegt; kaum ein Gebiet, auf das er nicht geraten wäre, zumal er es für seine Aufgabe hält, einzuspringen, wo Andre ihn im Stich liessen. Schwedische Bücher z. B. hat lange Zeit ausschliesslich er besprochen, sie mochten handeln wovon sie wollten.

Wer die eigentümliche Kunst des Recensenten Haller finden will, der wird ihn in seinen medicinischen und naturwissenschaftlichen Referaten aufsuchen. Als ich von der Lectüre der Bände 1739 bis 1745 zu Haller kam, da hat er auf mich in Form und Inhalt den tiefsten Eindruck gemacht. Es gelingt ihm, einen eigenen, absolut adäquaten Stil zu finden. Er berichtet ganz schmucklos, mit eherner Knappheit. Er legt sich scharf die Frage vor: was ist neu, was fördert? Das Wichtige wird ausgehoben, in lakonischen Sätzchen, mit schlagender Deutlichkeit bei aller Kürze. Und dem Leser geht die Bedeutung der ausgehobenen Gedanken und Zweifel auf, ob es sich nun um Gewächse in der Gebärmutter oder um die Wunder des neuen Testaments handle. Die Sätzchen, jedes ein Capitel schwer,

---

hausen schickt 2. Apr. 1752 (Hall. 64, 101) den ersten Band der 'fameusen' Encyclopädie, den er zu recensiren bittet: 'Der inhalt dieser Encyclopedie scheinet in Ansehung der recension einen polyhistorem zu erfordern, mithin würde dero geschickte Beurtheilung und gelehrte Feder der recension eine besondere Zierde geben'.





Weidmannsche Buchhandlung in Berlin. Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin W.

ALBERTUS HALLER

pict. 1746, aetat. 38

nach dem Gemälde in der Aula der Universität Göttingen.

stehen unverbunden neben einander, aber gern parallel gebaut, wie denn etwa über eine polemische Schrift in einem gleich gerichteten Zuge von Fragesätzen referirt wird. Obgleich Einzelheit an Einzelheit tritt, kommt das Gefühl der Vereinzelung nicht auf: es entsteht doch etwas wie ein Bild des Ganzen; denn des Schreibers aufmerkender Blick sammelt die Strahlen von allen Seiten. Das war mir am erstaunlichsten bei den Reisebeschreibungen, zumal bei den Missionsberichten, die zugleich sein kirchliches und ethnologisches Interesse befriedigen: diese schnell notirenden Referate lassen schon ahnen, welcher Gewinn einst nahezu allen Wissenschaften aus der systematischen Ausnützung von Reisebeobachtungen erwachsen wird. Kritik begleitet die Auszüge beharrlich: ein knappes 'mit Recht' 'schon anderswo vorgetragen' oder 'sehr ungewiss', eine eingeklammerte Glosse weist den Leser leicht zu Vertrauen oder Vorsicht. Es freut ihn, wenn er den halbvergessnen ersten Urheber einer Wahrheit auf den Thron setzen kann. Kurz und schlagend weist er wohl auf das 'Genie', das heisst ihm: die specifische Begabung seines Autors hin. Dass der Rotstift mit Lust gehandhabt wird, ist selten: als einmal eine an sich nicht schlechte französische Flora durchcorrigirt wird, da entschuldigt Haller das ausdrücklich: er habe die Deutschen auch einmal erinnern wollen, dass die Arbeiten der witzigsten Völker Fehler haben können. Im Ganzen straft er schlechte Bücher lieber durch Stillschweigen. Humor fehlt ihm; wo er des Gegners lachen will, verzieht sich sein Mund zu bitterm Sarkasmus. Persönliche Reizbarkeit und sittliche Schwerblütigkeit nehmen seiner Polemik das Leichte. Wenn er den zähen unbesiegbaren Eigensinn seines Jenaer Gegners Hamberger mit dem horazischen:

> Si fractus illabatur orbis,
> Impavidum ferient ruinae*)

verspottet, so zweifle ich, ob er die Komik der Hyperbel dabei auskostet wie wir. Er hat seine wissenschaftlichen und litterarischen Kämpfe durchaus als moralische Pflicht empfunden, zum steten Kummer Münchhausens, den Hallers überhitztes Mistrauen schwer in Mitleidenschaft gezogen hat und der doch fühlte, dass selbst leise Freundeshand kaum mildern dürfe: war doch der beste Kern der Hallerschen Persönlichkeit an diesen Schmerzen der beleidigten Seele

---

*) Den sinnstörenden Druckfehler, der bei Haller nicht fehlen darf, hab ich corrigirt.

beteiligt. Haller contra La Mettrie — ihm selbst war es der urewige Kampf zwischen Gut und Böse.

So denkt er nicht daran, Kritik und Polemik zu meiden. Selbst den bis heute giltigen Grundsatz seiner eigenen Vorschläge, der Göttinger Lehrer dürfe in den Göttinger Zeitungen nie angetastet werden, hat er nicht unbedingt festgehalten: seine Feindschaft mit dem Mediciner Brendel ruhte gutesteils darauf*). Maass zu halten verstand er durchaus: aber die Wahrheit, die er zu wissen glaubte, nicht zu sagen, das gewann er nicht über sich, so schwer er unter wissenschaftlichem Zanke litt. Er hat das Recht, die Notwendigkeit der Kritik denn auch grundsätzlich verfochten, im Gegensatz zu den zahmen Neigungen der Zeit, im Gegensatz auch zu den in Hannover herrschenden Anschauungen. 'Diejenigen die wieder GOtt sich auflehnen: die Diebe fremder Arbeiten: die Baumeister von Karten-Gebäuden, die das regelförmige Wesen der Mathemathic ohne die geringste Stärke besizen, die Wiederholer alter und bekannter Wahrheiten, die dieselben für etwas eignes mit einer angenommenen Vorbeygehung ihrer Quellen vortragen, alle diese Leute haben wir versprochen bekannt zu machen, und haben es gethan'. 'Aber wir tadeln unsre Feinde, ist das grossmüthig? Wir kennen keine andere Feinde als die Feinde der Wahrheit, und diese verdienen alsdenn nichts desto mehr eine Schonung, wenn sie sich neben der

*) Hollmann erzählt, Brendel habe seinen Studenten die Dissertationen gemacht: in einer davon war gesagt, 'dass die Galle in den Thieren ihre Bitterkeit in der Gallenblase erst erhielte, und was dergleichen mehr war. Haller, der die Disputation in den hiesigen Gelehrten Zeitungen wie gewöhnlich rezensirt, hatte mit grosser Mässigung und Bescheidenheit dagegen erinnert, dass doch einige (von ihm benannte) Thiere eine bittere Galle hätten, bey denen bekantermassen keine Gallenblase befindlich wäre. Ungeachtet nun Brendels mit keinem Wort dabey gedacht war, schrieb dieser an Haller doch ein sehr heftiges Billet, und brachte diesen, ohnedem schon so aufgebrachten und empfindlichen Mann dahin, dass er solches Billet gleich mit der ersten Post nach Hannover schickte' (Cod. ms. hist. lit. 82, Bl. 51.)

Brendels Brief ist erhalten (24. Nov. 1752, Hall. 46, 116): 'E. H. ist gefällig gewesen, in dem gestrigen 116ten Stück der hiesigen gelehrten Zeitungen bey Gelegenheit der recension der Sustermannschen Disputation mit Einwürfen, die eigentlich gar nicht zur Sache gehören, Sich mir abermahls öffentlich auffzudringen.

Mein billiges Ansuchen an E. H. besteht darinnen, mich künftig auf diese Weise zu verschonen; und wenn dieselben an meinen Sentimens etwas auszusetzen Sich gemüssigt finden, dieses in einer ordentlichen Schrift unter Dero Nahmen zu verstoßen [?]: es soll denenselben mit aller Consideration geantwortet werden.

Einzig und allein aus Devotion gegen des theuersten Herrn Großvoigts Excellence will ich die Sache, um Hochdieselben nicht zu beunruhigen, auch vor dieses mahl nicht weiter treiben: der übrigens mit aller Hochachtung beharre

E. Hochwohlgeboren ganz ergebenster Diener Brendel.'

Wahrheit auch an uns vergriffen haben'. 'Wir sind fast versichert, eine billige und gegründete Critik ist ein unentbehrliches Amt in der gelehrten Welt. Sie schrekt den elenden Scribenten von der Feder; sie zwinget den mittelmässigen sich anzugreiffen; sie warnet den Grossen sich selbst nichts zu schenken, und nichts unvollkommenes, nichts übereiltes zu liefern. Sie breitet in ganzen Ländern den Geschmak aus. Ohne die Critic würden die schönen Künste in Frankreich nicht so blühen.'*) Dieser letzte Gedanke lag damals in der Luft. Schon war Lessing 20 Jahre alt. Aber Haller ganz eigen ist das reine sittliche Pathos, mit dem er von dem Gelehrten ehrliche, anspruchslose, gewissenhafte Arbeit verlangt. Auch ihn hat das ungerecht gemacht; auch er hat Irrtum, verzeihliche Unkenntnis von Falschmünzerei nicht immer geschieden. Aber ein sittliches Gebot dieser Art war gut. Neben persönlichem Gezänk oder Gepreise und der farblosen Berichterstattung fand man damals selten das notwendige Dritte. Das starke moralische Bedürfnis hat Hallers Kritik persönliche Farbe und echte Fruchtbarkeit gegeben.

Nun aber hat Haller als Kritiker tatsächlich die Grenzen, in den er volle Sachkunde besass, überschritten. Fast scheiden sich jene und diese Anzeigen schon in der Form. Bei Büchern, die ihm ferner lagen, sucht er irgend einen Punct, den er ganz beurteilen kann, und von da aus strebt er wohl zu einem Gesammtbilde. Auch hier spricht er nicht leichtfertig über Dinge, von denen er wenig versteht. Und doch werden hier die Urteile oft schief, mindestens ungenügend: denn was bei Haller so oder so einschlug, war keineswegs immer die Hauptsache des Buches. Seine Recensionen über politische, theologische, historische, selbst poetische Werke haben und hatten mehr einen persönlichen Wert, sind eine Art Selbstbekenntnis. Es ist immer interessant zu wissen, wie Haller über die grossen Fragen der gegenwärtigen und vergangnen Welt dachte oder fühlte. Nur: hier war er Partei, nicht der ruhige Gelehrte, der still prüft, was geistigen Fortschritt bedeute. Und diese Parteilichkeit nimmt mit den Jahren zu. In den Tagen der 'Göttinger Zeitungen' entfaltet er politisch und ästhetisch zuweilen überraschende Freiheit, selbst von moralischen Fesseln. Ahnungen erklingen, die zeitlicher Beengtheit sich entwinden. Daneben aber und mehr noch später hat ihn der stark conservative Zug seines Wesens zu argen Unbilligkeiten verleitet, ob es sich nun um die Verfassung von Bern und ihre Gegner, ob es sich um Voltaire

---

*) Alle diese Stellen aus der Vorrede des Jahrgangs 1748.

und Rousseau handelte. Manches ist sehr verdriesslich, um so verdriesslicher, als die innere Leidenschaft nicht immer die Hülle gehaltener Ueberlegenheit durchbricht. Auch das war nicht grundlos, wenn man ihm in den siebziger Jahren und früher mit Bitterkeit vorwarf, er mache sich die Arbeit zu leicht. Durch ihn selbst hatte man gelernt, Ansprüche zu machen. Die polyhistorische Vielseitigkeit, die am Anfange seiner Recensententätigkeit der grösste Segen für die Gelehrten Zeitungen war, weil nur sie es vermochte, das journalistische Scheinwesen mit einem Schlage auf der ganzen Linie zu verdrängen, sie wurde später ein Verhängnis, weil sie den notwendigen Process entschlossener Umbildung aufhielt. Und doch haben, so lange Haller lebte, auch seine Schelter und Neider, denen die Masse seiner Recensionen unbequem war, kaum ernstlich der Möglichkeit ins Auge gesehen, dass es ohne ihn gehe. Der Reichtum dieses Geistes und dieser Seele wirft belebende Lichter fast auf jedes der vielen Tausende von grossen und kleinen Referaten: in jedem Splitter doch Haller.

Bis zum Jahre 1777 sind die Göttingischen gelehrten Zeitungen Hallers Zeitschrift; dass er die Redaction schon 1753 niederlegte, hat dabei nicht viel geändert.

Hallers redactionelle Tätigkeit griff weder weit noch tief. Er schrieb lieber selbst, als dass er auf die Mitarbeitersuche ging. Aendern mochte er nicht an den Einsendungen, zumal von Professoren, und ganz nach Wunsch machten sie's ihm selten*). Die Zeitungen haben schlimme Tage durchgemacht; Strohmeyer war lange krank, Willig durch Berufsgeschäfte oft in Anspruch genommen; dennoch hat Haller Stücke und Zugaben regelmässig 'mit offtmahls schwachem Leibe, und im Bette' geliefert, 'weit mehr als seine Verbindung und mehr als die Hälfte der ganzen Zeitung allein gearbeitet, sich auch zu schleuniger anschaffung neuer Bücher keine Unkosten und mühe dauren lassen'; erst mit dem Jahre 1751 hat er, 'um nicht gar zu erliegen, und nach verlohrner Gesundheit sich und der Academie unnüz zu werden', den jungen Extraordinarius Joh. Dav. Michaelis 'als eine der besten hiesigen Federn, zum Gehülfen in humanioribus, Orientalibus und Poesie angenommen', der ihm denn bald auch in der Gesammtleitung eine wichtige Stütze ward**). Münchhausen sah der Kraftleistung mit grosser Sorge zu; er empfand ehrliches Mitleiden

*) Promemoria vom 18. October 1752 (Cur.).
**) Promemoria vom 24. Januar 1751 (Cur.).

mit dieser grossen undankbaren Arbeit: 'es ist damit verknüpfet, dass man es nicht jedermann dabey recht machet'*); und das Mitleiden war tätig, er half wie er konnte, zumal seit ihn das Gerücht beunruhigt hatte, Haller gedenke die Redaction niederzulegen.

Unleugbar: Hallers bester Redactionsgenosse war Gerlach Adolph v. Münchhausen. Er machte die Sache der Zeitungen zu der seinen. Aufmerksam hört er auf Urteile Anderer, rührend erfreut, wenn er ein ungeschmälertes Lob vernahm; aufmerksam liest er die Stücke und giebt seine Bedenken kund; er monirt, wenn ihm gewisse Gebiete vernachlässigt scheinen; er sorgt für Novitäten; er treibt Recensenten auf für Fächer, denen sie mangeln; er macht sich Schmerzen über Papier, Druckfehler und postalischen Vertrieb; damit die Referate möglichst schnell erscheinen können, zahlt er Zugaben aus seiner Tasche**). Und dabei muss er Haller sehr vorsichtig behandeln; der liess sich Nichts gefallen und konnte in respectvollster Form äusserst schwierig werden. Aus dem Jahre von Mitte April 1747 bis Mitte April 1748, — es ist die Zeit, da die Neugestaltung der Zeitungen sich abspielt — sind 85 Briefe Münchhausens an Haller erhalten, fast durchweg in Sachen der Redaction geschrieben. Münchhausen hatte Blick dafür, bis ins Kleine hinein. Er hat auch übereilt, eigenmächtig gehandelt, er ist Haller durch lästige und unbrauchbare Befehle unbequem geworden. Im Ganzen hat er beträchtlich geholfen. Und er lernt sich unterordnen. Ich habe vor diesen Briefen wieder einmal die tiefe Ehrfurcht empfunden, die es erweckt, wenn ein Grosser der Erde sich bescheiden in den Dienst geistiger Grösse stellt, nicht éinmal in festlichem Pomp, sondern in dauernder stiller anspruchsloser Tätigkeit. Die beiden Männer haben vielleicht gerade in dieser Kleinarbeit die Freundschaft sich errungen, die festhielt bis zum Tode, trotz all den schweren Zumutungen an Geduld und Vertrauen, die Haller von Bern aus stellte.

Die erste und in gewissem Sinne schwierigste Aufgabe für die Redaction war die Beschaffung des Materials. Dass die Verleger schickten, wurde erst unter Michaelis Redaction häufiger; eher überreichen die Autoren selbst ihre Bücher. Zu rechnen war damit nicht. Die Universitätsbuchhandlung lieferte kaum das Notdürftige, mehr das Füllsel als die grossen Hauptsachen. Dass in Göttingen wenig

---

*) Münchhausen an Haller 9. Februar 1748 (Hall. 63, 9).

**) Auch den Abdruck der Lectionskataloge hat er regierungsseitig bestritten (25. Februar 1748. Hall. 63, 15).

Bücher gekauft werden, beklagt Haller oft*). So bilden das Gros, wenigstens der kostbareren Werke, die Novitäten der Göttinger Bibliothek. Auch sie war Münchhausen ans Herz gewachsen: noch im Juli 1769 zittert er bei einem Gewitter, das die Stadt Hannover besonders heftig heimsucht, seinerseits für die Bücher der Georgia Augusta. Nicht nur der Göttinger Oberbibliothekar, es gehört zum guten Ton, dass auch die Hannöverschen Geheimen Räte und Secretäre sich im Interesse der Bibliothek um Auctionen und Kaufangebote kümmern. Das wird beinahe Sport. Es spielt sich das Drollige ab, dass z. B. der Cammerregistrator Schlüter schliesslich über Münchhausens Wünsche hinaus und halb insgeheim Bücher billig für Göttingen und für die Zeitungen zu beschaffen weiss. War etwas Bemerkenswertes erworben, so berichtet das Münchhausen voll Stolz oder übersendet es auch direct an Haller mit dem Wunsche, es möchte einen interessanten und nützlichen Artikel für die Zeitungen hergeben: selbst der Nebengedanke, das Publikum erfahre so, was Alles auf der Göttinger Bibliothek sei, spielte mit**). So gewinnt der Leiter der Zeitungen beträchtlichen Einfluss auf die Neuanschaffungen der Bibliothek; es scheint übrigens nicht, dass diese Nebenregierung Gesner verstimmt hat; er war sich wohl bewusst, wie viel die Bibliothek den Zeitungen verdanke. Journale und Bücher wurden nach der Benutzung an die Bibliothek abgegeben. Dass der Recensent ein Buch behielt***), kam nur selten vor, wenn der Verfasser es eigens in dieser Absicht geschickt. Man war schon dankbar, wenn man die Sachen nur kennen lernte. Dazu mussten vor Allem die Journale helfen. Die Leipziger, Regensburger und Hamburgischen gelehrten Zeitungen besorgte der Verleger; die Frankfurtischen hielt Anfangs die Regierung, doch schienen sie Münchhausen bald so erbärmlich schlecht, dass er sie fahren liess†). Vor Allem aber beschaffte man von Hannover aus das Journal des Sçavans, das Journal de Trevoux, den Mercure de France, die Bibliothèque française, die Philosophical transactions, Monthly review, Gentlemans

*) Promemoria Hallers an Münchhausen 29. Januar 1753 (Cur.)

**) Münchhausen an Heyne 3. April 1768 (H. 2, 38). Schlüter (an Michaelis 31. December 1753) ist fast erregt, als im Jahrg. 1753, Stück 152, S. 1363 eine Seltenheit der Büchersäle als in Hannover vorhanden erwähnt wird, in Göttingen also zu fehlen scheint, da doch in Hannover zwei Exemplare vorhanden seien.

***) Kästner schreibt noch 15. März 1765 an Michaelis (Mich. 6, 92): 'Ich bin so in einer sehr grossen Schuld da dieselben fast alle Bücher, die ich recensirt habe mir gelassen haben, welches zu erwarten ich mir nicht das geringste Recht vorstelle.'

†) Münchhausen an Haller 31. October 1745 (Hall. 62, 119).

Magazine; auch ein italienisches Journal, das Münchhausen allerdings 1753 abbestellen will, weil es im Preise steigt und selten etwas Beträchtliches enthalten hat*). Diese Besorgungen nehmen in der Regel den Weg über England. Der Geheime Canzleisecretär Best, durch dessen Hände der Verkehr ging, besorgte erhaltene Aufträge prompt und brav. Leider aber besass er nicht genug Kenntnisse und Liebe zu der Wissenschaft, um litterarische Beratung zu üben und wo nötig auch die Initiative zu ergreifen. So gaben die Bücherlisten und Bestellungen Hallers, den seine ausgedehnte internationale Correspondenz auch über die bedeutendsten Novitäten des Auslandes au fait hielt, den Leitfaden her. Unermüdlich sorgt Münchhausen dafür, dass Hallers Wünsche so schnell und vollständig wie möglich befriedigt werden, und erstreckt seinen guten Willen auch auf Hallers Privataufträge. Gerne stellt er sein postfreies Couvert zur Verfügung, wo dieser litterarische Auslandsverkehr in Betracht kommt. Er beschränkt sich nicht auf England. In Holland hatte man eine Frau Hudson, die freilich spät und teuer lieferte**). Verbindungen mit Frankreich sollte Achenwall knüpfen. Am 28. October 1751 wurde ausserdem ein in Paris weilender Herr v. Bünting beauftragt, regelmässigen Verkehr mit einem Pariser Buchhändler anzubahnen, der monatlich Listen der Novitäten schicken soll; wirklich wird ein Buchhändler Davids sur le Quai des Augustins à St. Jaques geworben, der zur Vermittlung die Herren Zilli und Altenberger in Strassburg als Correspondenten annehmen muss, damit sie ihrerseits die übersandten Bücher an das Göttinger Postcomtoir adressiren***). Nach Italien hoffte man seine Fäden zu spinnen, teils von Göttingen aus durch Gesners Correspondenz mit dem Cardinal Quirini, teils durch den hannöverschen Gesandten von Behr, der seine Hilfe anbot: doch kam dabei zunächst wenig heraus. Besonders bemerkt wurde das regelmässige Bücherpacket aus Schweden, um das sich auch die Brüder Murray, besonders aber der Secretär der Königl. Akademie in Stockholm Wargentin verdient machte. Für dänische Sachen sorgte zeitweilig Scheidt, der bis 1748 in Copenhagen Professor war. Das

*) Münchhausen an Haller 11. März 1746 (Hall. 62, 128); Haller an Münchhausen 29. December 1749 (Berner Einzelbrief); Münchhausen an Haller 11. Januar 1753 (Hall. 64, 141); Michaelis an Haller o. J. (Hall. 13, 150).

**) Balck an Michaelis 7. August 1754 (Soc.)

***) Vgl. das Actenfascikel des Curatorialarchivs 'Betr. die pariser Correspondenz behuff der Societät der Wissenschafften 1751—52'. Den unmittelbaren Anstoss gab der Plan der 'Relationes', aber die Einrichtung ist dem deutschen Journal mit seinem bunten Inhalte mehr zu Gute gekommen als dem lateinischen.

Alles war sehr kostspielig, riss unerwartete Lücken in die disponibeln Fonds. Münchhausen hat manche Sorgen. Ein grösserer Posten, der für englische Bücher ausgesetzt war, ist schnell (schon 1751) verzehrt. Aber er findet Mittel, durch kleine Schiebungen und Uebertragungen immer neue Gelder flüssig zu machen. Es war eine Lebensfrage für Göttingen, diese enge litterarische Verbindung mit dem Ausland.

Von einer redactionellen Verteilung der anzuzeigenden Bücher war nicht die Rede. Haller besprach, was ihn interessirte; seine wenigen ständigen Mitarbeiter hatten ihre bestimmten Gebiete, und kam einmal eine Collision vor, so traten sie natürlich hinter Haller zurück. Das wurde complicirter, seit Haller den Kreis seiner Helfer zu erweitern sucht, da er sich über die unzulänglichen Kräfte der Herren Strohmeyer und Willig auf die Dauer nicht täuschen kann.

Zunächst sieht er sich in Göttingen um. Wir erfahren gelegentlich,*) dass Mosheim und der gefällige Gesner Recensionen beigesteuert haben; doch geschah das nicht oft.**) Haller selbst empfindet peinlich, dass namentlich die theologischen und juristischen Artikel allzustark hinter den medicinischen und naturwissenschaftlichen zurückstehn, obendrein lieber Kleinigkeiten als Hauptwerke behandeln. Aber was tun? Obgleich mit der zunehmenden Einträglichkeit der Zeitungen ein Honorar von 4 Thlr. pro Bogen eingeführt war, findet sich unter den Göttinger Professoren doch fast niemand, 'der diese so leichte, so angenehme und einen besondern Vortheil habende Arbeit übernehmen will'. Die Klage gilt namentlich den Juristen. Die konnten, wie ganz kühl ausgesprochen wurde, durch Gutachten so viel verdienen, dass ihnen jenes Honorar die Mühe nicht lohnte.***)

---

*) Jahrg. 1750, S. 610.

**) Eine Bemerkung Mosheims steht unterzeichnet Jahrg. 1747, 825 ff. Auch Hollmann gab ganz vereinzelte Gastrollen.

***) Besonders deutliche Belege dafür haben wir aus der Zeit, als Michaelis sich nach Mitarbeitern für die Relationes umsah. Er schreibt 11. Sept. 1751: 'Die hiesigen Juristen habe ich mich nicht unterstanden in Vorschlag zu bringen. Die in der Facultät sitzen, haben mehr Verdienst und Vortheil von der Facultät als von einer Recension.' Scheidt an Haller 23. Aug. 1751 (Hall. 46, 84): 'Es sind mir von verschiedenen fürstl. u. Grävl. Höfen schon Vorschläge geschehen für die Gerechtsame ihrer Häusser zu arbeiten, die ich von der Hand abgewiesen, weil ich genug in meiner function zu thun finde. Behalte ich aber künftighin müssige Stunden übrig, so können E. H. leicht erachten, dass selbige mit mehrerem Profit zu einer solchen Arbeit, als zu denen Actis employret werden können, und müsste also nothwendig bey Illustrissimo Maecenate auff eine besondere Belohnung derer Collaboratorum angetragen werden, ehe man sich dazu verstehen könte.'

Auf Hallers Anregung hat Münchhausen sich direct an Achenwall, Pütter, später auch an Riccius gewendet*); ein festes Engagement auf eine bestimmte Bogenzahl hin lehnen sie alle ab; Riccius hat nie, Pütter wenig mitgearbeitet, nur Achenwall eine Zeit lang, 1749 und 1750, regelmässiger geholfen. Er berichtete recht hübsch, in Hallerscher Art, über geschichtliche und politische Werke, war aber nicht eben fleissig.**) Meister wurde erst dicht vor Hallers Abgang geworben, liefert übrigens nur 'von elenden Schriften weitläuftige Aufsätze', so dass Michaelis, um ihn loszuwerden, eine Probe nach Hannover zu schicken beschliesst***); auch ein curioser Beleg für diese Doppelredaction. Ein Glück, dass seit 1751 an Michaelis ein eifriger, leichtbegabter junger Mann da war, der zu Allem brauchbar, insbesondere auch für theologische Litteratur im Notfall einspringen konnte. Denn auch da misglückten alle Werbeversuche in Göttingen.†)

Und ausserhalb Göttingens suchte man die Hülfe nicht gerne. Man empfand das wie ein testimonium paupertatis, und Münchhausen mahnt, da es nicht zu vermeiden war, dringend zu strenger Anonymität, weil 'es für die Universität kein vortheilhaftes Urtheil zu wege bringen dürffte, dass man auswärtige Hülffe zu denen Gelehrten Zeitungen gebrauche'.††) Was würde er heute zu unsern Anzeigen sagen! Aber er selbst hat den ersten entschiedenen Schritt getan, das Princip der Göttinger Verfasser zu durchbrechen. Es machte ihm eine grosse Freude, über Hallers Kopf hinweg ein wenig in die Redaction zu pfuschen und in seinen Kreisen Mitarbeiter zu werben. Schon am 29. Mai 1747 schickt er einen anonymen Anschluss, den er in die Zeitungen zu inseriren bittet, und das häuft sich bald.

*) Vgl. Pütter und Achenwall an Münchhausen 17. Juli 1749 (Cur.); Münchhausen an Haller 26. Febr. 1751 (Hall. 64, 17).

**) Im Jahrg. 1750 tragen 29, 1749 gar nur 6 Recensionen sein Zeichen A (Berner Exemplar). Doch sind diese Notizen sicher nicht erschöpfend.

***) Michaelis an Haller, 12. Mai 1753 (Hall. 12, 79).

†) Allerdings waren sowohl Haller wie Münchhausen zuweilen wählerisch. Der Superintendent und Extraordinarius Förtsch misfiel in Hannover, hatte übrigens auch wenig Lust; den von Götten warm empfohlenen Bibliothekar Hamberger scheint Haller verschmäht zu haben. Auch eine Anregung Münchhausens, Krafft zur Mitarbeit heranzuziehen, hat keine Wirkung geübt. Mit einem Magister Gernt sollte Jan. 1753 eine Probe gemacht werden: anscheinend mit schlechtem Erfolg, er begegnet nicht wieder.

††) Promemoria Münchhausens an Haller 24. Oct. 1751 (Cur.); Münchhausen an Haller 5. Nov. 1751 (Hall. 64, 69): 'denen Bedencklichkeiten, welche in ansehung des bey denen gel. Zeitungen zu beobachtenden secreti E. W. unterm 30. Oct. zu eussern beliebet, trette ich völlig bey und will statt dessen den Hrn. Hoffrath Scheidt zu bewegen suchen, seine aufsatze abschreiben zu lassen.'

Und er empfindet eine rührende Unruhe, die von ihm vermittelten Beiträge zu schnellem Abdruck gebracht zu sehen, im nächsten, 'im allernächsten Stück'. Wir hastigen Leute der Gegenwart sind nicht so verwöhnt; kein jugendlicher Autor kann ungeduldiger dem ersten Correcturbogen entgegenharren. Zuweilen zwar legt er wohl auch Briefe vor, die von der impatience des gratis arbeitenden Autors zeugen, und fürchtet, dass 'derselbe gewiss disgustiret, und nichts mehr dazu suppeditiren wird, da jedoch seine artickel zuweilen recht artig seyn'.*) In Wahrheit ist er der Treibende.**) Wieder und wieder betont er: 'Da es Zeitungen seyn, so ist an der gratia novitatis viel gelegen und die recensenten sehen scheel aus, wenn ihre arbeit solange zurückbleibet'; er setzt die grösste Zierde der Zeitungen in die novität***); halb grollt er, halb umschmeichelt er Haller, fragt wohl auch empfindlich, ob die von ihm besorgten Beiträge nicht gefielen. Haller giebt sich alle Mühe ihn zu beruhigen: er hält ihm vor, dass mehrere Stücke schon im Voraus gedruckt seien, die zuerst erscheinen müssten; dass andre dringende Anzeigen vorgehen; seine eigenen Artikel müssten oft Monate warten.†) Umsonst! Die einzige Wirkung ist die, dass Münchhausen sich bereit erklärt, für die zum Teil recht weitläufigen Arbeiten seiner Freunde Zugaben zu zahlen. Wir haben einen dicken Stoss von Zahlungsanweisungen dieser Art an den Buchdrucker Hager; sie häufen sich derart, dass Münchhausen schliesslich einen regelmässigen Jahreszuschuss von 20 Thlr. billiger findet. So entwickelt sich die Gepflogenheit, die monatlich zweimaligen Zugaben als die Domäne 'unsrer fremden und zum Theil unbekannten, zum Theil aber unsrer Hochachtung würdigste Gönner und Mitarbeiter' zu betrachten.

Unzweifelhaft war diese Redactionsspielerei in Hannover für Haller nicht ohne Beigeschmack. Da trifft eines schönen Tages von unbekannter Hand unbekannten Namens 'ein Extract aus des P. Han-

*) Münchhausen an Haller 30. Nov. 1747 (Hall 62, 200).

**) Scheidt an Haller 26. Juli 1751 (Hall. 46, 74): 'Ueber meine letzten Beytr[äge] können E. H. nach Belieben disponiren. Alles was ich zu denen Gelährten Zeitung[en] nomine proprio einsende, pressiret nicht, und kan nach Gemächlichkeit zum V[or]schein kommen. Viele Aufsätze, wie vielleicht nicht unbekandt ist, mache ich a[uf] höheren Befehl, und wann selbige einmahl aus meiner Hand sind, so habe ich da[r]über weiter nichts zu sagen.'

***) Münchhausen an Haller 2. Februar 1748 (Hall. 63, 7); Hall. 64, 27; Münc[h]hausen an Haller 2. Apr. 1750; 26. Apr. 1751 (Hall. 64, 32) u. ö. Vgl. noch Ba[...] an Haller 29. März 1759 (Hall. 18, 46).

†) Promemoria Hallers an Münchhausen 24. Jan. 1751 (Cur.); Haller an Münchhausen 29, Dec. 1749 (Berner Einzelbrief).

thaler werch' ein, mit dem Anspruch gedruckt zu werden: Münchhausen hat ihn bestellt, ohne Haller ein Sterbenswörtchen zu sagen.*) Oder Münchhausen überträgt heute dem Professor Koeler ein Büchlein zur Recension; morgen schickt er eine Anzeige des Justizrats Gruber über dieselbe Schrift und bittet Haller, den Koelerschen Aufsatz event. zurück zu lassen, 'als welches derselbe nicht übel nehmen wird'**); eine wenig angenehme Zumutung dem Collegen gegenüber. Werke von Göttingern, von Simonetti, Pütter, lässt Münchhausen mit Vorliebe durch seine Leute recensiren, wie zur Controle seiner Professoren, und stellt das erst ein, als wiederholt die von ihm veranlassten oder expedirten Recensionen überflüssig wurden, weil Haller Göttinger Anzeigen derselben Arbeit früher gedruckt hatte, als die Hannöversche Sendung eintraf.***) Bei einer Gelegenheit dieser Art kann Haller leisen Spott nicht unterdrücken: 'Es wäre zu wünschen, dass alle diese unbekannte Herrn Gutthäter sich die gelehrte Zeitung bekannt machten, weil auss Ermangelung dieser Kenntniss ihre Arbeit oft verkürzt werden muss.'†) Sie war wirklich sehr ungehörig, diese Geheimniskrämerei, die sich Haller lächelnd gefallen liess, als eine Schwäche des verehrten Mannes.

Ich kenne von den Gutthätern Münchhausenscher Wahl nur zwei, die natürlich auch Haller kannte. Der eine, Joh. Dan. Gruber, Bibliothekar und Historiograph in Hannover, einst Giesser Professor, hat grade in Hallers Anfängen eifrig und gut, namentlich für altdeutsche Geschichte, mitgearbeitet: aber er starb schon im März 1748; eine mit berechtigter Ironie gefärbte Recension von Anchersons Abhandlung de Herthigenis veranlasste über seinen Tod hinaus einen Streit, in dem schliesslich Haller, als er eine kleine Gesammtabrechnung mit den Gegnern der Zeitungen hielt, für Gruber die Lanze brach††), auf Münchhausens dringende Bitte†††), der dem treuen Diener die Treue hielt trotz der Gefahr, den Zeitungen und der Universität am dänischen Hofe einen 'lebenslangen Feind' zu schaffen. *†) Wichtiger war der Andere, Grubers Nachfolger in Hannover, Christ. Ludw. Scheidt, der auch schon seit 1747, damals noch Copenhager Professor, an den Zeitungen Teil nahm und von dieser Zeit

*) Münchhausen an Haller Jan. 1748 (Hall. 63, 2).
**) Münchhausen an Haller 5. Nov. 1747 (Hall. 62, 192).
***) Münchhausen an Haller 5. Febr. 1751 (Hall. 64, 9).
†) Haller an Münchhausen 2. Oct. 1747 (Cur.)
††) Jahrg. 1748 S. 502.
†††) Münchhausen an Haller 3. Mai 1748 (Hall. 63, 26).
*†) Scheidt an Michaelis 19. Oct. 1753.

her Specialität für Danica blieb. Der gelehrte Mann gab sich Mühe; aber eine Zierde des Journals wurden seine Beiträge nicht; dazu waren sie allzu 'prolix', wie er selbst bedauernd zugab*); die ganzen statt halben Bogen kommen guten Teils auf seine Rechnung. Knappe Schärfe war ihm versagt: er redet um die Dinge herum, nimmt immer neue Anläufe, sie recht klar zu machen. Das kostet Worte. Und Münchhausens Lob, dass er 'redlich seinen Strang ziehe', 'aus guter Absicht' und 'aus redlichem Herzen' schreibe**), bekommt gerade in seinem Munde eine eigene Färbung, wenn wir sehen, wie der loyale Beamte im Auftrag arbeitete, sich die Tendenzen von des Herrn Grossvoigts Excellenz befehlen liess. Das ist nichts Neues; Scheidts Bücher kennen die überzeugte Unterordnung unter hohe Wünsche eben so wie seine Recensionen und seine Briefe. Er war in Hannover allergetreuster Braunschweig-Lüneburger, wie er in Copenhagen getreuer Däne gewesen war.***) Wo Münchhausen eine politische Tendenz in den Zeitungen zu Worte wollte kommen lassen, da war Scheidt sein Mann; so tritt er auf Münchhausens Wink für die Sache der Reichsritterschaft gegen die Krone Würtemberg sehr nachdrücklich ein, fünfmal in einem Jahr†), fast 42 Druckseiten, zu Hallers gelindem Schreck, den Scheidt zu einseitig finanziell gefasst haben wird.††) Das hätte nur ein Anderer tun sollen! Wie hatte man in Hannover Willigs Deductionsberichte getadelt! Und dem Ansehen der Göttingischen gelehrten Zeitungen war die eclatante Parteinahme, die

*) Scheidt an Münchhausen 15. Sept. 1751 (Cur.).

**) Münchhausen an Haller 3. Nov. 1747 (Hall. 62, 191); 2. April 1750; 5. Febr. 1751 (Hall. 64, 9).

***) Mit wahrer Angst verfolgt er dauernd die Göttingischen Anzeigen auf ihre dänischen Artikel; ist z. B. in grosser Sorge, man könne die Anzeige von Horrebows zuverlässigen Nachrichten von Island (Jahrg. 1753 S. 1074) übel nehmen, weil Horrebow nicht — Herr Horrebow genannt sei, obgleich er juristischer Doctor; ein ander Mal lässt er sich von Michaelis ausdrücklich attestiren, dass er nicht der Autor einer in Copenhagen anstössigen Anzeige sei u. s. w.

†) Jahrg. 1751 S. 201. 233. 369. 610; Jahrg. 1752 S. 81.

††) Scheidt an Haller 26. Juli 1751 (Hall. 46, 74): 'E. H. Hochwehrtestes vom 2ten huius habe richtig erhalten, und bitte nochmahlen, die Ausslage wegen des Nachschusses deren Gelährten Zeitungen von dem Reichs Ritterschaftl. Articul entweder auff des Herrn GrossVoigts Excell. Rechnung zu setzen, oder mir besonders zu zu schicken. Dann mir gehet dadurch nichts ab, weilen wann es auch noch so vieles kosten solte, darunter dem einmahl von Illustrissimo Maecerate gegen mich geäusserten Verlangen in dergleichen Recensionen die caussam equestrem zu vertheydigen ein Genüge geschiehet, einfolglich die ausserordentlichen Aussgaben ohne alle Schwierigkeiten entweder von Ihro Excell. oder dem Corpori equestri bezahlet werden.' Also selbst mit directer Zahlung der Partei rechnet der wenig feinfühlige Mann.

gegnerische Schriften und Gründe unter Ausreden möglichst bei Seite liess, kaum günstig. Trotzdem musste Haller für den sachkundigen und vielwissenden Mitarbeiter dankbar sein, der zudem für die Schwächen Andrer den bohrenden Spähsinn des Verwachsenen mitbrachte. Jene ausführlichen Referate über die causa equestris schrieb Scheidt bereits als ständiger Helfer der Zeitungen; am 24. Februar 1751 rückte er, nachdem alle Versuche in Göttingen gescheitert, mit 50 Thlr. Jahressoldes in die Stellung des ordentlichen juristisch-geschichtlichen Referenten ein. Und jetzt endlich erfüllt er auch die Pflicht der Schicklichkeit, sich persönlich mit Haller in Beziehung zu setzen, dem er den guten Willen ausspricht, sich dem Ganzen einzufügen.*) Er hat bis zum Tode 1762 eifrig mitgetan. Die Klagen wegen seiner Weitläufigkeit und nicht interessirenden Stili verstummen nicht**) und erreichen via Hannover nicht selten sein empfindliches Ohr. Aber für Michaelis war er schlechterdings unschätzbar, als immer bereiter Vermittler bei Münchhausen, als Schützer gegen theologische Verdächtigungen, als Bundesgenosse selbst bei den finanziellen Unklarheiten und Nachlässigkeiten der Zeitungscassa. Und der amor patriae, den er gern im Munde führt, leitet ihm trotz Allem die Feder. Er hegt für Deutschlands Vergangenheit ehrliche Liebe, sucht der Gegenwart auf seine Weise zu nützen. Und, was etwas wert war, er ist ein entschlossener Urteiler; wo er glaubt frei sich bewegen zu dürfen, auf der Arena rein gelehrter Kämpfe, da nimmt er kein Blatt vor den Mund. Kritiken wie die über Rimius Braunschweigische Geschichte, der nur die höfliche Schlussformel übel steht, über Rudolphis Vindiciae territorialis potestatis Imp. Rom. Germ., wo es sich übrigens wieder um die Reichsritterschaft dreht***),

*) Scheidt an Haller 5. März 1751 (Hall 46, 20): 'Die mir von Illustrissimo Maecenate auffgetragene Mitarbeit an denen Göttingischen gelährten Zeitungen macht mir ein wahres Vergnügen, und werde ich mich alles Ernstes bestreben, hierinnen mich so zu verhalten, dass Ihro Excellenz hoher Endzweck erreichet werden möge. Meine bisshero jezuweilen eingeschickte lange Recensiones sollen künfftig hin nicht nur contrahiret, sondern auch so eingerichtet werden, dass selbige sich auff mehrere Schrifften, als meiner guten Freunde erstrecken mögen. Ich werde niemahls tadlen, ohne es vor der ehrbaren Welt verantworten zu können; und niemahls loben, ohne Grund dafür zu haben. Ich lasse es mir auch nicht entgegen seyn, wenn E. H. bey einem und dem andern etwas zu moniren finden, solches zu befolgen; und in dem übrigen conformire mich mit allem, was E. H. mit dem Verleger ratione derer übrigen Hl. Mitarbeiter bereits werden abgeredet haben. Meine Absicht ist nichts wenigers, als Eigennutz, und ich hoffe von dieser Gesinnung je länger je mehr E. H. überzeugen zu können.'

**) Michaelis an Haller 22. Apr. 1759 (Hall. 18, 57a); Scheidt an Münchhausen 10. Apr. 1755 (Cur.).

***) Jahrg. 1753, S. 1321; 1754 S. 332.

u. a. m. sind erfreulich durch ihre tüchtige und unnachsichtige Sachkunde. Er liebte den Streit keineswegs, er litt darunter; er schreibt an Michaelis 25. Februar 1754: 'da ich mir bereits einige grobe Angriffe durch meine freymüthige Urtheile über den Halss gezogen habe, so will ich lieber von dem Theatro abtretten, als ferner hien solchem gelährten Pöbel mich zur Schmach exponiren.' Aber er hielt aus, wenn auch mehr Münchhausen zu Liebe als aus sachlichen Gründen.

Münchhausen hat gegen den Kampfeseifer seines gelehrten Bibliothekars in einem Puncte seine starken Bedenken gehabt. Katholische Ansprüche wirkten auf Scheidt, der aus überwiegend katholischer Gegend stammte, wie ein rotes Tuch; so wenig er den Respect vergisst, den der Papst wie ein andrer hoher Herr beanspruchen darf, so sehr schäumt er gegen die Verfechter päpstlicher Ansprüche auf. Münchhausen, durch Moser aufmerksam gemacht, empfand die 'harte expressiones gegen die Catholische religion' als sehr störend, 'zumahlen eben jetzo einige vornehme Catholics nach Göttingen studirens halber zu kommen in Begriff seyn'*): so ermächtigt er Haller zu temperiren, harte und anzügliche Ankündigungen wegzulassen**), auch Mosheims Gutachten soll eingeholt werden; noch Michaelis hat das Recht, Angriffe auf Katholiken zu entfernen. Aber Scheidt scheint in diesen Dingen zäh gewesen zu sein, er berief sich auf die libertas academica; was man in Hannover und Göttingen von seinen antipäpstlichen Ausfällen übrig liess, war grade noch deutlich genug***). Merkwür-

*) Promemoria Münchhausens an den Gesandten von Behr 25. September 1751 (Cur.); Münchhausen an Haller o. J. (Hall. 63, 38a); 14. April 1752 (Hall. 64, 104); Michaelis an Haller 30. Jan. 1758 (Hall. 17, 93).

**) Schon am 22. Jan. 1747 wurde Haller autorisirt, anstössige und anzügliche passagen, durch welche 'Ungelegenheit und Nachtheil nicht nur denen Verfassern der gelehrten Zeitungen, sondern auch dem Instituto selbst zugezogen werden kan' zu supprimiren oder zur Prüfung nach Hannover zu schicken.

***) Scheidt an Michaelis 13. Juli 1753: 'Mit dem Hrn. Grav Übraker findet Illustrissimus Maecenas durchaus nicht diensam, sich über einige Merita caussae in der Maynzischen und Fuldaischen Controvers einzulassen, und wenn er kunfftig mit E. H. darüber sprechen solte, so wäre ihme nur kürzlich zu bedeuten, dass man weder von dem Churmaynz. noch Fuldaischen Hoff Instructiones annehme, wie man in hac materia denken und schreiben soll, sondern nach der hergebrachten libertate academica also schreibe, wie man pro praesenti rerum statu glaube, dass man es für Ihro Kays. Maj. und denen hohen Ständen des Teutschen Vatterlandes, die man allein für seine Richter erkenne, zu verantworten im Stand seye. Solten einige Hrn. Status Catholici mit denen geäusserten principiis nicht zufrieden seyn, so müssten sie bedenken, dass selbige auff einer Universitaet debitiret wurden, die Evangelischer Re-

dig, vor der Feindschaft evangelischer Theologen fürchtete sich Scheidt.*)

Wenn Münchhausen so gegen den selbstgewählten Recensenten die Autorität des Directors aufbietet, ganz gegen seine sonstige Gepflogenheit, so leitet ihn, wie man sieht, wieder die nie schlummernde Sorge für das Wohl der Georgia Augusta. Ihr sollen die Zeitungen dienen. Daraus folgt, dass 'der Göttingische articul', d. h. die Referate über Göttingens Schriften, 'das objectum principale billig ausmachen muss'. Nun hat Münchhausen, wie ein Promemoria vom 12. Februar 1748 ausweist, erfahren, dass 'denjenigen, welche in Göttingen etwas ediren, die Zeit lang wird, ehe sie ihre producte in denen novis litterariis erblicken und meinen, sie hätten dazu vor fremde artickel einen Vorzug'. Er empfiehlt pro regula, den Göttinger Büchern den Vorsprung zu lassen: 'es wird zwar sodann in manchem Blatt kein articul von Göttingen erscheinen, dabey aber von billigen leuthen wiederum in betrachtung gezogen werden, dass in anderen Blättern so viel mehrere literaria Gottingensia vorgekommen'. Haller, in ausführlicher Gegenbegründung, erkennt den Grundsatz, Göttingens Ehre über Alles, durchaus an, aber ihm dünkt, für diese Ehre werde besser gesorgt, 'wenn kein Blat herausskömmt wo nicht eine probe des Fleisses ihrer Lehrer steht': das ist aber nur zu erreichen, wenn man verteilt und spart. 'Um das Inaugurations anniversarium häuffen sich die Disputationen'; dazu kommen die Bücher der Michaelismesse; im Winter wird weder disputirt, noch promovirt, noch Bücher gedruckt; man muss wünschen, dass im September und October ein Ueberfluss eintritt, der verspätete Anzeigen mit sich bringt.**) Mit dieser Motivirung war die Sache abgetan: Haller ignorirt den ausgesprochnen Wunsch; nach wie vor werden die Gottingensia, abwechselnd Bücher und Dispu-

---

ligion seye, und mit hien den Papst nicht anders als ex legibus in Imperio receptis et approbatis kenne, da man Ihn als einen grossen Herrn mit geziemender Ehrfurcht verehre, alles andere aber, was ihme seine Adhaerenten einräumen, so lange, als es mit jenen streite, in einen billigen Zweifel ziehe'.

*) Scheidt an Haller 23. August 1751 (Hall. 46, 84): 'An der Verschweigung meines Nahmens in Ansehung derer vorkommenden Recensionen ist mir nicht allemahl gelegen. Die caussa Reformatorum in Franckfurth ist die einige, die ich eine Exception zu leiden glaube, weilen ich nicht gerne mit einem Theologo, wie Hr. D. Fresenius ist, collidiren mögte. E. H. wissen selber, dass dergleichen odia implacabilia zu seyn pflegen'.

**) Das Promemoria und ein Brief Münchhausens an Haller vom 12. Febr. 1748 (Hall. 63, 11); Hallers Antwort im Curatorialarchiv 'Betr. die Ausarbeitung der gelehrten Zeitungen'. Dieselbe Klage trägt Goetten Michaelis vor, als dieser das Directorium übernimmt (15. März 1753, Mich. 4, 203).

tationen, auf die Stücke verteilt: unter allen ordentlichen Nummern des Jahres 1748 ist nicht eine, die nicht mit 'Göttingen' beginnt, und selbst in die Zugabe dringt der Göttinger Artikel ein. In Hannover aber wusste man so wenig, was man wollte, dass am 24. März 1753 ein scharfes Promemoria gegen Michaelis erfolgte, weil einmal 3 Nrn. hindurch der Göttinger Artikel ganz ausfiel: 'wie aber solches nicht nur bey Auswertigen ein Aufsehen und nachtheiliges Urthel erwecken kan: Also will man dem Herrn Professori nicht verhalten, dass auf solche Ahrt der gantze Zweck der gelehrten Zeitungen, welcher hauptsächlich in Bekanntmachung der zu Göttingen herauskommenden gelehrten Arbeiten zum Ruhm der Universität bestehet, verfehlt und hindangestellt werde'. Michaelis war fast unschuldig: es waren die letzten Nummern Hallers, um die es sich handelte. Der Wind wehte bald so, bald so: wieder ein paar Jahre später wird er getadelt, weil er zu viel Göttinger Disputationen bespreche, die ihm hier gerade ans Herz gelegt waren.*)

Die scharfe Tonart, die so Michaelis gleich bei seinem Debut unfreundlich begrüsste,**) hat Haller nie gehört. Im Herbst 1751 drängte es Münchhausen einmal, allerlei sich von der Seele zu laden. Scheidt hatte ihm die Elendigkeit einer Recension über Ritters programma de pago Steding klar gemacht und das von Moser beanstandete Elogium eines solchen Lumpenbuchs wie des Hempelschen Lexicon consultatorium gleichfalls bedauert; von andrer Seite war besonders laut über die breite Besprechung von Kleinigkeiten, über das Uebergewicht medicinischer Artikel geklagt worden. Wie geht Münchhausen vor? Unter Entschuldigungen schreibt er direct an Haller, was Scheidt ihm gesagt, unter fast wörtlicher Anlehnung an seine Worte; dagegen das Uebrige, zumal den precären Punct der medicinischen Artikel, der in Hallers eigenstes Gebiet gehörte, den brachte er in ein eigenes Promemoria und übertrug dem Gesandten von Behr, einem bewährten Freund Hallers und Göttingens, die delicate Mission, 'auf behutsame Weise' mit Haller zu sprechen***). Also

*) Das Promemoria vom 24. März 1753 im Curatorialarchiv; vgl. ferner Michaelis an Haller 10. Dec. 1757 (Hall. 16, 163).

**) Schon am 19. Mai 1751 (Hall. 64, 51), also noch tief unter Hallers Regime, wettert Münchhausen seinen Verdruss, der eigentlich Haller galt, auf Michaelis mitschuldiges Haupt ab: 'Wenn wie ich gehöret zu haben vermeine, der Herr Professor Michaelis die Aufsicht darüber hat, so wäre von ihm billig zu attendiren gewesen, dass abermals in Zeit von einem Monath ein articul zweymahl inseriret worden, welches uns bey Fremden und Einheimischen eine schädliche Critique verursachet.'

***) Scheidt an Münchhausen 15. Sept. 1751 (Cur.); Münchhausen an Haller 17. September 1751 (Hall. 64, 60); Promemoria an Behr 25. Sept. 1751 (Cur.)

diplomatischer Verkehr zwischen Grossmächten. Und, ein Gegner alles wissenschaftlichen Gezänkes, beauftragt Münchhausen zwar Haller, von Mosheim angeregt, dafür zu sorgen, dass Professor Heumann sich gegen seinen Gegner Huth in Erlangen nicht weiter verantworte, damit nicht die Göttingischen Zeitungen 'in üblen Credit gerathen möchten, wenn solche zu Dingen, welche man darin nicht erwartet, gebrauchet werden', und es folgt sogar noch ein zweites allgemein gehaltenes Rescript, der Director der Zeitungen solle Streitschriften von Heftigkeit, die 'mehr personalia als die Controvers tractiren' a limine abweisen.*) Aber es ist mir nicht bekannt, dass Münchhausen auch nur mit einer Silbe den schweren Händeln zu wehren suchte, die Haller selbst, sogar mit Namensnennung, in eigner Sache und mit Einsetzung des ganzen Menschen ausfocht und deren Schauplatz fast immer die Göttingischen Zeitungen waren. Respect und Tact banden dem Minister Zunge und Feder. Das war nicht Gezänk, das war für diese schwere Persönlichkeit heiliges Ringen um Ehre und Wahrheit.

Münchhausens Fürsorge hielt auch vor dem Aeusserlichsten nicht still. Die Druckfehler, für die Haller und sein Corrector kein Auge hatte, sind ein stehendes Thema**). Die Bemühungen um besseres Papier im Jahre 1751 füllen einen besonderen Actenfascikel***): der ungeschickte und geizige Verleger war, sowie die Weender Papiermühle einmal reparirt wurde, sofort in Verlegenheit, weil er nie vorsorgte; er griff dann gerne aushilfsweise zu dem weit schlechtern und billigern Mohringer Papier: die Excellenzen der Ratsstube bieten nicht nur Haller, sondern auch den Hofrat Böhmer auf, diesem Unfug zu steuern. Sie drücken auf den Kauf besserer, unabgenutzter Lettern. Durch den passiven Widerstand, in dem Drucker und Verleger einig sind, bleiben alle diese Bemühungen fast fruchtlos. Ueberall die Misere des Geldmangels oder die kurzsichtige Gewinnsucht, die um jeden Pfennig feilscht. Die Zeitungen hatten einen recht befriedigenden Absatz: 1751 wurden 470 Exemplare fest verkauft, 40 in Göttingen, 40 in Hannover und Lüneburg, die Uebrigen ausserhalb; 1754 waren's gar 539. Schmid klagt und verlangt neue Zuschüsse, leistet aber nichts von dem, was für Ausstattung und Correctheit ihm auf-

---

*) Mosheim an Münchhausen 26. Dec. 1748; Münchhausen an Haller 31. Dec. 1748; Rescript an Haller vom 18. Jan. 1749 (Cur.).

**) Münchhausen an Haller 4. Dec. 19. Dec. 1746 (Hall. 62, 140, 141) u. s. f.; Michaelis an Münchhausen ca. 1. Apr. 1753 (Cur.).

***) Curatorialarchiv: 'Betr. den schlechten Druck und das Papier zu den gelehrten Zeitungen 1751'.

erlegt wurde. Münchhausen seufzt: 'es scheinet, dieser Mann komme auf [keinen] grünen Zweig, mehr zurück als vorwärts'*). Und dann kam die Gegenprobe. Schmid war sehr betroffen, als man ihn von den Zeitungen befreite. Und er flüchtet sich hinter die eigentlichen Besitzer. Aber die entschlossene Energie, die überall zu Tage tritt, wo Münchhausen und Haller ganz d'accord sind, schreitet unbeirrt zum Ziele.

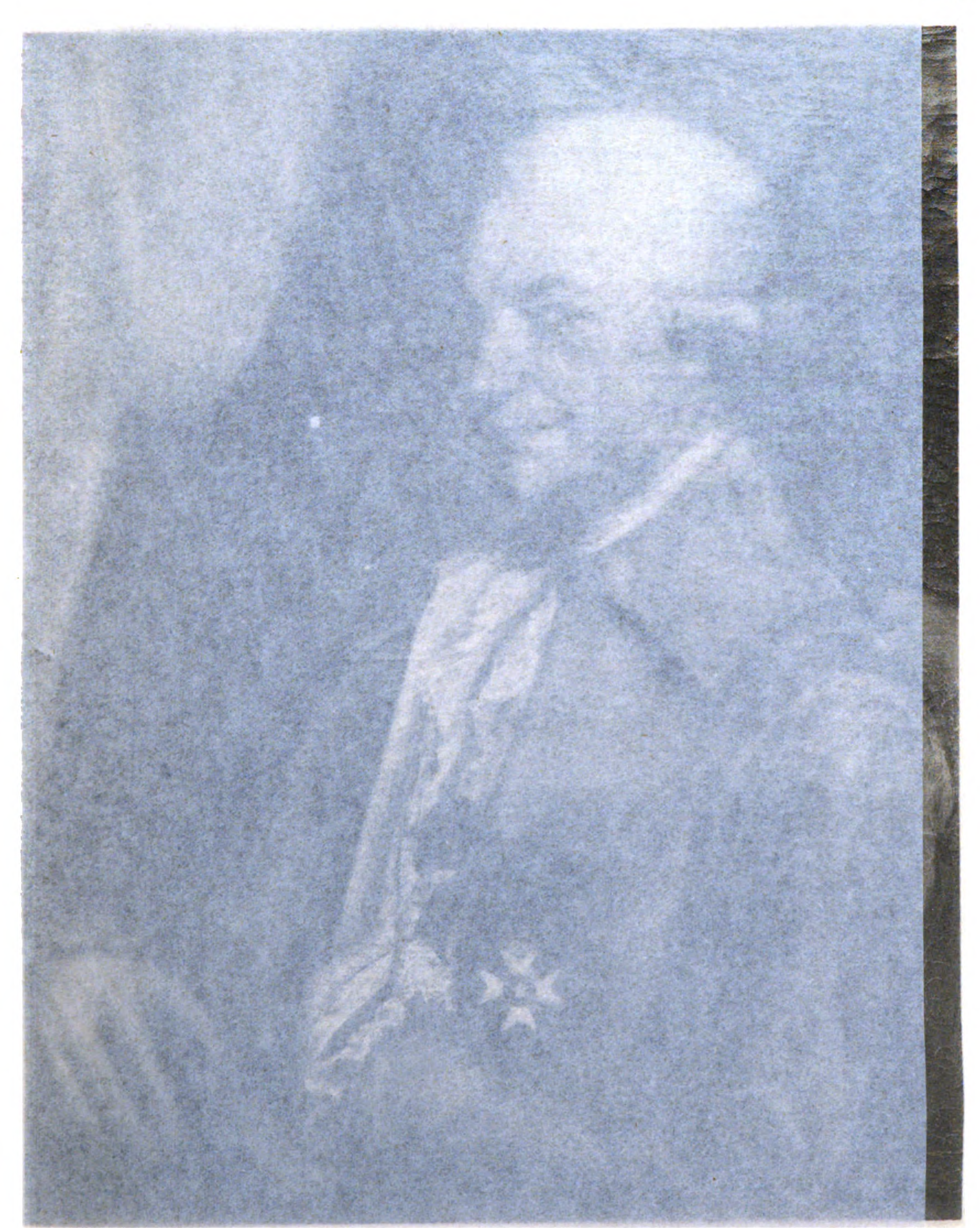
Ungefähr gleichzeitig gehn die Göttingischen gelehrten Zeitungen in den Besitz der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften über und verlieren den Director, dem sie nicht nur ihre Gegenwart, sondern noch einen grossen Teil ihrer Zukunft verdankten.

VI**).

Als der Professor Andreas Weber 1750 aus Halle nach Göttingen übersiedelte, war es mit seinem wissenschaftlichen Schaffen vorbei: er hielt nicht, was man sich versprochen hatte: 20 Göttinger Jahre erzeugten zwei kleine Programme und ein halbes Dutzend Predigten. Und doch verdankt ihm Göttingen nichts geringes. Wissenschaftlich unfruchtbar, planisirte er. Er hat die Gründung der Königl. Societät der Wissenschaften angeregt, den ersten, an Gedanken gar nicht armen Entwurf geschaffen. Die Variation des Pseudo-Virgilischen 'Sic vos non vobis', die er erlebte, war drastisch: die Societät hat für ihren geistigen Vater nicht das bescheidenste Sesselchen erübrigt, und sie tat recht. Weber hatte zur Wissenschaft ein viel zu loses Verhältnis, als dass er den Charakter einer gelehrten Gesellschaft vornehmen Stils zu treffen vermocht hätte. Auch sein Entwurf zeigt die Neigung, in die Sphären der deutschen, gemeinnützigen, vernünftigen etc. Societäten der Zeit herüberzuschwanken. Er war nicht umsonst Obersachse. Man wird es verstehn, wenn ich unter diesem Gesichtspuncte auch Sätze betrachte wie diesen: 'Selbst diese Sprache der teutschen würde dadurch, [dass die Abhandlungen deutsch geschrieben wären], einen grossen Vortheil erhalten, da doch verschiedene hier sind, welche derselben sehr mächtig sind. Ja es könte darauf besonders gesehen werden, dass der Ausdruck allezeit rein und zierlich teutsch sey, so würden mit der Zeit diese Schrifften zur Richtschnur und Regel des Rechten in unsrer Sprache angeführet

*) Münchhausen an Haller 13. Sept. 1751 (Hall. 64, 58).

**) Dieser Abschnitt wesentlich nach den Acten 'Betr. die von der errichteten Königl. Societät der Wissenschaften zu edirenden Acta Eruditorum' Vol. VI. f. 4. (Cur.) und nach den Acten der Societät: doch sind nur die Hauptpuncte berührt.



in W.



Weidmannsche Buchhandlung in Berlin. Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin W.

JOHANN DAVID MICHAELIS

nach dem Gemälde von Bornemann 1787.

werden können'*). Hier mischen sich halbklare Vorstellungen aus der Academienwelt des 17. Jahrhunderts in die Ahnungen künftiger Wissenschaft, die Weber wirklich nicht ganz fehlen. Muster der Muttersprache aufzustellen, wird nie Aufgabe einer Academie sein dürfen. Die Gräuel der Verarmung und Erstarrung, die Frankreich dabei erlebt hat, sind heute eine Warnung; aber schon damals konnte ein Verständigerer als Andreas Weber sich sagen, dass ein fremder Tropfen, der den gesunden Gedanken vergiften konnte, damit ins Recept gesetzt war.

Die Correctur wurde schnell geübt. Schon die Räte, die Münchhausen zur Seite standen, haben diese populär-patriotische Extravaganz beseitigt und Latein als die Sprache der Societät durchgeführt. Haller hat dem durchaus beigestimmt. Und als der Gedanke auftauchte, eine Zeitschrift der Societät zu begründen, hat man natürlich nur an eine lateinische Monatsschrift gedacht. Deutsch war damals keine Sprache, die man ausser den Grenzen deutscher Zunge verlangen durfte: eine Societät der Wissenschaften aber konnte sich nicht teutonisch verbarrikadiren. Und die Herrschaft des Lateins als der wissenschaftlichen Weltsprache war im Grunde noch ungebrochen: so lebhaft die Provinzen zu rebelliren begannen.

Möglich, dass gelegentliche Wünsche Münchhausens die erste Anregung zu dem lateinischen Journal gegeben haben. Ihm machte es bittern Kummer, dass es mit den humaniora zurückging, dass Professoren an seiner Georgia Augusta lehren durften, die nicht einmal fehlerloses Latein schrieben. Und ein lateinisches Organ konnte er ganz pädagogisch wie eine Ermunterung zur Lateinübung ansehen. Dazu der Hinblick auf die Fama im Ausland. Jedesfalls nahm er den Entwurf mit freundlicher Sympathie entgegen, den ihm am 11. September 1751 der Secretär der neugegründeten Societät, der Prof. Joh. Dav. Michaelis**) übersandte.

---

*) Die Stelle stammt aus der ersten Fassung des Weberschen Entwurfes, vom 19. November 1750 (Soc. und Cur.).

**) Leider habe ich ein jugendliches Bildnis von Michaelis, der 1751 im 34. Lebensjahre stand, nicht auftreiben können. Der kleine runde Stich nach Ziesenis, von 1761, der vor dem 'Allgemeinen Magazin für Prediger', Bd. II St. 6 (Lpz. 1790) sich befindet, war mir nicht zuverlässig genug, die meisten Portraits dieses Sammelwerks sind wenig geglückt, und wo das Original sein mag, weiss ich nicht; nach Wüllens Angaben (an Michaelis 13. Nov. 1761. Mich. 11, 376) hätte Michaelis da ein Blatt (mit arabischen Lettern?) in Händen gehalten. An sich könnte das feine Lächeln des Stiches (von J. G. Schmid) wohl zu Michaelis passen. Die auf den Tafeln XII und XIII gegebenen Portraits stellen beide schon den 'Ritter vom Nordstern' dar, an dem

Der mit Haller und Gesner, also im Schoosse der Societät, vorberatene Plan enthielt bereits alle Grundzüge des später Beschlossenen. Michaelis wünscht den künftigen Göttinger Acta Eruditorum dadurch Ansehen zu geben, dass sie im Namen der Kgl. Societät geschrieben werden: 'wie mir denn speciell von Rostock bekannt ist, dass unsere Gel. Zeitungen daselbst deswegen in einem besondern Ansehen sind weil man sie für ein gemeinschaftliches Werck dieser Universität ansiehet, ob man sich gleich hierin einigermassen irret'. Gerade dadurch hofft er die Leipziger Acta, an denen auch Anfänger mitarbeiten, zu entthronen, 'die Art von gelehrtem Königreich oder Richter-Amt' zu Falle zu bringen, 'welches zu Leipzig geübet ist, und unserer Universität nicht zum Vortheil gedienet hat'. Es ist ganz die Stimmung, wie wir sie bei Mosheim früher fanden. Nur der Mut ist gestiegen. Waren doch die Göttingischen Gelehrten Zeitungen ihrem Leipziger Bruder wirklich über den Kopf gewachsen.

Es wiederholt sich nun aber zum vierten Mal, dass das Concurrenzunternehmen eine Nachahmung wird, bis in den Titel hinein. Die neuen Acta sollen in enger Beziehung zu den deutschen Zeitungen stehn, für deren knappe Referate ein ganzes grosses Buch durchzulesen kaum lohne: dieselben Recensenten sollen dort eingehend und lateinisch, hier kurz und deutsch schreiben. Auch in Leipzig lagen Acta und Zeitungen in einer Hand. Die Acta sollen nur grössere Schriften und wirkliche Entdeckungen besprechen; nur Lobeswürdiges oder doch Aufsehenerregendes; sie sollen dem Ausland unsere Litteratur vermitteln: war das in Leipzig anders? In Göttingen ist man höchstens etwas englischer. Selbst der societäre Charakter der neuen Acta stimmte zu einer, freilich eingeschlafenen Einrichtung des Vorbildes. Streng ausgeschlossen wird, dass ein Mitarbeiter sich durch einen Studiosum oder Magistrum vertreten lasse: nur bewährte Männer von Ruhm und Amt sollten urteilen; dies eine deutliche

---

Kästners Witz sich so gern übte. Das Bild Bornemanns ist im Besitze von Prof. Ad. Michaelis in Strassburg und hat die Familienähnlichkeit für sich, wie mir der Urenkel mitteilt: es wurde gemalt, als Nicolai das Portrait Michaelis in die Allgemeine Deutsche Bibliothek bringen wollte. Der Stich, in seiner Art virtuos gearbeitet, erlaubt sich beträchtliche Freiheit, und ich bin Herrn Michaelis besonders dankbar, dass er mir gütig gestattet und bereitwillig geholfen hat, durch Publication des Originals den Vergleich zu ermöglichen: beide, Maler und Stecher, haben an der Verjüngung des alten Herrn (er war damals 70 Jahre alt und hatte eine schwere Krankheit hinter sich) mitgearbeitet. Um so greisenhafter stellt er sich auf Lafontaines Bilde dar, das im Gesichtsschnitt immerhin an den Stich nach Ziesenis gemahnt und dessen verschmitzter Ausdruck dem weltgewandten Manne vielleicht nicht fremd war.

Spitze gegen Leipzig.*) Im übrigen eine Fülle von Detailbestimmungen: die ordentlichen Mitglieder sollen sich zu jährlich 8 Bogen verpflichten; allmonatlich soll ein Stück von 6 Bogen erscheinen; der Praeses für den rechten Ausgleich des Materials sorgen; das Honorar für den Quartbogen soll einen Ducaten betragen; bei schwer zu beschaffenden Büchern soll unter Umständen die Hilfe auswärtiger Freunde herangezogen werden, die honorarlos bleiben; man rechnet darauf, durch des Herrn Grossvoigts Excellenz die dringend nötigen Bücher beziehen zu dürfen, die später der Universitäts-Bibliothek anheimfallen sollen; dem Druck wird eine die Leipziger Acta überflügelnde Sauberkeit zur Pflicht gemacht; Posterleichterung, eventuell Postfreiheit soll für Correspondenz und Versendung angestrebt werden u. s. w. Etwas bemerkenswerter sind die Bestimmungen, die über geschenkte Bücher getroffen werden: allerlei Vorsichtsmaassregeln werden vorgeschlagen, 'um allen Schein einer Partheylichkeit oder Eigen-Nutzes zu vermeiden', dies wider in latentem Gegensatz gegen Menckensche Unsauberkeiten; aber 'der Recensente behält das übersandte Exemplar als sein Eigenthum': eine technische Neuerung und als solche empfunden. Für den Verlag möchte man die Calenbergische Landschaft gewinnen. Und um das Werk Zufälligkeiten zu entziehen, wird die sanctio regia gewünscht: 'dieses ist desto mehr zu wünschen, da man an dem Beyspiel der Societät der Wissenschaften siehet, wie der Verehrungs-Würdige Nahme der königl. Regierung bisher allen dem vorgebeuget hat, woran diese Societät bey ihrem Anfange hätte scheitern können'. Ganz gewiss eine Anregung Hallers, der nicht nur bei der Societät, sondern auch schon bei der Reorganisation der Gelehrten Zeitungen an Kgl. Begünstigung gedacht hatte. Der Gedanke war damals ganz praktisch. Den Relationes hat er zum Glück nichts genützt.

Michaelis Promemoria schliesst mit einem Capitelchen: 'Von dem Nutzen dieser Anstalt':

'Der Nutzen der Actorum ist mit den Gelehrten Zeitungen in vielen Stücken der Sache nach gleich, aber dem Grade nach verschieden und vorzüglicher.

*) Beantwortung der Anmerckungen (N. VI.), die den Titel führen: ohnmassgebliche Gedancken über den Entwurff . . . und Hannover den 28. Sept. 1751 datiret sind: 'Die Menckischen Acta leiden jetzt darunter, dass Hr. Mencke völlig darüber zu disponiren hat. Er sucht gerne Magistros oder Studenten zu Arbeitern, denen er nichts pro labore geben darff, und spart am Papier und Druck. Herr Mencke ist zugleich Verleger von seinen Actis: welches in Leipzig wegen der Messe angehet, nicht aber zu Goettingen'.

Die vornehmsten und besten Schriften, so in Göttingen herauskommen, werden dadurch bekannter. Auswärtige, die kein Deutsch verstehen, bekommen hiedurch einen bessern Begriff von der deutschen Literatur: und da wir schon einigen Anfang von studirenden Engländern und Frantzosen hier haben oder hoffen, so kann dadurch der Weg gebahnet werden, dass mehrere von beiden Nationen die etwas gründliches lernen wollen, zu uns kommen, und sich nicht blos in der Absicht zu reisen sondern auch zu profitiren bey uns aufhalten.

So lange Leipzig und die Acta Eruditorum allein behält, so ist dort noch eine Art der Gelehrten Monarchie oder Aristocratie, die uns nicht vortheilhaft ist. Die Urtheile der Leipziger sind gegen Süden hin noch Orakel-Sprüche. Der Debit hiesiger Bücher wird durch sie gehindert. Hiedurch aber könnten wir ihnen ein Gegengewicht halten.

Jeder Recensente wird durch diese Anstalt genöthiget, jährlich die besten Bücher, die in seine Disciplin laufen, zu lesen; eine Sache, die bey der häufigen Universitäts-Arbeit sonst leicht unterbleibt, wenn man nicht dazu veranlasset wird. Es werden also die daran arbeitenden Lehrer nie in den Stand kommen, dass ihnen das neueste aus den Wissenschaften mangele, und sie Lehrer blos aus dem vergangenen Menschen-Alter werden.'*)

Ein Verzeichnis der Mitarbeiter war gleich beigegeben: Mosheim als Theologe; Haller, der seine Mitarbeit an der Bibliothèque raisonnée den neuen Actis opfern will, für Medica und Physica, Hollmann für Philosophie, Gesner für Philologica; Michaelis selbst erbietet sich für 'Historie, belles lettres und morgenländische Philologie'. Für die Mathematik sind Segner und Tob. Mayer zweifelhaft. Nur ein juristischer Recensent fehlt schlechterdings; für Mathematik fasst Michaelis das auswärtige Societätsmitglied, Herrn Kästner in Leipzig, bereits als Ersatzmann ins Auge. Der Rahmen der Societät war nicht ernstlich verlassen; auch Mosheim gehörte ihr als Ehrenmitglied an.

Michaelis Vorschläge traten, in Münchhausens Hände gelangt, eine kleine Rundreise an. Eine ganze Reihe von Gegenäusserungen ist auf uns gekommen; der Gesandte v. Behr, Mosheim, Scheidt und manche Andere, die hinter der unpersönlichen Canzleischrift nicht zu erkennen sind, haben ihr Gutachten abgeben müssen. Münchhausen

---

*) Die Gedanken des letzten Absatzes sind wieder deutlich Hallerisch.

selbst*) wünschte vor Allem, dass Haller an die Spitze trete, 'mithin ich gewiss seyn kan dass aus diesem instituto keine Ephemerides sondern solche sachen werden, die beständig und gut seyn'. Ausserdem empfiehlt er, einen andern Namen auszudenken als Acta Eruditorum, 'damit wir nicht blosse Imitatores Lipsiensium wären. Dieser Rat hat dann eine Menge Titel-Vorschläge angeregt, die sich meist durch grosse Umständlichkeit**) auszeichnen; von wem der schliesslich gewählte Titel herrührt, weiss ich nicht.

Vielfache Bedenken hat die Absicht erregt, die neue Zeitschrift der Gesellschaft zu unterstellen. Man fürchtete, die Societäre von ihrer eigentlichen Aufgabe, decouverten zu machen, abzulenken; man hielt die Recensionsarbeit ihrer nicht für ganz würdig, wollte den Namen der Societät auch nicht mit dem unsicheren Geschick solcher Monatsschrift, mit dem einseitigen Urteil der einzelnen Recensenten verknüpfen. Und als dann Hollmann — wie immer — das schon gegebene Wort zurückzog, Segner einen Dukaten Honorar zu dürftig fand, da kam es Mosheim wie eine species fraudis vor, noch von einer Zeitschrift der Societas zu sprechen. Auch Andere fürchteten, das könne wie 'gesuchter Prunk' erscheinen. Wirklich ist die Gesellschaft vom Titel in die Praefatio verwiesen worden, und nur die Societätsvignette und Hallers Imprimatur auf der Rückseite des Titels deuteten dem Kundigen, dass die Relationes 'als ein der Societaet der Wissenschafften anklebendes Institutum' anzusehen seien***). Uebrigens nahm gerade Mosheim die Societätsaufsicht ernst; er empfahl, schon die Wahl der zu besprechenden Bücher, dann und vor Allem auch die Prüfung der eingegangenen Recensionen in gremio societatis vorzunehmen. Grosse Bedenken erregte abermals der Vorsprung, den die Leipziger Acta durch ihren geregelten Auslandsverkehr, namentlich nach Italien, hatten. Michaelis sanguinische Annahme, Auswärtige würden ihre Bücher bald selbst und gar frankirt einsenden, wurde mit Recht abgewiesen.†) Da brauchte es durchaus der eigenen Initiative. Man

*) Münchhausen an Haller, 11. Oct. 1751 (Hall. 64, 66).

**) So: De scriptis eruditorum recentioribus Commentationes; Commentarii Gottingenses literarii; Sodalium Reg. Soc. Sc. Götting. de libris nuper editis commentarii; Bibliotheca librorum novorum, Excerpta curante Societate regia scientiarum Gottingensi; Librorum novorum Recensiones u. a. m.

***) Kgl. Rescript vom 7. Nov. 1755 (Soc.).

†) 'Es scheinet zwar, als wenn man sich Hoffnung mache, dass die Auswertigen ihre Bücher zur Recension, und zwar franco, einsenden werden. Wem aber bekannt ist, wie hoch die Engelländer, Franzosen und Italiäner sich gegen uns Deutsche schätzen, und wie wenig sie überhaupt unsrer achten, der wird leicht zu überreden seyn, dass man zumal bey dem erforderten Franco, wie überhaupt, auf das Einsenden

plante Correspondenten in Rom, Venedig und Bologna, hoffte durch ausgedehnten gelehrten Briefwechsel die Ungunst der kleinen Verhältnisse auszugleichen: gerade damals hat die Regierungsfürsorge für ausländische Bücher einen neuen Anstoss bekommen. Den Scrupel, ob man es in Göttingen mit dem guten Latein der Leipziger aufnehmen könne,¹ parirt ein Hinweis auf Gesner und Mosheim. Aber die Frage, wo denn ein geeigneter Historicus sei, die überhörte, dass Michaelis sich selbst für Geschichte angeboten, die Frage nach Juristen und Mathematikern verlangte eine Erweiterung des Mitarbeiterkreises: Scheidt, die bewährten Hannöverschen Juristen, der Oberappellationsrat Pufendorf in Celle und der Geh. Justizrat Strube in Hannover, endlich die Mathematiker Kästner in Leipzig und König in Leiden wurden in Aussicht genommen, sie alle bereits Mitglieder der Gesellschaft oder geeignet, ihr angegliedert zu werden. Michaelis war nicht geneigt, den Kreis weit zu spannen: ihm schien es 'bedenklich, in Einer Disciplin 2 Arbeiter zu haben',*) ein Grundsatz, den er später auch für die Anzeigen vertrat, nicht zu deren Vorteil. Die Warnung, es möchte eine praedilection für bestimmte Fächer vorkommen und man solle daher jedem Fache eine bestimmte Bogenzahl zuweisen, so unpraktisch sie war, gab doch einen bestimmten Fingerzeig: die Hochflut medicinischer und naturwissenschaftlicher Artikel, an der in den Zeitungen mancher sich ärgerte, ist in die Relationes nie übergetreten.

Michaelis liess den Strom guter Ratschläge aufmerksamen Auges an sich vorüber ziehen. Er fischte sich in der weltmännischen Klugheit, die ihn stets auszeichnet, möglichst Vieles heraus; denn er wusste wohl, dass jeder mit Dank angenommene Rat den Ratgeber an den Empfänger und seine Arbeit knüpft; das Octavformat, die Vierteljahrshefte, — beides empfahl sich schon darum, weil es von dem Leipziger Vorbild abwich — die Censur von Praeses und Canzler, die

auswertiger Bücher im geringsten, wenigstens vor der Hand, nicht rechnen d[...] Man fängt ja so gar in Deutschland an, dem Leipziger Menken seinen Bücher Tr[...] auf den Messen zu versagen. Allenfalls solte man zumal im Anfang bei etwan e[in]laufenden Büchern die Kosten des Porto, wenn sie aus fremden Ländern komm[en] sich nicht zu wieder seyn lassen' (Soc.).

*) Beantwortung der Anmm. etc. 'Was aber die übrigen vorgeschlagenen M[it]arbeiter anlangt, so ist bedenklich in Einer Disciplin 2 Arbeiter zu haben. Die [Ur]theile werden dadurch zu ungleich, an deren Gleichförmigkeit viel gelegen ist. Man[che] Schrifft wird doppelt recensirt, und des einen Recension bleibt liegen. Ja keiner, d[er] eine Force in seiner Wissenschafft hat, wird sich irgend einlassen, wenn ihm ein M[it]arbeiter gegeben wird, weil dessen Fehler von Fremden mit auf seine Rechnung ge[-]schrieben werden.'

bedingte Mitarbeit der auditores perpetui der Gesellschaft u. a. sind erst nachträglich acceptirt. In der Hauptsache bliebs doch beim ersten Plan. Ein am 14. October 1751 überreichtes mundum wurde dann mit einigen weiteren Aenderungen von Michaelis ins Lateinische übertragen und von Mosheim, Haller, Gessner und dem Secretär unterzeichnet; am 25. November erfolgte die Königliche Bestätigung der leges, die sich die Verfasser der 'Relationes de libris novis' gesetzt haben. Einen Auszug bringt schon Michaelis Vorrede zum ersten Fascikel; das ganze merkwürdige Actenstück über dies Allerhöchst sanctionirte Recensionsorgan hab ich unten*) mitgeteilt. Der vollendete erste Band ward, wie einst der Jahrgang 1747 der gelehrten Zeitungen, Münchhausen gewidmet. Die Redaction führte Michaelis in seiner Eigenschaft als Secretär der Gesellschaft.

Ein übelwollender Beurteiler**) der neuen Zeitschrift moquirte sich ein wenig, als er die anspruchsvolle Art sah, in der sich die Gesetze vorstellten, die er zwar an sich schön, heilsam und beobachtungswürdig, aber doch nicht viel anders fand, als alle diejenigen, die 'ein jeder Bücherrichter, um Appetit nach seiner Wahre zu erwecken, dem ersten Theile seiner Arbeit vorzusetzen, bisher gewohnt gewesen.' So ganz Unrecht hatte der Leipziger wohl nicht. Eins aber enthielt die Praefatio, das neu war: es werden die Namen der grossen Männer genannt, auf die man rechnete. Das lag im Princip der Relationes. Gross war die Zahl der wirklichen Mitarbeiter noch immer nicht. Mosheim, der Vertreter der Theologie, hat zudem nur eine Recension (über Chais, Lettres historiques et dogmatiques sur les Jubilés et les Indulgences) beigesteuert:***) dann zieht er sich, mit Arbeit überhäuft, durch Lappalien wie einen unhöflichen Brief des Verlegers leicht verstimmt, zurück, zu Michaelis Verzweiflung, der vergeblich alle Minen springen lässt: selbst das bewährte Mittel, Münchhausen aufzubieten, verfängt nicht.†) Das war ein böser Verlust. Man suchte durch Feuerlin und den Helmstädter Carpzov die Lücke zu stopfen, Michaelis selbst half nach Kräften aus: aber der grosse Name war nicht zu ersetzen. — Besser ging es mit den Juristen (Strube, Scheidt, Pufendorf): sie alle durch Münchhausen geworben und durch den

*) Beilage III.

**) Neue Zeitungen von gelehrten Sachen Sept. 1752.

***) Ich entnehme das einem Exemplar der Relationes, das die hiesige Bibliothek besitzt und zu dessen Indices die Namen der Mitarbeiter eingetragen sind, allerdings nur in wenigen Fascikeln.

†) Mosheim an Michaelis 3. Aug. 1752 (Mich. 7, 218); Münchhausen an Haller 17. Nov. 1752 (Hall. 64, 127); Michaelis an Haller o. D. (Hall. 47, 50).

égard an des Herrn Cammerpräsidenten Exc. Wünsche geknüpft. Der tätigste war Friedr. Esaias v. Pufendorf, ein vortrefflicher Jurist mit verhängnisvollen philologischen Neigungen: ein hieroglyphisch-cabbalistisches Opus hielt Haller nur mit Mühe und mit Münchhausens Unterstützung den Schriften der Gesellschaft fern; auch andere Schwierigkeiten machte der sonderbare alte Herr, er wollte Ehrenmitglied werden, nicht nur auswärtiges: Münchhausen musste abermals beruhigend eingreifen. Aber Pufendorf hat Eifer, bringt eigene Gedanken in die Extracte, war ein vielseitig gebildeter Mann, so dass Michaelis ihn sich warm hielt. Die Briefe Pufendorfs an Michaelis gestatten die besten Einblicke in die kurze Geschichte der Relationes mit ihren Leiden: von den fürchterlichen Druckfehlern, über die Klagen bis zu des Grossvoigts Ohren stiegen, von dem Arbeiter- und Materialmangel, den feindnachbarlichen Reibungen mit Leipzig bis zu dem Untergang des jungen Journals. — Die Medizin lag in Roederers Händen; Haller, der zu den Relationes nicht sehr lebhaft beitrug, nahm sich der Naturwissenschaft an, da der Botaniker Zinn seines schlechten Lateins wegen ausgeschlossen bleiben musste. Uebrigens tritt die naturwissenschaftliche Seite entschieden zurück. Eifrige Tätigkeit entfaltete Gesner, der sich in dem lateinischen Blatte wohler fühlte als in den deutschen Zeitungen. Der Leipziger Kästner, neben dem auch Tob. Mayer mathematische Bücher besprach, war namentlich unschätzbar durch seine guten und vielseitigen Auszüge aus auswärtigen Akademieschriften. Geringfügig war Hambergers Hilfe.

Ein aufregendes Blatt sind die Relationes nicht. Der geistige Gehalt der Extracte ist eher geringer als in den Zeitungen, schon weil sie keine Concentration zeigen. Bedeutende Momente, wie Hallers Besprechung der Encyclopädie, sind selten: die gelehrte Einzelerörterung dominirt. Die Auszüge schreiten zuweilen Paragraphen für Paragraphen vorwärts: die Paragraphen- oder Seitenzahlen am Rande, wie in den Leipziger Actis. Auch die Reichhaltigkeit ist nicht gross: in jedem der vier Jahresfascikel sind 10—15 Bücher besprochen; zu Supplementen, die man geplant hatte, ist es nicht gekommen; die Beiträge flossen spärlich. Das Ganze macht einen lahmen Eindruck.

Trotzdem war der äussere Erfolg nicht schlecht. Schon im Januar 1754 wurden über 600 Stück abgesetzt. Ob es ihnen freilich gelungen ist, grade ins Ausland zu dringen und dort 'einen guten Begriff von der deutschen Gelehrsamkeit' beizubringen, 'welches doch in Absicht auf die Engländer mit der Zweck der Relationen ist'? Fast

scheint es, dass die Speculation fehl schlug. Freilich hatte man die Relationes in Leiden, Paris und London debitirt; der Geh. Canzleisecretär Best in London bestellt wirklich ein paar Mal kleine Posten von Exemplaren; aber einen Erfolg ins Weite konnte ein lateinisches Journal nicht mehr erreichen: dafür waren die Tage ausserhalb Deutschlands vorüber. Der ausgezeichnete englische Theologe Nath. Lardner in London schreibt an Michaelis: 'Literarie Journals, I believe, are not much read here by the learned, but rather by Gentlemen, and Men of Quality, who read chiefly for amusement and diversion. It is therefore some disadvantage, with respect to us, that your Journal is in Latin. I am apt to think, that the Acta Lipsiensia, which used to be read by many here formerly, are now little sought after. Journals in the French language are more agreeable to us!'

Grade dass die Acta Lipsiensia sich absteigend bewegten, hatte zu den Relationes ermutigt. Darin lag ein Rechenfehler: jene sanken auch darum, weil die Tage der lateinischen Journalistik überhaupt zur Neige gingen. Das Bewusstsein, dass es abwärts gehe, hatte der Leiter der Acta Eruditorum; um so peinlicher empfand Mencken die neue Concurrenz. Ein Geplänkel der Neckereien und Mäkeleien war von der Pleisse aus längst gegen Göttingens Zeitungen gerichtet worden; das Erscheinen der Relationes brachte das erhitzte Blut zum Sieden. An beiden feindlichen Orten verteilt sich der Kampf auf beide Journale*): aber während Michaelis in den Relationes die höchste Vornehmheit bewahrte und nur in den Zeitungen etwas deutlicher sprach, verlor Mencken die Balance in einem Grade, der nur daraus sich erklärt, dass lang angesammelte Galle sich entlud: nicht nur 'alienae malitiae interpres aliquis, ceterum studii nostri, ut palam est, aemulus et a multis inde annis imitator' muss sich Michaelis nennen lassen; auch 'de trivio conviciator', 'nemo ipso impudentior inventus' und was des Geschimpfes mehr ist. Es lohnt nicht, die Zänkerei zu verfolgen; sie hat Mencken und den Leipziger Journalen nur geschadet. Selbst Michaelis alter Vater, der Hallische Professor,

*) Gött. Zeit. 1752, St. 87, S. 886; Neue Zeitgn. von gelehrten Sachen 1752, St. 77, S. 682 ff.; Gött. Zeit. 1752, S. 100, S. 997; Acta eruditorum 1752 praef.; Relationes fasc. V praef. Michaelis schreibt an Haller 12. Mai 1753 (Hall. 12, 79) in voller Gemütsruhe: 'Herr Mencke hat uns beyderseits, doch mich insonderheit, sehr grob in der Vorrede zu der Actis Eruditorum angegriffen. Ew. H. haben die Boltzen gedrehet und ich, quo nemo impudentior ad calumniandum reperiri potuit, habe sie verschossen. In der Vorrede zu den Relationes habe ich mir eine potestatem legislatoriam arrogirt u. s. w. Ich habe hierauf in der Vorrede zu fünft fasciculo geantwortet, ich hätte nicht Lust Schelt-Worte mit Schelt-Worten zu vergelten' u. s. w.

den die Leipziger Vorrede ausdrücklich gepriesen hatte, sah nur Scheelsucht auf das neue Institutum in Menckens Ausfällen.*) Und andere Journale freuten sich unverhohlen, dass es mit Leipzigs Vorherrschaft zu Ende ging. Der Hamburger Zinck erbietet sich in heller Entrüstung über die Sprudeley, 'die allem Ansehn nach den eigennützigen und neidischen H. HR. Menke zum Urheber hat', durch den Abdruck compromittirender Privatbriefe in den 'Freyen Urtheilen und Nachrichten' ihn in seiner Blösse zu decouvriren.**) Mencken aber tobte weiter. Ein neuer leichtfertiger Angriff auf Haller trug ihm eine noch schimpflichere Niederlage ein; nur durch unaufrichtige Ausreden umging er die Abbitte.***) Man darf das Alles nicht rein persönlich nehmen. Wie Mencken, so empfand auch Gottsched. Die Tage der geistigen Führerschaft Obersachsens waren gezählt. Und Göttingen, das Göttingen Hallers und der gelehrten Zeitungen, die Universität, die Halle und Leipzig zu überflügeln drohte, war den einstigen Machthabern der Gegenstand tiefen Unbehagens. Kaum hatte Haller Göttingen verlassen, so trat Gottsched dort und in Hannover auf. Und an der Tafel des Ministers v. Schwicheldt drohte er laut, 'man würde die Göttingischen ZeitungsSchreiber so demüthigen, dass sie das Handwerk anderer Leuthen Schrifften zu beurtheilen, welches sie nicht gelernet hätten, würden aufgeben müssen'. Ja, er versucht Münchhausen von seinen Göttingern zu trennen, indem er geradezu die Bitte an ihn richtet, Mässigung zu befehlen.†) Da kannte er freilich den hohen Herren schlecht. Der war, bei mancher Sympathie für Gottsched, weise genug, um, von Werlhof beraten, die Klaue zu merken. Und gegen ein auf die Göttingischen Anzeigen losgelassenes Pamphlet des Hallischen Prof. Pauli hat grade Münchhausen eine eigene Broschüre veranlasst; — freilich es handelte sich wieder um Scheidt und die Reichsritter.††) Item, in allem, was die Ehre Göttingens anging, verstand er keinen Spass. Genügten doch schon ein paar unrichtige und ungünstige Angaben über den ehemaligen Göttinger Prof. Krafft in Schmersahls 'Neuen Nachrichten von jüngstverstorbenen Gelehrten', um in einem eigenen Rescript Abwehr zu gebieten.†††)

*) C. B. Michaelis an seinen Sohn 5. Juli 1752 (Mich. 7, 116).

**) Zinck an Michaelis 30. Sept. 1752 (Mich. 11, 427).

***) Michaelis an Haller 12. Mai 1753 (Hall. 12, 79); 11. Juli 1753 (Berner Einzelbrief).

†) Michaelis an Haller 18. Aug. 1753 (Hall. 12, 130); Scheidt an Michaelis 17. Dez. 1753; 10. Juni 1754.

††) Vgl. Scheidt an Michaelis 17. Dec. 1753; Michaelis an Münchhausen 20. Dec. 1753; Münchhausen an Michaelis 29. Dec. 1753.

†††) Curatorialarchiv 'Betr. die Recension der Schwersahlischen Nachrichten'. Vgl. GGA. 1754, S. 638.

Als Friedrich Otto Mencken am 14. März 1754 starb, da schien auch das Schicksal der Acta besiegelt. Aber die Relationes waren nicht in der Lage, lachende Erben zu spielen. Sie lagen selbst schon in den letzten Zügen. Das war Schuld des Verlegers.

Der ursprüngliche Gedanke, die Calenbergische Landschaft könnte den Verlag übernehmen, musste aufgegeben werden. Aber auch die Wittwe Vandenhoeck, die, in behaglichen Verhältnissen lebend, wenig Unternehmungsgeist zeigte, lehnte den Verlag der lateinischen Acta zunächst ab. Münchhausen kann das kaum fassen: 'Hätte die Frau den mindesten Verstand, so würde sie mit beyden Händen den Verlag der Act. Erud. annehmen. Diese acta allein können mit der Zeit einen Buchführer reich machen, weil sie ein werck sind, das nicht allein durch gantz Europa debit finden wird, sondern auch vor allerhand ahrten der gelehrten gehört.' Nach langem Zögern gab sie, durch einen zinsfreien Vorschuss gelockt, halb widerwillig nach. Aber der Druck war so fehlerhaft und erbärmlich, die Verlegerin selbst so unlustig, so säumig mit dem Honorar*), ihre Leute so impertinent, dass Michaelis es im Grunde freudig begrüsste, als sie, angeblich von Hallers Gegner Segner gestachelt, im September 1753 die Relationes aufsagt. Man wirbt nun den holländischen Buchhändler Elias Luzac unter gradezu glänzenden Bedingungen. Er bekam 3000 Rthl. Vorschuss ohne Zinsen, weitere 3000 zu $2\frac{1}{2}$ Procent, die Titel Obercommissarius mit Aussicht auf den Commercienrat, jährlich 100 Rthl., Postfreiheit, Reise- und Transportkosten. Dafür sollte er einen, namentlich auch mit ausländischen Büchern assortirten Laden halten und die lateinischen Schriften der Societät verlegen. Der Contract wird am 15. October 1753 auf 3 Jahre geschlossen. Aber Luzac hält fast nichts von dem, was er versprochen; er zahlt säumig, liefert wenige und schlechte Bücher; sucht sich unter Vorwänden seiner Druckverpflichtung zu entziehen; stösst die Mitarbeiter der Relationen durch grobe Briefe vor den Kopf; verweigert schliesslich das Fortdrucken, um andere unmögliche Bedingungen zu erzwingen. Und das Alles

---

*) Kästner beklagt sich gegen Michaelis, 8. Juni 1753 (Mich. 6, 37): 'Gegen das Ende vorigen Jahres schrieb ich ihm [Haller], weil ich zu der myliussischen Reise was beytragen wollte, er sollte solches von dem nehmen, was etwa von den Relationen auf mein Antheil käme; er meldete mir aber es wäre ihm lieber wenn ich ihm das Geld schicken wollte, quia tu schrieb er, facilius numos a bibliopola extorquere poteris. Ich habe ihm darauf mein Contingent und noch für einen Freund geschickt, gestehe aber dass ich zum Geldauspressen noch nicht aufgelegt bin, auch bisher bey den Buchhändlern für die ich etwa was gemacht habe solches nicht nöthig gehabt'.

zu einer Zeit, die der Aufnahme der Relationen so günstig schien wie möglich. Michaelis dachte alles Ernstes daran, die Zeitschrift im Selbstverlage fortzuführen, 'blos aus Liebe zum bono publico und Ehre der Universität'; er wollte die Fascikel nicht durch den Buchhandel, sondern wie die Anzeigen durch die Post vertreiben; das Avertissement war schon gedruckt. Aber dann lässt er sich durch die Einwände verständiger Berater doch von dem riskanten Plane abbringen, nicht zum wenigsten, da er die Unlust der Mitarbeiter spürte, die froh waren, das lästige Recensiren oder gar Doppelrecensiren los zu werden. Mit dem 14. Fascikel, schon Anno 1756, erlöschen die Relationes.

Das war ein Glück für die Göttingischen gelehrten Anzeigen. Hatte die lateinische Zeitschrift dauernden Erfolg, die mit dem deutschen Blatt Director und viele Mitarbeiter teilte, so konnte es kaum ausbleiben, dass sich die beiden Schwestern in entgegengesetzter Richtung entwickelten: die minder vornehmen und anspruchsvollen deutschen Zeitungen hätten an Wissenschaftlichkeit ganz gewiss verloren, wären mehr und mehr der leichten, populären Litteratur verfallen. Gerade was ihnen den inneren Wert gegeben hat, der Bund wissenschaftlichen Ernstes mit kurzer deutscher Form und Reichhaltigkeit im Neuesten war bedroht. Die kurze Existenz der Relationes dagegen war den Anzeigen nur günstig. Was dort geglückt und dem Ansehen des Journals zu Gute gekommen war, die Anknüpfung an die neue Societät, warum sollte es hier nicht auch glücken? Mit der lateinischen gelehrten Vierteljahrsschrift hatte man's ohne Stillosigkeit wagen dürfen; ein Jahr darauf rückte das deutsche Blatt nach.

Die kurze Episode der Relationes de libris novis macht dem Rückschauenden keinen ungemischten Eindruck. Bestand da ein Bedürfnis? war es nicht wirklich nur ein unfeiner Versuch, den Leipzigern auch auf diesem Gebiete das Wasser abzugraben? Und sieht es nicht aus wie ein Rückschritt gegen die Zeitungen der Hallerschen Leitung?

Ein Jahr nach Münchhausens Tode, gerade an seinem Sterbetage (26. Nov. 1770), besuchte der neue Curator der Georgia Augusta, Excellenz von Behr, die seiner Obhut anvertraute Universität und zeigte namentlich für die Societät und die gelehrten Anzeigen grosses Interesse. Er wünschte auch die Relationes wieder hergestellt zu sehen. Aber Heyne schreibt an Haller:*) 'Seitdem das Deutsch dociren und Schreiben hier allgemein herrscht, weiss ich die Leute

*) 14. Dec. 1771 (Hall. 31, 253).

nicht welche sich mit dem Latein abgeben dürften'. Ihn schmerzte das ebenso wie seinen Freund Brandes in Hannover, der in dem Schwinden des Latein die kommende Barbarei sah: 'ich fürchte, wir erleben noch die Zeiten, da selbst Professoren einen lateinischen Schriftsteller nicht verstehen'.*) Behrs Wunsch spiegelte nur eine alte Ueberzeugung Münchhausens und seiner Leute wieder. Aber Heyne brauchte nur um sich, brauchte nur auf Societäre wie Wrisberg und Beckmann zu blicken, um die Lust zu jedem Versuch zu verlieren. Vier Jahre später, am 27. Febr. 1775, ladet Heyne den greisen Haller dennoch zu einem lateinischen Journal ein**). Er motivirt das ausführlich: 'Die auswärtigen, insonderheit Englischen Gelehrten erfahren von den Arbeiten der deutschen Gelehrten, und so auch der Göttingischen, so gar weniges und Ihre Maj. unser gnädigster König haben selbst zu äussern geruht: Sie hörten von deutschen Fremden viel gutes von Göttingen, aber seine Engländer wüssten nichts von seinen G. Professoren. Es ist also von verschiedenen hier beschlossen, ein lateinisches Journal anzufangen, etwa wie die Relationes, das hauptsächlich für die Fremden geschrieben werden soll; u. zwar unter Aufsicht der Societät'. Und so weiter. Dem Ausländer soll das Journal auch dadurch interessant werden, 'dass er siehet was der Deutsche von seinen Arbeiten urtheilt, und dem prahlhaften Franzosen wird ein solches Werk besonders heilsam seyn'. Für Haller muss es wie ein Gruss aus der Jugend geklungen haben, als man ihn bat, durch seine Einsicht und Erfahrung einem Unternehmen die Währung und den Stempel zu geben, das nur seine eigene Relationes copirte. Doch halt! Es hiess jetzt anders: nur solche Werke sollten darin besprochen werden,

---

*) Brandes an Heyne 16. Mai 1771: 'Dass man gar nicht mehr bei uns lateinisch lieset, ist nicht nur für verschiedene Ausländer mehrmalen ein Anstoss gewesen, sondern auch überhaupt eine Nebenbahn zur Barbarei, und ich fürchte, wir erleben noch die Zeiten, da selbst Professoren einen lat. Schriftsteller nicht verstehen und die cathedrae doctorum mit den subselliis ludimagistrorum einen Wiederhall geben werden. Die Modelitteratur des empfindsamen und des fälschlich so genanten Geschmackes wird doch auch ihren Wechsel erleben, und dann soll mich wundern, worauf wir nach einer völligen Ruptur mit den Alten greifen werden.' — 26 Mai 1771: 'Wenn es in der Welt möglich ist, die lat. Sprache den dortigen Herren wieder in den Mund zu bringen, so soll es an mir nicht fehlen, und ich bin gewis, dass der Herr Kammerpräsident den Nutzen und die Nothwendigkeit davon nicht minder erkennen wird. Ich fürchte aber, dass alle Erinnerungen wenig fruchten werden. Bei einem Theile unserer Gelehrten möchte, obwol sie ihre Schande nicht blosgeben werden, die Unmöglichkeit eintreten: und bei dem anderen der rebellische Witz und die Selbstzufriedenheit über das bonmotiren diesen Zaum verabscheuen.'

**) Hall. 35, 34a.

'welche mit philosophischem Geiste geschrieben sind'; das neue Stichwort 'Genie' darf nicht fehlen; kurz das Costum ist ein bischen modernisirt. Und der Plan wird deutsch niedergeschrieben.*) Im Grunde doch kein neuer Gedanke, der ernstlich über Haller hinausführte und über Michaelis; dass man Theologie und Jus als nicht genügend philosophisch will zurücktreten lassen, war doch nur ein negatives Moment. Und abermals sollte éine Hand das lateinische und das deutsche Journal leiten? Es bewährt sich wieder, dass Heyne als Organisator mehr guten Willen besass als schöpferische Kraft.

Haller sagte zu. Aber Heyne liess eine Weile nichts von sich hören. Dann erfahren wir, dass die Sache an dem Abgang und Zutritt von ein Paar Collegen hänge. Er hatte versucht, auf Bogen zu verpflichten, die einen auf 6, die andern wenigstens auf 2 Bogen jährlich: auch das ein altes Michaelissches Recept. Aber der Versuch misglückte, zumal grade durch die Gleichgiltigkeit der Societäre, die Heyne gegen Michaelis Rat in die Gesellschaft gebracht hatte. So blieb der Plan liegen. Aber jetzt hing Heyne an dem Gedanken, den er vier Jahre früher weit von sich gewiesen: 'Wenn ich einmal wieder einiges Muthes und der Kraft etwas durchzusetzen, mir bewusst seyn werde, so suche ich das Projekt des lateinischen Journals doch noch wieder vor.' Es ist nicht dazu gekommen.

Aber reiner noch als bei dem ersten Anlauf schält sich im Jahre 1775 heraus, dass der leitende Gedanke bei der Begründung eines lateinischen Journals die Rücksicht auf das Ausland, insbesondere auf das nächstverbundene England war. Auch die Regierung begünstigte das verbindende Moment. Die veraltete Form diente einem Gedanken, der nicht veralten konnte und der um so jünger wurde, je fühlbarer sich die nationale Scheidung Dank der gesteigerten Entwicklung der nationalen Sonderkräfte herausbildet.

VII.

Vom 10. October 1752 ist das Königliche Rescript datirt, durch das die Königliche Societät der Wissenschaften auf 12 Jahre allein befugt wird, eine gelehrte Zeitung in deutscher Sprache drucken, verlegen und öffentlich ausgeben zu lassen. Die Direction wird dem Hofrat von Haller anvertraut, 'so lange er zu Göttingen verbleiben wird'. Mit dem Universitätsbuchhändler Schmidt hatte man kurzen Process gemacht: es war zu offenkundig, wie oft er gegen seine

*) Vgl. Beilage IV.

Pflichten verstossen hatte, als dass er ernstlich remonstriren konnte. Aber auch der strepitus der Meiernschen Erben wurde überhört: ein eingehendes Gutachten Strubes beseitigte jedes rechtliche Bedenken.

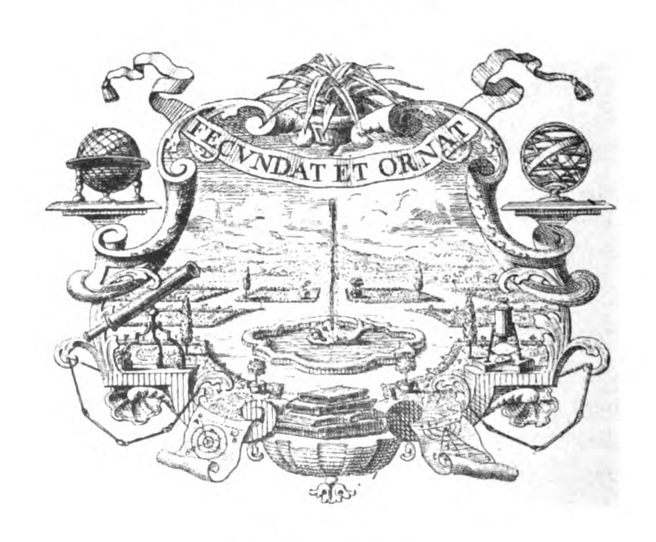
Man fragt sich verwundert: was hat diese plötzliche, mit einem Ruck vollzogene Umwandlung veranlasst? Der Gedanke, die Societät mit einem Verlagsrecht zu begaben, ist zunächst befremdlich genug. Die treibende Kraft war anscheinend ausschliesslich Joh. Dav. Michaelis. Sein in finanziellen und geschäftlichen Dingen sehr praktischer Sinn hatte ihm klar gemacht, dass der Zeitungsverlag, der nur mit dem Postcomtoir zu tun hatte, die sonstigen Gefahren des Selbstverlages minder zu fürchten habe. Er sah des weitern, welchen hohen Ertrag die Zeitungen brachten, wesentlich durch die Arbeit von Societätsmitgliedern: denn Haller, Scheidt und er selbst schrieben fast $^4/_5$ des Ganzen; die Buchhandlung knauserte kläglich mit Allem, Honorar, Ausstattung, Büchern, und schädigte dadurch die Zeitungen — warum nicht versuchen, durch den Namen der Societät, durch eine vornehmere Art der Geschäftsführung das Blatt zu heben und der Gesellschaft eine wichtige Einnahmequelle zu verschaffen? Die Regierung griff mit beiden Händen zu: wurde sie so doch von ihren jährlichen 100 Thlrn. Zeitungszuschuss befreit.

Am 1. Januar 1753 erscheint das erste Stück der Societätszeitschrift. Den scharfen Einschnitt kenntlich zu machen, hat sie den Titel gewechselt: sie heisst jetzt 'Göttingische *Anzeigen* von gelehrten Sachen unter der Aufsicht der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften'. Das Titelblatt trägt die hübsche Vignette der Societät mit ihrer Devise 'Fecundat et ornat' und einer Fülle von Emblemen, die sich bis auf einen Bücherhauf alle auf Naturwissenschaft und Mathematik beziehen: Hallers dominirender Geist verrät sich auch darin. Dagegen ist das Wappen über den einzelnen Stücken fortgelassen: man rechnete aus, das erspare 4—5 Bogen. Allwöchentlich sollen 3 Stücke statt bisher zweien erscheinen, der Preis dafür nur $^1/_2$ Thlr. mehr betragen als früher. Eine Vorrede von Hallers Hand wirft einen kurzen Rückblick auf die Vorgeschichte der Anzeigen, verspricht grössere Mannigfaltigkeit, grössere Beschleunigung der Besprechungen, stellt endlich eine Vermehrung der Mitarbeiter in Aussicht, um das Uebergewicht der naturgeschichtlichen und medicinischen Artikel zu beseitigen. Der Stab der Mitarbeiter wird aufgezählt, aber ohne Namennennung: zwey Gottesgelehrte (Strohmeyer; Jacobi in Hannover?), drey Rechtsverständige (Scheidt, Willig, Meister), ein Arzt (Haller), und ein Kenner der Sprachen

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1753.



Göttingen,
Druckts Johann Friederich Hager.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen.

unter der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

I. Stück.

Den 1. Januarius 1753.

Göttingen.

Wir fangen heute einen neuen Zeitpunct unsrer Wochenschrift an. Sie ist mit dem Jahre 1739. von dem izigen Frankfurtischen Lehrer dem Hrn. v. Steinwehr angefangen, a. 1741. durch den Hrn. Hofraht Treuer, a. 1743. aber durch den Hrn. Syndicus Willig, und nachwärts durch den izigen Braunschweigischen Hrn. Prof. Oeder fortgesezt worden. Im Jahr 1745. fieng eine Gesellschaft von Professoren sie zu schreiben an, und a. 1747. im April kam sie unter die izige Direction. Alle diese Veränderungen wurden vornemlich dadurch veranlaßt, daß sie ein Verlagbuch eines Mannes war, mit dessen, und mit der Handlungsbedienten Willen und Umständen, sich alles veränderte. Mit dem heutigen Blate aber fängt sie an unter der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften herauszukommen, und sie wird dem menschlichen Vermuthen nach diese Einrichtung nunmehr beständig beybehalten.

Man hat, so bald der Königl. Societät diese Aufsicht aufgetragen worden, mit unpartheyischen Augen die Fehler dieses Wochenblates angesehen, und sowohl dasjenige zum Augenmerk genommen, was die Vollkommenheit in einem solchen Werke ausmacht, als dasjenige ins besondre, was bey dem unsrigen möglich ist.

Man hat gefunden, daß hin und wieder, und nicht ohne Ursache, geklagt worden, die Göttingische gel. Zeitung sey in Ansehung der zur Arzneykunst und zur Geschich-

und schönen Wissenschaften (Michaelis). Neue Gedanken, die den Abschnitt von innen heraus rechtfertigten, hören wir nicht. Es war freilich nicht unwichtig, dass statt des festen Honorars jetzt der von der Societät zu zahlende Bogenlohn von 4 Thlr. fest durchgeführt wird: das erleichterte die Ausdehnung der Mitarbeiterschaar. Das was das Wichtigste hätte sein sollen, die Aufsicht der Königlichen Societät, wird kaum erwähnt. Was war die Societät denn anders als eben Haller?

Das Schifflein hatte gerade noch vor dem Sturm den Hafen erreicht, der es sonst vielleicht zerschellt hätte. Im März 1753 reiste Haller auf Nimmerwiederkehr in die Heimat. Michaelis, der ihm längst einen grossen Theil der Redactionsarbeit abgenommen, leitete die Anzeigen ad interim fort, bis ihm das Directorium am 19. Juni von der Regierung übertragen wurde. Gesner scheint es vorher abgelehnt zu haben; unzweifelhaft war Haller von vornherein für seinen begabten Schützling eingetreten.

Hallers Fortgang bedeutet den entscheidenden Einschnitt. Jetzt erst ist die Geschichte der 'Göttingischen Zeitungen' zu Ende und die Societätszeitschrift, die 'Göttingischen Anzeigen' beginnen. Aber es ist billig, den Faden nicht jäh abzureissen, sondern wenigstens einen flüchtigen Ausblick zu tun auf die nächsten Schicksale des Blattes, dessen Kindheit wir mit durchlebt haben.

Was hat die Societät für die gelehrten Anzeigen bedeutet? Die umgekehrte Frage wäre leichter zu beantworten. Die Geschicklichkeit des neuen Directors steigerte die Erträge der Zeitungen so schnell, dass die Gesellschaft einen erheblichen Teil ihrer Ausgaben dadurch decken konnte. Hollmanns Lob, Michaelis habe eben durch die Anzeigen die seit Hallers Scheiden der Agonie verfallene Gesellschaft gerettet, enthält wenigstens ein Körnlein Wahrheit: regte sich doch Dank den Anzeigen an einer Stelle wirkliches Leben. Und es erhöhte — wir dürfen uns das nicht verhehlen — die Teilnahme der Societäre nicht unwesentlich, dass ihre praelectiones aus der Zeitungscasse mit 12, bald mit 20 Rt. gelohnt werden konnten; Michaelis hatte sogar an das rohe Mittel anderer Academien gedacht, in den Sitzungen immer Schlag 1/2 3 Uhr Jetons an die anwesenden Mitglieder zu verteilen, die ihnen einen Präsenzentgelt von 2 Gulden bringen sollten. Jedesfalls hatte die Societät ein lebhaftes Interesse an dem Gedeihen der Anzeigen. Und das Interesse hat die Tage materiellen Gewinns überdauert. In der Napoleonischen Zeit wären die Anzeigen, die längst nur noch zehrten, nicht trugen, unweigerlich zu Grunde gegangen,

wenn die Societät nicht mit ihrer ganzen moralischen Macht — pecuniäre hatte sie gleichfalls nicht — für das welkende Blatt eingetreten wäre.

An der Leitung der Redaction hat die Societät auch unter Michaelis Regime nicht ernstlich Teil genommen. Mosheims alter Traum von collegialischer Beratung, den später Heyne zu verwirklichen suchte, hat Michaelis klares Auge nie beirrt. Er sagt schon zu viel, wenn er in der Vorrede zum Jahrgang 1753 behauptet, die Aufsicht der Anzeigen bestehe mehr 'in der Wahl derer die arbeiten sollen, als in irgend einer Einschränckung der Freyheit zu dencken, welche sie den Mit-Arbeitern billig ungekränckt lässt.' Es ist mir nicht bekannt, dass auch nur die Mitarbeiter je unter Michaelis von der Gesellschaft bestimmt wurden. Er bietet die Gesellschaft wohl gelegentlich einmal auf, um seine eigne Autorität zu stärken oder um sich aus der Affaire zu ziehen: als z. B. der Extraordinarius Bode in Helmstädt sich durch einen frechen Bestechungsversuch eine genehme Recension schaffen wollte, da bietet er das schwere Geschütz der Societät gegen den Beleidiger auf; und als ihm sein Freund und Gönner Scheidt gar zu 'prolix' wird, da schickt er den Director der Gesellschaft, damals Hollmann, vor und entfesselt dadurch zwar Scheidts Entrüstung gegen das tyrannische imperium der Societät, bleibt aber selbst ausser Schussweite. Nur in sehr kritischen Zeiten hat sich das etwas anders gestaltet. Als 1760 im Kriege aus besondern Gründen die Anzeigen ins Stocken kamen, aus Mangel an Geld und an Manuscript, da hat Michaelis die Societät für beides mit Erfolg aufgeboten; und später 1769 war sie freilich massgebend dabei beteiligt, als mit dem Director der Societät auch der der Anzeigen vom Throne stürzte. Nach Michaelis eigenem Wunsche sollte die Societät das Gewicht der Anzeigen steigern, weil es mehr Eindruck macht, wenn eine gelehrte Körperschaft, als wenn ein Einzelner spricht.*) Dieses Argument hat noch 1778, als eine gewisse Neigung auftrat, die Anonymität fahren zu lassen, den Ausschlag gegeben.**) Einen weiteren Gesichtspunct, die Rücksicht auf die Ehre

*) Als im Sommer 1761 während einer chronischen Kolik des Directors Gesner die Societät gar keine Sitzungen hält, da beunruhigt das Michaelis der Anzeigen wegen: 'Auswärts muss es bey wider angegangenen Anzeigen einen sehr rebutanten Begriff geben, wenn man aus ihrem Stillschweigen siehet, dass wir gar keine Zusammenkünfte haben, und also die Societät, deren auf den Titel der Anzeigen stets gedacht wird, nicht sey' (Michaelis an Haller 3. Juni 1761, Hall. 20, 61).

**) Lichtenberg votirt damals: 'Hingegen ist von der andern [Seite] so vieles zu bedencken. Erstl. die Neuerung selbst; Ferner das Ansehen, dass die Zeitungen

der Gesellschaft werde jedem Mitarbeiter ein Sporn sein, hat Heyne aufgestellt, nicht der skeptische Michaelis. Das Publikum hat wirklich in der ‚Illusion' gelebt, die Göttinger Societät und nicht der Prof. Michaelis sei die Seele und das Haupt der Anzeigen: schon im Februar 1754 lief z. B. eine Beschwerde gegen Michaelis bei der Societät ein, die in munterer Form, aber in unzweifelhaftem Ernst gegen die parteiische und unpatriotische Auswahl der besprochenen Werke protestirte.*)

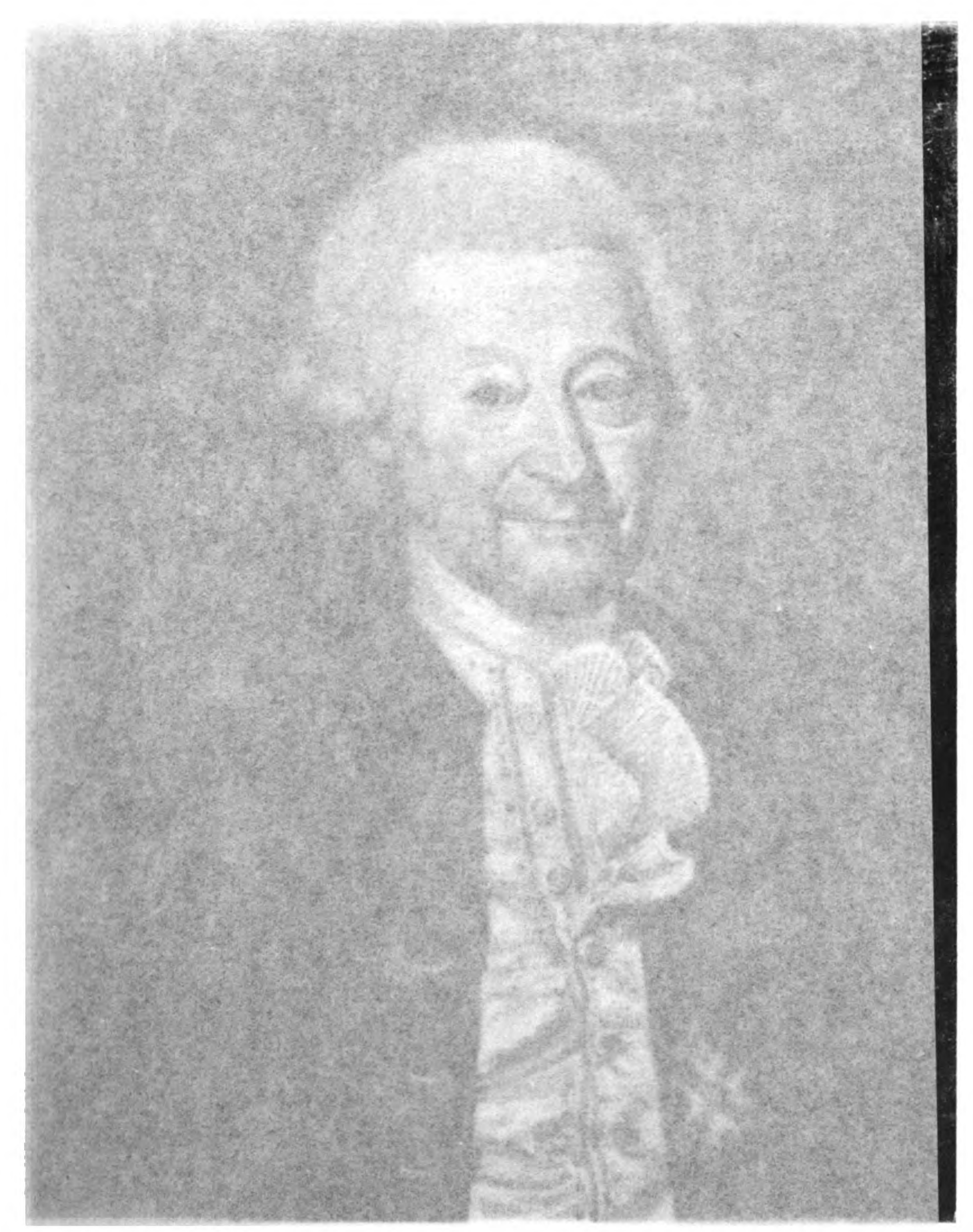
Auf Unzufriedenheit und Hindernisse aller Art ist Michaelis vom ersten Tage seiner Redaction an gestossen. Und als er nach Gesners Tode auch in das Directorium der Societät avancirt war, wurde seine Stellung nicht leichter. Er gehörte nicht zu den starken Persönlichkeiten wie Haller, die sich durchsetzen, ob sie nun Vertrauen, Bewunderung, Liebe ernten, oder ob sie nur imponiren.**) Er gehörte nicht zu den sanguinischen Naturen wie Heyne, die in ihrer fast rührenden Organisationsfreudigkeit mit den nichtigsten Mitteln weiter bauen und damit trotz allem oft zum Ziele kommen, zum mindesten aber, selbst unterliegend, Sympathie und eine, vielleicht ein wenig lächelnde, Verehrung erwecken. Michaelis war weit klüger als Heyne, er durchschaute mit seinen hellen kalten Augen

---

durch die Muthmassung erhalten, als enthielten sie die Stimme der Universität, oder doch der Societät. Selbst auswärtige, die deutlich wissen, dass sie diese Stimme nicht enthalten, würde das Lob das ihnen ein eintziger Mann in der Zeitung beylegt nicht halb so sehr gefallen, als das Lob der Zeitung, worunter sie sich dencken können was sie wollen. Man wird gewiss mehr Fehler aufzusuchen sich bemühen, wenn man den Mann kennt; so aber deckt die Menge der guten Recensionen auch eine Mittelmäsige, wenn je eine erscheinen sollte.' — Heyne resumirt am 2. März 1778: 'Die Gött. Anz. so fern sie unter Aufsicht und im Rahmen einer gel. Gesellschaft geschrieben werden, machen einen gewissen Total Eindruck auf die Leser. Das Publicum ist gewohnt, ein hierin gefälltes Urtheil für etwas mehr als das Urtheil eines einzelnen Mannes anzusehen; man glaubt hier die Stimme gewissermasen von der Societät selbst zu lesen; ihre Aufsicht involvirt nicht blos, dass sie Sammlerin von Recensionen seyn will, nein, sie hat gewissermasen eine Gewährleistung übernommen, dass sie für die Güte der Recensionen stehen will. Hierauf gründet sich ein gewisses unsern G. A. sehr günstiges Vorurtheil des Publici; wie bereits von H. Prof. Lichtenberg vortrefflich ist bemerket worden. Diese ganze Täuschung unsrer Leser würden wir durch jene Neuerung selbst vernichten.'

*) Ich habe diese 'Stimme aus dem Publikum', die auf das Interesse der weiteren Kreise an den Anzeigen ein helles Licht wirft, in der 5. Beilage abgedruckt.

**) Haller schreibt 24. März 1756: 'Es gehört zum Praesidio bey feurigen, gelehrten Männern viel Gedult, viele Bezeugung seiner Achtung gegen einen jeden und wie mich ein mahl dünkt, in den meisten Fällen eine autorität zum decidiren. Mir ists sonst eben bey bewussten Umständen nicht so schwer geworden, als es vielleicht einem lebhafftern undj üngern Manne, wie H. M. geworden ist.' Nota bene. Haller wurde mit 43 Jahren Präsident, Michaelis mit 44 Director der Societät.



W.



Weidmannsche Buchhandlung in Berlin. Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin W.

JOHANN DAVID MICHAELIS

peint par Charles Lafontaine 1790

nach dem Oelgemälde in der Aula der Universität Göttingen.

Können und Wollen der Menschen in bemitleidenswerter Sicherheit, und das hat ihn überall gelähmt. Ihm fehlt der Enthusiasmus, die Phantasie. Menschen und Dinge liegen nur allzuoft in einer entmutigenden Aermlichkeit, in einer nüchternen Alltagsfärbung vor ihm da, deren Nebelgrau ihm die Schwingen lähmt. Er macht sich wenig Illusionen. Und die Idee regierte nicht in ihm. Solch ein Mann kann ein bedeutender Gelehrter sein; aber einen grösseren Kreis zu gemeinsamer Arbeit zusammenhalten und erwärmen, das kann er nicht. Er hat sich darüber getäuscht und Andere. Besass er doch grosse Geschäftsgewandtheit und Geschäftsfreudigkeit. Wusste er doch die Collegen ganz genau, viel besser als Haller und Heyne, daraufhin zu beurteilen, ob sie societätsmässig seien oder nicht. Hatte er doch leichte Beweglichkeit und Grazie in Wort und Schrift, verstand die Menschen zu nehmen und seinen Wünschen dienstbar zu machen. Und gehörte er doch zu den Wenigen, die noch das gesammte Gebiet damaliger Wissenschaft leidlich übersahen; es kam ihm gar nicht darauf an, auch einmal ein ökonomisches Preisthema über Hundswut und über Mittel zur billigen Separation des Silbers vom Kupfer zu stellen oder Hallers anatomische Vorlesungen zu recensiren. Und der Sinn für geistige Grösse, zumal für echte kräftige Naturen wie Haller und Münchhausen, fehlt ihm durchaus nicht, während die 'sentimentalen' Menschen, wie Heyne und Herder, ihm zuwider sind. Auch grosse Aufgaben sieht er, nicht gerade mit vieler Perspective, aber doch mit entschiedenem Drange nach dem Grossen. Ein prickelnder, fascinirender Reiz kann noch heute von dem vergilbten Briefpapier ausstrahlen, das seine feine scharfe Schrift bedeckt. Und doch, die Fülle geistiger Vorzüge, die ihn zum Leiter der Societät und der Anzeigen zunächst ganz anders zu berufen scheinen, als etwa Heyne: — sie wirkt nicht weiter, es ist als ob sie sich in sich selbst verengend zurückzieht. In Kleinlichkeit zerbröckelt, in Kälte erfriert, was sich gestalten und entwickeln möchte. Es fehlt die Liebe zu den Menschen, zu den Dingen, die sich selbst vergisst, die Vertrauen wirbt und Hingabe gebietet.

Eins muss man freilich in Betracht ziehen, das auch einen Festeren ermüden und unlustig machen konnte. Als Haller fortging nach Bern, da hat Michaelis ihm als seinem 'einzigen recht aufrichtigen und unveränderlichen Gönner' ehrlich nachgetrauert. Er hat im Interesse der Universität und der Societät immer wieder gehofft und gewünscht, dass Haller wiederkehre, hat getreulich in Hannover getan, was zu machen war, um Hallers Wünsche zu befriedigen. Aber

die Ungewissheit: kommt er zurück oder nicht? zieht sich nicht durch ein, zwei Jahre, nein durch anderthalb Decennien hin. In unentschuldbarer Rücksichtslosigkeit lässt Haller seine Rückkehr dauernd in der Schwebe. Inzwischen verfällt die medicinische Facultät: man musste ja doch Mittel reserviren, um Haller eventuell besolden zu können. Keine ernstliche Aenderung der Societätsstatuten ist durchzusetzen: man vertagt das doch besser, bis Haller wieder da ist. Ueber den definitiven Verlag der Societätsschriften wird am besten Haller entscheiden. Ja ein Sitzungszimmer für die Gesellschaft wird nicht beschafft, weil man ja doch nicht weiss, ob Haller die Sitzungen nicht lieber wieder zu Hause halten werde. Mit den Anzeigen liegt es nicht viel anders: Michaëlis war nur halb ihr Leiter, denn das ganze ungeheure Gebiet, über das Haller arbeitete oder vielleicht arbeiten wollte, war ein Rühr-mich-nicht-an. Und was Michaelis etwa selbständig taten und raten wollte: der grosse Schatten stand immer im Hintergrunde, konnte jeden Moment beschworen werden. Es hat Zeiten gegeben, wo Michaelis mit Wärme und Eifer zu fördern gewillt war, was ihm durch Hallers Entfernung zugefallen. Aber alsbald flog der Klatsch nach Bern und Hannover; der neue Secretar der Societät, Professor Murray, der nur zu genau wusste, wie grausam klar Michaelis seine Nichtigkeit durchschaute, stellte Haller 1764 seine 'Ergebenheit und Folge und schwedischen Muth' zur Verfügung, wenn er Michaelis Herrschsucht bekämpfen wolle; Münchhausen legt jeden Schritt zur Beurteilung in Bern vor. Alles wird mindestens verschleppt, wenn nicht behindert. Es ist kein Wunder, dass Michaelis mürbe ward und die Dinge eben gehn liess. Das Mistrauen in das künftige Gedeihen der Societät hat ihn sehr früh gefasst, sehr bald nach Hallers Scheiden, und er hat wieder und wieder den Wunsch ausgesprochen, sich ihrem Todesparoxysmus zu entziehen, das zerbrechliche Schiff zu verlassen, dem nicht einmal die Sonne Münchhausenscher Gunst leuchte.

Darin täuschte sich Michaelis. Münchhausen hegte für die einschlafende Societät ganz die Liebe der Mutter für ihr krankes Kind. Aber zu Michaelis hat der Cammerpräsident kein Vertrauen gehabt. Er brauchte so positive Naturen wie Haller und Heyne; Michaelis ist ihm stets unsympathisch gewesen, auch als der törichte Murray ihn noch zu den 'Lieblingen' der Regierung zählte. Münchhausens Klugheit wusste Michaelis Ruhm, Gelehrsamkeit und Talent zu schätzen: er war eine 'Zier' der Universität, er war ihm durch Haller empfohlen und empfahl sich selbst eine Zeitlang durch präcise und prompt-

Erledigung der Fragen, die er ihm vorlegte. Aber schon in den besten Tagen, als Michaelis wirklich grossen Einfluss hatte, bricht zuweilen eine Gereiztheit Münchhausens hervor, die keinen Zweifel lässt, wie anders er Michaelis ansieht als seinen grossen Vorgänger. Im Grunde bleibt Haller der Mann des Vertrauens: er war wahrlich nicht nur nomineller Präsident der Societät, die Briefe fliegen regelmässig hin und her, über grosse und kleine Dinge verbreiten sie sich, und Haller muss votiren über Fragen, die er aus der Ferne schlechterdings nicht beurteilen konnte. Und er votirt. Damit pflegt eine Sache entschieden zu sein. Auch hier musste sich das Gefühl halb nutzloser Arbeit, mindestens starker Kraftvergeudung bei Michaelis einstellen*). Die Reibungen steigern sich schliesslich so, dass er seit Mitte 64 nicht mehr nach Hannover schreibt, 'wo es nicht Nothwendigkeit oder Höflichkeit erfodert'. Es konnte nicht ausbleiben, dass Münchhausens Interesse auch den Anzeigen nicht mehr mit der Wärme der Hallerschen Tage sich zuwandte. Doch ist es wesentlich die stetige, von Tag zu Tage folgende Teilnahme im Kleinen, die jetzt nachlässt. Er unterstützt die Anzeigen nach wie vor, sei es dass er hilft Recensenten zu werben, deren er mehr auftreibt, als Michaelis immer passt, sei es, dass er ausländische Bücher besorgt, sei es, dass er vernachlässigte Gebiete in Erinnerung bringt, sei es, dass er Referate über politisch bedenkliche Schriften verbietet**), sei es, dass er schlechte oder anstössige Recensionen tadelt***). Die hannöverschen Recensionen sind in Münchhausens Interesse zurückgetreten, doch hat er nicht nur mit Scheidt noch oft über die Anzeigen verhandelt, sondern auch mit dem vortrefflichen hannöverschen Pfarrer Joh. Friedr. Jacobi, den er den Anzeigen zugeführt hatte und den er wohl auch

*) Uebrigens versteht auch er die Kunst, Haller gegen Hannover und die Collegen der Societät aufzubieten, wo er ihn brauchen konnte. Haller war merkwürdig willfährig gegen alle diese Zumutungen von verschiedenen Seiten.

**) So dürfen die oeuvres du philosophe de Sanssouci 'auf hohe Ordre' nicht erwähnt werden (Michaelis an Haller 7. April 1760); ebensowenig einige schwedische Politica (Michaelis an Haller 10. December 1757).

***) Ein eclatanter Fall dieser Art wurde hervorgerufen durch eine Beschwerde der theologischen Facultät, die sich über eine Recension im 33. Stück des Jahrgangs 1754 beklagte; man verstand die sarkastische Würdigung einer reformirten Dogmatik methodo mathematica grundfalsch als ein aggressives Bekenntnis zum reformirten Glauben. Der Verfasser war — Haller, und das schlug alle Weiterungen nieder. Die theologische Facultät bekam sogar die dringende Ermahnung, 'von einem Collegen ehender das Beste zu urtheilen, als denselben ohne genugsamen Grund suspect zu halten und, denen vermuthlich aus Neben-Absichten herrührenden Angebungen nicht mit solcher Facilität Glauben beyzumessen'.

beriet, ob eine Schrift sich zur Recension eigne oder nicht. Aber zahllose kleine Blätter wie an Haller hat er an Michaelis nicht flattern lassen. Er überlässt den alltäglichen Briefverkehr jetzt in der Regel den Recensenten selbst oder sonstigen Vertrauensmännern. Man braucht nur auf die Anrede dieser Münchhausen Nahestehenden achten, um zu fühlen, wie anders Mäcenas zu Haller stand als zu Michaelis: die Götten und Consorten tituliren jenen gewiss 'Hochzuverehrender Gönner', diesem ward ein simples 'E. Wohlgeboren'.

Die Anzeigen befanden sich unter Michaelis Leitung nicht übel. Die Auflage steigt jährlich: 1753 sind 459 Exemplare bestellt, 1754 546; 1756 werden 810 abgezogen. Die Kriegsjahre bringen einen starken Rückgang. Aber sofort nach dem Kriege steigt es wieder: der Postdebit steigt von 1764—1769 von 330 auf 656 Exemplare, wobei die in Göttingen, Lüneburg und Hannover verkauften Exemplare noch nicht mitgerechnet sind. Der Umfang wächst bis 1770, mit einigen Schwankungen, von 1400 bis auf 1800 Seiten, von 2 auf 3 Bände jährlich, von denen einer für die Zugaben reservirt wurde. Der Ertrag entsprach freilich dem guten Absatz nicht ganz. Das Postcomtoir zahlte unregelmässig, mit zu grossen Abzügen und in schlechtem Gelde; zumal seit Beginn des grossen Krieges liefen auch die Pränumerationen der Leser nicht pünktlich ein wie früher. Und Michaelis, der sonst so gut zu rechnen verstand, war hier saumselig. Murray, der sich gar nicht genug darin tun kann, sein Befremden über Michaelis Eigennutz zu äussern, wagt an Haller zu schreiben*): 'Man argwohnt, dass der Herr Director sich mit seinem Schwager dem Postmeister sehr wohl verstünde'. Es scheint nicht, dass es sich um Andres handelt als um eine lässige Connivenz, die allerdings nicht im Interesse der Societät lag. Auch ein anderer Zug von Michaelis nicht immer feinfühlender Gewinnsucht wird ihm durch Murray aufgestochen: als die Jahrgänge 1761 und 1762 vereinigt erschienen, nur im Umfange eines Jahrgangs, da hat sich Michaelis angeblich für beide Jahre das Directionshonorar berechnet. Ich glaube das, diese Art unvornehmer Genauigkeit lag ihm nahe. Aber um das richtig zu beurteilen, darf man nicht ausser Acht lassen, dass er auf den pecuniären Vorteil Anderer nicht minder zäh bedacht sein konnte. Er drängt seinen hannöverschen Mitarbeitern, die das geringe Honorar meist verschmähten und mit einem Freiexemplar zufrieden waren, ihre Anteile gradezu auf; er führt einen kleinen Kampf, um durchzusetzen,

*) Murray an Haller 15. Oct. 1769 (Hall. 29, 181).

dass Haller auch ausser seinem Präsidentengehalt noch das volle Honorar für seine Recensionen, genau berechnet und in guter Münze, erhalte. Im Rufe der Geldgier stand er: den Versuch ihn zu bestechen hat man wiederholt gemacht, grade aus Collegenkreisen, auch um wohlwollende Besprechungen zu erreichen. Er hat dann in dem breitspurigen Pathos sich ergossen, dem er verfällt, wenn er sittliche Entrüstung zeigen will. Die einfache Sprache ehrlichen Zornes gelang ihm nicht. Aber ich zweifle nicht, dass er sich rein fühlte.

Der Druck, der Anfangs von dem alten Drucker der Göttingischen Zeitungen, von Hager besorgt wurde, ging, als Hager einen krätzigen Jungen nicht entlassen wollte, an Barmeier über. Klagen blieben auch hier nicht aus. Aber die Hauptnot, die Druckfehler, lag mehr an den Manuscripten und dem unfähigen alten Corrector, dem Pastor Strohmeyer, den erst Heyne beseitigte, als an dem Drucker. Die schlimmste Sorge bereitete Haller. Er schrieb seine zahllosen Recensionen ohne Absatz hinter einander, mit flüchtigster, fast unleserlicher Hand fort; als er auf Michaelis Bitte und auf Kosten der Societät statt des Manuscriptes eine Abschrift schickte, pflegte diese, von Haller ungeprüft, erst recht so von Fehlern zu wimmeln, dass man heilfroh war, das Originalmanuscript auch noch bekommen zu können. Es gehörte zu Barmeiers Trümpfen, als man ihm den Druck abzunehmen drohte, nur bei ihm gebe es Leute, die Hallers Recensionen lesen könnten. Selbst Fachgenossen und jüngere Freunde Hallers, wie Zinn und Andreas Murray, waren der Aufgabe, die diese Correcturen stellten, nicht immer gewachsen. Michaelis hatte viel Gemütsruhe. Als Haller ihn einmal bat, doch an der Beseitigung eclatanter Schreibfehler zu helfen, erwiderte er: 'Dass ich niemals eine conjecturam criticam üben will, werden E. H. mir nicht verdenken; gesetzt ich verbesserte zehn Lesearten und verschlimmerte die 11 te, so würde dies letzte Versehen mir mehr Vorwürfe machen, als 100 Verbesserungen des Manuscripts Lob. Zudem erfordern die Emendationes Zeit, und oft Nachschlagen der nominum propriorum und der Kunstwörter: und eine Polyhistorie.'*) Heyne, der von Polyhistorie nicht entfernt so viel besass wie Michaelis, hat keine Mühe gescheut, den Text Hallerscher Recensionen als der pièce de résistance der Anzeigen so rein zu gestalten wie möglich. Eine gewisse Nonchalance, wie sie bei vielgeschäftigen Männern leicht sich einstellt, hat Michaelis auch sonst bewährt. Heyne

*) Michaelis an Haller 27. September 1767 (Hall. 27, 79). Ein ander Mal erzählt er, dass er Sätze, in denen unlesbare Worte vorkämen, am liebsten einfach auslasse.

stellt seiner Zeit Listen neu erschienener Bücher zusammen und lässt sie bei den Mitarbeitern circuliren; Michaelis überlässt ihnen ruhig, selbst in den Buchläden zusammen zu suchen, was in ihr, möglichst eng begrenztes Fach einschlägt. Heyne hat, auch als Oberbibliothekar, Auctionen und Bücherangebote des Auslands mit Feuereifer verfolgt; Michaelis treibt auch das mehr gelegentlich, aber es gelingt ihm doch bei seiner ausgedehnten Correspondenz Beziehungen mit Russland (Schlözer, Büsching), Spanien (Büsching), Italien (Haller, Walch) zu knüpfen.

Befremdender ist das 'journalistische Glaubensbekenntniss', das er einmal Semler ablegt*): 'Ich glaubte, E. W. wussten, dass ich in die Recensionen anderer, die ich druken lasse, nicht den mindesten Einfluss habe, oder jemahls gehabt habe. Indessen nehme ich mir die Freiheit, dieses zu melden, wenn etwan vielleicht Lügner (denn dafür würde ich solche Leute declariren müssen) dorten verbreiteten, dass ich den hiesigen Recensenten irgend einige Anweisung gebe oder geben könnte, wie sie recensiren sollten. Ich glaube, in solchem Falle wäre ich der einzige Recensente, und alsdenn würde es mir viel leichter seyn, meine Gedanken mit eignen Worten zu schreiben. Ich bin so weit entfernt, den Sentiments anderer Recensenten worinn vorzugreifen, dass ich bey sovielen Artikeln, deren Eigenlob und Ridicule mir eben so gut in die Augen leuchtet als es Fremden immer thun kann, und über die ich bei der Correctur herzlich lache, abdruken lasse, ohne dem Recensenten ein Wort zu verstehen zu geben, dass ich sie für unschiklich halte: denn ein jeder trägt seine eigene Recension und nicht die meinige vor das Publicum.' Michaelis hat nicht immer so nihilistisch gedacht. Auch er hat gekürzt, geändert, gemildert, Recensionen cassirt. Aber er hatte dabei seine Erfahrungen gesammelt: war doch der Anatom Vogel so weit gegangen, ihm schon wegen weniger orthographischer Aenderungen einen groben Brief zu schreiben, in dem er sich jede Modelung seiner 'Geographie' verbat. So war Michaelis des Mäkelns müde und verschluckte Elephanten; obendrein war sein Bedarf an peinlichen Auseinandersetzungen reichlich gedeckt durch die unerquickliche Notwendigkeit, alle Augenblicke von zwei Recensionen eines und desselben Werkes die eine zurückgeben zu müssen.

Bei Michaelis redactionellem Grundsatz: 'Für jedes Fach nur ein Recensent' hätten solche Collisionen nicht vorkommen dürfen. Aber

---

*) 13. Mai 1767 (Mich. 9, 638).

die Rechnung war ohne Haller gemacht. Dieser wichtigste und fruchtbarste aller Mitarbeiter kannte keine Fachgrenzen und durfte beanspruchen, dass seine Arbeiten allen Andern vorgiengen.

Hallers Mitarbeit auch aus der Schweiz hatte ganz ungeheure Dimensionen. Ich gebe einige Zahlen. Im Jahrgang 1755 tragen 178 Anzeigen seine Chiffer, im Jahrgang 1757 214, 1759 241. 1760 erreicht er zwar nur die Zahl 222, aber wenn man erwägt, dass die drei nächstfruchtbaren, Michaelis, Walch und Büsching nur 61, 55, 42 mal recensiren, so wird deutlich, was Hallers Zahl bedeutet. Und noch 10 Jahre später, 1770, schlägt Haller mit 307 Recensionen die fleissigsten, Heyne (95) und Kästner (76) um mehr als das dreifache, er hat fast die Hälfte des ganzen Jahrgangs*) (ca. 650 Anzeigen) allein geschrieben. Solch nie versagender Mitarbeiter war unschätzbar; ein Wink und jede Manuscriptebbe wich. Aber er musste mit viel Egards behandelt werden. Das wusste man in Göttingen und in Hannover. Auf seinen Wunsch überwindet Münchhausen sogar zuweilen seine Abneigung gegen das hohe Auslandsporto und lässt ihm neueste englische Litteratur zuschicken. Als er älter wird, will er nicht lange auf den Abdruck warten, wird ungeduldig. Ihm Fachgrenzen vorzuschreiben, war unmöglich; aber er hielt sich auch an die Grenzen nicht, die er selbst sich steckte. Und er verbat es sich sehr entschieden, dass seine Artikel hinter andern zurückstehn sollten. Als Münchhausen einmal wünscht, um den Absatz der Anzeigen zu fördern, sollten sie die öconomische Literatur möglichst schnell ankündigen, da schlägt er vor, Beckmann solle die einheimischen Oeconomica behandeln; in der schonendsten, verklauseltsten Form wird der Vorschlag an Haller gebracht; aber eine befremdete Frage Hallers genügt, ihn zu einem blossen 'Misverstand' zu machen. Für andere Mitarbeiter war diese Bevorzugung nicht angenehm. Der cholerische Büsching hat ein paarmal in hellem Aerger die Mitarbeit aufgekündigt, wenn wieder und wieder seine Päckchen ungedruckt liegen blieben, weil Haller immer voraus war. Und auch Kästner, der Haller anfangs respectvoll den Vortritt lässt, wird am Ende verdriesslich. Es kam hinzu, dass die Hallerschen Anzeigen sich immer häufiger Blössen gaben oder doch Anstoss erregten. Dass Haller z. B. die alten Normänner nicht für Norweger und Dänen gehalten hatte, das nahm man in Dänemark so übel, dass der Staatsminister Herr von

*) Die besondern Zugabenbände sind nicht einmal berücksichtigt, in ihnen herrscht Haller fast ausschliesslich.

Holsten sich beschwerte. Michaelis entschuldigt, 'die Historie sei nicht des Auctors Hauptwerk, der übrigens eine gantz besondere Veneration vor dem König von Dänemark habe.' Dass er den Espion Chinois dem Chevalier d'Eon zugeschrieben, rief sehr lebhafte Auseinandersetzungen hervor, die ein Herr von Sonntag an Kästner richtete. Die Referate über Lessings Laokoon, über Jacobis Gongoraromanzen werden von den Unzufriedenen, nicht ganz mit Unrecht, das eine als ganz einseitig, das andre als oberflächlich getadelt. Auch eine gewisse politische und litterarische Starrheit war auf die Dauer nicht zu verkennen.*) Selbst angebliche Sprachfehler stach man mit Behagen auf. Michaelis muss sich wieder und wieder sagen lassen, dass er zu viel Parteilichkeit für den Herrn von Haller besitze. Aber in diesem Puncte stand Münchhausen dem Director der Anzeigen treu zur Seite. Ihm bleiben Hallers Beiträge nach wie vor 'der grösseste Schmuck und Reichthum' des Blattes. So fällt denn auch ein grosses Promemoria ins Wasser, das Kästner im Februar 1770 gerade gegen Hallers übermässige und zu flüchtige Arbeit nach Hannover gerichtet hat, als man von dort aus die Einförmigkeit und die Druckfehler der Anzeigen monirte.

Der erfahrene Director wusste ganz zu würdigen, was ein so sicherer und fruchtbarer Helfer wert war. Er wird sich auch nicht darüber getäuscht haben, dass der zum Queruliren über Andre sehr geneigte Kästner als Recensent noch ganz anders zu wünschen übrig liess, dass er zumal auf dem Gebiet der schönen Wissenschaften und Künste, auf das er die Hand gelegt hatte, den Ansprüchen neuer Tage gar nicht gewachsen war. Und wie dürftig waren die naturwissenschaftlichen Mitarbeiter, die zur Ergänzung Hallers eintraten, wie Zinn, Vogel, Murray! Tobias Mayer schimpfte auf Haller und Kästner, steuerte

---

*) Brandes an Heyne 21. März 1765: 'Seine [Hallers] weitläuftige Gelehrsamkeit, beständige Lectüre und Correspondenz werden hoffentlich den gel. Anzeigen einige neue Vortheile geben. Es wäre aber freilich zu wünschen, dass er sich in seine Fächer einschrenkte, auch ohne Vorurtheile und Privat-Absichten urtheilen könnte. Seine Recensionen von Französischen Büchern sind insonderheit seltsam und ungerecht. Man suchet nur Fehler, die es öffters in der That nicht sind, und erwehnet nicht einst der ohnstreitigen Verdienste und Vorzüge. . . . Wenn ich nur den Nahmen von Voltaire und Rousseau sehe, so weiss ich schon was kommen soll. Ich verabscheue den moralischen Character des ersteren, und lasse dem letzteren seine besondern Meinungen alleine: Ihre grosse Gaben als Schriftsteller aber verdienet Gerechtigkeit, und die gantze Welt, selbst ihre Feinde haben sie ihnen nie abgesprochen. Rousseau ist auch besonders ein tiefsinniger philosophischer Geist, der gewis aus Ueberzeugung schreibet, und nie den Wolstand beleidiget hat. Sein Ausdruck kan dabei nicht schöner, nicht richtiger seyn.'

aber selbst nur ganz wenig bei. Die Geschichte hätte ohne Hallers Aushülfe in ausländischer Literatur ganz auf Scheidts Schultern geruht; Aug. Benedict Michaelis, den sein Bruder eigens für die Anzeigen nach Göttingen gezogen, machte sich durch Trunk schnell unmöglich; Gatterer, der später hinzutrat, hat nach Michaelis Ueberzeugung den rechten societätsmässigen Ton nicht getroffen, war ausserdem als Recensent träge; und auch Schlözer gab nur Gastrollen. Heyne war ja eine grosse Nummer, der Geograph und Pädagoge Büsching ein interessanter, wenn auch etwas unbequemer Charakterkopf, der nie darum verlegen war, Michaelis und den Autoren der von ihm recensirten Werke unangenehme Wahrheiten zu sagen. Aber das Leiden mit den juristischen Recensionen blieb. Auch anno 1760 noch ist Willig der fleissigste Mitarbeiter, nach ihm Selchow, mit dem Michaelis aber so schlecht stand, dass trotz Münchhausens energischem Eingreifen es immer wieder zu Zerwürfnissen kam, die den brauchbaren Mann den Anzeigen entzogen. Und über den Andern schwebte ein Unstern: die Gatzert, Hoffacker, Seybert, Frick, Musäus etc., die nacheinander die 50 Thlr. Remuneration des juristischen Recensenten bezogen, taugten entweder nichts oder sie starben oder wurden versetzt. Gegen Ende der Michaelisschen Periode trat mit Feder ein Philosoph in den Kreis ein, der später Bedeutung für die Anzeigen gewann.

Vielleicht hätte Michaelis doch besser getan, sich nicht so eng an die ordentlichen Mitarbeiter der Anzeigen zu binden. Er hat z. B. Recensionen des von Heyne empfohlenen und wohl angesehenen Bibliothekars Raspe, eines Mitgliedes der Societät, abgewiesen, weil er sonst auch andere von aussen kommende Beiträge annehmen müsse, sonderlich von berühmten Männern: allein 'mancher berühmter Mann ist partheyisch und manches vornehme Couvert begünstiget Aufsätze von solchen, die nicht Kenner sind. Um also nicht bey denen anzustossen, deren Aufsätze man nicht einrücken kann, ist unser hiesiges Gesetz, nur Aufsätze der Mitarbeiter von Büchern, die sie selbst gelesen haben, anzunehmen'.*) Das war keine Ausrede.

Die Theologie wurde, seit der alte Strohmeyer endlich schwieg, durch Walch und Less in Göttingen, zeitweilig durch Jacobi in Hannover (und Celle) vertreten: Michaelis selbst schrieb da nur wenig. Es war die angefochtenste Seite der Göttingischen Anzeigen. Und die Vorwürfe richteten sich hier zugleich gegen Michaelis wissenschaftlichen

---

*) Michaelis an Raspe 24. November 1765; ich kenne den Brief durch Frensdorffs Güte.

und menschlichen Charakter. Wie war es möglich, dass ein Mann, der selbst moderne Methoden in die Bibelforschung getragen, in seinem Blatte einen Ton begünstigte, der ihm das Lob der Götzen und Götten eintrug? der jede freiere Religionsauffassung verketzerte? Die Ausrede, er überlasse den Recensenten ihre Ansicht, war nur Ausrede. Einem milden Mann wie Jacobi, den jeder Verfolgungsgeist, jede Asketik abstiess, der nicht an die schreckliche Vorstellung von der Hölle und die harte Meinung, dass Gott Creaturen erhalte, um sie quälen zu können, glauben mochte, der sich des Theaters gegen Less Angriffe lebhaft annahm, diesem milden und grossherzigen Manne hat er Recensionen unterdrückt oder sie doch von 'unvorsichtigen' Gedanken und Ausdrücken gereinigt. Und der freidenkende Büsching hat Theologisches überhaupt kaum recensirt, obgleich er in Göttingen der theologischen Facultät adjungirt war. Less dagegen hatte freie Hand. Ob aus Ueberzeugung oder aus Furcht, Michaelis trieb es so arg, dass der Hamburger Hauptpastor in ihm einen David sah, der die Goliaths der arianischen und socinianischen Sectirerei wie Semlern zu Boden strecke. Das psychologische Problem will ich hier nicht erörtern. Es ist unzweifelhaft, dass es Michaelis zu den Orthodoxen zog. Er hat schon in den Anfängen seiner Tätigkeit an den gelehrten Anzeigen den Unterschied zwischen dem Christen und dem natürlich-ehrlichen Mann geflissentlich betont. Er war nicht umsonst seines Vaters Sohn. Und dazu der seltsame Ehrgeiz, den Michaelis mit manchem Orientalisten teilt, sich ein theologisches Air zu geben. Nicht zuletzt der Consistorialrat Götten in Hannover, einer der einflussreichsten und weltklugsten Berater Münchhausens, sein Beichtvater. Ursprünglich war er Michaelis Gönner und gab ihm wertvolle Winke auch zur Schlangenklugheit. Schon damals aber hielt er mit mehr oder minder scharfen Admonitorien nicht zurück, wenn Michaelis sich im Colleg einmal hatte untheologisch gehn lassen, oder wenn in den Göttingischen Anzeigen, denen Götten seine regelmässige Aufmerksamkeit schenkte, so ungehörige Bemerkungen unterliefen wie etwa, dass die heidnischen Helden als messianische Vorbilder wie David gelten könnten, oder wenn dort gar ein so verdächtiger Schriftsteller, wie der Magister Lessing ein Lob, aus Michaelis eigner Feder, davontrug.*) Der Feindschaft der Gestrengen ist er schliesslich doch

*) Götten an Michaelis 24. Juni 1754 (Mich. 4, 243): 'Ein gewisser gl. Gelehrter allhie, der kein Geistlicher, meynt in Lessings Vertheydigung Cardani eine gefährliche Vertheidigung und falsche Ausschmückung des Muhammedanismi gefunden zu haben. Ich habe die Schrift nur flüchtig vorher durchgeblättert. In England ist die Sache

nicht entgangen. Es ist ein unbehagliches Schauspiel, wie Michaelis in seinen Briefen zwischen Götten und Jacobi, Götze und Semler, Schubert und Bertling und wie diese theologischen Kämpferpaare sonst heissen, sich durchzuwinden weiss, nicht grade unehrlich, aber auch nicht ganz aufrichtig. Und es ist fast typisch, dass er brieflich ein zugesendetes Werk sehr freundlich begrüsst, an dem die Anzeigen nachher wenig Gutes lassen; dass er wohl auch nachträglich die schneidende Tonart seines Blattes dem Getroffenen gegenüber seinerseits bedauert. Er hat die scharfe Trennung zwischen Redacteur und Recensenten gründlich ausgenutzt, selbst da, wo er zugleich Autor der Anzeigen war, diese Identität zuweilen zu verwischen verstanden. Aber man braucht nur an des jungen Herders Schriftstellermoral zu denken, um derartiges nicht schwer zu nehmen. Dafür war Michaelis eben Journalist.

Den Briefwechsel durchzublättern, den der Director der gelehrten Anzeigen von 1753—1770 geführt hat, ist von eignem Reiz. Womit ist der berühmte und einflussreiche Mann nicht heimgesucht worden! Der Büchersendungen mit verschämten und unverschämten Bitten um freundliche Besprechungen ist kein Ende. Hier ein Schrei um Gerechtigkeit, dort ein Versuch des Freundes, seinen Freund dem Wohlwollen des Herrn Recensenten zu empfehlen. Derbe Lobhudelei neben empfindlicher Gekränktheit. Da beklagt sich einer, dass er in den Anzeigen nicht bei seinem Titel 'Mitglied der deutschen Gesellschaft' genannt ist. Da beansprucht einer, dass die geistigen Producte des Landes einen Vorzug erhalten vor den Nicht-Hannoveranern. Da wird eine Berichtigung, ein Widerruf, die Aufnahme einer Gegenerklärung verlangt. Ein Verleger behauptet, seine Verlagswerke würden ungerecht behandelt. Autoren senden in Fülle Selbstrecensionen von warmer Anerkennung. Ein paradoxer Halbkatholik legt seine Arbeiten zur Kirchenvereinigung vor. Dieser will eine Professur, jener einen Verleger, der Dritte schickt Michaelis gleich die gedruckten Ballen seiner Werke ins Haus, damit er sie vertreibe. Ganz allerliebst weiss er die lästigen Leute los zu werden, ohne sie zu kränken: einen Bittsteller, der gerne Societätsmitglied werden möchte, beglückt er, indem er ihm ein Diplom der deutschen Gesellschaft verschafft oder ihn an

schon etwas altes . . . . . E. W. wären vor andern geschickt, die Welt aus dem Traume zu bringen. Vor mich deucht mir, dass man die spitze Feder des Lessings nicht gegen die Religion reitzen, aber auch nicht ansehnlicher machen müsse, und E. W. haben allerdings manches gemissbilliget in seinen Schriften. Ich glaube fast E. W. stehen mit ihm in Briefwechsel, vielleicht könnten Sie privatim zu seiner Besserung noch etwas beytragen.'

das Gatterersche Königliche Institut abgiebt. Lebhafter Dank wird ihm von so verschiedenen Seiten wie Mendelsohn und Lavater. Verdächtigungen bleiben ihm nicht erspart. Und der Briefverkehr erstreckt sich weit über die deutschen Grenzen. Man hat doch den Eindruck grosser und allgemeiner Achtung, die Michaelis geniesst, daneben einer bewunderungswürdigen geistigen Volubilität, die die Menschen wenigstens im flüchtigen Verkehr virtuos zu behandeln versteht.

Eine starke Einheitlichkeit, wie sie sich nicht einmal unter Haller herausgebildet hatte, wollte Michaelis den Anzeigen nicht geben, noch konnte ers. Aber er war dennoch ein geschickter Leiter, der die Zeitschrift bei bewegtem Leben erhielt. Seine eignen Anzeigen, die zwischen schwerfälliger Breite und pikanter Kürze hin- und herschwanken, zwischen Rationalismus und Mystik bald hier bald da ihren Ruhepunct suchen, sind immer seltener geworden. Er war nur noch nebenbei Verfasser, war ganz Director. Die Schwächen von Michaelis Persönlichkeit, die die Societät schädigten, haben für die Anzeigen nichts bedeutet. Es war kaum innerlich gerechtfertigt, dass die viel behandelte Krise von 1769 und 1770 ihm auch die Direction der Anzeigen raubte.

Ein aufmerksamer Beobachter wie Brandes hatte allerdings sch[on] 1765 den Eindruck, dass an den Göttinger Anzeigen etwas nicht [in] Ordnung sei. Er möchte mehr Varietät und Neuigkeit; er wün[scht] auswärtige Correspondenten; er empfindet, dass das Blatt 'ohngen[ehm] zurücke' sei, zumal auch in Sachen der Kunst. Sein Gefühl [hatte] Recht. Aber das waren Schwächen, die weniger an Michaelis al[s an] Göttingen lagen. Der Göttinger Professor schrieb zum guten [Teil] einen Stil, der nicht auf der Höhe war; der Sinn für die aufsteig[ende] Schönheit in Poesie und bildender Kunst hatte noch nicht Ei[ngang] gehalten. Die Generation Hallers und noch Kästners war mit [dem] Geiste Winckelmanns nicht genährt. Auch Heyne hat die Anz[eigen] nicht viel ästhetischer und moderner machen können, so lange [er] lebte. Aber alle die Vorwürfe, die 1769 von Michaelis Gegne[rn] emsig zusammengetragen wurden, treffen im Grunde nur Nebens[ächliches]. Was tiefer ging, der Hinweis auf das Uebermaass Hallersche[r Bei]träge, auf die Neigung zu scharfen Urteilen, berührte gera[de die] besten Seiten der Anzeigen, soweit es überhaupt zutraf: Michaelis ging den Schärfen lieber aus dem Wege. Nun, man [wollte] ihn los werden und wurde ihn los. Die sächsische Politik [siegte] über die preussische, wie Murray scherzte. Am 26. Octob[er] wurde Hofrat Heyne mit dem Directorium beauftragt.

Er hat die äussere Ordnung in Correcturen, Casse, Erscheinen der Nummern, regelmässigem und schnellem Abdruck der Anzeigen etc. sehr verbessert. Er hat für eine systematischere Verwertung der Bibliothek und ihrer Neuanschaffungen gesorgt. Er hat sich bemüht, durch eine recht bunte Anordnung zu interessiren. Das Honorar wurde (bis Juli 1774) auf 5 Thlr. erhöht. Das war doch Alles im Grunde sehr gleichgiltig. Schon 1773 ängstigt er sich um brauchbaren Stoff, 1776 ist er in heller Verzweiflung. Er seufzt: hätte man doch Herder nicht vor den Kopf gestossen! Die Societät liess ihn so ziemlich im Stich, und mäkeln, wählen durfte er noch weniger als sein Vorgänger. Wenn er Haller nicht gehabt hätte! Auch Heyne tut Alles, ihn sich warm zu halten. Wieder dieselben Dinge in seinen Briefen: Geldberechnungen, Druckfehler, die ängstliche Beflissenheit, aus Hallers Bahnen andere Recensenten fern zu halten, reichliche Reservation von Büchern der verschiedensten Gebiete — ganz wie unter Michaelis. Nur dass Haller noch älter und starrer geworden war. Und doch hatte Heyne das Bewusstsein, dass dieser Mitarbeiter nach wie vor die Krone der Anzeigen sei. 'Der Werth derselben [der Recensionen Hallers] gehet vor allen andern so weit voraus, dass ich mich billig berechtiget halte, die von E. H. eingesandten allen andern, die vorhanden sind, vorzuziehen'. Das hatte Michaelis auch schon gewusst.

Erst Hallers Tod hat freie Bahn geschaffen, hat Heyne zum Handeln gezwungen. Schlag auf Schlag tauchen sofort allerlei Projecte zu Neubildungen auf. Er denkt die Anzeigen in eine Monatsschrift zu verwandeln, — wie sie es heute sind; er denkt sie nach ihrem Inhalt in zwei Klassen zu zerlegen, — wie die Societät selbst heute eingeteilt ist. Es wird erwogen, ob Aufgeben der Anonymität, Einführen von Chiffern vielleicht zu stärkerer oder freudigerer Beteiligung reizen könne, — wie es dann später gekommen ist. Er möchte die Mitglieder der Societät zu Pflichtleistungen von bestimmtem Umfang bewegen — natürlich vergeblich; ein sehr unglücklicher altmodischer Gedanke. Endlich entschliesst er sich schweren Herzens, sich einzugestehn, dass die Societät allein die Anzeigen nicht würdig bestreiten kann, selbst Göttingen nicht: er muss auswärtige Mitarbeiter suchen. Das war wirklich nötig geworden. Und darin lag die Zukunft.

Ein einzelner, gewandter Mann der Feder mit flacher wissenschaftlicher Gesammtbildung hatte die Zeitungen begonnen. Ein grosser Polyhistor hatte sie mit starker Vertiefung ihres Gehaltes fortgeführt, unterstützt von ein paar untergeordneten Genossen. Und

dann war ein neues Glied nach dem andern für immer neue Ausschnitte der Wissenschaft hinzugetreten. 1760 geht die Zahl noch nicht über 12 Mitarbeiter hinaus, ausser Haller und Scheidt kein Auswärtiger. 1770 zähle ich 15 Referenten, wesentlich Göttinger. 1780 ist die Zahl auf 32 gestiegen, darunter ein halbes Dutzend Auswärtiger schon in den Hauptbänden. Und 1791 klagt Heyne stark übertreibend, er müsse zu Göttingens Schande die Anzeigen meist von aussen her bestreiten. Bekanntlich war jene vielberufene Kritik, in der die Göttinger gelehrten Anzeigen Kants Kritik der reinen Vernunft schwächlich verkannten, von einer beliebten auswärtigen Feder geschrieben.*)

In der Erweiterung des Mitarbeiterkreises prägt es sich mit aus, dass die Anzeigen aufhören, lediglich in majorem gloriam Georgiae Augustae zu wirken. Diese Erweiterung greift vorläufig noch nicht weit. Die Anzeigen bleiben noch lange ein wesentlich Göttinger Blatt. Aber der Horizont wird doch freier. Die Ideen der neuen Zeit finden schnelleren Zutritt. Auch Jugend kommt zu Worte. Ein künftiger Wortführer der Romantik debütirt hier. Der leichtere Weltverkehr, der verbesserte Buchhandel macht das blosse Referiren über den Inhalt neuer Bücher entbehrlich. Die Concurrenz der modernen Literaturzeitungen zwingt auch bald den Göttinger gelehrten Anzeigen Zugeständnisse an den Charakter der Recension neuen Stiles ab. Die Erschütterungen des politischen Lebens bleiben nicht ohne Nachwirkung. Das Alles vollzieht sich wie von selbst: man kann nicht sagen, dass Heyne bewusst es befördert. Er und die Societät suchen nach wie vor die nächsten und besten Recensenten. Die aber stammen jetzt aus einer andern Generation. Und es ist wie die Furcht, sich an all das Neue zu verlieren, wenn sich jetzt das Bedürfnis einstellt, Alles, was ausserhalb des streng Wissenschaftlichen liegt, auszuschliessen, zumal die 'schönen Wissenschaften'. Auch darin liegt eine gewisse Loslösung von den Anfängen. Aber doch eine Treue gegen den alten Grundsatz der Anzeigen, nur die juges compétents zu Worte kommen zu lassen.

Der Kreis, den der Einzelne zu umspannen vermag, wird immer enger. Auch die Societas, selbst die Universitas litterarum haben sich zu der resignirten Weisheit der Selbsteinschränkung entschlossen.

*) Das Göttinger Exemplar schreibt sie Feder, nicht Garve zu. Doch lässt Feders eigne Darstellung (Leben, Natur und Grundsätze S. 118 ff.) keinen Zweifel an Garves Autorschaft. Vielleicht war die Beteiligung der Fremden auch sonst grösser als die Randnotizen des Göttinger Exemplars verraten.

haben weite Gebiete unseres geistigen, beträchtliche Teile selbst unsres wissenschaftlichen Lebens aus dem Mittelpunct ihrer Arbeit ausgeschaltet. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen von heute suchen sich für jedes einzelne Buch im Grunde den Einen Besten, und sie sind gewöhnt, für ein Dutzend Arbeiten derselben Wissenschaft ein Dutzend Recensenten aufzubieten. In ihrem letzten Jahrgang sind 77 Bücher von 59 Beurteilern (darunter nur 8 Göttinger) besprochen worden. Haller referirte im Jahre über 300 Bücher allein. Wir sind im andern Extrem. Was beim Entstehen eine Form, eine finanzielle Speculation, eine Decoration war, heute wird es fast zu einer Notwendigkeit. Eine wissenschaftliche Zeitschrift, die der ganzen Wissenschaft, nicht dem Einzelfache dienen will, kann, so möchte es scheinen, nur noch von einer Societät geleitet werden. Aber freilich nur dann mit dem rechten Erfolg, wenn diese ihrem einzelnen Gliede wieder zu dem Bewusstsein des Zusammenhanges aller Wissenschaft verhilft, das die Einzelarbeit heute ganz anders zu verlieren Gefahr läuft, als bei unsern Ahnen. Ich will den Göttinger gelehrten Anzeigen vor Allem wünschen, dass sie sich ihre Entwicklungsfähigkeit bewahren. Etwas göttingischer dürften sie immerhin wieder werden. Und vielleicht kommt die Stunde, wo sie im Kreislauf alles Werdens auch für den grossen Stil der Gesammtwissenschaft, die einst Haller in ihnen verkörperte, die neue Form finden.

Beilagen.

I.

Mosheims Gutachten über ein in Göttingen zu begründendes gelehrtes Journal, präs. 12. Septbr. 1735.*)

Ich sehe, dass man in Göttingen der Meinung sey, ein Gelehrtes Journal, worin Auszüge aus allerhand neuen Büchern enthalten, lasse sich daselbst nicht zum Stande bringen, Ja es sey der Universität nicht viel daran gelegen, wenn es gleich zum Stande gebracht werden könte. Mir deucht, dass ich wichtige Ursachen habe, anders zu urtheilen. Es scheinet, dass diejenigen, welche sich so starck dagegen setzen, gewisse geheime Ursachen haben, die sie nicht gerne eröfnen wollen. Ist mir recht, so hat Herr Gesner, nach seiner bekanten Aufrichtigkeit, ein gut Theil des Geheimnisses kund gemacht: Ich suche, schreibt er, NB. mich und dadurch unsre Academie in guten Vernehmen mit der Leipziger Societät zu erhalten, üm durch die Acta Eruditorum und gelehrte Zeitungen auch unsre Sachen bekant zu machen. Das heisset redlich gebeichtet. Einige der Herren, die nicht daran wollen, sind selbst Mitglieder der Gesellschafft, welche die Acta Eruditorum sammlet, Herr Gebauer, Herr Gesner, Herr Heumann u. a. m. und wollen den Vortheil nicht verliehren, den sie daher geniessen. Andre sind bange für den Leipzigern und sorgen, dass sie sparsamer hinführo in den Actis möchten gelobet, oder wohl gar durchgezogen werden. So sind wir Menschen. Unser Vortheil regieret unvermerckt unsre Vorschläge. Betriegt man sich in diesen Muhtmassungen, so wird man sich doch gewiss nicht ganz betriegen.

*) Curatorialarchiv: Societät der Wissenschaften. Betr. die Herausgabe einer periodischen Schrift 1735. Eigenhändig.

Alle Schwürigkeiten, die man erreget, beziehen sich, wo ich nicht sehr fehle, auf einen falschen Begrif, den man sich von der Sache in Göttingen machet. Man meinet: 1. Dieses Journal solte in allen Stücken so beschaffen seyn, wie die Leipziger Acta Eruditorum, 2. Es solte dazu dienen die Reputation der Professorum zu vergrössern. Ich glaube nicht, dass dieses die Meinung des Königlichen Ministerii sey. Ein solch Journal, wie die Acta, lässet sich schwerlich ausser Leipzig schreiben, worin nemlich alle Bücher, die in Europa herauskommen, oder doch die meisten, gute und böse, recensiret werden. Allein ich glaube, man verlange nur ein solches Journal, worin die vornehmsten Bücher, die in einer jeden Wissenschafft in den bekantesten Ländern von Europa zum Vorschein kommen, verständig, umständlich und richtig so wohl recensiret, als beurtheilet werden. Ein solches Journal wird den Verständigen allezeit besser gefallen, als die Acta, worin so viele kahle, jämmerliche und seichte Recensiones stehen und so viele unnütze Bücher und Chartequen extrahiret werden, von denen kein Mensch etwas zu wissen verlanget. Es können diese Acta ihren Wehrt immer behalten, und als eine Universal Litterair-Historie betrachtet werden. Und dennoch kan ein solches Journal, wie angeführet, verfertiget werden, welches denen Actis Eruditorum von der Seite des Nutzens und der Recensionen wird vorzuziehen seyn. Lesen nicht alle vernünftige des Herrn Clens Bibliothequar, die Bibliotheque raisonnée, das Journal litteraire und andre dergleichen Schrifften viel lieber, als die Acta? Und in allen diesen Journalen werden bey weiten so viele Bücher nicht recensiret, als in den Actis, sondern nur Haupt-Bücher in allen Wissenschafften, aber so, dass die Leser sich einen rechten Begriff von den Wercken machen und wenn sie gleich selbst die Bücher nicht haben, dieser Auszüge sich füglich bedienen können. Ein solches Journal ist jetzund in Deutschland nicht vorhanden, wenn man die Teutschen Acta und die Theologische Bibliothec etwa ausnimmt. Doch die letztere kan die Sache nicht recht bestreiten, weil nur ein einiger Mann daran arbeitet, der zu dem allen Stümpern einen Platz gönnet. Und jene werden gewiss eine Zeithero schlecht genug gemachet. Die Herren Göttinger werden also, wenn sie wollen, sich den Ruhm erwerben können, dass sie die ersten gewesen, die denen Deutschen eine wohleingerichtete Historie der vornehmsten Bücher in den Haupt-Wissenschaften geliefert.

Herr Heumann und derjenige, der seine Gedancken auf Herrn Heumans Vorschlag gegründet, der allem Ansehen nach der HofRaht

von Meyern ist, haben die Sache am allervernünftigsten und besten beurtheilet und eingesehen. Das meiste, was sie erinnert, ist ganz richtig und gründlich. Die Lateinischen Acta könte man vorerst wegen den Ursachen, die angeführet werden, zurücke setzen. Es wäre genug, wenn zuerst ein solches Werck in deutscher Sprache herauskäme. Allein es müste wohl und nett geschrieben und mit Fleiss ausgearbeitet seyn. Man könte auch sehr füglich wohl ausgearbeitete Auszüge aus Haupt-Büchern, die in fremden Journalen stehen, ins Deutsche übersetzen lassen und hinein bringen. An Käuffern wird es nicht fehlen, wenn die Auszüge, sonderlich aus kostbaren und fremden Büchern, so gemachet sind, dass Leute, die weder Geld haben, diese Bücher anzuschaffen, noch Zeit, dieselbe zu lesen, daraus Nutzen haben können, und allenthalben bescheidene Urtheile und gelehrte Erinnerungen mit eingemenget werden.

Herr Heumans Meinung von dem pretio laboris ist auch so ungereimt nicht. Die meisten deutschen Buchführer gäben gerne eine rechtschaffene Erkentlichkeit, wenn sie tüchtige Leute finden könten, ein Journal zu verfertigen, das lesenswürdig. Ich kenne einen Mann, dem mehr denn einmahl 4 Rth. vor einen jeden Bogen geboten worden, wenn er nur eine solche Journal-Gesellschafft dirigiren und die Aufsätze derselben verbessern wolte. Allein er hat bissher die Leute nicht zusammen bringen, noch die Zeit zu dieser Sache finden können.

Es müste eine solche Arbeit der ganzen Academie nicht übergeben werden. Das würde nur Zanck und Uneinigkeit nebst vieler Unordnung zu wege bringen. Die gelehrten Köpfe sind ungemein schwer unter einen Hut zu bringen und noch schwerer unter einem Hute zu erhalten. Vier Leute, die sich einander vertragen können und Lust haben, ihre Wissenschafft zu vermehren, sind genug dazu. Die müssen sich in die Wissenschafften theilen, zu gewissen Stunden zusammenkommen, und ihre Aufsätze einander vorlesen und gemeinschafftlich bessern. Die Nahmen dieser Leute müssen unbekant bleiben, damit sie desto freyer urtheilen können. Doch wenn ein Mann von Ansehen und Ruhm, zu dem sie das Vertrauen haben, zu finden, der die Direction übernehmen will, wie Mencke bey den Actis und Mr. Lenfant bey der Bibliotheque Germanique, so kan derselbe bekant gemacht werden. Was thut der Nahme eines einigen Mannes, dem die Welt den Ruhm der Vernunft und Wissenschafft giebet, bey den Käuffern und Mittel-Gelehrten nicht? Diese viere werden unter ihren guten Freunden, Magistris so wohl, als andern, leicht wieder

einige finden, die gerne einen und andern Auszug verfertigen. Sie können auch fremden und einheimischen erlauben, was einzuschicken: Allein diese müssen sich gefallen lassen, ihre Arbeit dem Urtheil und Censur der Gesellschafft zu unterwerffen. Unnütze Lumpen-Schrifften, kleine Streit-bücher, gemeine Compendia, Predigten, Sitten-lehren, Ascetische Bücher u. a. dg. bleiben heraus. Man macht sich nur an solche Schrifften, die etwas zu bedeuten haben. Den Ausländern zu gefallen kan man diese Schrifft Lateinisch übersetzen, wenn sie erst in Gang gebracht ist, und mit allerhand Dingen vermehren, damit es etwas neues scheine. Dazu sind ein paar Magistri, die Lust haben etwas zu verdienen, hinlänglich. Druck und Papier muss sauber seyn. Andre Zierahten können im Anfange wegbleiben, biss man erst einige Künstler nach Göttingen gezogen, die solche Dinge üm einen leidlichen Preiss verfertigen.

Die Ehre der Professorum soll durch dieses Werck nicht zunehmen, noch ihre Geschicklichkeit daraus erkant werden. Die meisten dieser Herren sind schon mit dem, was Reputation heisset, genug versorget, und ein solch Journal wird freylich wenig Zusatz dazu geben können. Der Zweck ist der Academie dadurch ein Ansehen und Nahmen zu machen und die Gelehrten andrer Orten zur Ehrerbietung gegen dieselbe zu bewegen. Es wird auf diese Weise gleichsam ein gelehrtes Tribunal aufgerichtet, für dem sich die Bücher-Schreiber fürchten müssen. Je mehr Vergnügen und Ruhm die Leser aus einer solchen Schrifft schöpfen, je mehr wächset die Hochachtung gegen den Ort, von dem sie kömmt. Man hat dadurch Gelegenheit, die Ehre der Mitt-Glieder der Academie zu retten, ihre eigne Schrifften bekant zu machen, thörichten Wiedersachern ungesäumt zu antworten. Andrer grossen Vortheile, die bekant genug sind, nicht zu gedencken.

Dieses zum voraus gesetzet, werden die gegen dieses Vorhaben gemachte Einwendungen meist alle wegfallen. Die vornehmsten sind diese:

1. Wir haben keinen rechtschafnen Buchladen. Woher nehmen wir die Bücher, die recensiret werden sollen?

Antwort. Der Mangel eines tüchtigen Buchladens ist gross auf einer Universität. Allein Abrah. van der Hoeck Laden scheinet mir, wenn ich aus seinem Catalogo urtheilen soll, der schlechtesten einer nicht zu seyn. Wenn man mich schon wegen eines Buchladens gefraget hätte, würde ich gerahten haben, den Försterschen Buchladen wieder in die Höhe zu bringen, oder in Hannover einen bessern Laden, als jetzt da ist, anzulegen und diesem Hannöverschen Buch-

händler zu erlauben, dass er auf der Universität einen andern Laden anlegte. Wenn der alte Förster noch lebte, oder der Laden, der nach ihm heisset, so beschaffen wäre, wie vordem, so würde der Sache bald gerahten seyn. Vielleicht wird man zuletzt auf diesen Vorschlag gerahten müssen. Denn ich glaube nicht, dass so leicht ein Haupt-Buchhändler von der einigen Academie wird recht leben und zurechte kommen können. Allein wenn in Hannover ein rechtschafner Laden vorhanden, der mit dem Universitäts-Laden einen Herren hat, so kan der gröste Buchführer bestehen. Der Sehl. Förster hat dieses mit seinem Exempel bewiesen. Der einen eben so guten Laden unterhielte, als die Leipziger, und alles, was man verlangte, bey der Hand hatte.

Doch gesetzt, es sey kein rechter Laden in Göttingen vorhanden und es könne auch keiner daselbst aufgerichtet werden, so ist damit die Sache nicht verlohren. In die öffentliche Bibliothec werden sonder Zweiffel die Hauptwercke, so viel Geld kosten, geschaffet werden. Deren sind so gar viele nicht. Die andern kleinern Bücher wird sich ja ein jedweder Professor selber, als sein nöthiges Handwerckszeug, anschaffen. Die Leipziger Messen sind ja so weit von einander nicht entfernet. Und ein jeder kan ja von denselben mitbringen lassen, was er brauchet. Es liegt nichts daran, ob die Bücher etwas früher oder später recensiret werden. Bey den meisten Journalen und in den Actis Eruditorum selber verstreichen offt ganze Jahre, ehe gewisser Haupt-Bücher gedacht wird. Und wer wird das Uebel nehmen können, wenn die Göttinger Journalisten sechs oder acht Monate nach der Herausgabe des Wercks mit ihrem Auszuge fertig werden? Geht es an den meisten Orten anders her?

Es beruhet das meiste von diesem Einwurffe auf der falschen Meinung, als wenn alle Bücher, die in ganz Europa zum Vorschein kommen, recensiret werden in das Göttinger Journal denen Leipziger Actis in allen gleich sehen soll. Es wird nie an denen Schrifften fehlen, die als Haupt-Stücke können angesehen werden.

II. Die Posten sind übel bestellet. Ein solch Werck aber brauchet einen grossen Briefwechsel.

Antwort. Dem Postwesen muss nohtwendig aufgeholffen werden. Was ist eine Academie, die ihre Gemeinschafft mit andern Gelehrten nicht ohne grosse Beschwerlichkeit unterhalten kan? Allein zu unserer Sache thut dieser Mangel nicht gar viel. Man setzet dabey wieder das zum voraus, was schon wiederleget, dass alle und jede gelehrte Bücher, so bald sie nur heraus kommen, in dem neuen Journal solle

recensiret werden. Es werden doch von Zeit zu Zeit Fuhren nach Franckfurt und Leipzig gehen. Mit diesen wird so viel zu bekommen seyn, als man von Büchern zu diesem Vorhaben brauchet.

III. Wo soll der Verleger her kommen?

Antwort. Der wird ja nun wohl da seyn. Doch wenn kein Verleger da wäre, so könten die vier Herren, die zu dieser Arbeit sich unter einander verbünden, den Verlag selbst zuerst ohne alle Gefahr übernehmen. Die Zeit wird es weisen, ob sie Schaden oder Vortheil zu gewarten hätten. Noch ist kein Verleger bey einem Journal, das nur halb getauget, arm worden. Aber Mencke hat grosse Summen bey seinen Deutschen und Lateinischen Actis und Gelehrten Zeitungen gewonnen und seine Bibliothec meist auf diese Weise gesammlet, auch andern Bücher schencken können. Und die Herren, die an den Actis arbeiten, wissen selber wohl, dass sie zuweilen von ihm bedacht werden.

IV. Es haben lauter grosse Leute an den Leipziger Actis gearbeitet, Wolf, Heumann, Deyling, u. a. mehr.

Antwort. Es haben auch viele kleine Helden Hand angeleget: und vielleicht sind auch jetzt viele unter den Sociis, die eben die grösten nicht sind. Wir wollen hoffen, dass Göttingen bereits Leute habe und in Zukunfft noch mehr bekommen werde die mit den Verfertigern der Actorum können verglichen werden. Die meisten, die jetzt da sind, können es schon mit jenen aufnehmen.

V. Leipzig ist das centrum des Buch-Handels.

Antwort. Es kan ein gutes Journal ausser diesem Centro zum Stande kommen, so wie es oben beschrieben ist.

VI. Alle Journale, die aussen Leipzig gemacht worden, haben aufgehöret.

Antwort. Ist wahr. Aber vorerst sind auch sehr viele weggefallen, die in Leipzig verfertiget worden. Und also thut der Ort zu der Beständigkeit der Sache nichts. Hernach sind darüm die Journale aussen Leipzig nicht weggefallen, weil der Ort, wo sie gemacht worden, zu der Sache unbequem gewesen, sondern deswegen, weil die Verfertiger entweder der Sache nicht gewachsen gewesen, oder nach und nach in andre weitläufftige Aemter und Arbeiten gezogen worden. Das übrige, was erinnert worden, fällt von selbsten hin, wenn nur erwogen wird, dass man es denen Actis nicht nachmachen will.

Man hält also die Sache für gar möglich. Allein da man den Ort so gut nicht kennet, als die so daselbst leben, und nicht weiss, wie

weit die Professores untereinander einig oder nicht, so muss man diese Gedancken so lange für blosse wahrscheinliche Muhtmassungen ausgeben: biss man mehr Licht erhalten hat. Ueberall lassen sich dergleichen Dinge nicht wohl mit Hitze treiben. Fehlt die Lust und der freye Wille, bey denen, die sich dazu verstehen, so ist alles in kurzer Zeit entweder zum Ende, oder verdorben. Und man muss sich sehr wohl vorsehen und recht gefast machen, ehe man eine solche Sache anfänget, damit man andern keine Gelegenheit zu einer boshafften Freude über den misslungenen Anschlag gebe.

Dieser Ursache halber kan man diese Sache wohl noch eine Weile ruhen lassen, biss der Buchladen etwas besser im Stande und man wargenommen, wie weit die Kräffte des Holländers sich erstrecken; es wäre denn, dass sich eine untereinander verbundene Gesellschafft fände, die von selbst das Werck an zu greiffen Lust hätte. Der andre Vorschlag von gewissen herauszugebenden Observationen wird von allen für möglich erkant. Mit diesem kann also der Anfang gemacht werden. Die Zeit wird es hernach geben, wie viel von dem andern zu hoffen sey.*)

II.

Hallers Vorschlag zu der Einrichtung der Gelehrten Zeitung.**)

1.

Es müssen unumgänglich drey Verfasser sein. Darvon einer die Theologie, orientalische Sprache, Metaphysik etc., der andre Jura, Historie u. d. g., der dritte Medicin und physic besorget.

2.

Ein jeder muss zwey seiten gedruktes auf jede Zeitung liefern, und dar unter muss allemahl wenigstens ein originaler nach dem Buche selber gemachter artikel sein.

3.

Wieder keinen hiesgen Lehrer muss jemahls was Verfängliches vorkommen, auch wieder andere Gelehrten die gröste mässigung gebraucht werden.

---

*) Der Rest des Berichts beschäftigt sich mit den Observationes und gehört nicht in diesen Zusammenhang.

**) Curatorialarchiv: Betr. die Ausarbeitung der gelehrten Zeitungen. Eigenhändig.

4.

Auss deutschen journalen und Zeitungen muss niemahls ein artikel genommen oder nachgeahmt werden.

5.

Auss fremden aber, und nahmentlich Italiänisch, Französisch und Englischen mit maass und soviel als zu erhaltung dess ruhmes der frühesten correspondence gehört.

6.

Einer von den drey Verfassern muss das directorium führen. Er muss über die sechss schon bedungnen seiten, die übrigen mit seiner Arbeit aussfüllen.

7.

An ihn müssen die andern Verfasser alle montage so viel arbeit als ihnen zutrifft einschiken, und der director behält die Wahl und abtheilung in die nächsten Stücke.

8.

In jedem Blate muss allemahl auss einer jeden von den vier Facultaeten wenigstens ein artikel sein.

9.

Die von der Königl. Regierung gnädigst acordirten journale empfangt der Director, liefert sie nach einer gebührenden Zeit an die mitarbeiter, empfangt sie zurük und liefert alles auf ostern und Michaelis zur bibliothec.

10.

An ihn werden alle fremde artikel eingeschikt, und von ihm admittirt, womit er aber sparsam zu sein hat und so sich vorsehen muss, dass weder mit Critik, noch mit übermässigem lobe die Maass überschritten werde.

11.

Der Verleger hält einen correctorem, der allemahl die erste correctur und die revision besorgt. Die mittelste nehmen die Verfasser, ein jeder für seine arbeit, selber über sich.

12.

Die sämtlichen einkünfften der Verfasser bestehen auss hundert Reichsth. die die Regierung gnädigst accordirt, und hundert andren, die der Verleger, nach dem zu machenden Verglich zulegt.

13.

Von diesen Einkünfften nimmt der director die Helffte, wogegen er auch die Hälffte der Arbeit und des jährlichen Register und Vorreden übernimmt. Die andre Hälffte wird unter die mitarbeiter aussgetheilt.

14.

Die Titel Register und Vorrede liefert der director allemahl im Januario nach dem verflossnen Jahre zur Drukerey.

15.

Der Verleger nimmt über sich, dass das exemplar für die donnerstagliche Zeitung am Montag, für die Montägliche am Donnerstag in die drukerey komme, auf dass für Correctur Zeit genug da seye.

16.

Arbeiten die zwey andern Verfasser mehr als für die nächste Woche, so schicken sie auf einem Zettel das Verzeichniss der recensionen an directorem, auf dass nicht vergebener weise das gleiche Buch von zweyen recensirt werde.

17.

Die Recensionen müssen niemahls von ältern als zweyjährigen Büchern aufs höchste sein, und die jahrzahl allemahl beygesezt werden.

18.

Der Verleger muss dazu soviel als ihm möglich Neuigkeiten liefern, und dieselben unentgeldlich zum unschadhafften Gebrauch den Mitarbeitern communiciren.

19.

Dieser ganze Vertrag muss mit der approbation der Königl. Regierung, nachdem dieselbe ihn geändert, gebessert oder gutgeheissen haben wird, bekräfftigt, nachwerts aber von den mitarbeitern und dem verleger unterschrieben werden.

20.

Sowohl die Verfasser als der Verleger behalten sich eine vierteljährige Losung vor.

III.

Das Königliche Patent für die Relationes.*)

Georgius Secundus, Dei gratia Magnae Britanniae, Franciae et Hiberniae Rex, Fidei Defensor, Dux Brunsuicensis et Luneburgensis, Sac. Rom. Imp. Archithesaurarius et Elector.

Posteaquam quae in Universitate Nostra Goettingensi Nostris auspiciis nuper coaluit bonis artibus et scientiis promovendis dedita Societas humillime Nobis exposuit, id a se animo agitari, ut de libris in omni doctrinarum genere nouiter prodeuntibus Latino idiomate Goettingae imposterum relationes ederentur, et quo unusquisque pretio censendus sit, quid augmenti ornamentiue respublica litteraria inde acceperit, quaue in re a vero forte aberraverit auctor, atque hinc in rectum tramitem vel ipsemet reducendus sit, vel certe praemonendus lector, ne incautus in eosdem scopulos illidat, modesto examine, omni odio atque partium studio posthabito, explicaretur: Atque hinc submississime a Nobis efflagitavit, ut conditiones et leges, quas ad hoc institutum felicius exsequendum ipsi, qui ei operantur, sibi mutuo consensu dictas esse voluerunt, confirmaremus clementissime, et Nostro Regiae auctoritatis munimine perpetuae firmitatis et observantiae caussa fulciremus, adiecta simul severa comminatione, ne quis hos eorum commentarios in ipsorum vel illius librarii, cui eos imprimendos commiserint, damnum et praeiudicium alibi locorum typis exscribere, vel clam et fraudulenter prelo liberatos in terris Nostris Electoralibus vendere et divulgare possit: Sunt autem leges praenominatae his verbis conceptae:

Quando quidem e re Georgiae Augustae atque adeo bonarum litterarum visum est, de libris novis relationes Göttingae scribi, eumque laborem a sodalibus quibusdam societatis Regiae scientiarum suscipi, praesidemque huius societatis ei intendere: placuit iisdem, qui huic operi conficiendo primum coniunctas manus dare voluerunt, his legibus mutuo consensu et unanimi suffragio conditis, ad quarum normam illae relationes conficiendae sint, demonstrare, simulque, quantum in se est, curare, ne quid in illis cum damno aut dedecore musarum Göttingensium aliquando peccari possit.

---

*) Nach Michaelis eigenhändigem Concept im Curatorialarchiv: 'Betr. die von der errichteten Königl. Societät der Wissenschaften zu edirenden Acta Eruditorum'; die Curialien etc. ergänzt aus der Canzleiausfertigung des Societatsarchivs.

Ac primum quidem, cum germanicae brevioresque relationes de rebus eruditis, quae ab aliquot annis Göttingae prodierunt, satis secundo rumore exterorum ferantur, relationes latinas, quae iam scribi incipient, illarum similes esse volumus, uberiores tamen et Latinas, nec de libris bonis omnibus, sed de his qui argumenti sententiarumque novitate commendabiles potissimum sunt, atque ita comparatas, ut non Germanos solum, sed et exteros lectores alliciant.

Enarrantor ergo libri, non quidem novi omnes qui prodierint, sed maioris momenti, ac qui novae aliquid veritatis continent: exterorum opera ita comparata censentor et largius excerpuntor in usum Germanorum, ut, si libros ipsos nancisci plurimi nequeant, sententiis certe atque inuentis exterorum abundent, sintque illis bibliothecae instar relationes Göttingenses; Germanorum autem scripta, quae novas veritatis venas aperiunt, praestantisque eruditionis habent ingeniique argumenta, vel eo fine commemorantor largiusque delibantor, ne exteri literarum Germanicarum cum lingua ignari inique de patria et arroganter iudicent, eaque potissimum ex his excerpuntor, quae scire velle exteros illisque delectari opinabile est.

Operam danto, qui coniunctum laborem scribendis relationibus impendent, ut satis cito, quidquid ubique librorum majoris momenti editum sit, sciant, eosque ex his de quibus referre voluerint ab Illustrissimo Senatu Regio pro indulta sibi, quam animo gratissimo omnes agnoscimus, venia petunto, bibliothecae aut Regiae aut academicae emendos atque cum illis communicandos. Minoribus libris, nisi molis exilitatem argumenti ubertate compensent, quique nihil tradunt, quod non alibi dictum sit, quamuis diligentiae aut ingenii laude non indignis nec inutilibus, nullus in relationibus nostris locus esto; nisi sola illorum nomina cum breuissimo elogio in appendice scribi placuerit: hasque ob caussas pleraeque dissertationes, compendia ac systemata scientiarum vulgaria, poëmata non prorsus singularia, orationum sacrarum volumina, controuersiae theologicae, de iure nostro illi commentarii qui solam praxin spectant, philosophorum illae lucubrationes, quae notas iam sententias alio ordine aliisque verbis repetunt, curatius tantum et emendatius traditurae, quae iam ab aliis dicta sunt, omnia haec et similia scripta, quantumvis alioquin utilia et probabilia, a relationibus nostris absunto, quemadmodum etiam speramus et confidimus fore ut Göttingensis nemo, ac ne collega quidem coniunctissimus, vitio nobis daturus sit, quod sua eius generis scripta non laudaverimus, neque sibi ignominiam silentio illatam putaverit.

Neque vero illis libris temere locus in relationibus conceditor, qui

reprehensione potius quam laude digni videbuntur, quos non laudasse nec commemorasse satis esto: minus enim veri fructus ex illorum enarratione eruditi percipiunt, academiae vero Göttingensi et societati Regiae inuidiosa ne sit illa quamvis iusta obiurgatio verendum est. Excipiuntor autem ab hac lege scripta nouis omnino ratiociniorum fraudibus veritati infesta, aut tantum celebritatis ipso errore nacta, ut de illis curatius doceri velle lectores videantur.

Libros censendos quisque sociorum ipse legito, neque ex aliorum commentariis excerpito, quae de illis scribit: neque satis habeto, argumentum libri ex paragraphorum titulis descripsisse, elogio brevi addito, qui molestus nonnullorum fructuque sterilis mos est; sed ea, quae grata et iucunda non indoctis lectoribus fore sperat, quae nova esse aut saltem non satis nota intelligit, delibato, ac si fieri possit curato, ut sua enarratio ipsius libri instar acutioribus esse queat: ubertate tamen ne molestus esto, verbisque paucis res multas complectitor: in laudando castus esto et verecundus, impensius se laudasse sciens, si laude digna excerpserit, quibus ipse calculum adiicere et delectari aut doctior factus fuisse videatur, quam si multis verborum utatur lenociniis: in obiurgando et reprehendendo modestus, nec mitis solum blandusque sed et parcus esto, ne laboris sociis ipsique adeo academiae Georgiae Augutae invidiam contrahat: latina lingua utitor, eaque plana ac pura, quae lectionem non impediat molestamve reddat, sed delectationi esse possit. Singulis tribus mensibus XVIII. plagulae relationum forma minore, quam octavam dicunt, typis describuntor, eiusque rei initium lapsis primis aut certe secundis tribus mensibus futuri anni sodales faciunto: materia si uberior fuerit, supplementum sex plagularum singulis tribus mensibus additor, neque committitor, ut cum scribentis legentiumque fastidio altero demum anno typis describatur, quod quisque intra XII. plagulas seu CLXXXXII. paginas typis describendum quotannis tradiderit.

Socii laboris, qui iam lecti scriptionesque suas polliciti sunt, singuli quotannis octonas aut duodenas plagulas relationum scribunto, quem numerum si servaverint non minus octonis nec plus duodenis scribentes, nulla eruditionis pars nimis abundabit altera exclusa. Si quis aliis laboribus impeditus, aut novo utilium librorum proventu destitutus (ut sunt sui scientiis uberes sterilesve anni) octonas plagulas perficere nequeat, praesidi id significato: hic curato, ut alius abundantia huic defectui subveniat. Immunes tamen ab hac lege praeter praesidem societatis, etiam cancellarius academiae, Strubius et Pufendorfius sunto, nisi ipsis placuerit, paucis verbis per literas

ostendere, quantum ab ipsis et quid exspectari possit. Licitum autem ne esto, aliorum qui socii non sunt enarrationibus pro suis uti, studiosorum aut doctorum privatorum, quae si vel optimae fuerint et elaboratissimae exempli tamen illud caussa atque auctoritatis cauendum est: quod si autem librum ad suam scientiam pertinentem enarratione dignum quis iudicet, nec ipse ob temporis angustiam censere possit, petito ab alio laboris socio ordinario, ut illam scriptionem suscipiat.

Quamquam illi omnes, qui iam relationum faciendarum laborem in se susceperunt, collegae aut honorarii aut ordinarii extraordinariiue sunt Societatis Regiae Scientiarum, atque ita hoc negotium cum societate regia coaluit, ut huius praeses illi etiam intendere debeat: tamen in ipso relationum titulo nomen societatis Regiae ne exprimitor, praefationi id servator, quod de auctoribus commemorandum est, illique nominantor, quibus non molestum visum fuerit, publice fateri, etiam suas in iudicio de novis libris ferendo partes esse: molestum autem videri vix poterit, cum libri illi omnino negligantur, qui nulla laude digni sunt.

Quod si quis ex his qui nunc sunt sociis laboris morte aut alia ratione societati ereptus fuerit, optabile quidem habetor, alium legi, qui et ipse societati Regiae adscriptus sit: nemo certe legitor, nisi in munere publico constitutus, atque ipse libris scribendis aliquam famam adeptus, (iniquum enim est, de aliorum libris iudices eos sedere, de quorum libris nondum orbis eruditus iudicauit) historiae suae scientiae gnarus, in iudicando castus et acutus, et commode lingua Latina utens: neque id solum spectator, sitne satis eruditus, ingeniosus atque diligens, qui legitur, sed exterorum etiam opinioni dator quantum potest, curatorque, ut nomen non minus quam ipsi commentarii novi socii ornamento sint relationibus.

Socii laboris perpetui honorarium a bibliopola solvendum inter se dividunto, non aequis partibus, sed pro ratione pensi quod quisque absolvit, paginarumque, quas eius commentatio aere descripta implevit: pro singulis plagulis minimum monetam auream quam ducatum nummum dicunt accipiunto, plus etiam, si plus a bibliopola obtineri possit: alii si quid miserint relationibus non indignum, nullae tamen illorum partes in honorario sunto; id quod pro illorum labore a bibliopola pendetur, aut sumtibus communibus impenditor, aut aequis partibus divisum honorario sociorum perpetuorum adiicitor.

Nec vero incommodum visum est, aliquando ab his, qui auditores perpetui societatis Regiae scientiarum fuerunt, cum Göttinga dis-

cesserint aptique negotio fuerint, peti, ut de libris relationes mittant, qui Göttingae haberi non possunt: de eorum tamen scriptionibus praeses iudicato, severius ab illis scripta mitigato, et si qua alia emendanda fuerint emendato, sententias demendas demito, ne tamen addito quae auctoribus displicere posse videbuntur: haecque omnia aut ipse facito, aut alii laboris socio committito: si lingua non latina aut nimis illa prave usi fuerint, curato, ut alia et pura versio conficiatur relationibus non indigna. Quod si scriptio theologica fuerit ab aliis missa qui perpetui socii laboris non sunt, ad cancellarium eius censura pertineto.

Licet socii autem perpetui ex benignissima Regiae Maiestatis voluntate ab omni censura immunes sint, eoque iure fruantur quod professoribus leges academicae concedunt; hoc tamen eorum ius atque immunitas amicas petitiones ac prudentia consilia eorumque patientiam ne excludito.

Libros enarratione et laude dignos si auctores institoresque eo fine miserint, ut de illis iudicetur, exemplum libri ei cedito proprium, qui relationem confecerit. Secretarius catalogum eorum librorum conficito qui dono missi fuerint, eosque de praesidis sententia illi censendos mittito, ad cuius scientiam pertinent; hic manu sua in catalogo testator, se accepisse: sumtus si qui a secretario impendendi fuerint, ei restituuntor. Quod si nimis tenues nec relationibus digni illi libri fuerint, ita tamen scripti, ut in Germanicis Göttingensium relationibus censeri possint, curato idem ex praesidis sententia, ut in illis saltem enarrentur, et quidem ab eo cuius hae partes fuerint. Licet etiam, aliquorum librorum solos fere titulos appendici inserere, qualem habent bibliothecae germanica, et gallica critica. Cavento autem socii, ne tributum quasi librarium ab eruditis aut a bibliopolis exigere videantur, dum libros dono sibi missos laudant; neque eos qui missi non fuerint negligunto, aut debita laudi privanto. Ceterum praesidi licitum esto, intercedere, ne libri enarratione indigni commemorentur, aliosque laude dignos commendare, ut de illis referatur.

Ne autem plures eundem laborem frustra suscipiant, sub initium cuiusuis aut anni aut trimestris temporis brevi schedula omnes significanto, de quibus libris scribere decreverint: quod si factum fuerit, liquebit, quorum librorum recensiones, nondum ultro oblatae, petendae sint.

In has ergo leges mutua voluntate atque consensu nos conspirasse ut eo certius evidentiusque pateat, omnes et singuli praesens scriptum solemni nominum nostrorum professione firmavimus, illud-

que publicam datae fidei tesseram Illustrissimo atque Excellentissimo Regio Electorali Senatui suo suffragio atque auctoritate firmandum obtulimus. Actum Goettingae d. IX. Cal. Dec. A. R. S. CIↃIↃCCLI.

J. L. v. Mosheim. Alb. v. Haller D. Jo. Matthias Gesnerus.
Joannes Dauid Michaelis.

Nos igitur pro summo Nostro erga liberales artes bonasque litteras amore atque singulari benevolentia gratam Nobis, quae labori huic impendetur, operam laudantes, recitatis legibus, iuxta quas suas de novis libris relationes laudatae scientiarum societatis sodalibus scribi placuit, plenissimum robur clementissime adiicimus, et tam eos, qui in earum subscriptione nomina sua iam professi sunt, quam quos imposterum in partem laboris huius vocandos duxerint, in peculiarem nostram protectionem atque gratiam Regiam suscipimus, susceptosque de privilegiis atque immunitatibus omnibus, quibus iam ex Regia Nostra liberalitate dicta Societas fruitur, queisque imposterum pro maiori litterarum incremento exornari, augeri, amplificarique iusto et decenti modo efflagitabit, securos et certissimos esse iubemus. Cum primis vero in novum Regiae Nostrae benevolentiae et favoris signum volumus et praecipimus, ut, quoscunque libros Secretarius laudatae Societatis scientiarum usui huic inservituros significaverit, vel Curator Academiae in usum Bibliothecae Academicae, vel Nostrae Palatinae Bibliothecae praefectus sine mora emat, omnemque impendat operam, ut sine ullo sumtu a sociis huius laboris quantocyus legi et enarrari queant.

Quod si, quod minime speramus, aliquis hos eorum commentarios ipsis invitis et ignorantibus imprimere ausus fuerit, vel alibi impressos in nostris terris vendiderit, non modo omnium exemplarium iacturam sentiat, verum mulctam mille thalerorum subeat, partem dimidiam fisco Universitatis Nostrae Goettingensis inferendam, alteram ipsis saepe nominatae Societatis scientiarum sodalibus, qui tunc fuerint, solvendam. In cuius rei evidentius testimonium praesentem Chartam Regio Nostro Sigillo insigniri iussimus. Datum in urbe Nostra Palatina Hannoverae d. VII. Cal. Dec. Anno CIↃIↃCCLI.

Ad Mandatum Regis et Electoris.

G. A. de Münchhausen. E. Steinberg. C. Diede.
A. W. de Schwicheldt.

Balck.

IV.

Heynes Plan eines lateinischen Journals*).

Der Plan von dem neuen Journal, das wir ankündigen, wird uns hoffentlich gar bald mit denen aussöhnen, welche, so wie wir selbst, die Anzahl der gelehrten Journale eher vermindert, als mit neuen vermehrt zu sehen wünschten.

Eigentlich gedenken wir, mehr ein altes Journal, die Relationes de libris novis wieder aufzunehmen, oder doch ein ähnliches, nach einem vielleicht verbesserten Plan, anzufangen.

Es soll ein philosophisch wissenschaftliches Journal seyn. Es soll endlich eben so wohl von Ausländern können gelesen werden und insonderheit diesen leztern dienen sich die besten Werke unsrer Nation bekannt zu machen, von denen sie zur Zeit nichts erfahren, oder was noch schlimmer ist, unrichtige Nachrichten unter verstümmelten Nahmen und Titeln, in einigen ihrer Journale erhalten.

Alles oder doch zuviel in einen Plan fassen zuwollen, würde der Sache eben so nachtheilig werden, als wenn wir, ohne Plan arbeiten, und die Auswahl der zu recensirenden Bücher der Willkühr oder dem Zufall überlassen wolten. Da diess Journal ein philosophisch wissenschaftliches Journal seyn soll, so stecken wir uns hiedurch selbst die Grenzen, eben diejenigen, welche sich die Societät d. W. in ihren übrigen Arbeiten gesetzet hat**).

Nahmentlich gedenken wir keine Wissenschaft auszuschliessen; aber doch sollen eigentlich die Philosophischen Wissenschaften in ihren weitern Umfange den Hauptgegenstand ausmachen. Naturkunde, Naturgeschichte und Mathematik mit Anwendung von beiden auf die Heilkunst und ihre Theile und auf die Staats und Landwirtschaft; der Mensch in seinen physischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, so weit sie nicht blos zufällig oder willkührlich sind, werden freylich hauptsächlich das Feld ausmachen, in welchem die Ernte am reichlichsten ausfallen wird. Gleichwohl fällt in unsern Plan nicht weniger alles dasjenige, was in andern Wissenschaften mit

---

*) Acten des Societätarchivs: Abschrift mit eigenhändigen Randbemerkungen und Correcturen.

**) aR. von Heynes Hand: Dass ausländische Werke nach diesem Plane eben so gut als einheimische angezeiget werden müssen, giebt die Natur der Sache. Da aber doch unserer Lage nach die einheimische Litteratur das nächste Feld um und an unserm Standpunkte ausmacht, die ausländische Litteratur aber sich gleichsam mehr in die Ferne erstreckt; so wird sich in Ansehung der ausländischen Werke eine weit strengere Auswahl der anzuzeigenden Bücher machen lassen; und schon hiedurch erhält der Umfang des Planes eine grose Einschränkung.

philosophischen Kopfe bearbeitet und seiner Erfindung und Anlage nach, oder in der systematischen Anordnung und der verbesserten Methode neu ist; selbst in der Geschichte und in der Sprachlehre und Kritik solche Bücher, welche mehr als blosse Wiederholungen oder Compilationen sind.

Aber auch in dem vorher vorgezeichneten Plane wird nicht jedes Werk eine gleiche Behandlung erfordern. Nur diejenigen Schriften, worin eine Wissenschaft oder Theil der Litteratur eine sichtbare Erweiterung oder Bereicherung gewonnen hat, verdienen eine mühsame und umständliche Zergliederung. Nächst diesen dürften in vorzügliche Betrachtung diejenigen kommen, in welchen bisher zerstreute Kentnisse zuerst unter einen glücklichen Gesichtspunkt, und in eine systematische Verbindung gebracht sind; oder solche, welche die Stuffe der Kentnisse einer Nation von einem Gegenstande, oder den Zustand der Litteratur unter derselben zeigen, wenn gleich andre Völker in ihren Einsichten weiter gegangen sind.

Unter gewissen Umständen können in diese Classe auch diejenigen Schriften kommen, welche ihrem Inhalte, auch vieleicht selbst der Ausführung nach, eben kein Verdienst der Neuheit haben, aber durch zufällige Umstände Aufsehen machen und merkwürdig werden. So kann der Nahme eines Verfassers, die Einkleidung, die Schreibart, der erfolgte Widerspruch und die Bestreitung desselben, die Folgen überhaupt, die es veranlasst hat, ein Buch, das sonst nicht vorzüglich in den obigen Plan gehörte, demselben näher bringen; und in ähnlicher Rücksicht können Schriften, welche durch alte oder neue Irrthümer einen schädlichen Einfluss auf die Kenntnisse und Sitten einer Nation haben, in Betrachtung kommen, zumal wenn sie bereits Aufmerksamkeit erreget haben.

Wenn die Werke, von welchen bisher ist geredet worden, eine grösere Beflissenheit und Umständlichkeit, wiewohl auch in verschiedenen Maase erfordern: so giebt es eine bei weitem grösere Zahl solcher, bei denen eine kürzere Anzeige zweckmäsiger seyn wird, insofern sie blos durch Methode, Behandlung, Einkleidung und den guten Vortrag wissenschaftlicher Gegenstände, oder durch Aufklärnng einzelner Stücke, Berichtigung irgend eines wichtigen Factums, grösere Genauigkeit in der Beobachtung, sich Aufmerksamkeit erwerben; in welchen Fällen das eigne eines Buches sich kurz fassen und darlegen lässt.

Wir brauchen nunmehr nicht erst anzuführen, dass hingegen alle Bücher, ob sie gleich sonst gut und nützlich seyn können, worinn

aber zu der Masse der Kenntnisse, die eine Nation besitzet nichts hinzu gekommen ist, Werke, die blose Wiederholungen oder Zusammentragung des Bekannten sind; Facta, Data, Sätze, Meynungen, ohne Stellung, Anwendung, und eigne Beurtheilung; nicht in unsern Plan gezogen werden können.

Da die Arbeiter an diesem Journale sich es zu ihrem besondern Gesichtspunkte machen sollen, nicht überhaupt nur Bücher zu recensiren, sondern in guten Büchern dasjenige aufzusuchen, was in einem neuen Werke die Litteratur eigentlich gewonnen hat: so werden sie zuweilen auf Fälle stossen, wo sie selbst mehr Licht über einen Gegenstand zu verbreiten, eine nähere Verbindung der Theile, bündigere Resultate aus den Factis, neue Aussichten oder Winke zur Beobachtung, oder Beurtheilung und Anwendung, zu geben, Gelegenheit haben werden. Vermuthlich wird man es also nicht zweckwidrig finden, wenn dergleichen Veranlassungen kleine Ausschweifungen, Raisonnemens über den behandelten Gegenstand, Vorzeichnungen eines bessern Grundrisses, nach sich ziehen solten.

Da die Verfasser die eigentlich wissenschaftlichen Kentnisse für ihr Feld abgesteckt haben, und also ihre Leser blos unter dem gelehrten Theil des Publici erwarten können; so verbinden sie damit einen zweyten Gesichtspunkt: dass sie sich bemühen wollen, Ausländern insonderheit die Producte des deutschen, wissenschaftlichen und litteralischen Fleisses vollständiger und zuverlässiger bekant zu machen, als es bisher geschehen konnte. In sofern aber auch ausländische Werke in dem Plan begriffen sind, kann es Ausländern nicht unangenehm seyn, theils das Urtheil von Teutschen über ihre gelehrten Arbeiten und den Gesichtspunkt, den man hier fasst, wahr zunehmen, theils auch zusehen wie sorgfältig und aufmerksam der Deutsche ist, seine Kentnisse durch die Einsichten, Beobachtungen und Bemerkungen der Gelehrten aus allen Nationen zu erweitern, und folglich durch so vereinigte Kentnisse oft weiter zugehen, als ein fremder Sprachen unkundiger Ausländer jemals gehen kann.

Und in dieser Rücksicht sowohl, als in mehrern andern Betrachtungen, die wir hier dem Publico nicht vorlegen können, werden wir uns bei diesem Journale der lateinischen Sprache bedienen, ohne eines jeden andern Denkungsart über den Gebrauch oder Vorzug unserer deutschen Sprache hieunter zu nahe zutreten.*)

---

*) durchstr.: Jeder handele nach dem Maase seiner Einsichten und nach seiner Ueberzeugung.

Die Verfasser dieses Journals halten es sich nicht für anständig, von dem was sie leisten wollen, weitläufige Versprechungen zumachen. Als gewissenhafte Männer werden sie nie aus den Augen lassen, wozu sie sich, ausser den gemeinen Pflichten eines Recensenten, auch durch den Plan ihrer Arbeiten selbst verbunden haben. Was sie sich vorgesezt haben, erhellt aus dem obigen, dass blos Liebe zu den Wissenschaften, patriotischer Eifer für den Ruhm der Nation und für die Universität insonderheit, an die sie verpflichtet sind, sie zu dem Unternehmen bewogen, können sie bezeugen, ohne sich einer Eitelkeit verdächtig zumachen. Für das übrige mag bis dahin, dass das Publicum selbst urtheilen kann, die Billigung und Genehmigung der Königl. Societät der W. ein günstiges Vorurtheil erwecken, unter deren Aufsicht und Antheilnehmung ihrer Glieder die Gesellschaft ihre periodische Schrift heraus geben wird.

Sie gedenket jährlich einen Band wenigstens zu zwo und einhalb bis drey Alphabeten in zwey Abtheilungen zu liefern: indessen wird sie sich nicht so wohl ängstlich an die Bogenzahl binden, als vielmehr auf die Reichhaltigkeit der Werke, die sich von Zeit zu Zeit darbieten werden, Rücksicht nehmen.

V.*)

Hochedelgeborner, Hochgelahrter,

Höchstgeehrter Herr Professor,

Ew. Magnificens dencken viel zu edel, als dass Sie es ungeneigt vermerken könnten, dass wir Denenselben als Directori der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eine Klage gegen den Herrn Michaelis, der die Vorreden zu den göttingischen Anzeigen geschrieben, übergeben.

1. Man beklaget sich erstlich, dass der Herr Michaelis gar zu diktatorisch die kleinen Schriften zum Staube verdamme, und Sie keiner Anzeige würdigen wolle. Wir lassen diese Verdammung gerne von solcher Art Schriften gelten, als die paar Bogen sind, so der Herr Michaelis vor wenigen Jahren, zur Errichtung einer Academie der Frauensleute, in Göttingen schon als Professor zu schreiben geruhet hatten. Allein alle kleine Schriften sind nicht von dieser Art. Horaz saget: in tenui labor, und Kaniz:

„Ein kleines Werkchen hat oft grossen Ruhm erwecket."

*) Societätsarchiv.

II. Man beklaget sich zweitens, dass der Herr Secretair Michaelis nicht bestimmet hat, welche Anzahl Alphabethe und Bogen ein grosses Werk ausmachen sollen. Gross und klein sind bekannter maassen beziehungs-Wörter. Man weiss also nicht, wie man sich mit der Einsendung seiner Werke zu verhalten hat? Hiezu tritt, dass ein Werk gross oder klein heissen kann, je nachdem man es entweder nach seinem Inhalte, oder nach der Anzahl der Bogen, die es ausmachet, betrachtet. Ob der Herr Secretair das grosse und kleine nach dem innren Werthe eines Buchs bestimme, oder sich schlechterdings nach dem Gewichte in der Hand richte, verdiente einer Anzeige. Das letzte würde sich nicht für die Ehre der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften schicken, als welche die Aufsicht über den göttingischen Recensenten hat. Ist es denn eine Kunst

— — — ohn ein Bein zu strecken,
Zehn Bogen voller Nichts mit jauchzen auszuhecken?

III. Man beclaget sich drittens, dass man in den Götting. Anzeigen noch mehrere französische, englische, spanische, und italienische Werke recensiren will. Wozu dis? man rükke doch die Recensiones von auswärtigen Büchern in die Relationes de libris novis, weil die lateinische Sprache das vinculum zwischen den entferntesten Gelehrten ist, und bekümmere sich in den Deutschen Zeitungen mehr um das, was unter uns vorgehet.

IV. Man beklaget sich endlich, dass der Herr Michaelis den Inhalt der göttingischen Anzeigen mit der Vorrede in Wiederspruch setze, und sich einer Partheylichkeit, die auf ewig aus der Brust eines öffentlichen Kunstrichters verwiesen seyn solte, verdächtig mache. Kleine Werke verbittet er durchaus, und dennoch erzählt man uns weitläuftig, zum Exempel, dass Herr Quentin zwey Bogen de lege hortensia geschrieben, dass Herr Pratje in Stade, sonst ein ruhmwürdiger Mann, aus den Busstexten dispositiones gezogen, die kein geübter Prediger in dem Stadischen Sprengel zur Halbe ansiehet, weil er sie selber machen kann, dass einer Namens Plesken auf Julius Blok eine Standrede gehalten, et quæ talia?

Ew. Magnificens wollen selber urtheilen, ob wir recht oder unrecht denken? Geruhen Sie doch geneigt, dem Herrn Michaelis unsere Klagen bekandt zu machen, und die Anstalt zu verfügen, dass wir bewährte Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsahmkeit von Göttingen bekommen, und dass man die Namen der Deutschen Bücher, sie mögen gross oder klein geschrieben seyn, wenn sie nur

was gutes enthalten, fleissiger darin lese, als die Namen der Ausländer. Wir können ja nicht alle Franzosen, Portugiesen, Spanier, Engelländer, und Italiener seyn. Ist es denn einem deutschen Zeitungs-macher anständig, das Land worin er gebohren ist, lebet und gutes geniesset, zu beschimpffen, und den hoffärtigen Franzosen noch mehr Gelegenheit zu geben, in ihrer gewis unwahren Meinung zu beharren, dass der Deutsche et in litteris et in moribus allezeit ein Ours mal leché sey? Ew. Magnificens können unsere Bitte wenigstens so lange bewerkstelligen, als Sie die Ehre haben, das Direktorium der königl. Gesellsch. der W. zu führen, worunter doch anitzo die göttingischen Anzeigen stehen sollen. Wir ehren Sie aufrichtig, und sind mit aller Hochachtung

Ew. Magnificens
ergebene Diener
G. E. Otto v. M.
P. J. P.
D. O. W.
R. S.

Celle
d. 28. Feb.
1754.



Druck von G. Bernstein in Berlin.